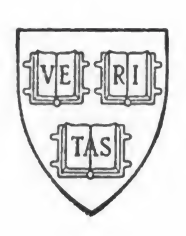
GÖTTINGISCHE GELEHRTE ANZEIGEN




VE RI
TAS



Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band

auf das Jahr 1860.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kästner.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 3. Mai 1860.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Von Matth. Koch.“

Im dritten Abschnitt wendet sich der Verf. zu der Sendung Albas. Die Erfahrungen, welche Philipp II. nach jedem von seiner Seite den Forderungen der niederländischen Großen geschehenen Zugeständnisse gemacht hatte, nöthigte ihn zu einem Wechsel des Systems; es mußte Strenge an die Stelle einer schwächlichen Nachgiebigkeit treten, der zum Spielball ihrer Umgebung gewordenen Statthalterin ein thatkräftiger Mann zur Seite gesetzt werden. Doch darf Albas tolles Repressivsystem — und so glaubt der Verf. es bezeichnen zu müssen, weil auch Viglius das angewandte Verfahren mißbilligt — ebenso wenig dem Könige zur Last gelegt werden, als es den Grund zu den schärfsten Beschuldigungen gegen ihn selbst abgeben kann. Er war eben der im Kriegshandwerke ergraute Soldat, voll tiefgewurzelten Hasses gegen Rebellen und Ketzer, des Rechts

unkundig, streng und rauh, aber keinesweges grausam aus Bosheit oder Wahl. Daher verdient er die „gräulichen, mehr von politischer und confessioneller Parteileidenschaft eingegebenen, als aus einem historischen Studium geschöpften Vorwürfe nicht. „Die meisten Historiker, fährt der Vf. fort, scheitern bei ihrer Zurechnung an der gegen gewisse Charaktere von vorneherein erfaßten Abneigung. Das widerfährt selbst den unparteiischen von ihnen ganz besonders bei Philipp und Alba. Der blinde Glaubenseifer von beiden verstößt zu empfindlich gegen ihre Vorliebe für die Reformation, um den Einfluß des sie erfüllenden Hasses auf das Urtheil bemeistern zu können. Diese Eingenommenheit reicht so weit, daß sie das Urtheil gar nicht hören wollen und den anfeinden, der sie darauf führt. Bei den Katholiken herrscht daher größere Unbefangenheit. Es wird ihnen leichter, sich in die Anschauungsweise jener historischen Personen zu versetzen, die ihre Glaubensgenossen waren, und mit denen sie wenigstens bis auf einen gewissen Grad die geistige Richtung gemein haben."

Dem hier gegebenen Berichte fügt Ref. nur noch wenige Worte hinzu. Das vorliegende Werk, welches zunächst durch die Darstellung Motleys hervorgerufen zu sein scheint, steht nach seinen Tendenzen nicht isolirt da. Aber hinsichtlich der Maßlosigkeit, mit welcher der Verf. diese zur Geltung zu bringen sich angelegen sein läßt, dürfte aus der neuern Zeit wohl nur die Schrift von Heising (Magdeburg nicht durch Tilly zerstört) ihm zur Seite gestellt werden. Die vorgesteckte Aufgabe war eine überaus mißliche, auf dem Wege besonnener und ehrlicher Forschung schwerlich zu lösende. Um ihr zu genügen, fühlte sich der Vf. zu der Rolle des Defensor gedrungen, der, um jede gegen seinen Clienten erhobene An-

schuldigung zu entkräften, die Anklage in verstärktem Grade auf den Kläger zurückwirft. Zu dem Behufe sind die üblichen Mittel, ein denkbares Acceptiren von Zugeständnissen und Andeutungen, ein Ignoriren alles dessen, was dem beabsichtigten Beweise widerstrebt, ein hastiges Vor- und Zurückspringen, um der Sicherheit des Ueberblicks zu wehren und die Widersprüche zu verdecken, mit Geschick verwendet. Aber freilich ist es etwas Anderes, ob die solchergestalt bewiesene Gewandtheit eine beneidenswerthe genannt werden darf.

Leyden

bei Brill 1859. جزرة الحاطب وتحفة الطالب
Opuscula Arabica, collected and edited from Mss. in the University Library of Leyden by William Wright.

Die Anziehungskraft, welche die ältere arabische Litteratur (bis zum Untergang der Umaijadenherrschaft) von jeher auf Alle ausgeübt hat, die sich ernstlich mit ihr beschäftigten, bewährt sich noch immer, und wird hoffentlich bewirken, daß bald alle aus jener Litteratur erhaltene Werke durch brauchbare Ausgaben allen Freunden derselben zugänglich gemacht werden. Wm. Wright, dem es schwerlich ein anderer Gelehrter an umfassender und genauer Kenntniß auf diesem Gebiete zuvorthut, gibt uns hier eine Sammlung kleiner Stücke, die, so verschiedenartig sie auch auf den ersten Anblick aussehn, doch alle durch ihre Beziehung auf Dichtung und Sprache der alten Araber zusammengehalten werden. Daß alle diese Stücke von Werth sind, dafür bürgt schon der Name des Herausgebers; und wirklich gehören einige derselben zu den originellsten Erzeugnissen des arabischen Geistes. Alle sind aus zwei

Leydener Handschriften genommen und zwar lag für jedes Stück nur eine einzige vor; so bedenklich dieser Umstand, der sich aber durchaus nicht vermeiden ließ, auch an und für sich ist, so gehören diese Handschriften, welche der damit Unbekannte nach den Worten der Vorrede S. VI leicht für nur mittelmäßig halten könnte, mit zu den besten und genauesten und sind von hohem Alter, da beide noch aus dem sechsten Jahrhundert der Flucht stammen. Ich glaube zu einem Urtheil über diese Handschriften berechtigt zu sein, da ich sie aus eignem Gebrauch genau kenne. Freilich bleibt noch mancher Fehler, der nicht immer durch bloße Vermuthung gebessert werden kann, aber die Herausgabe hat doch immer festen Grund und Boden.

Wright gibt bloß den Text mit allen nöthigen Vokalen und kurze Anmerkungen, keine Uebersetzung. — Die Behandlung des Textes wie die Sorgfalt der Vokalsetzung, in der freilich die Handschriften mit gutem Beispiel vorangingen, sind so genau und sauber, wie wir es von dem Herausgeber verlangen können. Die Anmerkungen beziehen sich zum Theil auf die Lesarten des vorliegenden Textes, zum Theil führen sie dieselben oder ähnliche Stellen aus anderen Sammlungen an; andere ergänzen Lücken in Freytag's Lexikon. Rein erklärend sind nur wenige. Eine Uebersetzung wäre bei den poetischen Stücken erwünscht gewesen; doch können wir es dem Herausgeber nicht verargen, daß er sie wegließ, wenn er keinen Beruf dazu in sich fühlte. Poetische Uebersetzungen gelingen nur zu selten.

Das erste Stück ist eine rein lexikalische Arbeit des bekannten Abû Bekr Ibn Duraid, die nach der unter den alten Grammatikern sehr beliebten Weise die Wörter nicht nach der äußern Gestalt, sondern nach der Bedeutung anordnet. Sie handelt in zwei

Abtheilungen von den Namen des Sattels und des Zügels und ihrer einzelnen Theile. Die Namen werden durch Stellen aus Dichtern oder alten Geschichten belegt. Solche Abhandlungen, deren es freilich nicht sehr viele mehr gibt, würden für ein künftiges, den wissenschaftlichen Forderungen einigermaßen entsprechendes arabisches Wörterbuch von großem Nutzen sein. Was würde z. B. der Leser alter arabischer Gedichte um eine genaue lexikalische Monographie des Kameeles oder des Pferdes geben!

Noch weit größeres Interesse gewährt das zweite Stück, in welchem derselbe Ibn Duraid Aussprüche der Araber über Wolken und Regen zusammenstellt. Der größte Theil derselben ist von Grammatikern in der Wüste aus dem Munde improvisirender Beduinen aufgezeichnet. Diese Wallfahrten der Grammatiker, welche die in Syrien, Aegypten und im 'Irâq schon ausgeartete echte Sprache bei den Wüstenbewohnern aufsuchten, haben erst in den wissenschaftlichen Reisen der Neuzeit den Unternehmungen eines Castrén und Wallin eine freilich nicht ganz entsprechende Analogie gefunden. Ein lehrreiches Beispiel davon, wie die einfachen Beduinen, denen die grammatische Wissenschaft vollkommen unbekannt war, von Natur durch reine und beredte Sprache den gelehrten Herrn von Kûfa und Albaçra zum Muster dienen konnten, haben wir in der Geschichte S. 23 f., wo ein Gelehrter drei Beduinenknaben findet und dem, der ihm die beste (rhetorische) Beschreibung des Regens gäbe, einen Dirham verspricht; die drei Knaben machen ihre Sache so gut, daß er voll Freude jedem einen gibt und ihre Worte aufschreibt. Ibn Duraid scheint die einzelnen Stücke genau so aufgeschrieben zu haben, wie er sie von seinen Lehrern gehört hatte; daher erklärt es sich, daß dieselben größtentheils einen sehr genauen Commentar ha-

ben, während einige, die desselben ebenso sehr bedürften, ohne alle Erläuterung sind. Auch daß sich in den Erläuterungen und selbst in den Erzählungen (vergl. S. 36 Zeile 11 ff. mit S. 31, 7 ff. und auch 37, 4 v. u. mit 38, 6 v. u.) Wiederholungen finden, hängt mit dieser Entstehung zusammen. Obgleich die Stücke fast alle islâmisch sind, und zum Theil auch mit einem frommen Ausspruch schließen, so sind sie im Geist und in der Sprache noch ganz den vorislâmischen gleich. Man muß sich eine Vorstellung davon machen, welche Veränderung die seltene Erscheinung des belebenden Regens in dem dürren Arabien hervorbringt, so daß gleichsam hier die Schöpfung sich in wenigen Augenblicken erneut, — ein Umstand, der ja auch im Qorân eine große Rolle spielt — um diese Schilderungen zu verstehn. Sehr merkwürdig ist es, wie die hyperbolische Phantasie in der Wolke und dem segnenden Naß ganz ähnliche Dinge sieht, wie die der alten Indogermanen. Wir sehen die Wolken als Kameelheerden aufgefaßt, die einzelne Wolke als Wall oder Berg (سَدّ), als Kameel, welches der Wind treibt oder befruchtet, als gefülltes Euter, aus welchem die Regenmilch niederströmt, als Schlauch, durch dessen Ritzen das Wasser sickert ꝛc. Eine genaue Uebersetzung, die doch den künstlerischen Eindruck nicht zerstört, wäre sehr zu wünschen; doch zweifle ich, ob sie möglich ist.

S. 18, 7 würde ich das و vor المذنبين streichen; es soll eben die Wohlthat ausgedrückt werden, welche Gott in dem überaus reichen Regen seinen Dienern, den Menschen, trotz ihrer Sünden gewährt; vgl. S. 26, 2 v. u. S. 20, 4 v. u. lies نَعَمًا für نِعِمَّا. S. 21, 3 kann in der schlichten Scho=

liastenprosa الّذى nach الّا nicht gut entbehrt werden. S. 27, 1 ist der Artikel vor القطعة nicht statthaft; S. 33, 6 f. ist mit Unrecht für das im Text stehende richtige اقروها („ich durchwandele es"), wenn dasselbe überhaupt näher erklärt war, اطأ الح mit seiner Erklärung von dem Ende der Schilderung hierher gekommen; schwerlich ist ein solches Versehen schon dem Ibn Duraid zuzuschreiben.

Hierauf folgt eine ziemlich alte Schrift über den Reim in den Gedichten von Muhammed b. Ahmed b. Kaisân, welche vielfach interessante Thatsachen aus diesem Gebiete beibringt. Eine nähere Betrachtung des Systems würde uns bei der gänzlichen Verschiedenheit des Standpunktes der alten Metriker von dem, welchen wir nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit einnehmen müssen, zu weit führen. Damit wird die Wichtigkeit dieser Schrift für den Versbau und auch für die Grammatik im Allgemeinen durchaus nicht geleugnet. — In diesem Stücke finden sich zwei fehlerhafte Verse (übrigens die einzigen, die als solche vom Herausgeber nicht ausdrücklich genannt werden). S. 52 lin. 8 und S. 53, 8. Bei dem ersten, der durch eine falsche Reminiscenz an den Vers S. 64, 7 entstellt ist, wage ich keinen bestimmten Besserungsvorschlag; bei dem zweiten ist wohl nur مِن zu streichen, um das reine Sarî' (mit fehlender erster Silbe) herzustellen. S. 66, 2 ist wahrscheinlich ربّه (im Accusativ) zu lesen („der nicht zu seinem Gotte gepilgert ist").

Es folgt der kleine Dîwân des Tahmân b. 'Amr vom Stamme Kilâb, einer Unterabtheilung der Hawâzin, welche zu der großen Abtheilung der Qais-

Stämme gehörten. Dieser Dichter, dessen Lieder von dem großen Philologen **Abû Sa'îd Assukkarî** gesammelt und mit kurzen Erläuterungen versehen wurden, ist zwar aus der Umaijadenzeit, ist aber seinem Leben und seiner Dichtung nach noch ganz altarabisch. Obgleich er sich gelegentlich zu der herrschenden Familie hält, wie etwa ein vorislâmischer Beduine zu den Königen von Hîra oder den Gassâniden, und ihnen Lobsprüche ertheilt, welche einen Spätern, der die Umaijaden wohl nur nach den ungünstigen Berichten tendenziöser Entstellung kannte, veranlaßten, durch ein an den Rand gesetztes كَذَبَ kurz und energisch zu protestiren, so hat er doch noch nichts Höfisches in seinen Gedichten, wie manche seiner Zeitgenossen. Er ist ein wilder Geselle, der sich in der Wüste herumtreibt, es mit dem Mein und Dein nicht sehr genau nimmt und daher trotz der Ausrede, er habe bloß einen Ketzer und Aufrührer bestohlen, von den Spätern einfach als لصّ „Räuber" bezeichnet wird (vgl. die Zugabe S. XVI). Daß dieser Dîwân selbst nur aus dem كتاب اللصوص genommen sei, wie Wright in der 23sten Anm. vermuthet, ist freilich kaum wahrscheinlich; Jâqût's großes Lexikon hat s. v. الاغرّ (oder wie die hiesige Handschrift immer schreibt الاغز) nichts Näheres über dies „Räuberbuch", obgleich es in diesem Artikel den Vers 1 auf S. 80, sowie auch den im Scholion dazu angeführten citirt. (Beiläufig bemerkt liest es بقبلته, ähnlich wie der Text des Dîwâns). Leider enthält das Kitâb-al-aghânî nichts über unsern Dichter und wir müssen daher seine Lebensumstände ganz aus den im Dîwân überlieferten Angaben schöpfen; denn da auch Wright nichts Anderes hat bei-

bringen können, so ist kaum auf etwas Weiteres von Bedeutung zu rechnen. Poetisch sind einige der Gedichte, die freilich alle als Bruchstücke zu betrachten sind, von hohem Werth; wir machen namentlich auf das erste im Gefängniß gedichtete aufmerksam. Das interessanteste ist das auf S. 83 f., in dessen Erklärung Wright gegen Enger entschieden Recht hat.

Im V. 3 des ersten Liedes scheint uns die Lesart der Handschrift unbedenklich; die Wirkung der beiden Winde auf die Wolke ist ähnlich; der eine stößt zurück, der andere drängt von hinten; تقلّع würde ein ganz neues Bild einführen. Ebenso nehme ich an فترى im Scholion zu V. 22 keinen Anstoß, wenn sich die betreffende Pflanze über die Erde erhebt und große Blätter hat, so darf der Erklärer wohl noch ein freilich ziemlich überflüssiges „und ist also sichtbar“ hinzusetzen; فتْرًا, wenn es anders statthaft sein sollte, wäre doch für den Scholiasten ein zu poetisches Wort. Der Name عبد الحُجْر S. 86 V. 6, den Wright nicht kennt, kommt auch, jedoch mit andern Vokalen in Ibn Duraid's geneaclog.-etymol. Handbuch vor (S. 237 ed. Wüstenfeld). Die in Anm. 45 angedeutete Vermuthung, daß für ابن السكّيت zu lesen sei السكّرى ist unrichtig, da auch Jâqût s. v. اجلى den erstern, auch sonst oft von ihm citirten Mann nennt; dagegen ist Assukkarî's Name am Ende des Artikels richtig und zwar hat derselbe nach Jâqût die vorliegende Notiz im Commentar zu einem hier angeführten Verse von Alqâttal Alkilâbî.

Das Schlußstück ist aus einer andern Handschrift, als die vorhergehenden Stücke genommen; dieselbe ist

vom Jahre 545 und zwischen ihr und der Urschrift stehen nur ein paar von gelehrten Männern gemachte Abschriften; wir haben daher bei derselben eine besondere Gewährheit der Genauigkeit. Diese Handschrift enthält in dem hier gedruckt vorliegenden zweiten, leider am Ende lückenhaften Theil eine Sammlung von Todtenklagen, welche der Grammatiker **Ibn Al-a'râbî** einem Schüler dictirte. Diese Entstehungsart der wohl nie weiter verbreiteten Sammlung erklärt es, wie dieselbe mit einer gar nicht hierhergehörigen aber gleichfalls von **Ibn Al-a'râbî** dictirten Bemerkung anfangen kann. Diese Todtenklagen, deren Bedeutung auch mich früher zu einer Abschrift veranlaßt hat, sind größtentheils aus der Umaijadenzeit, zum Theil jedoch auch heidnischen Ursprungs. Fast alle sind kurz; in den meisten ist der Ton sehr elegisch, oft innig klagend. Dabei wird der Todte gepriesen, aber nur selten tritt die Sehnsucht nach Rache gegen den Mörder (wie S. 103 unten) oder das Frohlocken über die vollzogene Blutrache zum Vorschein (wie S. 109 unten); so männliche Gesinnung wie in den Versen des tapfern **'Amr b. Ma'dîkarib** (S. 120) ist in diesen Klageliedern, die zum Theil von Frauen herrühren, ziemlich selten. Zu diesen Todtenklagen, die zum größten Theile den wahren Schmerz naher Anverwandter aussprechen, bilden einen eigenthümlichen Gegensatz ein Lied, in welchem Jemand den durch Ungeschicklichkeit eines Arztes, der ihm Augenwasser gab, herbeigeführten Verlust seines Auges beklagt (S. 105 f.) und zwei kurze Ragaz auf den Tod einer Ziege und eines Esels (S. 121 f.). Mit Unrecht stehen in der Sammlung eine offenbare Satire (S. 106 f.) und ein Nasîb (S.99), wo vielleicht die Worte بعد لبنى falsch durch „nach Lubnâ's Tode“ statt „nach der Trennung von Lubnâ“ erklärt wurden. An die Ele-

gie sind sehr selten noch ein paar Verse andern Sinnes gehängt, welche in dem ursprünglichen Gedicht auf jene folgten (wie S. 104, lin. 8, 9). Geschichtlich am wichtigsten ist ohne Zweifel die Todtenklage auf den verschrieenen Chalifen Jazîd I. (S. 118 f.), welche ein Bild von dem Zustande des durch Parteien tief gespaltnen Reichs darbietet.

Diese Lieder sind ohne Commentar, bedürfen desselben auch weniger, da sie meistens nur den einfachen Ausdruck rein menschlicher Empfindungen enthalten, der an sich leicht verständlich ist.

Bei diesen Gedichten zeigt sich die Belesenheit des Herausgebers besonders glänzend. Ich kann nur zu einer Stelle einen Nachtrag geben; das Lied auf S. 108 unten befindet sich in Albuḥturî's Hamâsa, Kap. 174 (S. 395 der Leydener Handschrift und zwar in folgender Ordnung und Gestalt: V. 1 mit der Variante فى الخفاء; V. 2 mit den Lesarten الا تفهمين und اكنافه; dann folgt der Vers, der auch in Abû Tammâm's Ḥamâsa vorkommt, in folgender Gestalt

وكنتُ ارى بينًا به بعضَ ليلةٍ + فكيف ببينٍ دون ميعاده الحشرُ

dann V. 6 mit وهوّن وجدى und وان طال بى; V. 4 ganz wie bei Abû Tammâm; V. 3 mit هو; V. 5 fehlt; dann kommen noch der Vers فتى لا الخ wie bei Almubarrad, nur mit له für به; endlich

فنِعْمَ مُناخُ الرِكبِ كان اذا اَنبرت + (*شمالٌ وأمست

*) Handschrift سمال.

لا يعرّجها سِتْرٌ ومَأْوى اليتامى الْمُمْحِلين اذا انتهوا

+ الى بابه شُعْثًا وقد قَحِطَ الْقَطْرُ

S. 105 letzte Zeile, ist nach meiner Auffassung dieser Vers عيْنَه zu lesen (sie sagen: Heilwasser hat sein Auge betrogen, d. h. geblendet). S. 118 lin. 3 lies موتَه (Accus.), S. 119, 2 wahrscheinlich بَيانًا (Beredtsamkeit).

Zu allen Stücken sind von de Jong sorgfältige Register beigefügt.

In der Orthographie folgt der Herausgeber zwar nicht durchgehends den Handschriften, wie er sich denn z. B. nicht scheut S. 101, 5 v. u. وطائِرٍ zu lesen, während die Handschrift وطايِرٍ hat rc., aber er nimmt doch etwas zu viel Rücksicht auf dieselben. Eine Schreibart wie لعمرو ابيك (S. 116 vgl. S. 119), und das Schwanken zwischen يرى (S. 79) und فترا (mit Alif) rc. verdienen keine Billigung. Ich habe nichts dagegen, wenn Wright nach dem Gebrauch vieler alter poetischer Handschriften, die oft auch noch in spätern einzeln sich erhält, die Pluralendung û statt وا, bloß و schreibt — eine Schreibart, die vielleicht aus der den Laut genau wiedergebenden Orthographie der Metriker entstanden ist —; dann muß er dieselbe aber wenigstens in derselben Schrift genau durchführen, und nicht wie in dem dritten Stück bald so, bald so schreiben. Ein besonderes Gewicht scheint Wright darauf zu legen, die Assimilation auch bei zwei Wörtern auszudrücken, und so schreibt er مسبلٌ مهيب rc.; allein er hätte dann

auch die verschiedenen Arten des Idghâm, Ichfâ, Qalb ꝛc. genau ausdrücken müssen; aber dadurch würde die Schrift mit Zeichen überladen. Wir überlassen daher diese feinen Unterscheidungen besser bloß den Qorântexten, bei denen sie allerdings nicht fehlen dürfen. Falsch ist es, wenn Wright bei einem so vollständig assimilirten Buchstaben das Sukûnzeichen setzt. عَنْ لَّيلى ist ebenso gegen alle Regel, als wenn man اَلْشَّمس (mit Sukûn über dem ل) schreiben wollte; die Abwesenheit jedes Zeichens bedeutet eben das Verschwinden des Buchstabens in der Aussprache. Ziemlich überflüssig ist das Meddazeichen über dem ه und هُم, wo die betreffenden Vokale lang gebraucht werden.

Der Druck ist correct; außer den in der Zugabe verbesserten habe ich keine Druckfehler bemerkt. Die Ausstattung ist sehr gut, aber ich kann es nicht unterlassen, mein Befremden über die häßlichen Buchstaben auszudrücken, welche bei Ueberschriften verwandt sind. Die um die orientalischen Studien so verdiente Brillsche Druckerei entstellt durch solche Schrift geradezu ihre sonst so saubern Arbeiten.

Wir schließen die Anzeige dieser vortrefflichen Sammlung mit der Hoffnung, daß Wright bald die sehnlich erwartete Ausgabe des Kâmil vollenden möge.

Berlin. Theodor Nöldeke.

P a r i s

Michel Lévy frères, libraires-éditeurs 1859. Souvenirs et correspondance tirés des papiers de M a d a m e R é c a m i e r. Tome I, XXV u. 462; Tome II, 582 S. in Octav.

Das vorliegende Werk unterscheidet sich in manchen Beziehungen höchst vortheilhaft von verwandten

Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur. Hier ist kein Haschen nach pikanten Erzählungen und Bonmots, kein wohlgefälliges Verweilen bei schlüpfrigen Situationen. Die Haltung ist durchweg eine saubere, gehässige Anspielungen sind sorgfältig vermieden, die Darstellung zeigt sich fließend, ungesucht, nicht immer frei von einer gewissen Weichlichkeit. Sonach wird man es dem ungenannten Verfasser nachsehen, wenn seine Biographie häufig den apologetischen Charakter annimmt. Ihn hat, gleich Hunderten, die Récamier gefesselt, als ob sie ihm im Zauber der Jugendschönheit entgegengetreten wäre.

Interessant, das läßt sich nicht leugnen, bleibt diese Erscheinung immer, aber der deutschen Sitte und Anschauung steht sie fern; es ist durch und durch ein französisches, ein ausschließlich aus dem Pariser Leben hervorgegangenes und mit ihm genährtes Gewächs, die Frau der Gesellschaft, in der sich Schönheit und Anmuth, gesellige Talente und Herzensgüte concentriren, die überall Geschmack und einen esprit aimable zeigt, Freude an der Kunstwelt und schönen Litteratur und für beide ein gesundes Urtheil. Nur in der Hauptstadt konnten diese Gaben die reichliche Zahl von Kennern und die volle Würdigung finden; daher der namenlose Schmerz, die Tiefe des Unglücks, als ihr der Aufenthalt in Paris untersagt wurde.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß man hier nicht die Bekenntnisse einer schönen Seele, nicht die Selbständigkeit, den Scharfblick und das schöpferische Talent einer Staël erwarten kann. Die Ehe der Récamier dürfen wir nur als eine der äußeren Form nach eingegangene bezeichnen; des Gemahls geschieht höchstens im Vorübergehen Erwähnung; sie selbst gedenkt seiner in ihren Briefen so wenig, wie

ihre zahlreichen Correspondenten es für unnöthig, vielleicht selbst für unziemlich erachten, auf den zurückzukommen, dessen Name der ihrige geworden ist. Vor allen Dingen, es hat nie die Mutter aus der Frau gesprochen. In ihr wohnt eine merkwürdige Mischung von Eitelkeit und Aufopferungsfähigkeit, von feiner Sinnlichkeit und weiblichem Zartgefühl. Vom Hange der Intrigue würde auch der entschiedenste Gegner sie frei sprechen müssen. Ihr Wohlwollen, das, wenn auch ohne Berechnung, nicht immer der Grundlage der Eitelkeit entbehrt, leidet auch durch herbe Erfahrungen keine Schmälerung. Sie offenbart stets dieselbe Bereitwilligkeit, wenn es einer Aufforderung gilt, politisch Verfolgte durch Rath oder Verwendung zu schirmen, versteckte Verdienste ans Licht zu ziehen, Adspiranten der Akademie förderlich zu sein, jungen Gelehrten und Künstlern durch Aufnahme in ihren Salon die Anerkennung der Welt von Paris zu sichern. Dabei stoßen wir fortwährend, so sehr sie sich auch versteckt, auf eine feine Koketterie. Es ist immer die Frau, die gefallen, die Herzen an sich fesseln will; und des Sieges ist sie so gewiß, wie sie die schwerere Aufgabe, die Gefangenen in süßer Dienstbarkeit zu erhalten, mit wunderbarer Gewandtheit zu lösen versteht. Von den in die Biographie eingeschalteten Briefen gehört nur eine sehr kleine Zahl der Recamier. Lägen uns deren mehr vor — die von ihr für die Oeffentlichkeit bestimmten Niederzeichnungen können in dieser Beziehung kein Gewicht haben — so würden die vielfach in einander verschwimmenden Grenzen von Freundschaft und Liebe mit größerer Sicherheit zu bezeichnen sein. Bei vielen der hier mitgetheilten Zuschriften, die übrigens alle mehr oder weniger in Adoration übergehen, beruht das Interesse lediglich in der Persönlichkeit oder in der hohen Stellung des Abfassers.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wenden wir uns der Berichterstattung über das obengenannte Werk zu.

Eine Frau wie die Récamier, die sich stets innerhalb der Schranken des Privatlebens hielt, weder als Schriftstellerin auftrat, noch durch den Glanz der ihr verliehenen Gaben politischen Einfluß zu gewinnen trachtete und gleichwohl eine Berühmtheit erlangte, die sich weit über ihren Tod hinaus behauptet, gehört unstreitig zu den seltensten Erscheinungen der Neuzeit. Eben deshalb suchte man schon während ihres Lebens nach den verschiedensten Deutungen und verschmähte auch die gehässigsten nicht. Das war der Grund, aus welchem ihre Freunde wiederholt in sie drangen, die Gestaltungen ihres innern und äußeren Lebens aufzuzeichnen. Aber die sonst so muthige, und wie man meinen sollte, an den Erfolgen ihrer Talente gewöhnte Frau, rang in dieser Beziehung lange mit einem Mangel an Selbstvertrauen und wurde während der letzten Jahre ihres Lebens von einem hartnäckigen Augenübel heimgesucht. Deshalb fanden sich in ihrem Nachlasse nur aphoristische Niederzeichnungen, hingeworfene Bemerkungen und Schilderungen, die, verbunden mit den der Vernichtung entzogenen Correspondenzen, die Grundlage für eine Biographie abgeben konnten, aber zugleich den Gegenstand der Darstellung immer nur in den nicht gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, im geistigen Verkehr mit bedeutenden oder hochgestellten Männern zeigen. Das steht um so mehr zu beklagen, als die vorliegenden Mittheilungen das Verlangen nähren, die Frau auch in ihrem Hauskleide, ihr Walten im Kreise der Häuslichkeit, im Auffassen und Ordnen der gewöhnlichen Verhältnisse des Tages verfolgen zu können.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. Mai 1860.

Paris

Schluß der Anzeige: »Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Mad. de Récamier.«

Wir wollen nicht sagen, daß sie dabei nicht verloren haben würde, obwohl die Herzogin von Devonshire einst von ihr sagte: »d'abord elle est bonne, ensuite elle est spirituelle, après cela elle est très belle« und der Verf. hinzufügt: »que l'on retourne la proposition, et l'on comprendra quel chemin ont infailliblement suivi les personnes qui se sont de plus en plus rapprochées d'elle.« Der nächste Eindruck, welchen die Récamier in ihrer Jugend machte, beruhte auf ihrer Schönheit; aber im Gespräch mit ihr vergaß man diese Schönheit in gleichem Grade, als wiederum die Anmuth ihrer Conversation zur Nebensache wurde, wenn sich die Tiefe und Wahrhaftigkeit ihrer innersten Natur entfaltete. Daraus erklärt sich die Anziehungskraft, welche sie auch im Alter auf Alle übte, welche ihr näher traten. Es wurde durch sie keiner Frau Veranlassung zur Eifersucht gegeben, sie schloß sich weiblichen Naturen so warm und hingebend an, wie sie

starke männliche Charaktere an sich fesselte, sie erfaßte die zu verschiedenen Zeiten ihr gebotene Gelegenheit, eine politische Rolle zu spielen, nur in so weit als Sitte und Bedingung der Frau es gestatteten, und bewies in dieser Hinsicht, namentlich zur Zeit der Restauration, einen Tact, der durch keine Verlockung getrübt werden konnte.

Drei Persönlichkeiten sind es vornehmlich, die neben der Frau in den Vordergrund dieser Biographie treten: neben einem Mathieu de Montmorency, Ballanche, der Buchdrucker in Lyon, und Chateaubriant; ihnen zur Seite werden Frau von Staël, der leichtfertige, aber ritterliche Herzog von Laval, Prinz August von Preußen und der hochbetagte Herzog von Noailles die Aufmerksamkeit des Lesers besonders in Anspruch nehmen.

Die am 4. Dec. 1777 zu Lyon geborene Juliette war die Tochter des dortigen Notars Jean Bernard, eines wohlgebildeten, sanften Mannes, phlegmatisch und von höchst mäßigen Geistesgaben. Als der Vater unter dem Ministerium Calonne eine Anstellung als receveur des finances in Paris erhielt, ließ er das sechsjährige Mädchen anfangs bei seiner in dem Städtchen Villefranche verheiratheten Schwägerin und übergab sie dann den Klosterfrauen von la Deserte in Lyon zur Erziehung, von wo sie als aufblühende Schönheit zu den Eltern zurückkehrte. Dort machte sie (1791) im Kreise der eitlen, lebenslustigen, nach Verkehr mit geistreichen Männern haschenden Mutter die Bekanntschaft mit Laharpe, den Mitgliedern der Nationalversammlung Lemontey und Barrère und von Jacques Récamier aus Lyon, welcher bereits damals zu den gewichtigsten Banquiers von Paris zählte. Letzterer, ein gewandter, lebenskluger und vielseitig gebildeter Mann, leichtfertig, nicht eben wählerisch in seinem Umgange, stand im Alter von 42 Jahren, als er sich (1793) mit der 15jährigen

Juliette vermählte. »Ce lien ne fut, d'ailleurs, jamais qu'apparent; Mme Récamier ne reçut de son mari que son nom. Ceci peut étonner, setzt der Verf., welcher so eben der moeurs légères des Mannes Erwähnung gethan hat, mit einigem Recht hinzu, mais je ne suis pas chargé d'expliquer le fait; je me borne à l'attester, comme auraient pu l'attester tous ceux qui, ayant connu M. et Mme Récamier, pénétrèrent dans leur intimité. M. Récamier n'eut jamais que des rapports paternels avec sa femme; il ne traita jamais la jeune et innocente enfant qui portait son nom que comme une fille dont la beauté charmait ses yeux et dont la célébrité flattait sa vanité.« Daß der reiche Banquier damals der Guillotine entging, mochte er hauptsächlich dem schützenden Umgange mit Barrère verdanken.

Ueber die ersten Jahre nach der Verheirathung von Juliette geht der Verf. rasch hinweg und begnügt sich mit dem Versuche, die ideale Schönheit der Gefeierten, die Grazie ihrer Bewegung, ihre Anmuth beim Tanz, selbst ihre Garderobe — man möchte hier und bei manchen andern Gelegenheiten auf eine Verfasserin schließen — einer gewählten, mit allen Tinten der Romantik gefärbten Schilderung zu unterziehen. Wir begegnen der Frau bald in dem von ihrem Gemahl angekauften Hotel Neckers, bald in dem von ihm gemietheten Schlosse zu Clichy, dessen Nähe bei der Hauptstadt den fortgesetzten Besuch an Oper und Bällen gestattet. Dorthin, wo der reiche Banquier täglich offene Tafel hielt, drängte sich die Blüthe der Pariser Gesellschaft, welche damals noch wenig durch die Gesetze des Ranges und Standes bedingt wurde. Auf diesem Wege machte Juliette die Bekanntschaft mit Lucian Bonaparte, der sofort von glühender Liebe zu der schönen Frau ergriffen wurde und ihr seine Leidenschaft gestand. »Il

y a, heißt es bei dieser Gelegenheit, dans l'extrême jeunesse et l'innocence, lorsqu'elle est réelle, quelque chose qui impose aux plus hardis. Mme Récamier non seulement n'avait jamais aimé, mais c'était la première fois qu'elle se voyait l'objet d'un sentiment passionné. En recevant une première lettre d'amour, elle fut d'abord un peu troublée, mais presque aussitôt l'instinct de sa dignité de femme et la complète indifference qu'elle éprouvait lui révélèrent la ligne de conduite à suivre.« Mit feinem Tacte ignorirte sie die erste schriftliche Erklärung; aber als der Ungestüme mit seinen Bewerbungen nicht nachließ, theilte sie sich ihrem Gemahl mit und bat, dem Zudringlichen das Haus zu verschließen. Dazu ertheilte indessen der kluge Banquier seine Einwilligung nicht; er erwog sein Geschäft, die gebietende Stellung des Bruders von Lucian und ersuchte die Gemahlin, den Bewerber weder zur Verzweiflung zu treiben, noch ihm unbillige Zugeständnisse zu gewähren. Dieses Verhältniß dauerte länger als ein Jahr, bis Lucian, im Gefühl, daß er Gefahr laufe, den Gegenstand des Lächerlichen in dieser Gesellschaft abzugeben, sich zurückzog. Die hier abgedruckten Briefe desselben fließen von schülerhafter Emphase über und können der Frau von Geist die Behauptung einer ihrer Würde entsprechenden Stellung nur erleichtert haben.

Eine lohnendere und bleibendere Bekanntschaft wurde dagegen der Récamier durch Adrien und Mathieu von Montmorency zu Theil. Beide hatten sich vor Kurzem von der Emigration losgesagt und waren in ihr Vaterland zurückgekehrt; Adrien, nachmals bekannter unter dem Namen des Herzogs von Laval, belesen, ritterlich, von eleganter Bildung, aber, setzen wir hinzu, von jener flatterhaften Beweglichkeit, die der Franzose als unerläßliche Zugabe der Liebenswürdigkeit rühmt, während der Deutsche sie schlichtweg

als Leichtfertigkeit bezeichnet. Darin mochte Mathieu in früheren Jahren dem Vetter wenig nachgestanden haben, während er ihm an Festigkeit des Charakters und Tiefe der Auffassung entschieden überlegen war. Der Tod seines auf der Guillotine endenden Bruders, den er sich beimessen zu müssen glaubte, weil sein Ungestüm in der sog. Bartholomäusnacht des Eigenthums der Revolution Vorschub geleistet, hatte ihn für längere Zeit in eine Schwermuth gestürzt, der er unterliegen zu müssen schien. Erst im Verkehr mit der Frau von Staël fand er sich selbst wieder und seit der Zeit wurde »ce frivole jeune homme un austère et fervent chrétien.« In diesem Stadium seines Lebens lernte er die Récamier kennen und stand seitdem als treuer, väterlicher Rathgeber ihr zur Seite, verhüllte ihr keine seiner Befürchtungen, daß sie in der Lüge des Salonlebens oder als Opfer weiblicher Eitelkeit untergehen könne und suchte sie der Erkenntniß dessen entgegenzuführen, worin ihm Beruhigung zu Theil geworden war. Diesen Männern gegenüber lag dem fortgesetzten Verkehr mit Laharpe wesentlich die Liebe zur schönen Litteratur zum Grunde.

Im Jahre 1802 geschah es, daß Bernard, der zwei Jahre zuvor zum administrateur des postes ernannt war, unter der Anklage, den Correspondenzen der Chouans Vorschub geleistet zu haben, plötzlich verhaftet wurde. Eben befand sich Madame Bacciochi, die Schwester des ersten Consuls, mit Laharpe und der Frau von Staël im Schlosse zu Clichy, als die Tochter das ihren Vater betreffende Ereigniß erfuhr. Die um Vermittelung gebetene Bacciochi wich kühl aus und verwies auf Fouché. Von diesem mit dem leidigen Troste entlassen, daß nur ein unverweiltes Aufsuchen des ersten Consuls dem Vater Rettung bringen könne, eilte Juliette ins Theater zur Bacciochi, die, ohne durch die Unglück-

liche erweicht zu werden, den Schluß der Vorstellung abzuwarten ermahnte, um dann die Wege zur Erlangung einer Audienz zu besprechen. Da erhob sich im Hintergrunde der Loge ein großer, stattlicher Mann und zu der Weinenden sich wendend, bat er um die Vergünstigung, sie fortführen und die erwünschte Audienz bewirken zu dürfen. Es war Bernadotte, der noch am nämlichen Abend der Frau die Versicherung aus den Tuilerien bringen konnte, daß der Vater in der kürzesten Zeit in Freiheit gesetzt werden solle. Als nun im Jahre darauf auch über die Staël die Verbannung verhängt wurde, war es bei der Récamier um die früheren Sympathien für Napoleon geschehen, und ihr Verkehr mit Moreau und Bernadotte mochte am wenigsten geeignet sein, die Bewunderung für den ersten Consul wieder zu wecken. Dieser wiederum äußerte sich über den jeder politischen Meinung geöffneten Salon der Frau mit einer Mißliebigkeit, die einen großen Theil der bisherigen Besucher fortscheuchte. Das konnte freilich die Erbprinzen von Würtemberg und Meklenburg-Strelitz, sowie den Kronprinzen von Baiern nicht abhalten, durch häufige Besuche dem Geist und der Schönheit der Récamier ihre Huldigungen darzubringen; aber Metternich, der immerhin als Mitglied der östreichischen Gesandtschaft mehr Rücksichten zu beobachten hatte, wagte nur verstohlen den erbetenen Zutritt zu benutzen. Fouché, welcher sich häufig in Clichy einfand, warnte wiederholt vor dem rücksichtslosen Verkehr mit allen offenen und geheimen Feinden des Gebietenden; er suchte die Gemahlin des Banquier sogar auf Napoleons Seite zu ziehen, indem er sich anheischig machte, ihr die Stellung einer Palastdame zu verschaffen, und die hier gegebenen Andeutungen lassen vermuthen, daß es dem Kaiser weniger darauf ankam, den Salon in Clichy als die schöne Inhaberin desselben für sich zu gewinnen. Mit Feinheit

wußte diese den ihr gelegten Schlingen zu entgehen, und Fouché zog sich, sichtlich gekränkt, zurück.

Aus dem wahrhaft fürstlichen Glanzleben, in welchem sich Juliette bis dahin bewegt hatte, wurde sie plötzlich durch die Erklärung ihres Gemahls herausgerissen, daß er durch eine Menge von geschäftlichen Verwickelungen gezwungen sei, seine Zahlungen einzustellen. Bei dieser Gelegenheit legte die Frau einen Muth und eine Kraft der Entsagung an den Tag, die um so mehr überraschen, als es einer Verzichtleistung auf alle Genüsse galt, die durch Gewohnheit unentbehrlich geworden zu sein schienen. Sie bestand darauf, daß ihr Privateigenthum, Geschmeide und kostbare Andenken, zunächst der Veräußerung preisgegeben werde, um nach Möglichkeit die Einbußen der durch den Fall ihres Gemahls Betroffenen zu decken. Junot, welcher für die von ihm verehrte Frau das Mitgefühl des Kaisers rege zu machen versuchte, wurde von diesem mit der Antwort abgefertigt: »on ne rendrait pas tant d'hommages à la veuve d'un maréchal de France, mort sur le champ de bataille!« In Coppet, wohin sie der Einladung der Frau von Staël gefolgt war, traf die Récamier mit dem durch Schönheit und Adel der Gesinnung ausgezeichneten Prinzen August von Preußen zusammen, der, sofort in Leidenschaft für die Frau entbrennend, nur in dem Verlangen lebte, daß diese, nach vorangegangener Scheidung, ihm ihre Hand reichen möge. In der Staël fand er eine beredte Gehülfin zur Förderung seiner Wünsche und Juliette, geblendet durch die sich ihr öffnenden Aussichten fürs Leben und gerührt durch die Liebe des Sprößlings eines Königshauses, dem das Herz der Frau mehr galt als das Gesetz der Geburt, ging die Verlobung ein. »La sorte de lien, fügt der Verf. hinzu, qui avait uni la belle Juliette à M. Récamier était de ceux que la réli-

gion catholique elle-même proclame nuls.« Dann erst theilte sie sich ihrem Gemahl mit und bat schriftlich um seine Einwilligung zur Auflösung der Ehe. Die Antwort lautete nicht ablehnend, aber sie verhüllte auch die schmerzlichen Gefühle des betagten, vom Unglück gebeugten Mannes nicht. Das bewog Juliette zur Rückkehr nach Paris. Noch wagte sie nicht, den offenen Bruch mit dem Prinzen herbeizuführen; sie hoffte in dieser Beziehung Alles von der Zeit und von der Trennung. Gleichwohl unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel mit dem Prinzen, dessen Hoffnungen durch die Uebersendung ihres Portraits nur genährt werden konnten, während die Frau ihrerseits durch religiöse Bedenklichkeiten, durch Zweifel, ob sie jemals im Stande sein werde, die Opfer, welche der Geliebte ihr bringen wollte, nach Gebühr zu vergelten, durch Furcht vor dem mit der Ehescheidung verknüpften Aufsehen, endlich durch den Gedanken, außerhalb Frankreichs leben zu sollen, immer entschiedener zu der Entscheidung gedrängt wurde, das in Coppet rasch verpfändete Wort zurückzufordern. Ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben konnte indessen den Prinzen nicht bewegen, auf die ihm gegebene Zusage zu verzichten. Noch vier Jahre darauf (1811) hielt er so fest an der Verheißung, daß er sich heimlich nach Schafhausen begab, um hier mit dem Gegenstande seiner Liebe zusammenzutreffen. **»Enfin j'espère que ce trait me guérira du fol amour que je nourris depuis quatre ans«** schrieb er der Frau von Staël, als er an dem verabredeten Orte der Ankunft von Juliette vergeblich entgegengesehen hatte. Es war ihm unbekannt, daß die Frau unmittelbar nach ihrer Ankunft in Coppet vom Exil betroffen war. Sobald er erfahren hatte, daß es nicht in ihrer Macht gestanden, der Zusage zu entsprechen, legte sich sein Unwille, die alte Neigung kehrte zurück und die hier

mitgetheilte Correspondenz desselben zeugt von der Wahrheit und Treue, mit welcher sein Herz der Frau anhing. Sein letzter Brief ist drei Monate vor seinem Tode abgefaßt und schließt mit den Worten: »l'anneau que vous m'avez donné me suivra dans la tombe.«

Zu jener Zeit, als die wegen ihrer litterarischen Thätigkeit und der unverholenen Darlegung ihrer politischen Gesinnung aus Frankreich verwiesenen Frau von Staël den Plan faßte, nach Schweden zu übersiedeln, entschloß sich die Récamier, der Freundin abermals einen Besuch in Coppet abzustatten. Doch nahm sie, um die Aufmerksamkeit der Policei nicht rege zu machen, ihren Paß nach Aix in Savoyen, unter dem Vorgeben, sich der dortigen Bäder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit bedienen zu wollen. Die Bedenklichkeiten ihrer Freunde wogen für sie weniger schwer, als die Pflicht, der Staël durch ihr Erscheinen eine kleine Freude zu bereiten. Ihr Aufenthalt am Genfer See wurde auf wenige Tage beschränkt, worauf sie auf Umwegen nach Paris zurückkehrte. Hier wartete ihrer der Spruch des Kaisers, der sie aus der Hauptstadt und deren Umkreis von vierzig Stunden verbannte. Unter diesen Umständen wählte sie anfangs ihren Aufenthalt in Chalons, um dem Mittelpunkte des französischen Lebens wenigstens möglichst nahe zu bleiben, dann, weil ihr das Städtchen zu eng, alle Verhältnisse zu bürgerlich abgegrenzt waren, in Lyon, wo sie mit dem Schriftsteller und Buchdrucker Ballanche, einem eben so häßlichen als geistvollen Manne, den Bund der Freundschaft schloß. Hier sah sie sich im Anfange des Jahres 1813 von Mathieu de Montmorency aufgesucht und wurde durch ihn bewogen, in einer Reise nach Italien die für ihre Gesundheit erforderliche Zerstreuung zu suchen. Die auf diese Reise bezüglichen Niederzeichnungen bieten, bis auf den in

Rom und Albano mit Canova gepflogenen Verkehr und besonders das Verhältniß zu dem Königshause in Neapel, wenig Interessantes. Am letztgenannten Hofe wurde die Reisende von Murat und der Königin Caroline, die sich mit Liebe der in Paris angeknüpften Beziehungen erinnerten, mit einem Wohlwollen aufgenommen, das zu dem Verfahren des kaiserlichen Bruders der Königin einen scharfen Gegensatz bildete. Eben damals unterzeichnete Murat seinen Beitritt zu der gegen Napoleon geschlossenen Coalition. Eine hierauf bezügliche Mittheilung verdient es, unverkürzt hier angeführt zu werden. Sie lautet also: »Au moment de rendre cette transaction publique, Murat, extrêmement ému, vint chez la reine sa femme; il y trouva Mme Récamier: il s'approche d'elle, et espérant sans doute qu'elle lui conseillerait le parti qu'il venait de prendre, il lui demanda ce qu'à son avis il devrait faire: »»Vous êtes Français, sire, lui répondit-elle, c'est à la France qu'il faut être fidèle.«« Murat pâlit, et ouvrant violemment la fenêtre d'un grand balcon qui donnait sur la mer: »»Je suis donc un traitre«« dit-il et en même temps il montra de la main à Mme Récamier la flotte anglaise entrant à toutes voiles dans le port de Naples; puis se jetant sur un canapé et fondant en larmes, il couvrit sa figure de ses mains. La reine plus ferme, quoique peut-être non moins émue, et craignant que le trouble de Joachim ne fût aperçu, alla elle-même lui préparer une verre d'eau et de fleur d'oranger, en le suppliant de se calmer.«

Auf der Rückreise von Neapel wohnte die Récamier dem feierlichen Einzuge von Pius VII. in Rom bei. Nach einem dreijährigen Exil traf sie am 1. Junius 1814 in Paris ein.

Damit begann zum zweiten Male das Glanzle-

leben der Frau. Nicht nur, daß die durch den Tod der Mutter ihr zugefallene Erbschaft für alle zujüngst auferlegten Entbehrungen Entschädigung bot, es hatte auch der Gemahl sein Geschäft von neuem und mit Erfolg begründet. Sie konnte sich wieder des schmerzlich vermißten Umgangs mit dem verehrten Montmorency erfreuen, in der nach Frankreich zurückgekehrten Wittwe Moreaus begrüßte sie eine liebe Jugendfreundin, die Bekanntschaft mit der unter dem Namen einer Gräfin von Gothland in Paris lebenden Kronprincessin von Schweden wurde ohne Zwang erneuert und die früher erlittene Verbannung diente ihr in den aristokratischen Kreisen bourbonscher Rechtgläubigkeit als die vollgültigste Empfehlung. Daß auch Wellington der noch immer schönen Frau seine Huldigungen darbrachte, ließ sich diese, trotz ihres nationalen Hochgefühls gegen den Besieger Frankreichs, doch immerhin gefallen. Mit der Königin Caroline von Neapel blieb sie fortwährend im Briefwechsel und unternahm es auf ihre Bitte, einen Publicisten zu bezeichnen, der durch eine dem in Wien tagenden Congresse vorzulegende Schrift die Ansprüche Murats auf den bleibenden Besitz des Thrones von Neapel unterstütze. Ihre Wahl fiel auf Benjamin Constant, den leidenschaftliche Liebe für die schöne Fürsprecherin zur Annahme des Antrags bewog.

Die Récamier verließ Paris nicht, als der größere Theil ihrer Freunde vor dem von Elba zurückgekehrten Kaiser flüchtete. Nach dem Tage bei Waterloo und dem zweiten Einzuge der Alliirten in Paris gewann die Récamier eine interessante, bald bis zur Innigkeit gesteigerte Bekanntschaft in der Frau von Krüdener. Dann traf sie ein tiefer Schmerz durch den Tod der Staël, der wiederum die Veranlassung gab, daß der Erbprinz von Weimar mit Geflissenheit ihre Gesellschaft suchte und Chateaubriant sich ihr anschloß, der in Kurzem mehr

als einer der früheren Freunde ihrem Herzen nahe stand. Montmorency sowohl als Ballanche fürchteten, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen ergibt, daß ihre Freundin im Nähren dieser Neigung einer trostlosen Zukunft entgegengeführt werde. Darin trogen sie sich. Die kluge Frau ließ sich von dem Zauber des Poeten nur so weit umgarnen, als sie dadurch für die Welt an Interesse gewann.

An der Bildung des Ministeriums Villèle, welches bekanntlich auf den Sturz von Decazes folgte, hatte Chateaubriant wesentlichen Antheil. Dafür glaubte sich der eitle Mann, der über die Armuth und Vergänglichkeit alles Irdischen in glatter Prosa und in eleganten Versen declamirte, während er sein Leben als Dichter und Diplomat mit magern Brocken des Ehrgeizes nährte, zu Ansprüchen berechtigt, die auch bei seinen wärmsten Verehrern der Anerkennung entbehrten. Vorläufig mußte er sich mit der Stellung eines Gesandten am Hofe zu Berlin begnügen. Damit beginnt seine lebhafte Correspondenz mit der Récamier, deren Einfluß auf Montmorency ihm zur Förderung seiner Pläne dienen sollte. In einem Schreiben desselben aus Mainz begegnen wir dem Geständnisse, daß die deutschen Zustände im Allgemeinen doch in Frankreich verläumdet seien; der Kirchengesang sei vortrefflich, an Posten und Landstraßen keinerlei Ausstellung zu machen; aber, fügt er vorsorglich hinzu, es bleibt immer zu wünschen, daß die Deutschen eine gute Ueberbrückung des Rheins nicht aus den Augen verlieren, »car, dans l'état actuel des moeurs, ce fleuve les defend moins de la guerre que de la civilisation.« In Berlin findet er zwar einige Beruhigung in dem Umstande, daß man ihn als Schriftsteller kenne, „mais la nature des hommes est froide, ce que nous appelons enthousiasme est inconnu. On a lu mes ouvrages; on les estime

plus ou moins; on me regarde un petit moment avec une curiosité fort tranquille, et on n'a nulle envie de causer avec moi et de me connaître davantage.« In einem um wenige Wochen später abgefaßten Schreiben erkennt er mit Dank an, daß ihm in der preußischen Hauptstadt viel Freundlichkeit erwiesen werde, mit dem Zusatze „mais l'admiration ne met personne à mes pieds.« Wie in seinen Poesien, so auf dem Gebiete der Politik flattern seine Sentiments von einem Blumenkelche zum andern, und der Vicomte läßt in seinem königlich-bourbonschen Herzen immer noch ein Kämmerlein für die Liberalen Italiens vom Jahre 1821 offen. Eine hierauf bezügliche Aeußerung möge, weil sie auch für die Jetztzeit nicht ohne Interesse ist, hier hervorgehoben werden. Sie betrifft den Prinzen von Carignan, dessen Abfall von der Sache der Carbonari und lautet also: »Tout cela est d'une canaillerie abominable, et les liberaux sont désormais déshonorés. L'independance de l'Italie peut être un rêve généreux, mais c'est un rêve, et je ne vois pas ce que les Italiens gagneraient à tomber sous le poignard souverain d'un carbonaro. Le fer de la liberté n'est pas un poignard, c'est une épée.«

Die dem Jahre 1822 angehörige Correspondenz, welche Chateaubriant mit der Récamier führte, besteht mehr aus kleinen graciösen Billets an die verehrte Frau, die aber nebenbei fortwährend als Handhabe benutzt wird, um durch ihren persönlichen Einfluß auf Montmorency seinen politischen Launen und Sprüngen Geltung zu verschaffen. Es handelt sich hier zunächst um die Betheiligung am Congreß zu Verona, und der Schreiber, welcher von der Besorgniß nicht lassen kann, daß ohne ihn die europäische Diplomatie keine Einsicht in die Forderungen der politischen Lage gewinnen werde, spricht in folgenden

nicht eben ritterlichen Worten zu Montmorency: »**Je désire aller au congrés. Je pense qu'il est bon pour vous et pour moi que vous me mettiez en rapport direct avec les souverains de l'Europe; vous compléterez ainsi ma carrière, et vous m'aurez toujours sous la main pour vous faire des amis et pour repousser vos ennemis.**« Entspricht Letzterer den Capricen des Schreibers, so wird ihm mit einem »**noble duc**« gelohnt; wehrt er dagegen ab, so ist er »**peu raisonnable.**« Der Frau aber sucht der Poet begreiflich zu machen, daß sein Wunsch, nach Verona zu gehen, lediglich auf dem Verlangen beruhe, sie auf der Durchreise in Paris begrüßen zu können.

Der Austritt Montmorency's aus dem Ministerium und der Eintritt Chateaubriants in dasselbe, rief zwischen beiden Männern eine Spannung hervor, deren verdrießliche Folgen die Récamier um so mehr zu tragen hatte, als sie beiden, wenn schon in verschiedener Weise, mit Liebe zugethan war. Mit weiblicher Gewandtheit suchte sie auszugleichen, zu versöhnen, aufsteigendes Mißtrauen zu beseitigen und wenn es ihr auch nicht gelang, das frühere Verhältniß wieder herzustellen, so wußte sie doch jedem eclatanten Ausbruche des Zwiespalts vorzubeugen.

Gegen Ausgang des Jahres 1823 trat die Récamier abermals eine Reise nach Italien an, vornehmlich weil eine Brustkrankheit ihrer Nichte den Aufenthalt im Süden erheischte. In Rom fand sie bei dem Herzoge von Laval, welcher damals als Gesandter Frankreichs am römischen Hofe lebte, und bei der Herzogin von Devonshire das wohlwollendste Entgegenkommen. Dort erneuerte sie die Bekanntschaft mit verschiedenen Mitgliedern der Familie Bonaparte, verkehrte mit Künstlern, ließ sich von Ampère über die Schätze des Alterthums belehren und schloß sich vorzugsweise der liebenswürdigen Herzogin

von St. Leu (Königin Hortense) an, ohne zu befürchten, dadurch in den Augen der Regierung und selbst ihres Freundes Montmorency compromittirt zu werden. Mit Letzterem, sowie mit Chateaubriant, stand sie fortwährend im lebhaften Briefwechsel. Montmorency zuerst theilte ihr den Sturz des Vicomte mit, weil, wie er hinzufügt »ce qu'il m'importe le plus de savoir, et ce que je ne devine pas parfaitement, c'est votre impression à vous. Serez-vous fachée pour son bonheur, et le vôtre en recevra-t-il la moindre atteinte? Cela peut-il influer sur votre retour plus ou moins prompt? Enfin tout ce qui tient au coeur, à l'amitié, est de mon ressort; et c'est pour cela que je suis si peiné de ce retard de votre retour.« So sehr die Récamier das Unglück ihres Freundes beklagte, so wenig konnte sie den gänzlichen Mangel an Selbstbeherrschung billigen, den der in seiner Eitelkeit bitter Gekränkte bei dieser Gelegenheit an den Tag treten ließ. Er wußte, daß die feinfühlende Frau sein maßloses Verfahren nicht gut heißen konnte; daher für die längere Zeit die wachsende Kühle und die Minderung des brieflichen Verkehrs.

Die Schönheiten Neapels, wohin sie sich von Rom begeben hatte, konnten aus dem Herzen der Récamier den Schmerz über das Mißgeschick und die bittere Stimmung Chateaubriants um so weniger verdrängen, als sie dieses Mal nicht, wie es früher der Fall gewesen, den Gegenstand des Wohlwollens am königlichen Hofe abgab. Daher ihre baldige Rückkehr nach Rom, wo sie im Hotel der franz. Gesandtschaft das sociale Leben der belle France würdig vertreten fand. Den Rückweg nach der Heimath nahm sie über Triest, um im Gespräch mit Caroline, der ehemaligen Königin von Neapel, der Tage vergangener Herrlichkeit mit Wehmuth zu gedenken. Dann feierte sie ihr Wiedersehen mit Chateaubriant, in Bezug auf welchen wir

in einem Briefe von Ballanche folgenden treffenden Aeußerungen begegnen: »La tristesse dont il est obsédé ne m'étonne point; la chose à laquelle il avait consacré sa vie publique est accomplie. Il se survit, et rien n'est plus triste que de se survivre; pour ne pas se survivre, il faut s'appuyer sur le sentiment moral. Ainsi donc votre douce compassion sera encore son meilleur asile. J'espère que vous le convertirez au sentiment moral; vous lui ferez comprendre que les plus belles facultés, la plus éclatante renommée ne sont que de la poussière, si elles ne reçoivent la fécondité du sentiment moral.« Mit dem Jahre 1826 nimmt die Mannichfaltigkeit der Correspondenzen ab. M. Montmorency und die Frau v. Staël waren der R. durch den Tod entrissen, während Chateaubr. sich selbst als einen Gebrochenen ihr gegenüberstellt. Seine aus Italien, Frankreich u. der Schweiz datirten Briefe — sie sind zum Theil im 10. Bde der mémoires d'outre-tombe abgedruckt — füllen den größeren Theil des 2. Bandes. Dann brachte die Julirevolution einen neuen Riß in das gesellige Leben der Frau, u. wiederum lag ihr die Aufgabe ob, zwischen den scharf einander gegenüberstehenden Parteien die Vermittlerin abzugeben. Eine im Sommer 1832 unternommene Reise nach der Schweiz mochte hauptsächlich auf dem Wunsche beruhen, sich der Nähe des geliebten Vicomte zu erfreuen. Der Aufenthalt in Arenenberg wurde ihr damals durch die Trauer der Herzogin v. St. Leu über den im Jahre zuvor erlittenen Verlust ihres älteren Sohnes (Charles Napoleon) getrübt; der Bruder desselben, Louis Napoleon, zeigte sich poli, distingué, taciturne. Seit dem Jahre 1839 litt die Récamier an einem Augenübel, das später die vollständige Erblindung herbeiführte. Sechs Jahre darauf war es, daß der vor kurzem verwittwete Chateaubriant seine Freundin bat „d'honorer son nom en consentant à le porter." Daß die blinde, 70jährige, wenn schon, wenn wir den Versicherungen des Vfs Glauben beimessen dürfen, noch immer schöne Frau das Anerbieten ausschlug, wird man begreiflicher finden, als daß es überhaupt gemacht werden konnte. Sie sollte den Tod auch dieses Freundes noch erleben dem sie am 11. Mai 1849 ins Grab folgte.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. Mai 1860.

Leipzig und Heidelberg

C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1860. Allgemeine geographische Meteorologie oder Versuch einer übersichtlichen Darlegung des Systems der Erd-Meteoration in ihrer klimatischen Bedeutung. Von A. Mühry, M. D. Mit vier Karten und vier Holzschnitten. XII u. 203 S. in Octav.

Mit vorliegendem Werke ist der Schluß einer größeren Reihe von klimatologischen Untersuchungen gegeben, welche der Verf. gleichsam wie eine Lebens-Aufgabe betrachtete und welche ihn, wie er wohl sagen kann, fast ausschließlich und ununterbrochen eine Zeit von sechs Jahren beschäftigt haben. (S. die vorhergegangenen Schriften, „Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie" 1856, und „Klimatologische Untersuchungen oder Grundzüge der Klimatologie" 1858). Es blieb dabei noch übrig und es ergab sich als thunlich, auch den rein meteorologischen Theil zu bearbeiten. Es ist damit der Versuch gemacht, eine allgemeine geographische Uebersicht der meteorischen

Verhältnisse, als eines zusammenhangenden Systems zu gewinnen, so weit dies möglich war, begreifend die in klimatischer Hinsicht wichtigsten Momente; diese sind Temperatur; Winde; Dampfgehalt (mit Saturations-Stand, Evaporations-Kraft und Regen); und Luftdruck*). Und weil dieser Theil eine allgemeinere Bedeutung besitzt, so ist er hier als selbständiges Buch ausgegeben worden, zu etwaiger Benutzung in weiteren Kreisen, auch der Botanik, der Landwirthschaft, der physikalischen Geographie, der Geschichte, der Kriegs-Wissenschaft, der Handels-Wissenschaft, der Nautik, der Colonial-Politik, der Reisen, der Emigrationen, der Missionen, und der socialen Zustände der Bevölkerungen überhaupt.

Als die erste Bedingung des Erfolges wurde anerkannt, daß zur Unterlage eine ungewöhnlich große Sammlung von Beobachtungs-Material vorliege. Daher ist diese zuvor angelegt und bis zu einer solchen Ausdehnung gebracht worden, daß man

*) Also sind nicht darunter aufgenommen, Elektricität und Magnetismus; denn beide haben keine erkennbare klimatische Bedeutung. Für die Elektricität aber ist außerdem kaum schon möglich, eine geographische Uebersicht auch nur anzudeuten, wenn man nicht etwa eine Sammlung der Gewitter darunter versteht. Wir wissen kaum mehr, als daß die Vertheilung der permanenten Menge von Elektricität der Erd-Oberfläche mit der Temperatur-Vertheilung parallel geht, zunehmend nach dem heißen Gürtel hin, wie auch im Sommer und bei Tage (also auch mit täglichem Umlauf um die Erde), aber abnehmend nach den Polen hin, wie auch im Winter und des Nachts. Aber dabei bestehen regelmäßige und unregelmäßige Oscillationen, theils in der Vertheilung mittelst des Dampfgehalts der Atmosphäre bei Wolkenbildung, oder aber in der Isolirung, theils in der Ansammlung auf Gipfeln und in der Differenzirung, welche wir noch gar nicht geographisch übersehen können, aus Mangel an Beobachtungen.

sagen kann, wie eine andere schwerlich jemals vorher zu gleichem Zwecke zusammengetragen und benutzt worden ist. Das daraus entstehende Ergebniß mußte schon deshalb größer ausfallen, als bei beschränkteren Sammlungen; wer zuerst eine galvanische Batterie von ungewöhnlicher Kraft construirt, wird größere materielle Wirkungen erzielen müssen; ein solches Gleichniß ist hier anwendbar. (Außer den schon in den genannten früheren Werken mitgetheilten Sammlungen lag noch im Manuscripte vor eine „Klimatographische Uebersicht der Erde, in einer Sammlung authentischer Berichte“, welche als Fortsetzung mit jenen die Zahl von 700 ausgezogenen und commentirten Berichten überschreitet). Mit diesem Material von Thatsachen sind dann in Verbindung gebracht worden die in der physikalischen Geographie gültigen Grundsätze, und zwar vornehmlich und erklärlicher Weise, entsprechend der deutschen Schule dieser Wissenschaft, in welcher vielleicht ganz besonders der eigenthümliche circumspective Sinn der Deutschen mit Erfolg sich geäußert hat. Bei der weiteren geographischen Anwendung derselben mußte dann das ganze, die Erde umfassende, natürliche Bild, in seiner Bewegung, wie von selbst hervortreten.

Der Verf. hat eben angegeben, wie der Gang seiner Studien und Untersuchungen ihn zu vorliegendem Unternehmen geführt habe. Er ist ausgegangen von einer zunehmend genauer und umfassender werdenden Beachtung der physisch-geographischen Momente, in ihrer Einwirkung auf die Organismen, diese sind die klimatischen Verhältnisse; und ist hingelangt zu einer Darlegung der rein meteorischen Vorgänge, als eines tellurischen zusammenhangenden Systems, oder, wenn man den Ausdruck überhaupt gestatten will, der Erd-Meteoration. So ist ihm zugefallen, eine allgemeine geographische Meteorolo-

gie aufzustellen, zu welcher Aufgabe vielleicht Mancher ihm nicht den Beruf zuerkennen wird. Er hat dabei den Grundsatz festgehalten, „von seinen Nachfolgern solle dereinst sehr viel hinzugefügt, aber wenig oder nichts hinwegzunehmen für nöthig erachtet werden.“ Er ist der Meinung, daß Untersuchungen, auf welche er eine Reihe von Jahren in unbeschränkter Muße und unterstützt von den reichsten litterarischen Hülfsmitteln (wie sie zum bei weitem größten Theile die hiesige Universitäts-Bibliothek gewährte) verwendet hat, nicht ganz unwürdig mit diesem Werke abgeschlossen worden sind. Wäre er nicht dieser Meinung, so würde er die Veröffentlichung so schwieriger und mühsamer Untersuchungen gar nicht unternommen haben, zu welcher ihn nur innere Gründe, d. h. die Befunde selbst, bestimmen konnten.

Diejenigen Einzelnheiten, welche für eigenthümlich oder für neue Ergebnisse gelten können, findet man bei jedem der vier Kapitel angedeutet. Als solche sind vielleicht folgende der Beachtung besonders zu bezeichnen: Ueberhaupt die geographische Bearbeitung der Meteorologie, die ganze Erde begreifend; das Temperatur-System des Erdbodens, mit der Insolations-Schicht der Erdkugel; das oceanische Temperatur-System; das atmosphärische Temperatur-System, als Wirkung jener beiden betrachtet; — das allgemeine System der Winde, der Passat auch im Innern der Continente, der Subtropen-Gürtel um die ganze Erde reichend; — die geographische Vertheilung der Dampfmenge, des Saturationsstandes und der Evaporations-Kraft, und die des Regens in einem System von sechs Gürteln mit verschiedenen Regenzeiten auf der Erdkugel; die genaue Grenze zwischen den tropischen Regen und den subtropischen. — Die geographische Uebersicht des Luftdrucks, in-

dem dabei die Sonderung des Dampfdrucks durchgeführt ist.

Unvollkommenheiten werden am ersten von Kennern entschuldigt werden, weil diese auch der Schwierigkeiten am besten sich bewußt sind. Man wird nicht verkennen, daß ein zu specielles Eingehen auf topographische Verhältnisse nicht die Absicht sein durfte. Aber auf die annoch bestehenden Probleme der Wissenschaft ist, bei Gelegenheiten, absichtlich aufmerksam gemacht worden; diese zu bemerken, ist immer von größtem Nutzen, und auch Manchem sogar willkommner, als bereits gelös'te Fragen zu finden, aus psychologischen Gründen; denn oft ist das Forschen nach der Wahrheit dem Menschen werthvoller, als die Wahrheit selbst.

Ein zuverlässiges Zeugniß erkennt der Verf. in der Consequenz, welche in dem Ganzen unverkennbar hervortritt, d. i. das Zusammenstimmen der Thatsachen. Darin erblickt er die sicherste Gewähr für die Richtigkeit des Inhalts. Man findet in dem Buche keine mathematischen Formeln, aber mathematische Genauigkeit wird man nicht vermissen. Auch präcise Sprache ist als eine Bedingung der Verständlichkeit anerkannt, und letztere als das Ziel jeder Mittheilung.

Am Ende finden sich noch weitere Belege und Erörterungen, als Noten. Gewidmet ist das Buch dem internationalen Congreß für Statistik, dessen segensreiche Wirkung schon jetzt erkennbar ist und der hoffentlich auch für die deutschen Bundesstaaten sich wiederholen wird. —y.

St. Petersburg

Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Sanskrit-Wörterbuch herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wis-

senschaften, bearbeitet von **Otto Böhtlingk** und **Rudolph Roth**. Erster Theil (1852—1855). Die Vokale. 1855. XII gr. 4to. 1142. III. — Zweiter Theil (1856—1858) क — ढ्. 1858. IV 1100. II. — Dritter Theil. Bogen 1—20 त — तावन्त्. 320 S.

Wir haben den Anfang dieses großartigen Werkes, welches ebenso sehr den Bearbeitern Ehre macht, als der Akademie, welche sein Erscheinen ermöglichte, und vor Allem unsrer Zeit, welche nach verhältnißmäßig so kurzer Einführung des Sanskrit in den Kreis der europäischen Studien zu einer solchen Arbeit sich befähigt erweist, nach Herausgabe der ersten Lieferung in diesen Anzeigen freudig begrüßt (1853 St. 153 S. 1533) und unsre besten Wünsche für seinen Fortgang ausgesprochen. Jetzt — nach acht Jahren ungehemmten Fortschritts — wo etwa ein Drittheil desselben in demselben Geist, in welchem es begonnen, vollendet vor uns liegt — halten wir es für angemessen, unsern Blick demselben von neuem zuzuwenden.

Wie dieses Unternehmen einem äußerlich und innerlich mächtig drängenden Bedürfniß entgegenkam, so ist es auch fast einhellig von allen, welche für diese speciellen oder damit in näherer und entfernterer Verbindung stehenden Studien, deren Förderung durch dasselbe einen neuen Schwung und eine sichre Grundlage erhielten, Theilnahme hegen, auf das dankbarste entgegengenommen.

Obgleich — wie gesagt —, erst zu einem Drittheil vollendet, hat es dennoch — wie man sich durch Beachtung der auf dem Gebiet des Sanskrit, der Vergleichenden Grammatik und Mythologie erschienenen Werke überzeugen kann — schon in weiten Kreisen auf das allergünstigste gewirkt und seine

Reichhaltigkeit, sowie gleichmäßig geistvolle und gründliche Behandlung macht es ebenso sehr zu einer reichen Fundgrube als zur unabweislichen Nothwendigkeit, sich über alle einschlagenden Artikel in ihm Raths zu erholen, und die in ihm niedergelegten Ausführungen und Ansichten annehmen oder widerlegend zur Grundlage weiterer Forschung zu machen.

Als wir unsre erste Anzeige schrieben, waren erst die ersten zehn Bogen erschienen, von अ bis अत्युद् reichend. Jetzt liegen zwei volle Bände und die beiden ersten Lieferungen des dritten Bandes vor uns. Der erste Band umfaßt die vokalisch und diphthongisch anlautenden Themen und Wörter, der zweite die mit Gutturalen und den beiden ersten Palatalen, die beiden Lieferungen des dritten die mit den übrigen Palatalen, Cerebralen und die mit त anlautenden bis तावन्त्. Die Anlage des Werkes, welches ursprünglich nur auf dreißig Lieferungen in je zehn Bogen veranschlagt war, ergibt sich durch das bisher Erschienene als bedeutend überschritten. Dieses Drittheil füllt schon mehr als 160 Bogen, so daß das Ganze wohl gegen 500 umfassen wird. Im Interesse der Wissenschaft ist diese Erweiterung des Umfangs ein großer Gewinn zu nennen, und bei der Billigkeit des Preises, welchen die Akademie für das Werk angesetzt hat, lohnt sie die verhältnißmäßig geringe Mehrausgabe über und über.

Schon im Verlauf des ersten Bandes ist immer mehr Material in das Bereich der Arbeit gezogen, wie man sich durch die Vergleichung des Quellenverzeichnisses, welches der ersten Lieferung beigegeben war, mit dem, welches den Abschluß des ersten Theiles begleitet, überzeugen kann. Eben so sind während der Bearbeitung des zweiten Theils neue Quellen hinzugetreten, wie die hier mitgetheilten neuen Verweisungen zeigen und nicht minder ist dies auch

in den beiden Lieferungen des dritten Theils geschehen, wie die Umschläge darthun.

Die Darstellung ist sich wesentlich gleich geblieben und hat eher — wie sich dies an und für sich erwarten läßt — im Fortgang der Arbeit an Sicherheit der Methode zugenommen.

Wenn trotz dem das Werk sowohl der Ergänzung als der Umwandlung im Einzelnen vielfach Raum gewährt, so ist dies eine natürliche Folge davon, daß eine große Anzahl von Schriften, welche zur Vervollständigung dieses Thesaurus dienen werden, noch unedirt und größtentheils auch unbenutzt in den Bibliotheken liegen, oder noch gar nicht zugänglich sind, und die tiefere Kenntniß des Sanskrit — nicht am wenigsten auf Grundlage des in den bisher erschienenen Theilen dieses Wörterbuchs geleisteten — von Tag zu Tag weiter schreitet. Wenn diese Fortschritte den hohen Werth der hier niedergelegten Leistungen nicht verringern, so ist das zwar einerseits — jedoch in geringerem Grade — den trefflichen Vorarbeiten zu verdanken, welche die indische Grammatik und Lexikographie gewährt, andrerseits aber — und zwar in viel größerem — der gründlichen Betrachtung und Erwägung, welche dieses Werk durchweg kennzeichnet. Es gewährt in der That die vollständige Ueberzeugung, daß die Verff., in keinem Augenblick ermüdet, stets mit ganzer Kraft und Anspannung ihrer intellectuellen Kräfte ihrer Aufgabe obliegen.

So dürfen wir denn auch dem weiteren Verlauf des Werkes mit immer steigender Hoffnung entgegensehen und überzeugt sein, daß es dem Charakter, welcher es bis jetzt auszeichnet, nicht bloß treu bleiben, sondern auch an Werth noch immer zunehmen werde.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 10. Mai 1860.

St. Petersburg

Fortsetzung der Anzeige: »Sanskrit-Wörterbuch u. s. w. bearb. von O. Böhtlingk u. R. Roth.«

Ehe ich diese Anzeige schließe, erlaube ich mir einige kleine Ergänzungen mitzutheilen, die mir grade zur Hand sind, theils aus Handschriften, welche den Herrn Bearbeitern bisher nicht zugänglich waren. Auf Kritik der in diesem Wörterbuch behandelten Artikel werde ich mich dabei nur in äußerst wenigen Fällen einlassen; diese wird fortan bei Herausgabe oder überhaupt Behandlung der Schriftstellen, welche minder richtig gefaßt zu sein scheinen, oder sonst gehandhabt werden müssen.

Zu अंसय mit Präfix वि adde Bed. „täuschen" (vgl. व्यंसित und व्यंसक in Wilson's Diction. und Sch. Pâṇ. II, 1, 72) Pancat. p. 202, 25.

adde अकस्मिक Adj. fem. की (in तत्राकस्मिकी खे° V. L. der Hamburger Hdschriften zu Pancat. Kos. p. 186,16) „plötzlich".

Zu अगुण adde: Adj. „ohne Vorzüge“ in Pancat. Berol. Bl. 150b in folgender Arja-Strophe:

हेतुप्रमाणयुक्तं वाक्यं न श्रूयते दरिद्रस्य

अगुणं परुषमनर्थं वाक्यं श्रव्यं (Hdschr. °व्य) समृद्धस्य ॥

„Eines Armen Rede wird nicht gehört, wenn sie auch mit Gründen und Beweisen belegt ist; eines Reichen Rede muß man anhören, wenn sie auch ohne Vorzüge, ungebildet und sinnlos.“

Zu अङ्ग. Ich halte dies für einen alten (vedischen) Instrumental mit verkürztem Auslaut (für अङ्गा) von अङ्ग „Körper“, weil man beim Schwur den Körper berührte (vgl. z. B. Ambopâkhy. in meiner Chrest. III, 16. 16) vgl. auch कत्तीकृत (unser „bei Leibe“ bedeutet dagegen „so wahr dir dein Leib (== Leben) lieb ist und dient deshalb nur bei Verboten).

adde अङ्गीकरण Vedântasâra 19.

Zu अङ्गीकार adde: Vedântas. 22.

adde अच्चोदत् Rig Veda V, 44, 2.

Zu अच्छोद „See“ adde Skandap. Kâçîkh. XII, 64.

Zu अजागर adde अजांगरा Rv. X, 104, 9.

adde अजुर्यमुस् Rv. V, 6, 10. Denn wohin auch dies Wort (nach Sch. wohl richtig, aber gegen Pada, Zusammensetzung aus aju*h* und yamu*h*) gestellt werden mag, so muß es doch auch besonders erwähnt werden, damit man weiß, wo man es zu suchen hat.

adde अतिगाध Mhbh. XII, 4891.

adde अतित्वरस् n. „übermäßige Eile“ Pancat. Berol. 107a (== Uebersetzung II, 143, 2 v. u.).

Zu अतिभूमि adde Pancat. ed. 2. I, d. 229 Kâlid. Mâlavikâ. 32, 7.

adde अतिविसारिन् Adj. पाणि „überaus glatt (fein" vgl. Wilson विसारिन्) in Pancat. Berol. 111, a:

प्रज्ञयातिविसारिण्या यो धनेन बलेन वा ।
धुरं वहति गोत्रस्य जननी तेन पुत्रिणी ॥

adde अत्यादर m. „übermäßige Inständigkeit" अत्यादरेण पृष्ट° Pancat. Berol. 87, a (= Uebstzg. II, 136, 21).

adde अदन्तजात (Vollst. Sskr. Gr. § 664 Pâ*n*. II, 2, 37 Gana आहिताग्नि) Acvalây. Grs. in ZDMG. IX, x, 20.

Zu अधरोत्तर adde Pâ*n*. II, 4, 12 (Vollst. Gr. § 629).

adde अधिषवण्यं Rig V. I, 28, 2.

Zu अनुप्रवेश msc. adde „hartnäckige Verfolgung" Çiçupâlav. IX, 48.

adde अनुप्रहारम् Avyayîbh. Pancat. Berol. 123, b bei Weber Ind. St. III, 371 (= Uebstzg. II, 155, 16).

Zu अनूह Bed. 2. adde Skandap. Kâçîkh. II, 13.

ad. अनुस्यूतत्व n. Vedântas. 10.

Zu अन्तर्वंशिक adde Kâmand. Nîtis. VII, 43, wo so zu schreiben.

adde: अन्तर्बिल (wohl अन्तर्विल zu schreiben, vgl. विल) ntr. Skandap. Kâçîkh. XLI, 108, wo die Schol. जिह्वाया मूलभागस्थं छिप्रं (man lese छिद्रं) glossiren. Die Stelle des Textes lautet:

संपीड्य रसनाग्रेण राजदन्तबिलं महत् ।
ध्यात्वा सुधामयीं देवीं षण्मासेन कविर्भवेत् ॥

„Mit der Zungenspitze die glänzende große Zwischenöffnung (an der Zungenwurzel) zusammendrückend, an die nectarreiche Göttin denkend, wird er in sechs Monaten ein Weiser."

Zu अपकर्मन् adde: Siddh. Kaum. 216, b ad Pân. III, 1, 123.

Zu अपक्व adde: „ungebrannt" (von Töpfen) Pancat. III, d. 13 Kâmand. Nîtis. IX, 60.

Zu अपह adde: तमोपह Kirâtarj. V, 22 (Beispiel zu Pân. III, 2, 50) पथापह Râjatar. V, 179.

Zu अपाश्रय adde Daçakum. p. 90 Sch. (bei Wilson).

Zu अप्सु adde ऽप्सु in विश्वाप्सु Rigv. I, 148, 1.

adde अभितनन in Häberlin Anthol. S. 524, 9.

adde अभियानक Adj. Panc. Berol. 86, a तमभियानकं सिंहं दृष्ट्वा (= Uebstzg. II, 135, 8 v. u.).

Zu अभिसंधान Bed. 2 adde: Mhbh. XII, 5113.

adde अभ्युद्यिन् Adj. F. ॰नी Râjatar. V, 36 („drohend"?).

Zu अम् S. 367, 7 adde RigV. IX, 114, 4.

adde: अमरपुरी Pancat. 84, 17 vgl. 83, 16.

adde अम्बुपति Panc. I, d. 316.

Zu अरण्यानी in Bed. „großer Wald" Skandap. Kâçîkh. XXX, 53.

Zu अरिष्टनेमि adde ॰नेमिनः Râmây. V, 2, 10.

adde अर्धपथिन् Panc. 134, 17.

Ich finde die Form अवोस् Rig V. VI, 67, 11, VII, 67, 4, X, 132, 5 nicht erwähnt.

Zu अवनम् adde *R*itusamh. VI, 15.

Zu अवमर्द adde Pancat. Kos. ed. 2, I, 234 (= Koseg. I, S. 58 hinter I, d. 270) „gewaltsame (eigenmächtige) Behandlung":

कार्यापर्यायावमर्देन स्वनुरक्तो ऽपि साधयन् ।
नोपेक्ष्यः सचिवो राज्ञा

„Selbst ein sehr ergebner Minister, wenn er die

Geschäfte mit eigenmächtiger Behandlung der Angelegenheiten besorgt, darf von einem König nicht unbeachtet gelassen werden."

Zu अवलग्न Bed. 2 ntr. adde Çiçupâlav. IX, 49.

Zu अवसर 3. bemerke man, daß मन्त्रभेद „Verrath eines Beschlusses des Königs ist", vgl. Pancat. 65, 19 und I. dist. 304. 305.

adde अवस्थापन n. „Ausbietung" Daçak. in meiner Chrest. 180, 15 vgl. Ambopâkhy. ebds. S. 8, 31.

adde ऽअवह Panc. 100 d. 463. Nach Pân. III. 2, 50. Vollst. Gramm. § 272 könnte man vielleicht अपह vermuthen; allein auch die Regel für dieses ist daselbst zu beschränkt.

Zu अवितथ adde Hitop. II, 51 = Kâmand. Nîtis. V, 22, wo अवितयोक्तु° vergl. auch Kâl. Mâlavikâ 9.

adde अविश्वासम् Avyayîbh. Pancat. 155 d, 59.

Zu 1 अवी adde Regnier zu Prâtiç. II, 38.

adde अव्यापार m. Pancat. 9, d. 36.

Zu 2 अश् adde (unter उप) उपाश्नियात् statt °श्नीयात् mit Kürze wegen Metrum Mhbh. T. III, p. 481, Vs 3266.

Zu अष्टाङ्ग vgl. Babington zu Vedala Kadai in Miscellaneous Translations pag. 43 n., wonach „Stirn, Brust, Schultern, Hände und Füße".

Zu 2 अस् adde (unter पर्युद्) „aufheben" (von einer Regel) Sch. Rig V. zu I, S. 52, 2.

Zu अस्तृत und स्तृत erlaube ich mir eine andre Erklärung vorzuschlagen. Wie त्वर् im Ptcp. und sonst तूर् wird, so betrachte ich स्तृत als Ptcp. Pf. Pass. des Verbum, von welchem स्वर् und aa. stammen (GWL. I, 456 ff., wo man noch zendisch qare-

nach ꝛc. hinzufüge). Für diese Annahme bestimmt mich insbesondre die Analogie von असूर्ये तमसि वावृधानं RigV. V, 32, 6 mit असूर्ते रजो ऽपगुस्ते यन्त्वधमं तमः Atharva V. X, 3, 9. Die anomale Paroxytonirung des Ptcp. Pf. Pass. hat mehrere Analogien (Vollst. Gr. § 899 Pâ*n*. VI, 1, 206—210).

adde अस्मृतध्रु Rig V. X, 61, 4.

Zu आक्रन्द Manu II, 702 vgl. Kâmand. Nîtis. VIII, 17. 43. 46 ff. „ein König, dessen Land so liegt, daß er der natürliche Alliirte eines andern ist."

Zu आग्रह d „die Bed. ist „Hartnäckigkeit", so Çukasaptati Fab. VI (Petersb. Hdschr. 13, b) एवं प्रबोधिता सा न आग्रहं मुञ्चति was Demetrios Galanos übersetzt (S. 15) *Διϊσχυριζομένης δὲ τῆς γυναικός;* vgl. auch Çukas. Fab. VIII (Petersb. Hdschr. 16a) देव नाग्रहः कर्त्तुं (Mscpt र्त्तुं) युज्यते (Mscpt युद्यते), wo Galanos S. 18 ebenfalls *μὴ διϊσχυρίζου;* gleich darauf folgt ein Sloka, beginnend: राज्ञा नैवाग्रहः कार्यः (Mscpt र्य) शुभे वाशुभकर्मणि (im Msc. fehlt णि), welchen die Galanos'sche Uebersetzung nicht hat.

adde आग्रहिका Fem. „Stütze, Hülfe" Daçak. in meiner Chrest. 188, 19.

Zu आङ्गारक add. „= dem vorigen" Pancat. S. 178. d. 166.

Zu आङ्गिरस = Brihaspati vgl. Skandap. Kâçîkh. XVII, wonach Angirasa, Sohn des Angiras, बृहता तपसा zu Brihaspati geworden ist; ich gebe die beiden hieher gehörigen Verse zu जीव.

adde आच्छादकत्व n. „Zustand Beschützer zu sein" mit Infin. Sâyana zu RigV. I, S. 44, 5.

Zu आत्मन् Bed. 3 ist zu bemerken, daß es in dieser Bed. stets nur im Singular gebraucht wird.

adde आदीपक Msc. „Brandstifter“ Mhbh. T. III, S. 579, Vs 3215.

Zu आपात adde „Zufall“ Pancat. Berol. 111, a.

आपातमात्रे सोदर्य कुत्र नाम न विद्यते ।
अत्यन्तप्रतिपत्त्या (Msc. पत्या) तु दुर्लभो ऽलंकृतो जनः ॥

Zu आप्रो cf. M. Müller Anc. Sskr. Litt. 465 ff.

Zu आप्वन् corr. त्वा und vgl. Aufrecht Gloss. zum Ujjvaladatta.

adde आलङ्घन n. „das Bespringen“ Daçak. in meiner Chrest. 182, 11.

Zu आहितुण्डिक adde Pancat. III, d. 67.

Zu इ mit प्र Ptcp. प्रेत vgl. Polier Mythol. des Ind. II, 625.

Zu 1 इति Bed. 3 bemerke man, daß es im Pancat. Berol., und in der Vetâlapancav. oft den folgenden Satz beginnt, z. B. Pancat. Berol. 70, a. तेनैव दुरात्मना सुतो मे व्यापादितः । इति दर्शयामि तस्य फलमिति (= Uebersſtzg II, 131, 9), vgl. auch Râmây. III, 49, 30 इति im Versanfang sich auf die vorhergehende Rede beziehend.

Zu ईश् adde mit परि „vermögen, können“ mit Infin. Skandap. Kâçîkh. XIX, 51.

मानापमानयोस्तस्मात्स्वकृतं कारणं परम् ।
स्रष्टापि नापमार्ष्टुं तत्परीष्टे स्वकृतां कृतिम् ॥

„Der Ehre wie der Unehre letzter Grund ist eigne That; so kann der Schöpfer selbst nimmer tilgen die selbstgethane That.“ Sollte in d यत्य⁰ zu schreiben sein?

Zu उडु bemerke ich, daß die Bed. „Wasser“ sicher richtig ist. Dafür spricht die Bed. von उडुप, sowie die Etymologie; denn उडु ist sicher, wie द्रपड für sſkr.

*दन्त्र, चण्ड für चन्द्र, अण्ड für अन्त्र u. aa., eine prakritartige Umwandlung von sskr. उद्; die Entstehung des auslautenden u erinnert an die prakritischen Themen auf u für sskr. ar (Lassen I. L. P. S. 291).

adde: उडुलोक m. „Sternenwelt" **Skandap. Kâçikh. XIII, 78. XIV, 1.**

Zu उत्कलापः. Hieher ist उत्कलापय gezogen, für welches den Hrn Bearbeitern erst eine Belegstelle zu Gebote stand Pancat. 244, 24. Ich habe schon in meiner Anmerkung zu dieser Stelle (II, S. 520) darin eine prakritartige Causalbildung des Verbum कल् mit Präfix उद् „loslassen", „entlassen" erkannt. Seitdem habe ich noch einige Belege dafür in der **Vetâlapancav.** gefunden, welche meine Erklärung bestätigen und hier mitgetheilt werden mögen.

Zunächst in der XIten Erzählung, wo ein König — sich mit schönen Frauen ergötzend — die ganze Last der Regierung auf seinen Minister wälzt und dieser dadurch ganz elend wird, worauf ihm seine Frau räth यात्रां भणित्वा राजानमुत्कलापय। इति श्रुत्वा तेन राजा उत्कलापितः „Bitte den König, unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt, um Urlaub. Nachdem er so gehört (beachte इति vor श्रुत्वा) bat er den König um Urlaub."

Ferner in der 14ten Erzählung: Ein Brahmane hat seinen Sohn verheirathet; die junge Frau aber ist (der indischen Sitte gemäß) zunächst im elterlichen Hause geblieben. Später fordert seine Frau ihn auf, sie zu holen. Darauf fährt der Brahmane in seiner Erzählung fort तदाहं वधूत्कलापनाय गतः। यावदहं वधूमुत्कलाप्य निजगृहं यामि „Darauf ging ich, um die Frau verabschieden zu lassen (d. h. um sie abzuholen); als ich die Frau verabschieden gemacht

habend (d. h. abgeholt habend) nach Hause komme." Das Abstract उत्कलापन, welches man im Wörterbuch hinzufüge, erscheint noch an zwei Stellen und zwar als Variante für Lassensche Lesearten, zunächst als Variante von Lassen Anthol. sscr. 21, 20, wo statt भार्यानिक्षेपणाय गतः । कतिपयदिवसैस्तत्र स्थित्वा साभरणां भार्यामुत्थाप्य meine Abschrift hat: भार्य्यामुत्कलापनाय गतः कतिपयदिवसै स्थित्वा तत्र साभरणां भार्य्यामुत्कलाप्य, wo also ebenfalls der gewöhnlichen Sitte gemäß, die Frau im elterlichen Hause geblieben war. Die Stelle ist ganz wie die vorige zu übersetzen; nur zu beachten, daß der in Infinitivbedeutung nach Vollst. Gr. § 325 Pân. II, 3, 15 gebrauchte Dativ des Abstract auch wie ein Infinitiv construirt ist. — Ganz ebenso erscheint auch für Lass. 24, 9 statt भार्यामुत्थापनाय die Leseart भार्यामुत्कलापनाय.

Zu उत्कुट vgl. Fausböll ad Dhammap. p. 306.

adde उत्तानचरण Synonym von उत्तानपाद Skandap. Kâçikh. XIX, 6; ebendaselbst heißt die Mutter seines Sohnes Uttama S u r u c i, die des Dhruva S u n î t i.

adde उत्सुकय Denominativ Kâl. Mâlavikâ 63, d. 79.

adde उपगान ebds. 20, 15.

adde उपराध msc. Pancat. Berol. 107, b तदुपराधात् (= Uebstzg II, 145, 7).

adde उपवक्षन Vâjasan. Saṁh. 21, 43. RigVeda. Prâtiçâkh. II, 38.

adde उपशाक RigV. I, 33, 4.

Zu 1 उष् adde mit परि Häberl. Anth. S. 6, 4.

adde उष्ट्रवामि und उष्ट्रसादि aus Pân. VI, 2, 40.

Zu उष्णागु Skandap. Kâçikh. XVII, 69.

adde ऊरुजन्मन् = **Aurva Kâl. Mâlavikâ 71 d. 92.**

Zu 1 ऊर्ध्वगति adde „springende Gangart der Gazelle“ Pancat. Berol. 164, b (= Uebstzg II, 211, 3).

Zu ऋते bemerke ich, daß ich ऋत Ptcp Pf. Pass. im Neutrum in Abstractbedeutung (Vollst. Gramm. § 333 Pâ*n*. III, 3, 114) zu Grunde lege und „Gang“ für „Weggang“ nehme, also eigentlich „im Weggang = im Mangel = ohne.“

Zu ऋधक् adde die abweichende Accentuation des Sâma Veda ऋधक्.

adde एकधेनु RigV. VII, 38, 5.

Zu 1 एव bemerke ich, daß es hinter Pronomin. Demonstr. und deren Derivaten größtentheils lateinisch dem ist स एव, तदेव idem तथैव eodem modo.

adde ओवीली Kâty. bei Kuhn Herabkunft des Feuers 71.

adde औदीच्य = उत्तरदिगुत्पन्न Skandap. Kâçîkh. XXIII, 96 u. Sch.

Zu क adde „mit Genitiv“. किमतित्वरसः Pancat. Berol. 120, a (= Uebstzg II, 143, 2 v. u.).

Zu कत्तापट belegt Pancat. Berol. 120, a (= Ueberstzg. II, 152, 11).

Zu कथ्; mit प्रति hat es eine Variante von Pancatantra H. zu Koseg. 116, 11, nämlich पृष्टो मया तत्रैव परं विस्तरत्वात्प्रतिकथितं, aber I. hat विस्तरान्न कथितं; das न muß natürlich in den Text.

Zu कर्दम, ein Prajâpati, Vater des Çucishmant: Skandap. Kâçîkh. XII, 62.

Zu 2 कल् adde „werfen“ Pancat. Berol. 152, b करकलितकन्दुकसमाः (= Hitop. I, d. 168). — vgl. oben zu उत्कलाप.

Zu कला: S. 159, 3: ist आकर्षक्रीडा „Würfelspiel“ zu lesen.

adde कलशजन्मन् und कलशोद्भव beide gleich Agastya, jenes Skand. Kâçîkh. XXV, 1, dieses ib. 2.

adde काकाकृत् Mhbh. VIII, 1932.

Zu काण्डपृष्ठ adde Siddh. Kaum. 239, b zu Pâ*n*. VI, 2, 114.

Zu कान्तार adde „Wildniß“ Panc. Berol. 89 a in folgender Arjâ-Strophe.

ग्रीष्मातपतप्तो ऽपि हि वृक्षादिनिराश्रये ऽपि कान्तारे ।
गात्रच्छायां कः किल मदांधनागस्य सेवेत ॥

In a habe ich ऽपि hinzugesetzt und in d सेवेत statt सेवेत् geschrieben.

Zu कान्दिश् ist S. 215, 1 die Stelle Mârka*n*d. Pur. VIII, 46.

Zu कान्दिशीक füge man als Beleg Çukasapt. 62 (in der Petersb. Hdschrift 61 Bl. 66b) कान्दिशीको वृषो नष्टः.

Zu कार्पटिक adde Skandap. Kâçîkh. XII, 14; 26. 41. XXX, 66, wo der Sch. erklärt कर्पटेन = रक्तवाससादिना (corr. °वासआदिना) व्यवहरति (cf. 64).

adde कालकर्णी Skandap. Kâçîkh. V, 102, wo Sch. = राक्षसीविशेषः vgl. auch Sch. zu XXXIII, 47, wo der Sch. शाकिनी डाकिन्यवान्तरभेदः कालकर्णी राक्षस्यवान्तरभेदः und XXVII, 21:

अलक्ष्मीः कालकर्णी च दुःस्वप्नो दुर्विचिन्तितम् ।
गङ्गागङ्गेति जपनात्तानि नोपविशन्ति हि ॥

wo der Schol. काकविष्टा राक्षसीविशेषो वा.

Zu किंपुरुष adde Matsya Pur. bei Wilson Vish*n*u Pur. 349, wonach Sudyumna so genannt ist, weil er einen Monat Weib, einen Monat Mann war.

Zu कुडुग adde Siddh. Kaum. 234, a zu Pân. VI, 2, 8.

Zu कुलपालिका adde als Beleg Daçakum. in meiner Chrestom. 188, 24.

Zu कृकदाशु „Ich möchte es eher aus कृक, welchem die Bedeutung „Kehlkopf“ gegeben wird, aber nach Analogie von कृकाट „Halsgelenk“ und कृकाटक „Nacken“ wohl auch die Bed. „Nacken“ zuzuschreiben ist, und दंश् „beißen“ erklären, so daß es, wie englisch backbiter „einen hinterrücks Nachstellenden“ bezeichnet.

Zu कृशाश्व vgl. Wilson Hindu Theatre I, 296. 368.

adde कोल्लापुर n. Colepur Skandap. Kâçîkh. V, 78.

adde कौविन्दी (cf. कुविन्द) = तन्तुवायपत्नी Frau eines Webers Skandap. Kâçîkh. XXVIII, 40.

adde क्षत्रियब्रुव m. schlechter Kshatriya Mhbh. T. III, p. 491, Vs 3565.

Wohl absichtlich — weil zusammengesetzt — ausgelassen ist खड्गधृक्. Doch glaube ich, daß es hätte angeführt werden müssen, weil das hintere Glied sicherlich unregelmäßig ist. In खड्गधृक् Draup. VIII, 10 पिनाकधृक् Arj. III, 5 नृदेवचिह्नधृक् Bhâgav. P. I, 16, 4 देहधृक् Skandap. Kâçîkh. XXXI, 76 hat es die Bed. „tragend“. Andre Casus als der Nominativ Sing. mit einem nach den gewöhnlichen phonetischen Gesetzen im Nominativ क् ergebenden Auslaut (Gutturale, Palatale ष् श् oder ह्) kommen nicht vor. Auch würde kein derartiges Verbum zu der Bedeutung passen. Ich nehme daher nicht den geringsten Anstand, das क् hier — wie in den an-

dern schon von Weber zum Vâjasan. Prâtiç. IV, 114 (Ind. St. III, 248) angeführten Beispielen — für eine Umwandlung von त् zu fassen, also ऽधृक् für ऽधृत् vom Vb. धृ.

Zu खलीन. Dies Wort ist wohl sicher fremd: das griechische *χαλῖνο*.

Zu 2 गृ S. 690 गिलित belegt Vetâlapancav. Fab. XI. राक्षसेनागत्य गिलितः (corr. °ता) und केन कारणेन राक्षसस्त्वा गिलितः (corr. राक्षसेन त्वं गि°).

Zu गुञ्ज् adde M. Müller Anc. Sskr. L. 212.

adde गुम्फक Fem. फिका in मौक्तिकगुम्फिका Skandap. Kâçîkh. XLV, 9 nach Sch. मुक्तामालाग्रथिका „eine, die Perlenketten aufreiht."

Zu ग्रहिल bemerke ich, daß es sicherlich nach Analogie von Vollst. Gr. § 563, I, VI, Pân. V, 2, 99. 100 auch die Bedeutung „mit einem ग्रह „Kobold" versehen", „wahnsinnig" hat und dieses wird um so wahrscheinlicher, da ग्रहिल nach Pân. IV, 2, 80 (vgl. Vollst. Gr. § 472 mit § 464 und 462, XII — XV) in wesentlich gleichen Bed. jedoch nach ihm nur als geographische oder topographische Bezeichnung erscheint. Eine Stelle, wo es in jener Bedeutung einmal sicher, wahrscheinlich jedoch zweimal erscheint, bietet die Çukasapt. in der 15ten Erzählung (Petersb. Hdschr. die 14te, Bl. 24 a) यक्षपूजार्थं समागच्छंत्यास्तस्याः पूर्वसंकेटितो (corr. °केतितो) जारः ग्रग्रलीभूतः (corr. ग्रहिलीभूतः) कूंठे (corr. कण्ठे) निजवाहुद्वय (corr. °बाहुद्वयं) योजयामास ततराः (corr. ततः) किमित्यविधाय (corr. किमित्यभिधाय) पुनः स्नानार्थे (corr. °र्थं) ययौ सो पि ग्रहिलो लोकैः कण्ठे गृहीत्वा तस्मात्प्रदेशाद्दूरीकृतः „Als sie um den Yaksha zu verehren ging, legte der Liebhaber, der früheren

Uebereinkunft gemäß, sich wahnsinnig stellend, seine beiden Arme um ihren Hals. Darauf sagte sie „was ist das“? und ging, um sich nochmals zu baden. Der Wahnsinnige aber ward von den Leuten an den Hals gepackt und entfernt.“ (Vergl. auch Galanos Uebstzg S. 28).

S. 974 Z. 3 (unter चर्मन्) l. भूमं (statt भूमिंम्).

Zu चाष adde RigV. X, 97, 13 und Ujjvalad. U*n*. IV, 56.

Zu चित्रगुप्त 1. adde Skandap. Kâçikh. XXVIII, 48. 49, vgl. Pantschatantra II, S. 528 Nachtrag zu § 10.

Da im klassischen Sskrit — Bha*tt*ik. ausgenommen — weder चुत् noch श्चुत् bis jetzt belegt ist, so erwähne ich aus Skandap. Kâçikh. XXXI, 7 das verdoppelte Absol. Caus. निश्चोत्यनिश्चोत्य, vom Sch. क्षरत्पातामापाद्य ausgelegt „ausfließen machen“. Das Präfix ist auf jeden Fall निस्; will man श्चुत् als Verbum nehmen, so ist निःश्च° zu schreiben.

Zu जंह्. Ein derartiges Verbalthema wird hier zum ersten Male aufgestellt; dadurch schon bedenklich, wird es noch zweifelhafter, wenn man sieht, daß es nur auf einer Verbalform und einem Nominalthema beruht. Die Zweifel werden aber auch noch durch andre Umstände erhöht. Um die Verbalform, welche जङ्गंहे lautet, zu erklären, wird eine Anomalie angenommen, welche zwar auch bei जि (जिगीष्) und ähnlich bei चि (चिकीष्) erscheint, aber doch — wie man sieht — in so enge Grenzen beschränkt ist, daß es gewagt ist, sie auch für ein selbsterfundenes Verbum geltend zu machen. Ferner ist die angenommene Bedeutung des unzusammengesetzten Verbum „mit den Flügeln oder Beinen schla-

gen“ nur durch die des Nomen जंहस् gestützt, dessen Zusammenhang mit der vorliegenden Verbalform mir mehr als unsicher scheint und dessen angenommene Bed. „Flügelschlag“ oder „Schwinge“ nur aus dem Zusammenhang errathen und ebenfalls sehr zweifelhaft ist.

Diese Momente machen mir die Aufstellung eines Verbum जंह् und die für dieses sowohl als जंहस् angegebnen Bedeutungen sehr zweifelhaft und ich würde die Stellen, in denen es vorkommt, als verzweifelte aufgeben, wenn sich keine andre Erklärung finden ließe. Ich habe aber schon eine solche in meiner Vollst. Gr. S. 370 Anm. 4 (zu § 820) aufgestellt und erlaube mir diese hier ausführlich zu begründen.

जङ्गहे habe ich nämlich für 3 Sing. Präs. des Intensivs von गाह् genommen. Was nun zunächst die Form betrifft, so bedarf die vedische Endung e für te keiner Bemerkung. Die Verkürzung einer Silbe vor vokalisch anlautenden Suffixen in reduplicirten Formen ist ferner in den Veden so häufig, daß Vârt. 1 zu Pân. VII, 3, 87 sie als Regel aufstellt, vgl. Beispiele in Menge im Wörterbuch unter काश्, z. B. अभि चाकशीमि चाकशीति अचाकशम् चाकशीहि u. aa. mit den Präfixen अव प्र प्रति वि अनुवि; ebenso von वाश् वावशान RigV. I, 73, 6 u. aa. von प्रोथ् पोप्रुथत् RigV. I, 30, 16. Durch dieselbe Verkürzung dann auch aus गाह् जङ्गहे. Die Accentuation nach Pân. VI, 1, 189. Was endlich die Bildung des Intensivthema durch Eintritt von a*m* statt â betrifft, so ist sie ganz identisch mit दन्दह् von दह् u. aa. (vergl. Vollst. Gr. § 169 Ausn. 2, Pân. VII. 4, 86. 87). Von Seiten der Form steht meiner Erklärung demnach nichts entgegen.

Wenden wir uns zu der Bedeutung und betrachten zuerst die Stelle RigV. I, 126, 6

आगधिता परिगधिता या कशीकेव जंगहे ।
ददाति मह्यं यादुरी याशूनां भोज्या शता ॥

Was gadh betrifft, so nehme auch ich wesentlich die im Wtb. angegebne Bed. an; ich betrachte es als die organischere Form von gah, welche in gahana, gahvara ꝛc. erscheint und gebe ihm dieselbe Bedeutungsmodification „dicht“, welche dann näher durch die Präfixe â und pari bestimmt „dicht an“ und „dicht um gemacht“, d. h. „fest an sich gedrückt“ und „fest umschlungen“ ausdrückt. Die Bedeutung von gadhya scheint mir sich enger an die primäre zu schließen, „worin man tief eindringen kann = „reich“, vergl. die Bedeutungen des von demselben Verbum stammenden *βαθύ*.

Das Intensiv von gâh „tauchen“ heißt „mehrfach tauchen“. Ein mehrfaches Tauchen kann aber nur „ein Auf- und Niedertauchen“ sein und dieses ist augenscheinlich die passendste Bedeutung für diese Stelle. Doch kann diese Erklärung nicht gehalten werden, wenn kaçîkâ, mit deren Thun diese Handlung verglichen wird, wie der Scholiast annimmt, wirklich hier „ein Wiesel und zwar eines, das Junge geboren hat“, bedeutet. Allein diese Angabe ist sicherlich nicht so zuverlässig, wie sie Sâyana hinstellt. Es spricht nichts weder im Sanskrit noch in den verwandten Sprachen dafür, und Sâyana gibt mit derselben Ruhe und scheinbaren Zuversichtlichkeit eine große Menge von Erklärungen, die sich bei genauerem Zusehn als rein aus den Fingern gesogne Rathereien zu erkennen geben.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. Mai 1860.

St. Petersburg

Schluß der Anzeige: »Sanscrit-Wörterbuch etc. bearbeitet von O. Böhtlingk u. R. Roth.«

Im gewöhnlichen Sanskrit findet sich ein, nur durch den steten Wechsel von ç und sh, von kaçîkhâ verschiedenes kashîkâ, welches einen gewissen, bis jetzt nicht näher bestimmbaren Vogel bezeichnet. Wir dürfen aber mit der größten Strenge das Princip festhalten, daß, wenn ein vedisches Wort in der gewöhnlichen Sprache erscheint, es entweder dieselbe oder eine mit ihm in historischem Zusammenhang stehende Bed. hat. Wir dürfen daher Kaçîkâ auch hier für den Namen eines Vogels nehmen und aus dem ihm entlehnten Vergleich schließen, daß er zu den Tauchern gehört. Ueber die zweite Hälfte des Verses will ich mich hier weiter nicht auslassen, nur verweise ich wegen yâçu auf RigV. X, 86, 6 und 155,4; ich übersetze wörtlich applicata et circumplicata sicut c a ç î c â sursum et deorsum mergitur; humida (facta) dat mihi centum fructus pulchritudinum (suarum).

Die andre Stelle erscheint Atharv. V. 5, 19, 4, wo जङ्गहे mit वि zusammengesetzt und durch अभि näher bestimmt von einer gekocht werdenden ब्रह्मगवी gebraucht wird; wörtlich „entgegen, hin und her mehrfach tauchen“. Was eine ब्रह्मगवी bedeutet, ist mir bis jetzt unbekannt; aber das „Auf- und Abtauchen“ ergibt sich auch hier als die richtige Bed.; es bezieht sich auf die Bewegung eines gekocht werdenden Gegenstandes in siedendem Wasser.

Da das Nomen जंहस् die Hauptbasis für Annahme des Verbum bildete, so müssen wir auch unsre Meinung über dieses aussprechen. Es ist nun bekannt, daß ह sehr häufig aus घ hervorgegangen ist, vgl. z. B. रङ्घ् लङ्घ् mit रंह्, दह् aus दघ्, welches noch in Nominibus zu Grunde liegt, दिह् aus दिघ् u. aa. Danach dürfen wir vermuthen, daß auch जंहस् eine Schwächung von जङ्घस् sein könne. Ferner ist zuerst in meiner Vollst. Gr. § 381 darauf aufmerksam gemacht, daß viele Themen auf a aus Themen auf as (diese aus at ebds. S. 149) hervorgegangen sind, vergl. शर्ध und शर्धस् पक्ष und विऽपक्षस् (RigV. I, 6, 2), die Bahuvrîhi-Comp. auf ऽप्रजस् für प्रजा, ऽमेधस् für मेधा und sehr viele andre. Diesem gemäß betrachte ich जंहस् für *जङ्घस् als identisch mit जङ्घा „das Bein“ (vgl. das gleich zu erwähnende कृष्णजंहस् für *कृष्णजङ्घस् von ऽजङ्घा ganz wie z. B. सुमेधस् von मेधा Pâ*n*. V, 4, 122) und diese Bedeutung paßt auch zunächst RigV. VI, 12, 2 der einzigen Stelle, wo das Simplex erscheint. Sie bezieht sich auf Agni und lautet:

आ यस्मिन्त्वे स्वपाके यजत्र यक्षद्राजन्त्सर्वतातेव नु द्यौः ।
त्रिषधस्थस्ततरुषो न जंहो हव्या मघानि मानुषा यजध्यै ॥

Ich übersetze: „Du, o zu Verehrender! in welchem eben in der Ferne der Himmel schön, o Strahlender! wie in einem Opfer geopfert hat, bist, wie das Bein eines Springenden, in den drei Welten, um die menschlichen Opfer und Schätze zu heiligen." D. h. eben noch im Himmel bist du in einem Sprung in allen drei Welten, bald hier, bald dort.

In der Zusammensetzung erscheint es in dem eben erwähnten कृष्णजंहस् RigV. I, 141, 7 und bezeichnet das Feuer sehr natürlich als „das (durch den damit verbundenen Rauch) schwarzbeinige"; dasselbe endlich durch रघुपत्मजंहस् RigV. VI, 3, 5 „schnellfliegende Beine habend", welches noch näher durch den Genitiv वेः und das vergleichende न bestimmt wird, „die schnellfliegenden Beine eines Vogels gleichsam habend". Beiläufig bemerke ich, daß hier auch Sâyana die Bedeutung „Fuß" (पाद) erkennt, die ihm I, 141, 7 noch nicht eingefallen war und VI, 12, 2 wieder von ihm vergessen ist.

Zu जाङ्गुलिक Diese Form erscheint Skandap. Kâçîkh. XLVI, 17.

Zu जीव Bed. 5 vergl. Skandap. Kaçîkh. XVII, 43. 44, wo Çiva zu dem Angirasa (s. oben) sagt:

बृहता तपसानेन बृहतां पतिरेध्यहो ।
नाम्ना बृहस्पतिरिति गृहेष्वर्च्यो (Mscpt° र्च्ये) भव द्विज ॥ ४३ ॥
अस्माल्लिङ्गार्चनान्नित्यजीवभूतो सि मे यतः ।
अतो जीव इति ख्यातिं त्रिषु लोकेषु यास्यसि (Mscpt° यति) ॥ ४४ ॥

„Durch diese große Casteiung sollst du der Großen Herrscher sein, Brihaspati genannt, werden in den Häusern hochgeehrt. Da du durch diese Verehrung meines Linga für immer lebst, wird dir in allen drei Welten der Namen sein „der Lebende"..

Trotzdem daß dschîvas hier aus dem Sanskrit

erklärt wird, ist es doch nur eine Umformung des griechischen *Ζεύς*.

Zu ज्ञाति; daß dieses — trotz des lateinischen cognatu ꝛc., griech. *γνησιο* aus **γνησι* = jnâti, ahd. knods — von जन् getrennt werden soll, ist nicht zu billigen. Wie aus man mnâ wird, aus dham dhmâ, par prâ, aus bhas psâ u. aa., so auch aus jan durch Hinzutritt von â: *jnâ.

adde कनत्कना Ton des Ohrenklappens der Elephanten Kâmand. Nîtis. I, 45.

Schließlich will ich an die Stelle meiner und der auch im Wörterbuch verfehlten Erklärung von तादीत्ना folgende gewiß einleuchtende setzen. Ich erkenne darin zunächst den nominal gebildeten Ablativ von त, wie आत् der nominal gebildete Ablativ von अ, सात् von स ist. Wie nun आत् häufig mit folgendem इत् vorkommt (s. Beisp. im Wtb. z. B. RigV. I, 51, 4; VIII, 21, 14), so liegt hier ein entsprechendes तादित् zu Grunde, wörtlich „von da wahrlich"; daraus ist durch das häufig an Adverbia tretende Suff. tna für tana (vgl. nûtna, pratna neben nûtana, pratana), vom Verbum tan „sich erstreckend", eigentlich *तादित्न gebildet; aber wie ईवत् ईदृश् aus *इद्वत् *इद्दृश् durch Einbuße eines d und Ersatz durch Dehnung des i entstanden sind, so ward auch jenes zu तादीत्न und von diesem ist तादीत्ना der vedische Instrumental; wörtlich heißt es „von dem Augenblick an weiter (= in alle Zukunft)" und diese Bedeutung paßt aufs genauste in der einzigen Stelle, in welcher es vorkommt, RigV. I, 32, 4.

Th. Benfey.

Oxford

e typographeo academico, 1858. S. Cyrilli Alexandriae archiepiscopi commentarii in Lucae evangelium quae supersunt syriace e manuscriptis apud Museum Britannicum edidit Robertus Payne Smith, bibliothecae Bodleianae hypo-bibliothecarius. XXII, 25 u. 447 S. in gr. Quart.

Hier erscheint wiederum in syrischer Sprache ein bis jetzt verlorenes Buch des Alterthumes oder wenigstens aus der Zeit des Ueberganges aus dem Alterthume in unsre neue Zeit, welches mit so vielen anderen syrischen Handschriften in unsern Tagen aus der nitrischen Wüste sich in das britische Museum gerettet hat; und wie wir uns beeilt haben, alle solche neu aufgehende Schätze in den gel. Anz. so vollständig und so zuverlässig als möglich zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, so wollen wir mit dem eben genannten um so weniger eine Ausnahme machen, da es an Umfang das stärkste aller bis jetzt veröffentlichten ist. Ein jedes kleinere oder größere Werk der Art, welches, nachdem es in den Finsternissen des Mittelalters für die Wissenschaft verloren war, heute in irgend einer Sprache uns wieder zugänglich wird, wiegt sicher hunderte von neuen Büchern auf, wie sie der Tag erzeugt. Bei den syrischen Büchern kommt dazu noch der andere Nutzen, daß uns jedes neu an den Tag kommende und durch den Druck vervielfältigte dienen kann, den Wortschatz und den ganzen Bestand der syrischen Sprache und Schrift noch immer etwas vollständiger wiederherzustellen als er uns bis dahin bekannt war. Wir halten es daher für ein Glück, wenn ein handschriftliches Werk dieser Art nur überhaupt

so bald als möglich durch den Druck erst recht verbreitet wird; und finden es ganz unpassend, daß man neulich wieder mit scheinbarer Sachkenntniß und scheinbarem Wohlwollen den öffentlichen Rath gegeben hat, nie einen solchen Druck zu veranstalten, ohne sofort eine Uebersetzung in eine unserer Sprachen hinzuzufügen. Durch solche Forderungen würde der Druck der morgenländischen Werke meist auf die lange Bank geschoben, während unterdeß auch die eine oder andre Handschrift selbst durch mancherlei Unfall wieder verloren gehen könnte, wie man davon viele beklagenswerthe Beispiele erlebt hat.

Um die Herausgabe der syrischen Schätze des britischen Museums haben sich bis jetzt vorzüglich nur zwei Gelehrte wie im Wetteifer mit einander verdient gemacht, der Engländer W. Cureton, welcher von vorne an diesen Schätzen am nächsten stand und in den letzten 20 Jahren eine Menge der wichtigsten kleineren oder größeren Werke in sorgfältigen Ausgaben veröffentlichte, und der Deutsche P. de Lagarde, welcher innerhalb der letzten 10 Jahre hier eine rühmlichste Thätigkeit entfaltete. An diese beiden schließt sich hier nun Hr Payne Smith an mit einem Werke, welches an Umfang alle früheren Veröffentlichungen übertrifft und für dessen Druck daher auch eine neue Art feinerer syrischer Buchstaben gegossen ist. Die Estrangelo-Schrift nämlich, welche in der neuesten Zeit an einigen günstigen Druckorten sowohl in England als in Deutschland die maronitisch-syrische zu verdrängen recht glücklich angefangen hat, erscheint hier zum ersten Male in kleinerer und doch für das Auge sehr gefälliger Gestalt. Die Kosten dazu haben sich in England gefunden und die Ausführung ist im Allgemeinen ge-

lungen. Dieselbe ist seitdem auch schon sonst in Anwendung gekommen.

Das Werk selbst, welches hier in seiner alten syrischen Uebersetzung erscheint, ist der in seiner griechischen Ursprache verlorene sogenannte Commentar des alexandrinischen Kyrillos über das Lukasevangelium. Auf den ersten Blick sollte der bloße Bücherkenner zwar vermuthen, dieses umfassende Werk des so berühmten alexandrinischen Patriarchen habe sich in seiner griechischen Ursprache noch heute erhalten: führt doch der 1844 zu Rom erschienene zweite Band der Nova Patrum Bibliotheca von dem Cardinal Mai auch die Aufschrift S. Cyrilli Alexandrini Commentarius in S. Lucae evangelium ꝛc. Allein wenn man das Verhältniß zwischen jenem griechischen Drucke bei Mai und dem jetzt an den Tag gekommenen syrischen Buche näher vergleicht, so ergibt sich Folgendes. Mai, welcher (wie er in der Vorrede zu diesem Bande seiner großen N. P. B. des Weiteren sagt) von jeher eine besondere Vorliebe für alle die so zahlreichen und so verschiedenartigen Werke dieses Alexandriners hegte und lange eine vollständige neue Ausgabe derselben im Sinne trug, hatte zwar keine auch nur unvollständige Handschrift des griechischen Werkes vor sich, er ließ sich aber durch seinen Eifer, es wie irgend möglich wiederherzustellen, so einzig leiten, daß er es aus den sogen. griechischen Catenen wie neu hervorzaubern zu können meinte. Es ist bekannt, mit welcher Emsigkeit und nicht ohne Geschick die späteren Byzantiner die großen Erklärungsbücher der Bibel, welche in den früheren und besseren Jahrhunderten von großen Kirchenlehrern geschrieben waren, in fortlaufende Auszüge zu bringen suchten. Da nun in diesen die Namen der alten Verfasser oft

angeführt werden, so meinte Mai mit der Hülfe einer ziemlich großen Menge solcher handschriftlichen Catenen das Werk des Kyrillos wiederherstellen zu können, und ließ, was er auf solche Art zusammengestellt hatte, unter dem Namen eines Commentares Kyrill's über das Lukasevangelium drucken. Allein wie unsicher er verfuhr und wie leicht er sich und Andre dadurch in Irrthümer führen ließ, offenbart sich nun aus der syrischen Uebersetzung des wirklichen Kyrillosbuches sehr deutlich. Vieles von dem, was er griechisch hat drucken lassen, gehört allerdings unserm Kyrillos an, Vieles aber davon ist ihm völlig fremd. Aber auch die ganze echte Gestaltung und Einrichtung des Kyrillischen Werkes läßt sich in den von ihm veröffentlichten griechischen Stücken entweder gar nicht, oder höchstens noch in einigen dem weniger aufmerksamen Leser leicht entgehenden Spuren wiederfinden. Das Werk war nämlich in Homilien verfaßt; und Herr Payne Smith hätte sicher besser gethan, es unter diesem seinem eigensten Namen auch wieder herauszugeben, anstatt den nur von Mai erfundenen Namen eines Commentares beizubehalten. Denn daß dieser Name in unsern Zeiten gerne für alle solche Erklärungen der Bibel angewandt wird, darf uns doch nicht verleiten, den ursprünglichen und zum Inhalte selbst ebenso wie zur Einkleidung passenderen Namen von Homilien zurückzuweisen.

Wir bemerken hier vorübergehend, daß, so bewunderungswürdig und alles Lobes werth die gelehrte Thätigkeit und Unternehmungslust des Cardinals Mai war und so sehr er fast als der einzige in unserm Jahrhunderte noch einmal das Bild der alten großen italiänischen Kirchenphilologen erneuerte, sich dennoch beständig in seine großen Werke so

vieles der Wissenschaft und nicht wenig auch des bessern Christenthumes Unwürdige einmischte. Man ersieht das auch bei seiner Ausgabe des sehr ausführlichen Werkes, welches er hier den Commentarius Kyrill's über das Lukasevangelium nennt. Statt dieses Werk so richtig und so nützlich als er vermochte einfach nach den Handschriften herauszugeben und an schwierigeren Stellen etwa auch zu erklären, ergreift er begierig jeden Anlaß gegen die **haeretici schismatici neoterici** 2c. zu reden und uns überzeugen zu wollen, daß Kyrill vollkommen und überall mit der heutigen römischen Kirche übereinstimme! Zwar würde selbst, wenn dieses richtig wäre, daraus heute nicht Vieles von wichtiger Bedeutung folgen: allein wie wenig es auch nur an sich richtig sei, könnte er leicht erkannt haben, wenn er den allgemeinen Zustand unsrer heutigen Kirchen tiefer zu erforschen sich bemühet hätte. Aber wie er das Verhältniß der heutigen römischen Kirche zu den Schriftstellern jener alten Jahrhunderte nicht vorurtheilsfrei zu schätzen wußte, ebenso verkannte er gänzlich den geistigen Zustand der heute lebenden Christen, welche er haeretici nennt. Doch erklärt sich auch die besondre Vorliebe, welche er für den alexandrinischen Kyrillos hegte, aus dieser Geistesrichtung leicht.

Denn wohl ist zwischen dem Geiste dieses Kyrillos und dem seines heutigen Lobpreisers noch ein weiter Abstand: man kann aber leicht merken, daß unter allen den bedeutenderen Kirchenvätern des vierten und fünften Jahrhunderts keiner dem Geiste, welcher allmählich in der römischen Kirche zum herrschenden wurde, so nahe steht wie er. Welcher weite Abstand die Kirchenväter des fünften Jahrhunderts von denen des dritten trenne, kann man

sogar auch an der so sehr verschiedenen Art ihrer Bibelerklärungen deutlich erkennen. In die Gestalt von Homilien sind diese Erklärungen zwar noch immer in allen diesen Jahrhunderten gerne eingekleidet: aber welche Fülle des mannichfaltigsten und immer lehrreichsten Inhaltes wogt in den Erklärungsschriften eines Origenes auf und ab, und wie ist der Stoff dagegen in denen eines Kyrillos immer einartiger und einseitiger geworden! Ein Origenes geht auf alle die Schwierigkeiten, welche sich einer allseitig genügenden Erklärung entgegenwerfen mit der weitesten Umfassung und der größten Geduld ein, nimmt auf eine Menge auch noch anderer als kanonischer heiliger Bücher Rücksicht, führt lange Stellen aus Apokryphen oder aus heidnischen Büchern an, und sucht von allen Seiten die zuverlässigsten Hülfsmittel zur rechten Erklärung und Schätzung der biblischen Schriftsteller zusammen. Ein Kyrillos, Patriarch von Alexandrien, entfaltet zwar in solchen Homilien alle die Künste und Kräfte der Beredsamkeit, und richtet sein Augenmerk emsig auf alle solche Gedanken, welche die Hörer reizen und festhalten können: aber alle andre Bücher als die biblischen sind für ihn und für seine Gemeinde schon wie nie in der Welt gewesen, und viele Schwierigkeiten, auf welche der genauere Bibelleser stößt, berührt er entweder gar nicht mehr, oder weiß sie geschickt zu umgehen. Während sich so sein Gesichtskreis immer enger begrenzt hat, blickt er freilich desto häufiger aus einer biblischen Schrift in die andre und reißt den Hörer aus den Worten der einen desto schneller in die der andern hinein: allein dadurch allein wird der echte Sinn der zu erklärenden Worte nicht eben einleuchtender. Und indem die Verhandlung mit den Irrthümern der

Heiden immer mehr aufhört, wird dagegen jede, auch die entfernteste Veranlassung ergriffen über die Irrthümer der Areianer, Nestorianer und andrer solcher Ketzer oder zu Ketzern zu stempelnden Christen die lautesten Worte zu führen. Solche Neigungen und Sitten mußten immer mehr dahin führen, wo wir die byzantinische und aus besonderen Ursachen dann noch weit mehr die römische Kirche später angelangt finden: Kyrillos bahnt diese Richtung im fünften Jahrhunderte wohl am mächtigsten an, und wir verstehen leicht, wie Mai sich vor so vielen andern großen Schriftstellern jener Zeit besonders zu ihm hingezogen fühlen mochte. Allein wir werden es auch aus guten Ursachen billigen, daß der englische Herausgeber eine so ganz besondre Zuneigung zu Kyrillos nicht eben fühlt, sondern die große Mühe der Veröffentlichung des Werkes vorzüglich nur deswegen übernimmt, um ein Werk des christlichen Alterthumes vor dem Untergange zu retten. Und lehrreich ist es für uns ja auch so wie es ist nach so vielen Seiten hin genug.

Uebrigens ist in diesem Drucke dennoch nicht das ganze einst in der alten Kirche aller drei Erdtheile so hochgeschätzte Werk des Alexandrinischen Kyrillos vollständig erhalten. Dieses Werk zerfiel nämlich in 156 Homilien, welche auch ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt ins Syrische übertragen wurden. Allein die syrische Haupthandschrift, welche Hr Payne Smith benutzen konnte, hat sich nicht vollständig genug in das Britische Museum geflüchtet, wie leider so manche der Schätze des Klosters der nitrischen Wüste aus dem Kloster und aus der Reise selbst nur mangelhaft nach London gebracht sind. Aus mehrern andern Handschriften, welche

Bruchstücke des Werkes enthalten, hat der Herausgeber dann den Mangel zu ergänzen gesucht, aber dies ist ihm nicht überall gelungen. Wir haben alle Ursache anzunehmen, der Herausgeber habe hier mit Fleiß und Vorsicht seines Amtes gewartet: allein das Ergebniß ist, daß doch nur der größere Theil des ursprünglichen Werkes hier gedruckt vorliegt.

Da sich indessen auch von der griechischen Urschrift Manches erhalten hat, so können wir durch Vergleichung das Verfahren des syrischen Uebersetzers hinreichend erkennen. Der Herausgeber redet darüber in seiner Vorrede nicht: es sei hier also kurz bemerkt, daß die syrische Uebersetzung überaus wörtlich ist, und zwar in solchem Maße, daß man die syrischen Worte oft sich ins Griechische zurückversetzt denken muß, um den Sinn leicht und sicher verstehen zu können. Daß der englische Herausgeber, welcher weder das Griechische, wo es sich zerstreut erhalten hat, noch eine englische oder lateinische Uebersetzung hinzufügt, das Syrische, im Ganzen zuverlässig veröffentlicht, ist nicht zu verkennen: doch finden sich allerdings einzelne Versehen in dem syrischen Drucke, auch außer den in der Vorrede p. XI — XXII bemerkten. Auffallend ist aber die Art, wie der Herausgeber in der Vorrede p. VII—X sich über die syrische Punctation und Rechtschreibung äußert. Denn soferne er hier etwas Richtiges über diese allerdings nicht so leichte Sache sagt, ist es in neueren deutschen Büchern viel vollständiger sowohl als zuverlässiger und deutlicher gesagt; sollte er aber diese neuern Bücher gar nicht kennen, so wäre das doch nur ein schlimmes Zeichen von dem allgemeinen Zustande seiner wissenschaftlichen Vorbereitung. Aber nicht Weniges was er hier sagt, ist

dazu auch nicht richtig. Die Punkte Qûshôi und Rûkhôkh werden in den irgend genauen syrischen Handschriften von anderen immer deutlich genug unterschieden, und sollten mit diesen nie verwechselt werden: obwohl allerdings diese Verwechselung allmählich beginnt. H. E.

Bielefeld

bei Velhagen und Klasing, 1859. **Kalidasa's Wolkenbote übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. VIII** u. 112 S. in gr. Octav.

Unter den so mannichfachen Stücken der späteren indischen Lyrik, welche man von der ganz anders ausgebildeten älteren als die Kunstlyrik unterscheiden kann, ist der **Mêghadûta** sicher eins der ausgezeichnetsten ebenso wie der ältesten und ursprünglichsten. Von ihm besitzt man zwar in neuern europäischen Sprachen bereits einige dichterische Nachbildungen, aber noch keine wortgetreuere Uebersetzung. Man wird daher die oben bemerkte neue Uebersetzung eines gerade in diesen Theilen der Sanskritlitteratur schon seit früheren Zeiten vielbewährten deutschen Gelehrten nicht ungerne aufnehmen und ihrem Zwecke gemäß gebrauchen. Diese Uebersetzung wagt es nicht, die Versmaße der Urschrift auch nur von ferne nachzubilden, gibt aber den Sinn der Worte desto einfacher wieder. Die zahlreichen Anmerkungen würden zwar an sich die vielerlei Stoffe, auf welche das Gedicht anspielt, hinreichend zu erläutern noch Manches vermissen lassen: aber da der Verf. die ganze Arbeit Wilson's, also nicht bloß (wie man nach der Aufschrift erwarten könnte) seine Uebersetzung, sondern auch seine ausführlich erläutern-

den Sacherklärungen mit aufgenommen hat, so werden solche Leser, welche ein näheres Verständniß mancher Worte der Uebersetzung suchen, sich durch Beides genug belehrt finden. Der Verf. theilt aber auch manche noch ungedruckte Erläuterung aus indischen Scholiasten mit. Daß der Verf. ferner die bisherigen Ausgaben und Erklärungen sorgsam berücksichtigt, versteht sich bei ihm von selbst: doch bemerken wir nicht, daß ihm die Ausgabe des Mêghadûta in Häberlin's Sanscrit Anthology (Calcutta 1847) bekannt geworden; und wollen daher bei dieser Veranlassung auf das nützliche inhaltreiche Werk wiederholt hinweisen. H. E.

St. Petersburg

Buchdruckerei der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. 1859. Ueber Papuas und Alfuren von K. E. v. Baer. 78 S. in Quart.

Aus Baer's Feder ist man immer nur gewohnt, Ausgezeichnetes zu erwarten und daß man bei einer solchen Erwartung im Rechte ist, davon liefert uns die obige Abhandlung einen neuen Beleg. Dieselbe ist ein besonders im Buchhandel (in Commission bei L. Voß in Leipzig) zu habender Abdruck aus dem VIIIten Bande der Mémoires de l'Académie impériale de St. Petersbourg. Es ist ein Commentar zu einer vorhergehenden mit Schädelabbildungen begleiteten Abhandlung desselben Verfassers in lateinischer Sprache: Crania selecta ex thesauris anthropologicis academiae imperialis petropolitanae. Die hier niedergelegten Schädel-Abbildungen betreffen verschiedene Ansichten von Schädeln von Papuas, Alfuren, Kalmücken, Chine-

sen, Bewohnern von Unalaschka in Steindruck und sind vorzüglich.

Der Verf. hat seine Studien in den letzten Jahren, nachdem er die früheren Forschungen über Entwickelungsgeschichte, so wie die geographischen über verschiedene Theile des russischen Reichs, abgeschlossen hatte, ganz der Naturgeschichte des Menschen gewidmet. Ref. hat über den hieraus zu hoffenden Gewinn schon in einer früheren Anzeige bei Gelegenheit der Besprechung von Waitz Anthropologie (Stück 33—35 der Anzeigen von diesem Jahre) sich ausgesprochen.

In der vorliegenden Abhandlung ist in höchst vollständiger Weise und mit scharfer und geistvoller Kritik Alles wesentliche zusammengestellt, was wir über die so merkwürdigen schwarzen Stämme der Südsee wissen, und es sind die Gesichtspunkte klar bezeichnet, auf die es ankommt, um in diesem Chaos lichte Pfade zu finden. Des Verfs Untersuchungen führen zunächst auf zweierlei Typen, die ihren Ausgangspunkt in Neu-Guinea haben, von denen der erste oder der eigentliche Papuastamm entschiedenere Neger-Aehnlichkeit hat, als der zweite, der sich, besonders im Schädelbau, aber auch im Gesicht, sehr den Neuholländern nähert und von ihnen beinahe nur durch das krause Haar sich auffallend unterscheidet, das man allein in benachbarten und sehr beschränkten Gegenden Neuhollands, wo man Einwanderungen von den Torres-Inseln vermuthet, in gedrehten Troddeln herabhängen sieht. Baer schlägt vor, den zweiten Typus mit dem Namen von Alfuren-Papuas zu bezeichnen, da sie möglicher Weise Mischungsglieder sind zwischen den Papuas und den Neuholländern. Ueber das bekannte Perückenhaar der Papuas äußert sich Baer in folgender Weise:

„Der große Quastenkopf der Küsten-Papuas beruht darauf, daß dieses in viele Spiralen gedrehte Haar ausgekämmt wird und daß die einzelnen Locken gelöst werden. Natürlich gibt dies nun einen ganzen Ballon von Haaren, die sich gegenseitig halten. Man kann die Merino-Wolle eben so auskämmen."

Der Schluß der Abhandlung, auf deren Detail wir nicht weiter eingehen können, enthält sehr anziehende ausführliche Betrachtungen über allgemeine, die Naturgeschichte des Menschengeschlechts betreffende Fragen. Wir heben nur eine kleine Stelle aus, welche klar den Standpunkt des Verfassers bezeichnet, in so ferne er das Ergebniß streng wissenschaftlicher Untersuchungen ist. Er sagt: „Ich sehe mich außer Stande, specifische Unterschiede unter den Menschen zu erkennen, so lange man mir nicht geschwänzte Menschen oder ähnliche Unterschiede nachweist und wenn die jetzigen Stämme der Menschen sich fruchtbar verbinden, so erlaube man mir wenigstens zu fragen, was denn eigentlich selbstständige Art ist? Ob etwas, das der Naturforscher nach Gutdünken sondert, oder eine in der Natur begründete Sonderung und worin diese dann besteht? — Ein Bedürfniß, alle Menschen von einem Paare abzuleiten, beherrscht mich durchaus nicht."

Rud. Wagner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. Mai 1860.

London

Longman, Brown, Green, Longmans and Roberts and Trübner et Co. 1859. An Essay on Classification by Louis Agassiz. VIII u. 381 S. in Octav.

Der Inhalt dieses im vorigen Jahre in London erschienenen Bandes ist ein Abdruck der Einleitung aus dem großen Werke des Verfassers: Contributions to the natural history of the united States, dessen beiden ersten Bände im Jahre 1857 in Boston erschienen und eine im Verhältnisse zu einem so kostbaren (auf 120 Dollars berechneten) Werke beispiellose Verbreitung erlangten, denn dasselbe hat an 3000 Subscribenten, von denen nur etwa der 30ste Theil außerhalb der vereinigten Staaten sich befindet. Es ist dies ein trotz des großen Namens des Verfs in beiden Hemisphären kaum glaubliches Resultat, das desselben eigene höchste Erwartungen bei weitem übertraf. Niemals hat ein Werk von ähnlichem Umfange gleich bei seinem Erscheinen einen solchen Succeß erlangt. Selbst die 4 Aufla-

gen der Recherches sur les Ossemens fossiles von Cuvier bieten kein ähnliches Beispiel dar.

Da diese Einleitung eine Darstellung der allgemeinen Principien der Zoologie als Wissenschaft betrifft, so glaubte der Verf. den Rathschlägen von Freunden folgen zu dürfen, einen Wiederabdruck dieser Einleitung für das englische Publicum zu gestatten, in welcher außer einzelnen Verbesserungen und Nachträgen in Anmerkungen noch ein neues Kapitel über die „Kategorien der Analogie" hinzugefügt ist.

Das Werk führt — allerdings schon auf dem Grunde früher vom Verf. publicirter Aufsätze, von denen es eigentlich eine Sammlung ist, — so eigenthümliche neue Anschauungen in die allgemeine Zoologie ein, daß es ähnlich, wie das eben erschienene Werk von Darwin, eine ausführliche Besprechung auch in Deutschland verdient, um so mehr, als unsres Wissens keine deutsche Uebersetzung davon angekündigt ist und beide Männer, Agassiz und Darwin, ihre Wissenschaft im ganzen Umfange übersehen und doch in vielen Grundanschauungen zu diagonal entgegengesetzten Ergebnissen kommen. Das Werk ist in drei große Kapitel eingetheilt, wovon das erste, weitläuftigste, die Beziehungen der Thiere zu einander und zu der sie umgebenden Welt, als der Basis des natürlichen Classificationsprincips enthält, das zweite eine Darstellung der systematischen Gliederung der leitenden Gruppen, in welche das Thierreich zerfällt, gibt, während das dritte einer geschichtlichen Uebersicht unsrer modernen Systematik gewidmet ist, welche zugleich eine kurze Kritik der einzelnen Systeme versucht. Jedes Kapitel zerfällt in eine Anzahl Abschnitte, von denen jeder ein besondres Moment der Betrachtung entwickelt. Ich

gehe hier nur auf den Inhalt der beiden ersten Kapitel ein.

Der Verf. bespricht im Eingange die verschiedenen Ansichten über Classification in der Naturgeschichte überhaupt, welche hier so weit auseinandergehen, als möglich. Bekanntlich stritt man sich lange über die Frage vom künstlichen und natürlichen System. Goethe sagte: „Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck." Agassiz citirt Buffon, der beim Beginne der Publication seiner großen Naturgeschichte geleugnet habe, daß in der Natur irgend etwas einem Systeme Aehnliches läge, während das Bedürfniß einer möglichst natürlichen Anordnung der Naturkörper doch mehr oder weniger allen Naturforschern vorgeschwebt habe und Buffon selbst diesem Bedürfnisse schließlich bei der Beschreibung der Vögel einigermaßen Rechnung trug. Immer aber wurden die Systeme, mögen sie künstliche oder natürliche genannt worden sein, als der Ausdruck rein menschlicher Auffassung der natürlichen Dinge betrachtet. Nur in einem Punkte stimmten die zahllosen Systeme überein, in der Annahme einer wirklichen Existenz von verschiedenen Arten (Species) mit beharrlichen Eigenthümlichkeiten — wenigstens für einen gewissen Zeitraum; denn auch die Unveränderlichkeit der Arten wurde in Frage gestellt. Bei allen höheren systematischen Gruppen verminderte sich das Vertrauen in ihren Werth als wirklich natürliche Abtheilungen immer mehr; so schon bei den Gattungen (Genera) oder Sippen, mit welch letztrem Namen wir sie mit Oken und Bronn nennen wollen. Die Eintheilungen in Familien, Ordnungen, Klassen betrachtete man ziemlich allgemein als conventionell. Angesichts nun der großen Fortschritte in den letzten Jahren, hält der Verf. die Indifferenz, mit welcher man die Grund-

principien der Zoologie zu behandeln pflegt, für ungerechtfertigt. Die Zweifellosigkeit über die wirklich natürliche Begründung der typischen Hauptgruppen des Systems sucht der Verf. an einem Beispiele zu zeigen. Wenn, sagt er, von den Hunderttausend specifischer Formen der natürlichen Gruppe der Gliederthiere auf der ganzen Erde nichts vorhanden sein würde, als der Hummer, so würde derselbe doch in unsrem Systeme als die einzige Species einer Sippe, einer Familie, Ordnung, Klasse ꝛc. neben allen übrigen Klassen, Ordnungen ꝛc. abgesondert hingestellt werden müssen. Hieraus sucht Agassiz den Beweis abzuleiten, daß alle die genannten Abtheilungen dieselbe natürliche Grundlage für die Systematik haben, welche dem Begriffe der Species zukommt, und er knüpft daran die folgenden Fragen und Antworten, die wir mit den eigenen Worten des Verf. ausheben, weil sie das Grundthema der Anschauungen des ganzen Werkes bilden:

„Die Eintheilung des Thierreichs nach typischen Hauptabtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Sippen und Arten, wodurch wir die Resultate unserer Untersuchungen in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse des Thierreichs ausdrücken und welche die erste Frage eines wissenschaftlichen Natursystems bilden, scheint mir die Beachtung aller gedankenvollen Gemüther zu verdienen. Sind diese Eintheilungen künstlich oder natürlich? Sind sie bloße Erfindungen des menschlichen Verstandes zur besseren Uebersicht und zur Erleichterung anderer Untersuchungen, oder sind sie in der göttlichen Intelligenz begründet und als Kategorien von deren Art zu denken, zu betrachten? . . . Meiner Meinung zufolge sind diejenigen Systeme, welche von den großen Führern in unsrer Wissenschaft aufgestellt wurden, in der That nur Uebersetzungen der

Gedanken des Schöpfers in die menschliche Sprache. Und, ist dies der Fall, finden wir nicht in dieser Fähigkeit des menschlichen Verstandes, sich die Thatsachen der Schöpfung anzueignen, wodurch wir instinctiv und unbewußt die Ausleger der Gedanken Gottes werden, die überzeugendsten Beweise unsrer Verwandtschaft mit dem Geiste Gottes? Ist nicht diese intellectuelle Verbindung mit dem allmächtigen Schöpfer unsrer tiefsten Ueberlegung würdig? Wenn irgend eine Wahrheit in dem Glauben liegt, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist, so ist es gewiß kein Fehler eines Forschers, mit Hülfe seiner eigenen geistigen Operationen zu versuchen, sich den Werken des göttlichen Verstandes anzunähern, aus der Natur seiner eigenen Seele die Erkenntniß zu schöpfen, um besser die unendliche Intelligenz zu begreifen, von welcher er selbst seinen Ursprung hat. Eine solche Ansicht könnte vielleicht auf den ersten Blick unehrerbietig erscheinen. Aber wer ist der wahre Demüthige? Derjenige, welcher, indem er in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, dieselben in eine Formel bringt, die er stolz „sein eigenes wissenschaftliches System" nennt, oder derjenige, welcher bei derselben Forschung seine glorreiche Verwandtschaft mit dem Schöpfer erkennt und, in tiefster Dankbarkeit für eine so hohe Abstammung, darnach strebt, der gläubige Ausleger des göttlichen Verstandes zu werden, mit dem auf diese Weise in Verbindung zu treten, ihm nach den Gesetzen des Daseins nicht nur erlaubt, sondern im Voraus bestimmt ist. Ich bekenne, daß diese Frage, welche sich auf die Natur und Begründung unsrer wissenschaftlichen Classification bezieht, mir von der größten Wichtigkeit zu sein scheint, ja von einer weit wichtigeren Bedeutung, als man ihr gewöhnlich beilegt. Wenn es bewiesen werden kann, daß der

Mensch diese systematische Anordnung in der Natur nicht erfunden, sondern vielmehr nur erforscht hat, daß diese Verwandtschaften und Verhältnisse, welche in der animalischen und vegetabilischen Welt auftreten, in einer geistigen, einer idealen Verbindung mit dem Geiste des Schöpfers stehen; daß dieser Schöpfungsplan, welcher sich unserem höchsten Wissen enthüllt, nicht das Product nothwendiger Wirkungen physischer Kräfte ist, sondern als die freie Conception eines allmächtigen Verstandes erscheint, welche in dessen Gedanken gereift ist, bevor sich dieselbe in greifbaren äußeren Formen offenbarte, kurz, wenn wir eine dem Schöpfungsacte vorhergegangene Ueberlegung nachweisen können, dann haben wir einmal und für immer mit der trostlosen Theorie gebrochen, welche uns stets nur auf die Gesetze der Materie verweist, als welche von allen Wundern der Schöpfung Rechenschaft geben sollen, und die uns, ohne Gott, bloß der einförmigen, unveränderlichen Wirkung der physischen Kräfte überläßt, welche alle Dinge an deren unvermeidliches Verhängniß binden. Ich glaube, daß jetzt unsere Wissenschaft den Grad von Vollendung erreicht hat, mittelst welcher wir eine solche Untersuchung wagen können."

Durch diese Betrachtungen setzt sich der Verf. in Gegensatz, wenn nicht mit allen, doch bei weitem den meisten bisherigen Anschauungen. Er sucht in den Formverschiedenheiten der Thiere und deren gegenseitigen Relationen einen positiven Beweis nicht nur für den Ursprung derselben von einem intelligenten Schöpfer, sondern er erkennt in der Möglichkeit der Erforschung dieser Verhältnisse, in der Entdeckung der natürlichen Systematik, einen stricten Beweis für die innere Verwandtschaft und den Ursprung der menschlichen Intelligenz aus jener göttli-

chen, aus welcher allein jene wissenschaftliche Erkenntniß erklärlich wird.

Obwohl man früher allgemein und in neueren Zeiten noch in den Bridgewater-Büchern insbesondre aus der Zweckmäßigkeit der Anordnungen in der Natur ein Hauptargument für die Existenz eines intelligenten Schöpfers der Natur hergenommen habe, so scheint dem Verf. die Teleologie nicht alle Erscheinungen in der organischen Natur zu decken. Es gibt Organe, die aus der Nothwendigkeit der sich auf einander beziehenden Functionen nicht erklärt werden können, also Organe ohne Function, wie z. B. die nicht durchbrechenden Zähne der Wallfische, die Brustwarzen der männlichen Säugethiere (auch die Beckenknochen der männlichen Beutelthiere u. a. m. Refer.). Diese Organe beziehen sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeits-Verhältnisse der Functionen, sie haben ganz die Bedeutung gewisser architektonischer Elemente oder Ornamente, die sich ohne allen praktischen Zweck, auf die Symmetrie und Harmonie der Proportion beziehen.

Der Verf. verwahrt sich bei diesen Betrachtungen gegen die angebliche Ungehörigkeit in einem wissenschaftlichen Werke. Bei aller Entfernung von theologischen Controversen bleibe stets die Nothwendigkeit einer philosophischen Betrachtung dieser Art; alle Gedankenbildung, so lange sie nicht als Product bloß physischer Kräfte nachgewiesen werden könne, bezeuge die Existenz eines denkenden Wesens und des Zusammenhangs desselben mit einer höheren Intelligenz. Die specialisirte Durchführung dieser Ansicht ist die Aufgabe der folgenden Abschnitte.

Im zweiten Abschnitte dieses Kapitels zeigt der Verf., daß die verschiedensten Typen von Thieren und Pflanzen unter identischen äußeren Umständen gefunden werden. Mögen diese Gebilde nun unter

den engsten räumlichen Verhältnissen oder in sehr weit auseinander liegenden Bezirken entstanden sein, so ist es gleich unverständlich, wie die äußeren physischen Einflüsse auf die Entstehung der typischen Verschiedenheiten haben einwirken können. Eben so unverständlich ist die einfache Thatsache, daß unter wesentlich denselben wirkenden physischen Kräften in den ältesten geologischen Perioden gar keine organischen Wesen erzeugt wurden.

Die Unabhängigkeit der Verschiedenheit der Thier- und Pflanzenformen von äußeren physikalischen Bedingungen wird wieder, wie vom Verf. im 3ten Abschnitt gezeigt wird, dadurch bewiesen, daß ganz identische Typen von organischen Körpern überall auf der Erde unter den verschiedensten äußeren Umständen (kosmischen, physikalischen Einflüssen, Klima rc.) auftreten. So sind die Häringe der arktischen, antarktischen und gemäßigten Zone ganz dieselben. Ueberall, wo physikalische Einflüsse Veränderungen in den äußeren Formverhältnissen der Organismen hervorrufen, sind dieselben niemals tiefgreifend, erstrecken sich auf Farbe, äußere Bedeckungen, auf Größe und Gewichtsverhältnisse, je nach der verschiedenen Nahrung rc. Auf den Grundplan der Organisation sind sie ohne allen Einfluß.

In diesem Grundplane herrscht, wie im 4ten Abschnitt erörtert wird, eine Einheit für jede der großen typischen Abtheilungen des Systems der Thierwelt, so daß dieser Plan unter allen geographischen Verhältnissen der nämliche bleibt. Daher kann derselbe unmöglich eine Wirkung bloß abstracter Kräfte sein, sondern derselbe läßt auf eine höhere allgemeine Conception schließen.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.
Den 17. Mai 1860.

London

Fortsetzung der Anzeige: »An Essay on Classification by Louis Agassiz.«

Diese Verschiedenheiten der Baupläne (die man beispielsweise mit dem byzantinischen oder gothischen Stil vergleichen kann, Ref.) gehen, wie der 5te Abschnitt nachweist, durch die ganze innere Anordnung und Gruppirung der Organe, so daß z. B. die physiologisch analogen Gebilde, wie der Kopf der Wirbelthiere und der Gliederthiere bei jeder dieser beiden Reihen verschieden ist, innerhalb der beiden Reihen aber aus homologen Theilen (— ein Begriff, der weiter unten erläutert ist —) zusammengesetzt wird. Diese eigenthümlichen Verhältnisse können durchaus nicht von physikalischen Einflüssen abgeleitet werden.

Eben so wenig begreiflich und von physischen Ursachen ableitbar, sind die im 6ten Abschnitte erläuterten verschiedenen Grade der Verwandtschaft der einzelnen Thier- und Pflanzenformen, die, ohne allen genealogischen Zusammenhang unter den verschie-

denen systematischen Gruppen in den von einander entferntesten Theilen der Erde vorkommen.

Die Unabhängigkeit der in der systematischen Gruppirung sich ausprägenden Grundverschiedenheiten des Organisationsplans der Thierwelt von äußeren Einflüssen, ergibt sich nach dem 7ten Abschnitt daraus, daß, wie die neuesten geologischen Forschungen immer entschiedener zeigen, die vier typischen Hauptgruppen der Thiere, Strahlthiere, Weichthiere, Gliederthiere, Wirbelthiere, in allen Gebirgsformationen vorkommen, in den ältesten, wie den jüngsten, und daß die Behauptung, als hätten sich immer höher und höher organisirte Thierformen im Laufe der auf einander folgenden geologischen Epochen entwickelt, nur in sehr limitirtem Sinne zu verstehen ist. Derselbe Plan, welcher sich in der Thierwelt der Gegenwart zeigt, kommt schon in den Formen der ältesten Fauna des Erdballs vor. Mit der Bildung des Menschen erscheint der Abschluß in der Reihe der Organisationen und seitdem findet keine Entstehung und Vervollkommnung der Organisations-Verhältnisse auf dem Erdball mehr Statt. Alle weitere Entwicklung beschränkt sich seitdem auf die Vervollkommnung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen.

Der 9te bis 15te Abschnitt dieses Kapitels ist zur speciellen Ausführung einzelner schon in dem vorigen Abschnitte berührter Punkte bestimmt und geht vorzüglich auf die geographischen Verhältnisse der Faunen einzelner Länder rc. ein. Das Endresultat dieser Untersuchung ist: daß alle Thatsachen dahin führen, daß die Lebensphänomene sich natürlich innerhalb der physikalischen Welt offenbaren, aber nicht von ihr unmittelbar abhängen; daß die organischen Wesen trotz der Einflüsse der unorganischen Welt die ihnen ursprünglich zukommenden Ei-

genschaften bewahren, ja eine solche Unabhängigkeit von den letzteren zeigen, daß ein Ursprung der Lebens-Erscheinungen aus den physikalischen Kräften ganz unwahrscheinlich wird.

Eine der wichtigsten Fragen behandelt unstreitig der 15te Abschnitt, nämlich die der Permanenz der specifischen Eigenschaften oder der feststehenden Charaktere der Arten (Species). Es knüpft sich hieran die neuerdings wieder durch Darwin besonders so sehr angeregte Betrachtung über die Entstehungsweise der Arten. Agassiz schließt sich Cuvier's bekannten Nachweisen am ägyptischen Ibis an und betrachtet das Resultat durch neuere Forschungen noch weiter gesichert, wonach feststeht: „daß selbst die außerordentlichsten Veränderungen in der Lebensweise und die äußeren Bedingungen, unter denen die Thiere sich befinden, ebenso wenig Einfluß auf die Veränderung ihrer wesentlichen Charaktere haben, als der Zeitverlauf. Hier befindet sich also der Verf. im directen Gegensatze mit Darwin. Er spricht ausdrücklich seine Ueberzeugung dahin aus, daß nach seiner Kenntniß der paläontologischen Verhältnisse: 1. die Thiere verschiedener geologischer Perioden en masse betrachtet, unter einander specifisch verschieden sind. 2) Daß aber innerhalb einer und derselben geologischen Periode die primordialen Formen, welche die Naturforscher Species zu nennen pflegen, sich nicht verändern. 3. Daß die diesen beiden Punkten entgegengesetzten Behauptungen weder physiologisch noch geologisch bewiesen werden können. Ein angebliches, aber noch zweifelhaftes Factum, daß einzelne Species durch zwei auf einander folgende geologische Epochen hindurchgehen, würde, wenn es sich bestätigen sollte, gerade zu Gunsten der Tenacität des Species-Charakters sprechen. In Bezug auf die von den Hausthieren und Cultur-

pflanzen hergenommenen Beispiele von Veränderlichkeit der Arten spricht sich der Verf. in einer Weise aus, welche unsre ganze Aufmerksamkeit verdient. Er nimmt an, daß ein Theil unserer Hausthiere, z. B. das Huhn, durch die vollkommene Amalgamation verschiedener Arten entstanden sei. Außerdem könne man von den durch den Einfluß des Menschen hervorgebrachten, durch künstliche Pflege und Nahrung hervorgerufenen Veränderungen bei den Culturrassen der Hausthiere nicht auf ähnliche Umänderungen aus natürlichen Einwirkungen schließen. Die Annahme der Beharrlichkeit der Art wird durch die Erfahrung bestärkt, daß die Unterschiede, welche zwischen den verschiedenen Rassen der Hausthiere und den cultivirten Pflanzenvarietäten, so wie unter den Menschenrassen bestehen, unter den verschiedensten klimatischen Einflüssen doch permanent bleiben. Damit übereinstimmend ist die Thatsache, daß jede Menschenrasse ihre eigenen Arten von Hausthieren und Culturpflanzen besitzt und daß diese um so weniger unter einander variiren, wenn jene Rassen wenig oder keinen Verkehr mit andern Rassen haben, als wenn diese Rassen aus Mischung verschiedener Stämme hervorgegangen sind.

Im 16ten Abschnitte weist der Verf. auf die neueren Forschungen hin, welche gelehrt haben, wie irrig gewisse frühere Annahmen von der Identität zwischen Function und Organ waren, so daß sich gezeigt hat, daß zwischen morphologischer und physiologischer Identität häufig ein großer Unterschied ist. Eins der vielen Beispiele können die Kiemen der Fische und die Lungen der höheren Thiere abgeben, welche zwar die gleiche Function vollziehen, morphologisch aber ganz verschiedene Stellungen einnehmen. Agassiz sucht diese Erfahrungen für seine Meinung zu verwerthen, daß zwischen äußeren phy-

sischen Ursachen und typischen Organisationsverhältnissen kein genetischer Zusammenhang bestehe.

In der so verschiedenen Lebensdauer der verschiedenen Thiere und Pflanzen, welche der 19te Abschnitt behandelt, sieht der Verf. einen Hauptbeweis für die Anordnung des Weltganzen durch ein denkendes Wesen, da die hier in Betracht kommenden Verhältnisse eine solche Vorherbestimmung über Zeit- und Raumbedingungen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voraussetzen, welche blinden Naturkräften nie zugeschrieben werden kann.

Ebenso tritt diese vorausbestimmte Reihe von Erscheinungen in der cyklischen Entwicklung des sogenannten Generationswechsels hervor (20ter Abschnitt), welchen Kreis von Erscheinungen einfache physische Kräfte nicht hervorzubringen im Stande sind.

Der Verf. benutzt den 21sten Abschnitt, um eine Uebersicht über die Organisationsverhältnisse der Pflanzen und Thiere zu geben, welche in den verschiedenen geologischen Perioden auftreten. Während die materiellen Stoffe immer dieselben bleiben, so weit man die Spuren ihrer Erscheinung verfolgen kann, verwandeln die organischen Körper diese Stoffe in neue Formen und bringen sie in neue Combinationen. Kohlensaurer Kalk bleibt in allen geologischen Altersperioden kohlensaurer Kalk; der phosphorsaure Kalk in den paläozoischen Felsarten ist derselbe phosphorsaure Kalk, den heute noch der Mensch künstlich bereitet; aber die Fischstacheln, Schildkrötenschalen, Vogelflügel, Säugethierbeine, welche aus diesen Stoffen gebildet sind, zeigen in den verschiedenen Arten die verschiedensten Structurverhältnisse. Es arbeiten hier also andre Kräfte als bloß physische, wie z. B. Elektricität, welche in allen Zeiträumen die gleichen Naturprocesse hervorrief, gerade wie zu allen Zeiten die Verdampfung des Wassers in der

Atmosphäre Wolken bildete, was sich aus den deutlichen Spuren dieser Processe in dem Kohlengebirge und in der Triasformation ergibt. Die Reihe von Combinationen in den Thierformen, welche successive auftraten und an deren Ende der Mensch erscheint, sind ganz unabhängig in ihrer Genesis von den gewöhnlichen physischen Kräften. Diese Combinationen sind ein schlagender Beweis für eine dieselben ins Leben rufende Reihe von Gedanken.

Die Thiere der verschiedenen geologischen Perioden zeigen, wie der 22ste Abschnitt nachweist, ähnliche abgegrenzte geographische Verbreitungsbezirke, wenn auch in weniger engen Herden, wie die jetzt lebenden, — Entdeckungen der neuesten Zeit und zwar, wie die Untersuchungen von Lund über die brasilianische, von Owen über die neuholländische fossile Fauna nachweisen, hatte diese Fauna eine gewisse Uebereinstimmung mit der heutigen, in so ferne z. B. in Brasilien früher colossale Edentaten in Menge, in Neuholland ähnliche jetzt ausgestorbene Beutelthiere vorkamen. Thierformen, welche früher die alte Welt bevölkerten, fehlten in der neuen zum Theil ganz. Zwischen jenen älteren Thiergeschlechtern und den späteren besteht aber demohngeachtet nicht der geringste genealogische Zusammenhang, obwohl die vorweltlichen und jetzt lebenden Thiere denselben oder doch einen ähnlichen Grund und Boden einnehmen. Gerade diese feststehende Thatsache steht im directesten Widerspruch mit jeder Annahme eines Zusammenhangs zwischen dem Ursprung dieser Thiere und den sie umgebenden physikalischen Agentien. Um so weniger kann hier an irgend eine specielle Abhängigkeit von den geographischen Bodenverhältnissen gedacht werden, als die auf solchem Boden localisirten organischen Körper mit andern typischen Gruppen im Zusammenhange stehen, welche eine viel weitere

Verbreitung haben, ja, was noch mehr ist, welche zu verschiedenen geologischen Perioden gehören, zwischen deren Entwickelung große physikalische Veränderungen auf dem Erdboden Statt gefunden haben. Sie beweisen daher gerade das Entgegengesetzte von dem, was jene Theorie, welche die Entstehung der organischen Körper aus physikalischen Kräften annimmt, verlangt; denn es findet eine continuirliche Aehnlichkeit der Organismen während der auf einander folgenden geologischen Perioden Statt, ungeachtet der ausgedehnten Veränderungen in den vorwaltenden physikalischen Bedingungen, welche die Oertlichkeiten, die von ihnen bewohnt wurden, in verschiedenen Perioden erlitten. Wie man also auch hier die Theorie vom Ursprung der Thiere und Pflanzen aus gewöhnlichen physikalischen Kräften betrachten mag, sie hält eine strengere Kritik nicht aus. Der Verfasser kommt auch hier wieder auf seine früher dargestellte Grundanschauung zurück und sagt, — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen: »Only the deliberate intervention of an Intellect, acting continously, according to one plan, can account for phenomena of this kind.«

Im 23sten Abschnitt zeigt der Verf. kurz und bündig, daß nicht bloß die Species, sondern auch die andern systematischen Gruppen von Thieren und Pflanzen, ebenso wie die Individuen, eine begrenzte Dauer haben. Alle neuen Untersuchungen (von Agassiz, Barrande, Pictet u. a. m.) zeigen, wie die früher für verschiedene Perioden als identisch betrachteten Arten bei sorgfältiger Prüfung immer mehr verschwinden. Dasselbe gilt für die fossilen Arten, welche angeblich identisch sein sollen mit denen der Jetztzeit. Jede neue Monographie begrenzt die Zahl für jede Periode mehr und mehr. Die Thatsachen führen auch nicht zur Annahme eines stufen-

weisen Verschwindens einer beschränkten Anzahl von Arten und einer allmählichen Einführung einer begrenzten Zahl neuer Arten, sondern im Gegentheile zur Annahme einer gleichmäßigen Zerstörung ganzer Faunen. Diese Veränderungen in der organischen Welt fallen dann immer zusammen mit großen physikalischen Veränderungen auf unsrem Erdball. Die geographischen Begrenzungen dieser Veränderungen jetzt schon feststellen zu wollen, würde nach des Vfs Meinung zu frühe sein. Derselbe verweist auf das Studium von Elie de Beaumonts Schriften, welcher früher 7, dann 12, später 15 solche große Convulsionen des Erdballs annahm, jetzt aber die Zahl derselben wenigstens auf 60, vielleicht auf 100 bringt. Auch die Paläontologen kommen dahin, immer mehr anzunehmen, daß die Faunen häufiger erneuert worden sind, als bisher angenommen wurde, aber in unermeßlich langen Perioden bis zur jüngsten, in welcher der Mensch erschien. Jede Fauna aber existirte in einer großen Mannichfaltigkeit von Typen, welche durch natürliche Wechselbeziehungen zwischen Thieren und Pflanzen verknüpft waren, — eine Art der Verbindung, welche niemals aus einförmigen physikalischen Kräften ihren Ursprung genommen haben kann, die immer nur in der ihr zukommenden einförmigen Richtung gewirkt haben können. „Auch hier“ — sagt der Verf. — „stellt sich die Dazwischenkunft eines Schöpfers auf die schlagendste Weise dar und zwar auf jeder Stufe der Geschichte der Welt.“

Im 24sten Abschnitt vergleicht der Verf. die geologische Folge der Thiere und Pflanzen mit deren gegenwärtigem Bestande. In das Detail können wir ihm hier noch weniger folgen. Jedenfalls zeigt sich, daß die Haupttypen zu allen Zeiten repräsentirt waren, daß wenigstens die einzelnen Klassen der

Strahlthiere, Weichthiere und Gliederthiere immer zugleich in den einzelnen Perioden auftreten, vielleicht mit einziger Ausnahme der Insecten, deren Existenz wenigstens vor der Kohlenperiode nicht bekannt ist. Mit den Wirbelthieren ist es allerdings anders, denn obwohl die Fische so alt sind, als irgend eine der niedern Thierklassen, so treten doch Reptilien, Vögel und Säugethiere successive je nach ihrem typischen Rang auf. Es erscheinen höhere und niedere Formen, bis zuletzt der Mensch die aufsteigende Reihe krönt. Hier, wie bei den Pflanzen, zeigt sich eine Entwickelung, welche eine bestimmte Ordnung, einen Plan in der Natur voraussetzt.

Derselbe schöpferische, denkende Geist läßt sich auch in den im 25ten Abschnitte erläuterten Thatsachen nachweisen, welche in den merkwürdigen Erscheinungen einer Prophetie, eines vorbildlichen Auftretens späterer Thierformen in embryonischer Gestalt sich beurkunden. Schon früher nämlich wurden Naturforscher überrascht durch die Aehnlichkeit der Jugendzustände gegenwärtig lebender Thiere mit fossilen Repräsentanten derselben Familie in älteren geologischen Perioden. Agassiz glaubt nun, daß die Fortschritte in der Embryologie und Paläontologie eine allgemeine Annahme dieser Ansicht rechtfertigen, und belegt dies mit Beispielen. Das auffallendste Exempel geben die Echinodermen, denn bekanntlich bilden in den älteren Perioden die gestielten Seesterne oder Crinoiden die Hauptmasse. An sie erinnern noch unsre lebenden Comatulen, welche im Alterszustande frei, in der Jugend gestielt sind. Die ältesten fossilen Fische haben gewisse allgemeine Kennzeichen mit den Embryonen der jetzigen Fische gemein. Die ältesten Echiniden sind embryonische Repräsentanten der höheren Familien, die Trilobiten die embryonischen Vorbilder der Entomostraken, die oolithischen

Dekapoden die embryonischen Typen unsrer Krebse, der Andrias Scheuchzeri ist ein embryonischer Prototyp unsrer Batrachier, die Zeuglodonten sind Vorläufer unsrer pflanzenfressenden Cetaceen, die Mastodonten embryonisch geartete Elephanten u. s. w.

Ueber die eigentlich prophetischen Typen verbreitet sich der Verf. im 26ten Abschnitte. Diese fallen zwar zum Theil mit den embryonischen Typen des vorigen Abschnitts zusammen, in andrer Hinsicht aber sind sie auch verschieden. Man sieht nämlich in einer früheren Epoche gewisse Combinationen in der Organisation auftreten, welche in einer folgenden oder späteren vollständiger, allgemeiner, unter höherem Rang erscheinen, in dem Verhältnisse, wie die Affen den Menschen voraufgehen, die reptilienähnlichen Fische den Reptilien, die Ichthyosauren den Delphinen, die Pterodaktylen den Vögeln. So besteht also auch hier ein Zusammenhang zwischen den thierischen Schöpfungen verschiedener Perioden; eine ideale Verbindung zwischen den lebenden Organismen tritt klar hervor.

Der 27te Abschnitt enthält eine Art Wiederholung der Thatsachen der beiden vorhergehenden Abschnitte unter dem Gesichtspunkte des Parallelismus zwischen der stufenweisen Vervollkommnung der Formen in der Thierreihe und der embryonalen Entwickelung. Doch darf man nicht so weit gehen, als früher und als es noch in dem bekannten Buche »Vestiges of creation« geschehen ist, wonach alle höheren Thiere auf ihren Entwickelungsstufen die bleibenden Formen niederer Thiere durchlaufen sollen. Alles dies deutet auf den Plan eines intelligenten Schöpfers.

Sind schon in den beiden früheren Abschnitten eine Reihe von Vergleichen, von Analogien ꝛc. aufgestellt, welche bei einem so nüchternen Naturforscher

wie Agassiz auffallen, einigermaßen an die spielenden Vergleiche der naturphilosophischen Schule, z. B. Oken's erinnern, so ist dies noch viel mehr der Fall im 28ten Abschnitt, wo gewisse Erscheinungen in der geographischen Verbreitung abgehandelt werden. Der Verf. spricht sich hier über unsre vielfach ungenügende Kenntniß in der geographischen Verbreitung auch im Verhältnisse zur Geographie der Pflanzen aus. Solche Betrachtungen aber, wie die Vergleiche der Farbenverhältnisse gewisser Thiere mit den auf gleichem Boden lebenden Menschen, daß z. B. der asiatische Orang gelbroth sei, wie die Malayen; die Chimpanses schwärzlich seien, wie die Neger ꝛc., rechnen wir zu dem eben erwähnten Haschen nach Analogien, welches in der früheren naturphilosophischen Epoche so allgemein war.

Abschnitt 29. Gegenseitige Abhängigkeit des Thier- und Pflanzenreichs von einander. Sehr kurz nur weist Agassiz auf Dumas's, Boussingault's, Liebig's Nachweisungen hin, wie beide Reiche durch Exhalation und Verbrauch von Kohlensäure auf einander angewiesen seien; ebenso spricht er von dem Verhältniß des thierischen Düngers zur Pflanzenernährung, von den gegenseitigen Nahrungsbedingungen bei Fleisch- und Pflanzenfressern. Dies Alles deute auf »a wellregulated order of things, considered in advance.«

Ausführlicher zeigt der Vf. im 30ten Abschnitt, wie die parasitischen Thiere und Pflanzen, welche Repräsentanten fast in allen Gliedern des Systems haben, hinweisen auf eine Wechselbeziehung zwischen dem Schmarotzer und seinem Wohnsitze, welche nur durch eine vorauserkennende höhere Weisheit regulirt werden konnte.

Der 31te Abschnitt, als der letzte des ersten Kapitels, gibt am Ende noch eine Recapitulation aller

im Vorhergehenden entwickelten Schlüsse, als Resultate der Detailangaben. Alle bisherigen Betrachtungen werden nur als eine Einleitung in das folgende Kapitel bezeichnet. Noch finden zu Anfang einige allgemeine Untersuchungen über die Wechselbeziehungen der auf Zeit- und Raumverhältnisse gegründeten Combinationen in der Thierwelt hier ihre Stelle, zu deren Erörterung früher nicht Gelegenheit war. „Die Phänomene der unorganischen Welt", sagt der Vf. unter anderm, „sind alle einfach im Verhältnisse zu denen der organischen. Jedem der Ueberlegung fähigen Geiste muß die Ueberzeugung entgegentreten, daß die wechselseitigen Beziehungen so vieler Eigenthümlichkeiten in der Structur, in den embryonalen, geologischen und geographischen Verhältnissen des Thierreichs von einem überlegenden Verstande geordnet worden sind. Jeder Naturforscher muß doch einsehen, daß, während die physischen Kräfte, Elektricität, Magnetismus, Wärme, Licht, chemische Affinität vom Anfange der Welt an da waren und wirkten, später und allmählich erst die zusammengesetzteren Kräfte auftraten, welche die organische Welt reguliren, sobald die Pflanzen und Thiere auf dem Erdboden erschienen." Mit wenigen Andeutungen und der speciellen Ausführung einiger Punkte, die sich auf den Blätterfall der Gewächse und die Umdrehungszeit der verschiedenen Planeten beziehen, wohin wir dem Vf. nicht folgen können, geht derselbe auch kurz auf Anordnungen der unorganischen Natur ein, aus deren Erscheinungen und deren Wechselverhältnissen mit der organischen Natur, sich ebenfalls nachweisen läßt, daß alles dies von einem überlegenden Geiste herrührt, welcher alle Raum- und Zeitverhältnisse nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überspannt. »Divine thought is simultaneous« während das ganze Menschengeschlecht tausende von Jahren braucht,

um diese Gedanken nur theilweise zu verstehen. Es muß einen Urheber der Dinge geben, in welchem alle Gedanken sich vereinigen. Seine Existenz ist beweisbar. „Es würde aber nichts desto weniger höchst wünschenswerth sein, wenn jeder Naturforscher, der zu ähnlichen Schlüssen kommt, von neuem an solche Betrachtungen ginge, von seinem Gesichtspunkte aus und mit besondrer Beziehung auf das Feld seiner Forschungen. Auf diese Weise allein kann eine völlige Evidenz zu Stande kommen. Alle unorganischen Phänomene — die Gesetze der chemischen Verbindung, die Wirkung der physischen Kräfte, die allgemeine Attraction unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, würden zu ähnlichen Ergebnissen führen. Selbst die Geschichte der menschlichen Bildung würde sich von diesem Standpunkte aus behandeln lassen. Dies aber müsse der Vf., wie er sagt, geschickteren Händen überlassen.

Auf die leitenden Principien der Systematik oder die Classification der Thiere geht das zweite Kapitel ein.

Sect. 1. Der allgemeine Gebrauch der Ausdrücke: Typus, Klasse, Ordnung, Familie, Gattung (Sippe), Species in der Zoologie und Botanik läßt auch ein übereinstimmendes Verständniß und eine Präcision dieser Begriffe erwarten, was aber durchaus nicht der Fall ist. Der Verf. hat sich nun Jahre lang mit der Frage beschäftigt, ob diesen Begriffen eine reale Existenz zu Grunde liegt oder nicht. Endlich glaubt er zu einer klaren Ansicht gekommen zu sein. Wie überall, so hat auch hier die Praxis die Theorie anticipirt, gerade wie die Malerei vor der Theorie der Farben entstand. Denkende Naturforscher aller Zeiten haben die allgemeine Classification der Thiere in ihren Grundzügen gleichmäßig geahnt, wie denn die Enaima und Anaima des Ari-

stoteles, Lamarck's Vertebrata und Evertebrata, Oken's Fleisch- und Darmthiere, Ehrenberg's Myeloneura und Ganglioneura nur verschiedene Ausdrücke einer und derselben Grundverschiedenheit der beiden Hauptgruppen des Thierreichs sind. Ebenso könnte man dieselben nach ihrer grundverschiedenen embryonalen Entwickelung abtheilen.

Der Verf. sagt, daß er nicht durch einen glücklichen Zufall, sondern durch lange Forschung erst zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß jene oben genannten, seit lange angenommenen Abtheilungen nicht künstlich, sondern etwas natürlich Gegebenes seien. Die scheinbare Willkür und der Mangel der richtigen Erkenntniß liegt nur daran, daß die Naturforscher nicht alle dieselben Gruppen mit demselben Namen und nicht in derselben Ausdehnung umfassen; so nennen Einige genera, was Andre subgenera, Einige Familien, was Andre unter genera bezeichnen. Dagegen gibt es Gruppen, z. B. einzelne Klassen, in deren Umgrenzung Alle übereinstimmen. Die Philosophie der Classification machte aber deshalb so wenige Fortschritte, weil man annahm, daß die weiteren und engeren Gruppen nur in der Quantität ihrer übereinstimmenden Kennzeichen, nicht in deren Qualität abwichen, als wenn die Elemente in der Structur der Thiere alle von gleicher Art wären. Gerade die Differenz in der Kategorie der Kennzeichen ist das Maaßgebende für die verschiedenen Gruppen im System. Es ist klar, daß, wenn der Species-Unterschied bloß in der absoluten Größe der der Gattungen oder Sippen lediglich in der Structur einzelner äußerer Körpertheile, der der Familien in der allgemeinen Form des Körpers, der der Ordnung in der Gleichheit der inneren Structur begründet wäre, so würden auch keine verschiedenen

Meinungen über die zu einer Klasse gehörigen Gruppen bestehen. Aber das Problem gestaltet sich nicht so einfach.

Cuvier's höchste Eintheilung in Embranchements (branch englisch) oder grandes divisions zeigt unwiderleglich, daß dem Thierreiche ein bestimmter, specialisirter Plan der Anordnung zu Grunde liegt, wenn Cuvier auch selbst von dieser Erkenntniß nicht einen durchgreifend consequenten Gebrauch machte, indem er z. B. die Strahlthiere und Würmer zusammenstellte. Aus dieser großartigen Conception Cuviers lassen sich nicht nur die großen Grundverschiedenheiten der natürlichen Verhältnisse im Bauplane nachweisen, sondern auch wieder die wesentlichen Beziehungen der typischen Abtheilungen zu einander.

Sect. 2. Klassen. Nach einer Kritik der mannichfaltigen Ansichten über das Princip der Klassen-Eintheilung spricht sich der Verf. dahin aus: Daß die Klassen sich unterscheiden nach der Art und Weise, in welcher der Plan der entsprechenden großen typischen Abtheilung durchgeführt ist mittelst der Verbindung der Elemente der Structur, d. h. der Combination der verschiedenen Organ-Complexe, welche den Leib ihrer Repräsentanten zusammensetzen. Also alle Individuen einer Abtheilung, deren Formen in besondrer gemeinsamer Art der Structurverhältnisse combinirt sind, bilden eine Klasse.

Sect. 3. Ordnungen. Obwohl in Bezug auf die Ordnungen die Naturforscher noch schwankender sind, als bei den Klassen, so glaubt der Vf. doch hier eine feste wissenschaftliche Grundlage derselben vindiciren zu können, übereinstimmend mit den vorzüglichsten Forschern der Zoologie. Es sind die Ordnungen solche Abtheilungen, welche durch die verschiedenen Grade der Complication ihrer Structur

innerhalb der Grenzen des Klassencharakters sich kennzeichnen. So können die Ordnungen der Crinoiden, Asteroiden, Echinoiden, Holothurien als solche natürliche Ordnungen gelten. Die Ordnungen bilden aber nicht einfache Reihen in jeder Klasse.

Sect. 4. Familien. Auch hier sind es charakteristische Züge der Form, wie bei den Ordnungen, welche den Familiencharakter constituiren, und doch ist nichts schwankender und unbestimmter, als der Begriff „Form“. Derselbe läßt sich viel mehr im Allgemeinen beim ersten Blick fassen und aussprechen, als speciell beschreiben. Es handelt sich hier um eine allgemeine Physiognomik, um eine Reihe von Zügen der Structurverhältnisse, welche die Form bestimmen. Wir müssen bekennen, daß es uns unmöglich gewesen ist, hier den Vf. genau zu verstehen, wodurch sich eben die Formverhältnisse als Familien-Charaktere charakterisiren.

Sect. 5. Genera. Auch über den Begriff von Genus (Gattung, Sippe) ist man verschiedener Ansicht. Der Verf. citirt eine Anekdote von Latreille, einem von den Zoologen, welche sich besonders darauf verstanden, gute Genera aufzustellen. Er suchte für seine Sammlungen überall Exemplare zu bekommen: „um ihre einzelnen Theile zu untersuchen.“ — „Genera sind“, sagt Agassiz, „die am engsten verbundenen Thiergruppen, welche weder in der Form, noch in der Complication ihrer Structur, sondern einfach in den letzten Structur-Eigenthümlichkeiten einzelner ihrer Theile abweichen.“ — Die gewöhnliche Ansicht, daß Genera nichts weiter seien, als eine gewisse Anzahl von Arten, welche in einigen allgemeineren Zügen übereinstimmen, als denen, wodurch sich die einzelnen Arten unterscheiden, verwirft der Verf. ganz.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. Mai 1860.

London

Schluß der Anzeige: »An Essay on Classification by Louis Agassiz.«

Sect. 6. Species. Ein Punkt, worin wir am meisten von dem Vf. differiren, ist die Art und Weise, wie derselbe gegen die fruchtbare geschlechtliche Vermischung als Kriterium der Species polemisirt. Doch wir wollen noch keine Bemerkung hier machen, wir referiren nur. Es sei dies, meint Agassiz, ein völliger Irrthum oder wenigstens eine petitio principii; diese Annahme sei ein Hinderniß für die Lösung des Problems der Speciesbildung geworden. Jeder neue Fall von Bastardbildung sei ein Protest gegen diese Behauptung. So lange nicht nachgewiesen werden könne, daß alle Hunde-Varietäten, alle Varietäten von Hausthieren und cultivirten Pflanzen von einem gemeinschaftlichen Stocke abstammen, eben so, wie alle Menschenrassen, sei es nicht folgerichtig, die fruchtbare Vermischung für einen evidenten Beweis specifischer Identität zu halten. Uebrigens solle die Bedeutung der geschlechtli-

chen Verbindung zwischen Individuen derselben Species auch nicht unterschätzt werden, man dürfe nur keinen so hohen Werth darauf legen, als dies gewöhnlich geschehe. Aber während verschiedene Species gegen einander meist steril sind, so seien sie doch in andern Fällen fruchtbar, selbst in einer Ausdehnung, deren Grenze bis jetzt noch nicht gefunden werden konnte. Geschlechtliche Vermischung ist, nach dem Verf., vielmehr ein Ausdruck der innigen Beziehung zwischen Individuen derselben Art und nicht Ursache ihrer Identität in auf einander folgenden Generationen. Einmal geschaffen, paaren sich Thiere derselben Art, weil sie für einander gemacht sind; sie bauen nicht erst die Species durch den Zeugungsact auf, sondern die Species hatte ihre volle Existenz, bevor das erste Individuum durch geschlechtliche Verbindung geboren war. Aber gerade die Bastardzeugung beweise, daß die Species nicht in einzelnen Paaren, sondern in großer Anzahl entstanden.

Zu Gunsten der Unabhängigkeit des Species-Begriffs von der Generationssphäre zeugt, nach dem Verf., auch die Thatsache, daß es zahllose Species mit zahlreichen Individuen gibt, welche sexuell sich niemals entwickeln. Auch der Generationswechsel gibt hiefür Zeugniß. Diese früheren Unterscheidungen und Definitionen seien eingeführt in den Zeiten der Kindheit der Wissenschaft; es sei eine absurde Prätension, dieselben fest zu halten.

Wir müssen also bei der Festsetzung des Artbegriffs immer mehr von der Idee einer genealogischen Verbindung zurückkommen, da es immer wahrscheinlicher wird, daß Individuen derselben Art in von einander unabhängigen und entfernten geographischen Herden aufgetreten sind. Die Entstehung einer jeden Art (Species) von einem einzelnen Paare

sei auch bereits von allen Naturforschern beinahe völlig aufgegeben.

Als eine zweite Täuschung in der Lehre von der Species bezeichnet Agassiz die Behauptung von Burmeister (Zoonomische Briefe Bd I. S. 11), daß die Arten etwas Reelleres in der Systematik seien, als die andern systematischen Abtheilungen, die, wenn sie auch eine gewisse natürliche Grundlage hätten, doch mehr idealer Natur seien. Nicht Arten aber, behauptet Agassiz, existiren realiter, sondern nur Individuen. Aber Individuen constituiren nicht die Species, sie repräsentiren dieselbe. Die Art ist ebensowohl bloß ein ideales Ens, wie Sippe, Familie, Ordnung ꝛc. Die Art fährt fort von Generation zu Generation zu existiren, während deren Repräsentanten sterben. Alle diese Abtheilungen sind eine wie die andere ebenso ideal und ebenso real. Nur Individuen existiren in einer verschiedenen Weise; kein Individuum stellt zu irgend einer Zeit alle Merkmale der Art dar, zu welcher sie gehört. Die präcise Charakteristik der Species stellt der Vf. in folgender Weise fest: Die Arten umfassen die Individuen in ihren engsten Beziehungen zu einander, welche in ganz bestimmten Verhältnissen zur umgebenden Welt stehen und die Existenz der Arten ist auf eine bestimmte Periode eingeschränkt.

Die Hauptbeziehungen der Species sind folgende: 1. Die Arten haben einen bestimmten natürlichen geographischen Verbreitungsbezirk, so wie die Fähigkeit, sich in andern Gegenden zu acclimatisiren, wo sie nicht primitiv gefunden werden. 2. Sie stehen in bestimmter Beziehung zu örtlichen Verhältnissen, sie bewohnen Wasser oder Land, Flüsse, Seen, Wüsten, Wälder ꝛc. 3. Sie sind abhängig von gewissen Nahrungsmitteln. 4. Sie haben eine bestimmte Lebensdauer. 5. Sie stehen untereinander in gewis-

sen gesellschaftlichen Beziehungen, indem sie in Heerden oder kleinen Gesellschaften oder isolirt leben. 6. Sie stimmen überein in der Periode ihrer Reproduction, 7. ebenso in ihren Wachsthumsverhältnissen und ihren Metamorphosen, 8. in ihrer Verbindung mit andern Wesen, z. B. im Parasitismus, 9. in der Größe, in der Proportion ihrer Theile, ihrer Ornamentation und ihrer Variabilität.

Also Species sind etwas Begrenztes und nur der unersättliche Durst, neue Species zu beschreiben und die unvollkommenen Data zur Begründung derselben, bringt uns so viele zweifelhafte Arten ins System, welche kein reeller Gewinn für die Wissenschaft sind.

Die Lehre von der Variabilität der Species, insbesondere unter Einfluß des Menschen, gehört zur Geschichte der Arten. Speciesbeschreibungen erfordern die sorgfältigsten vergleichenden Betrachtungen und müssen den Charakter von Biographien haben.

Sect. 7. Die Begriffe: Abtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten decken alle Kategorien, so weit sich dieselben auf ihre Structurverhältnisse beziehen. Die weitern Eintheilungen in: Unter-Klassen, Sub-Ordines, Sub-Familien, Sub-Genera, Varietäten, läßt der Vf. als Ausdrücke und weitere anwendbare Abtheilungen zu, ohne denselben aber gleichen Werth, wie den Haupt-Kategorien zuzutheilen; es sei ihm noch nicht gelungen, die natürlichen Grenzen dieser Unter-Abtheilungen wie bei den Haupt-Abtheilungen zu finden. Es sind einzelne Eigenschaften der Organisation, welche als Grundlage für diese weitere Ausführung der Systematik gebraucht werden können. Als Beispiel können hier die beiden Subklassen der Säugethiere, die Marsupialia und Placentalia, gelten.

Sect. 8. Successive Entwickelung der Merkmale. Der Verf. weist hier nach, daß nicht

nur die frühere, bereits oben widerlegte Annahme, wonach die Embryonen der höchsten Formen, wie des Menschen, in ihren Entwickelungsstufen alle niedern Thiere durchlaufen, irrig ist, sondern auch die Annahme, daß die Embryonen einer der großen typischen Gruppen ihre Merkmale successive so entwickelten, daß zuerst die Abtheilungs-Merkmale, dann die Merkmale der Klasse, Ordnung, Familie ꝛc. zeitlich nach einander aufträten, sei gleich irrig.

Sect. 9. Kategorien der Analogie. Noch einmal bezeichnet der Verf. scharf den Unterschied zwischen Homologie und Analogie. Erstere ist die Art der Verwandtschaft, welche sich auf Identität der Structur in verschiedenen Thieren gründet, die zu denselben natürlichen Hauptabtheilungen gehören, während Analogie eine Aehnlichkeit ist, die in der Combination charakteristischer Züge einer natürlichen Gruppe mit einer andern Gruppe besteht. Weniger präcis sei die andre Definition: Homologie ist die Verwandtschaft in der Identität der Structur ohne Beziehung zur physiologischen Function, Analogie gründet sich auf Aehnlichkeit der Function ohne Beziehung zur Structur.

Die Thiere der einzelnen Haupt-Abtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und selbst Arten zeigen immer unter sich Homologien. Es gibt also Abtheilungs-Analogien, Ordnungs-Analogien ꝛc.

Analog, aber nicht homolog sind die Vogel- und Insectenflügel. Sie üben gleiche Functionen aus, sind aber nach zwei ganz verschiedenen Typen gebaut. So wie es nun systematische Homologien, verschiedene Kategorien der Homologie gibt, so gibt es auch verschiedene Kategorien der Analogie nach den Klassen, Ordnungen, Familien ꝛc.

Abtheilungs-Analogien. Selten bestehen

Analogien zwischen den großen typischen Abtheilungen, welche durch eine ganze Klasse durchgreifen. So haben unter den Mollusken alle Cephalopoden einige Analogie mit den Strahlthieren in der Stellung der Arme um ihren Mund; ebenso die Bryozoen unter den Weichthieren mit den Polypen in ihrem Tentakelkranz. Das Hautskelet der Echinodermen und Articulaten zeigt eine gewisse Analogie.

Klassen-Analogien. Die Flugwerkzeuge der Fledermäuse und Vögel sind sich analog, aber nicht homolog, während die Vogelflügel alle unter sich homolog sind. Weiter verschieden sind die Insectenflügel, sie sind nach einem ganz andren Plan gebaut.

Ordnungs-Analogien. Da alle Ordnungen einer Klasse nach dem allgemeinen Structur-Charakter der Klassen gebaut sind, so kommen nicht leicht Analogien zwischen den verschiedenen Ordnungen einer und derselben Klasse vor, eher zwischen einer Ordnung einer Klasse und einer ganz andern Klasse, so z. B. verhält sich die Ordnung der Cetaceen zur ganzen Klasse der Fische, die Ordnung der Myriapoden zur Klasse der Würmer, die Hydroiden als Ordnung der Akalephen zu den Polypen.

Familien und Gattungs-Analogien. Als Familien-Analogien und Homologien bezeichnet der Verf. eine Reihe von Beispielen, die besonders in Bezug auf die Gattung Limulus durchgeführt sind. Generische Analogien bestehen auch zwischen Thieren weit von einander stehender Familien, selbst Ordnungen, Klassen, ja der typischen Abtheilungen. So existirt z. B. eine deutliche generische Analogie zwischen der Dentition der Insectivoren unter den Säugethieren und den Characinen unter den Fischen, aber auch unter einigen Gattungen der Familie der Insectivoren und der Nager.

Art-Analogien. Alle im Wasser lebenden Thier-Arten besitzen unter einander eine gewisse Analogie. Auch andre Analogien kommen unter besondern Umständen vor. So hat der Canis Zerda im Innern von Afrika in der Länge seiner Ohren eine Analogie mit den Hasen der Wüste, welche ebenfalls längere Ohren besitzen, als die Hasen der Wälder und Marschen. Es hat dies eine physiologische Ursache und hängt zusammen mit dem Bedürfniß einer feineren Tonwahrnehmung. Hieher gehören auch gewisse Analogien in der Färbung, z. B. die analoge Streifung des Tigers und des Quaggas.

Es folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über Homologien und Analogien. So ist z. B. die Chorda dorsalis bei den Wirbelthieren ein durchgreifendes homologes Gebilde, als die longitudinale Axe des Körpers. Zeigt sich in andern Hauptabtheilungen etwas Aehnliches, z. B. der mittlere Längsstreif der frühesten Embryonal-Entwickelung der Crustaceen, so ist dies etwas Analoges, nichts Homologes.

Der 10te Abschnitt, ein allgemeiner Rückblick auf die Principien der Classification, schließt das Kapitel.

Ich habe versucht, hier eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht der Haupt-Ansichten Agassiz's zu geben, die in Deutschland nicht so bekannt worden sind, als sie es verdienen. Ein Naturforscher, ein Zoolog ersten Rangs, welcher — wenn auch nicht Specialforscher in der eigentlichen Physiologie und Anatomie — doch im vollsten Besitze zootomischer Bildung ist, der die lebenden und fossilen Thierformen aller Klassen wiederholt studirt hat und hier überall eine Vielseitigkeit der Bildung beurkundet, wie sie in der wissenschaftlichen Zoologie immer seltener wird — verdient die größte Aufmerksamkeit,

wenn es sich um allgemeine Fragen vom höchsten Interesse handelt, wie die über die Entstehung und Verbreitung der Geschlechter der Thiere und des Menschen, über die Grundprincipien der Systematik u. s. w. Das Interesse dafür muß sich steigern, wenn wir sehen, daß so bedeutende Naturforscher, wie Darwin, welche gleich Agassiz ein Menschenalter ihrer Wissenschaft gewidmet und ausgedehnte Länderstrecken der Erde bereist haben, in ihren Grund-Anschauungen diagonal von einander abweichen. Denn in der That was kann Abweichenderes gedacht werden, als wenn wir Koryphäen in der Naturgeschichte der organischen Körper (außer den genannten so viele andre lebende) auf der einen Seite finden, welche die Arten (Species) für unveränderliche primitiv entstandene Typen erklären, während andre zu dem Resultate kommen, daß schließlich nicht bloß der Mensch aus dem Affengeschlechte hervorgegangen sei, sondern die Fische sich in Vögel umgebildet, ja finaliter alle Thierformen in einer vor Billionen von Jahren entstandenen einfachen Urzelle ihre gemeinschaftliche Stamm-Mutter gehabt haben. Darwin spricht diese Hypothese als das letzte Endergebniß, als die Consequenz seiner Untersuchungen aus, während Andre, wie Cuvier, Owen, Agassiz &c. die Beharrlichkeit der Species innerhalb eines gewissen Variationskreises für ein Fundamentalgesetz in der organischen Naturlehre erklären. Ein verdienter Zoolog, Leunis, verleiht dieser Ansicht einen significanten Ausdruck, indem er gradezu sagt: „Die Art ist in der Naturgeschichte der letzte zerlegbare Bestandtheil, wie das Element in der Chemie" *), ein allerdings zu weit gehender Vergleich.

Ebenso abweichend sind die Ansichten über die

*) Leunis, Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs, 2te Aufl. 1860. S. 10.

Grundprincipien der Systematik. Nach Agassiz sind die verschiedenen Abtheilungen des Systems wirklich verkörperte Gedanken Gottes; deren Verständniß dem Menschen nur möglich ist, weil seine eigene Intelligenz eben ein Ausfluß aus einer höheren Intelligenz ist, während andre sehr bedeutende Naturforscher alle Systematik lediglich für eine rein künstliche Auffassungsweise, für ein Fachwerk halten, das sich der Mensch anlegt, um mittelst einzelner Merkmale die zahlreichen Naturkörper besser überschauen zu können. Also die einen sehen in den systematischen Abtheilungen Ideen eines Schöpfers, die andern bloße Repositorien für die Unterbringung der Thierformen. Zwischen beiden Anschauungen gibt es unendliche Modificationen und Uebergangsglieder.

Bei Agassiz u. a. m. erscheinen die Menschenformen der verschiedenen Welttheile, die Rassen rc. als eben so viele primitiv entstandene Arten, mit gewissen Thieren von bestimmtem Schöpfungs-Centren ausgehend, bei Darwin u. a. m. sind nicht bloß alle Menschenklassen Variirungen einer primitiven Menschenform, sondern diese selbst ist nichts Primitives, sondern aus andern thierischen Urformen Hervorgegangenes.

Nach Agassiz, Elie de Beaumont und der Gruppe von Naturforschern, die zu ihnen stehen, sind in Billionen von Jahren sich auf der Erde Hunderte von Pflanzen und Thierschöpfungen auf einander gefolgt, allemal wieder zu Grunde gegangen, neue erschaffen worden rc., keine Art, Species, greift von einer Epoche in die andre; es gibt keine identischen Species verschiedener Epochen. Nach Darwin, Lyell rc. sind die Thiere und Pflanzen aller Perioden successive aus einander unmittelbar durch Umformungen hervorgegangen.

Auf diese Weise ließen sich nun weiter Hunderte

von kleineren Grunddivergenzen zwischen den anerkanntesten Naturforschern der Gegenwart nachweisen, welche, wenn nicht alle, doch meistens in zwei Momenten ihren Grund haben: einmal in der, wie ich fest überzeugt bin, völligen Unzulänglichkeit unsrer wissenschaftlichen Grundlage für solche Fragen, welche der Phantasie nur zu viel Raum läßt, dann aber in vielen Fällen in dem großen Dilemma der Grund-Anschauung, in dem sich die Naturforscher aller Zeiten bewegt haben und das kaum mit so einfachen Schlagwörtern, wie man sich deren zu bedienen pflegt, wie etwa: materialistische und theistische Richtung, mechanistische oder teleologische Weltbetrachtung ꝛc. bezeichnet werden kann.

Seien wir aufrichtig! eine nähere Einsicht in die räthselhaften Vorgänge, welche bei der Entstehung der lebendigen Wesen mitgewirkt haben, gewinnen wir so wenig, ob wir dieselbe von dem unmittelbaren Eingreifen eines intelligenten Schöpfers oder von blinden Naturkräften ableiten. Der Begriff der Schöpfung als Werk eines persönlichen Gottes ist für uns wissenschaftlich nicht klarer, als der einer natura naturans. Nur so viel ist gewiß, und hierin geben wir Agassiz unbedingt Recht, die Annahme einer Entstehung der organischen Körper mittelst der sogenannten physikalischen Kräfte, ohne ein weiteres dabei in Betracht kommendes Moment, widerlegt sich von Tag zu Tage mehr. Die heutige Thier- und Pflanzenphysiologie kennt keine Generatio aequivoca. Um so mehr kann es also Naturforschern erlaubt sein, auch an einer frühern generatio aequivoca s. spontanea zu zweifeln und an eine nach Zwecken wirkende göttliche Intelligenz zu glauben, da dieselbe für Jeden, der eine sittliche Weltordnung anzuerkennen geneigt ist, eine Nothwendigkeit wird. Wie man aber auch die Frage nach den

letzten Ursachen der natürlichen Dinge sich zurecht legen möge, es bleiben so viele Detailfragen in diesen Gebieten von hohem allgemeinen Interesse, welche glücklicher Weise von diesen beiden entgegengesetzten Welt-Anschauungen, in die sich die Menschen abtheilen, nicht direct berührt werden.

Zu diesen Fragen rechne ich als eine der wichtigsten, die nach dem Begriff der Species. Darüber meine ich, müßte eine gewisse Abklärung möglich sein; aber auch davon scheinen wir doch noch weit entfernt. Wenn ich nicht sehr irre, so liegt die Wahrheit zwischen der Cuvier-Agassiz'schen Ansicht und der Darwin'schen in der Mitte. Ich glaube, daß sich jetzt schon der Beweis führen ließe, daß neue Species entstehen können, ohne in der gewagten Ableitung so weit zu gehen, wie Darwin. Ein specielleres Eingehen auf die Beweismittel würde hier zu weit führen, aber einen Protest von Seite der Physiologie der Generation, gegen die unbegründeten oder zu weit gehenden Angriffe Agassiz's und Darwin's, welche Beide die fruchtbare Vermischung als Kriterium der Species verwerfen und worüber Agassiz namentlich sehr starke Ausdrücke, die wir oben wiedergegeben haben, braucht, muß ich hier doch ablegen. Die einfachste Ueberlegung muß uns dahin führen, uns zu überzeugen, daß die starken Schranken, welche in der instinctmäßigen Abneigung der verschiedenen Arten zur wechselseitigen Vermischung, in der jedenfalls höchst beschränkten Fruchtbarkeit einer solchen, wenn sie Statt hat, liegen, allein schon diesen physiologischen Thatsachen ein Anrecht auf ernste Beachtung geben. Ich will den Satz nicht so stellen, wie man öfter gethan hat: weil zwei Thiere sich nicht fruchtbar vermischen oder keine dauernd fruchtbare Nachkommenschaft geben, bilden sie verschiedene Arten, sondern umgekehrt: eben weil es

verschiedene Thierarten gibt, zeigen sich auch in ihren physiologischen Generationsprocessen gesetzmäßige Schranken, welche es verhindern, daß durch unbeschränkte Vermischung immer neue Mischlingsformen hervorgehen, welche alle Stabilität in dem notorisch Specifischen der Formen vernichten müßte.

Es fehlt mir in dieser Anzeige der Platz, diese und andre Materien weiter zu verfolgen; ich hoffe dies vielleicht in der Folge in den Jahresberichten thun zu können, welche ich für allgemeine Zoologie und Naturgeschichte des Menschengeschlechts in Wiegmann-Troschel's Archiv übernommen habe.

Das, was ich in dem Werke von Agassiz gleichmäßig wie in dem von Darwin freudig begrüße, ist die Thatsache, daß aus denselben wieder ein allgemeineres Interesse an allgemeineren Fragen in der Naturgeschichte hervorkeimt, die über dem bloßen Detailstudium bei uns so lange in den Hintergrund gedrängt waren. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß wir in Deutschland uns an solchen Fragen über natürliche Systematik, über Entstehung der Pflanzen und Thiere, über Kosmogenie ꝛc., in den Perioden unsrer naturphilosophischen Zeit zu Anfang dieses Jahrhunderts so matt und müde gearbeitet hatten, daß die Flucht zur einfachen Erforschung einfacher Thatsachen etwas höchst Natürliches war und gradezu ein Ueberdruß an der Beschäftigung mit anscheinend unlösbaren Problemen eintrat. Wir können gewissermaßen sagen, daß die jetzige Wiederaufnahme dieser Probleme in England und Nordamerika uns an eine bereits durchgemachte Jugendepoche erinnert und darin, daß englische und nordamerikanische Forscher eben sich wieder an solche Fragen wagen, ein Zeugniß sehen, daß diese Völker jene gefährliche Epoche nicht durchlebt haben. Auf der andern Seite aber begrüßen wir diese Erscheinung im-

mer als eine bedeutungsvolle und in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft nothwendige. Niemals wird sich der menschliche Geist eine bloße mikrologische Detailforschung als Ziel setzen dürfen. Immer werden sich wieder die allgemeinsten Fragen, an die sich die großen Räthsel unsres eigenen Daseins, seiner Entstehung und seiner Bedeutung in der Weltordnung knüpfen, in den Vordergrund drängen, wenn sich die naturwissenschaftliche Forschung entweder mit reichem neuen thatsächlichen Material erfüllt hat, oder wenn große Impulse zu einer philosophischen Weltbetrachtung von irgend einer Seite in dem Bereiche des Wissens oder des Geschehens ausgegangen sind, am entschiedensten und bedeutungsvollsten aber dann, wie gegenwärtig bei uns, wenn diese verschiedenen Factoren gemeinsam thätig für die Erzeugung neuer Geistesrichtungen geworden sind.

Aus dem dritten Kapitel will ich noch eine Uebersicht über das neueste vom Verf. adoptirte System des Thierreichs geben, da die übrigen weiteren Abschnitte nur eine historisch-kritische Darstellung der hauptsächlichen Systeme der Gegenwart enthalten.

Agassiz behält die vier Hauptabtheilungen Cuviers bei, ohne die jetzt so allgemein angenommene fünfte Abtheilung der Protozoen anzuerkennen. Er verwirft zunächst die Zusammenstellung der Rhizopoden in eine Klasse mit den Infusorien; er hält nicht einmal deren thierische Natur über allen Zweifel erhaben, wiewohl er früher selbst eine Verwandtschaft derselben mit den niedersten Gasteropoden angenommen habe. A. hält selbst eine Verwandtschaft der Rhizopoden mit den Algen für möglich, seit die Corallinen und Nulliporen als echte Algen erkannt worden sind. Diese Ansicht befestigt sich bei A. in neuester Zeit immer mehr, seitdem sich eine enge Verwandtschaft zwischen Rhizopoden, Thalassicolen und Polycystinen herausstelle.

Unter den Infusorien findet A. die heterogensten Wesen zusammengestellt. Die Desmidien und Volvocinen sind bewegliche Algen, wohin überhaupt alle Infusoria anentera Ehrenbergs gehören. Die Enterodela Ehrenberg's sind zwar wahre Thiere, aber von zwei ganz verschiedenen Typen. So bilden die Vorticellen eine eigenthümliche Gruppe, welche jedoch zu den Bryozoen unter die Mollusken gestellt werden müssen, während Paramecium und Opalina, den Planarien und Distomen verwandt, zu den Würmern gehören. Sie nehmen unter den Infusorien eine ähnliche Stelle ein, wie früher die Cercarien, welche auch bekanntlich Distomenlarven sind. In eine Kritik dieser Ansicht Agassiz's, gegen welche Manches einzuwenden ist, kann ich hier nicht eingehen. Merkwürdig ist, daß A. gar nicht von den Gregarinen spricht, welche ich selbst übrigens auch als niederste Form der Würmer betrachten möchte.

Nach einer kritischen Beleuchtung der ersten oder untersten Hauptgruppe der Thiere, der Radiaten, in welchen sich A. gegen Vogts Stellung der Ctenophoren zu den Mollusken, so wie der Vereinigung der Medusen und Polypen im Sinne Leuckarts zur Gruppe der Coelenteraten ausspricht, theilt er die Strahlthiere in 3 Klassen:

1) Polypen mit den beiden Ordnungen der Actinoiden und Halcyoniden im Sinne Dana's.

2) Akalephen, mit 3 Ordnungen: Hydroiden (worunter Siphonophoren), Scheibenquallen und Rippenquallen.

3) Echinodermen mit den 4 Ordnungen: Crinoiden, Asteroiden, Echinoiden und Holothurien (ohne Sipunkeln).

Die zweite große Gruppe der Weichthiere bildet bei A. drei Klassen:

1) Acephalen, mit 4 Ordnungen: Bryozoen

(worunter die Vorticellen), Brachiopoden, Tunicaten und Lamellibranchien.

2) Gasteropoden, mit drei Ordnungen, Pteropoden, Heteropoden und eigentlichen Gasteropoden.

3) Cephalopoden mit den beiden Ordnungen Tetrabranchiaten und Dibranchiaten.

Die dritte große Gruppe oder die Gliederthiere zerfällt bei A. ebenfalls in 3 Klassen:

1) Würmer mit den 3 Ordnungen: Trematoden (incl. Blasen-Bandwürmer, Planarien und Egel), Nematoiden (incl. Acanthocephalen und Gordiaceen) und Anneliden.

2) Krustenthiere, mit 4 Ordnungen: Räderthiere, Entomostraken (incl. der Cirripedien), Tetradekapoden und Dekapoden.

3) Insecten, mit den 3 Ordnungen Myriapoden, Arachniden und den eigentlichen Insecten.

Während nun diese drei Haupt-Abtheilungen des Thierreichs bei Agassiz eine Vereinfachung in der Systematik gegen die meisten modernen Classificationen erfahren, sowohl was die Zahl der Klassen, als der Ordnungen betrifft, so findet bei den Wirbelthieren, als der vierten Hauptgruppe, eine Erweiterung Statt. An die Stelle der gewöhnlichen 4 oder höchstens 5 Klassen treten durch Spaltung der Fische deren 8 Klassen auf:

1) Myzontes mit den beiden Ordnungen Myxinoiden und Cyklostomen.

2) Eigentliche Fische mit den beiden Ordnungen Ctenoiden und Cycloiden, welche letztre Abtheilung aber nach des Verfs Ansicht noch weiterer Modificationen bedarf.

3) Ganoiden mit den drei Ordnungen: Coelacanthen, Acipenseroiden und Sauroiden und zweifelhaft: den Siluroiden, Plektognathen und Lophobranchiern.

4) Selachier, mit den drei Ordnungen: Chimären, Haifischen und Rochen.

5) Amphibien mit den drei Ordnungen: Cäcilien, Ichthyoden und Anuren.

6) Reptilien, mit den 4 Ordnungen: Schlangen, Saurier, Rhizodonten und Schildkröten.

7) Vögel, mit den 4 Ordnungen: Schwimmvögel, Sumpfvögel, Hühner und Nesthocker (Insessores mit den Kletter- und Raubvögeln).

8) Säugethiere, mit 3 Ordnungen: Beutelthiere, Pflanzenfresser und Fleischfresser.

Der mehrfache Wechsel der Ansichten des Verfs, sein eigner Zweifel über die mögliche Stellung einzelner Ordnungen und die neuesten Versuche in der Systematik der Fische und Amphibien, z. B. von Joh. Müller und Owen, der aber eben erst wieder Fische und Amphibien in eine Klasse zusammenstellt, zeigen wie wenig feststehend doch am Ende die Principien für Klassen- und Ordnungs-Abtheilungen sind. Wer möchte einen Einwurf erheben können, wenn man z. B. statt 4 Klassen deren 6 aus den Fischen bildete und z. B. die Gattungen Amphioxus und Lepidosiren (dessen Zwitterstellung zwischen Amphibien und Fischen durch Mc Donnel's neue Untersuchung lebender Thiere eben erst bestätigt ist) zu eigenen Klassen erhöbe, obwohl ich glaube, daß eine geringere Klassenzahl der Wirbelthiere, ja die Beibehaltung der vier oder höchstens fünf früheren, mit Auseinanderhaltung der Reptilien und Amphibien, doch noch am meisten für sich hat. Ein näheres Eingehen auf diese Specialitäten würde aber zu weit führen.

Rudolph Wagner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. Mai 1860.

Wien

aus der K. K. Hof- u. Staatsdruckerei, Verlag von C. Helf, 1860. Ueber den Organismus des persischen Verbums; von H. A. Barb, Professor der persischen Sprache am K. K. polytechnischen Institute in Wien. 96 S. in Octav.

Ebenda 1858. Ueber das Zeichen Hamze und die drei damit verbundenen Buchstaben Elif, Waw und Ja der arabischen Schrift; von H. A. Barb, Professor der persischen Sprache am K. K. polytechnischen Institute in Wien. 100 S. in Octav.

Zwei Abhandlungen eines Verfassers, über welche wir hier schon wegen des Ortes, von welchem sie in die wissenschaftliche Welt ausgegangen sind, etwas ausführlicher reden wollen. Noch vor zehn bis zwanzig Jahren hätten Abhandlungen über solche ganz einzelne und dazu etwas schwierigere Fragen aus den weiten Gebieten morgenländischer Sprachen und Schriften in Wien kaum erscheinen können; H. v. Hammer veröffentlichte zwar wie bekannt genug

größere und kleinere Bücher morgenländischen Inhaltes, aber theils war er fast der Einzige seiner Art dort, theils stand die Wissenschaftlichkeit bei ihm beständig in einem so umgekehrten Verhältnisse zu der Fruchtbarkeit, daß die öffentliche Beurtheilung derselben zuletzt ziemlich überflüssig zu werden schien. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß dort in den letzten Zeiten allmählich ein ganz andrer Geist in der Behandlung dieser Wissenschaften herrschend werden will: wir müssen uns dessen freuen, und dürfen von ihm weiter das Beste erwarten. Ist es doch unmöglich, daß eine größere Freiheit und ein ernsteres Bestreben des Forschens, welche in dem einen weiten Gebiete menschlicher Wissenschaften erwachen, nicht auch auf andere zurückwirken und so allmählich eine allgemeine Macht ersprießlicher und fruchtbarer Wissenschaft sich für die Dauer gründe. Wir achten gerne (und das sei hier heute offen gesagt) auf die Zeichen einer in Oesterreich sich regenden gründlichen Wissenschaft, und nehmen an ihren Versuchen den lebendigsten Antheil.

Die hier zu beurtheilenden zwei Abhandlungen haben nun das Eigenthümliche, daß jede von ihnen zwar einen Gegenstand behandelt, welcher einer solchen besondern Rücksicht heute nicht unwürdig ist, keiner aber bei allem von dem Verf. angewandten Eifer seinem Gegenstande zu genügen, ihm wirklich genügt. Beide zeigen uns so eine Art von Wissenschaft, welche erst wie in einem Uebergange zur echten Wissenschaft ist, die zwar sehr Vieles nicht ohne einen ehrlichen Aufwand des besten Strebens versucht, das Richtige aber nicht erreicht und zuletzt etwas Unbefriedigendes zurückläßt, welches auch der Verf. selbst wohl dunkel fühlt, aber nicht klar und kräftig von sich weist. Da indessen heute, wie der Zustand dieser Wissenschaften in Deutschland ist,

auch noch ſehr Viele außer dem Verf. in einem ähn-
lichen Dunkel ſich befinden, ſo wollen wir hier nä-
her auf beide Fragen eingehen, obgleich die letztere
von beiden der Art iſt, daß ſie ſchon nach dem,
was ich 1830 im erſten Bande der arabiſchen SL.
ſagte, größtentheils klar ſein könnte. Wir beginnen
hier mit dieſer.

Wenn man auf den Verf. hört, ſo wäre die Lehre
von dem Zeichen Hamza in der arabiſchen Schrift
eine ſo überaus ſchwierige, daß weder die älteren
und neuern eingebornen arabiſchen noch die andern
Gelehrten ſie bis jetzt richtig aufgefaßt und beſchrie-
ben hätten. Dies kann allerdings ſo ſcheinen, aber
nur ſo lange man das dabei Weſentlichſte noch nicht
begriffen hat. Sicher aber iſt ein erſtes Erforder-
niß dabei, daß man die Buchſtabenſchrift wie ſie zu-
nächſt für ſich beſteht und für ſich ſchon vollkommen
Sinn hat, von den möglicher Weiſe hinzukommen-
den Zeichen unterſcheide und ſtreng ſondere, zu wel-
chen auch das Hamza gehört. Achtet man nun ge-
nau auf die reine Buchſtabenſchrift, ſo hat ſie wie
ſie ſich bei den alten Arabern ausgebildet hatte und
im Qorâne ſich verewigte, beſonders zwei Eigenthüm-
lichkeiten, welche man allerdings vor Allem um ſo
mehr richtig begreifen muß, da ſie ſich in allen
übrigen ſemitiſchen Schriftarten nicht in gleicher
Weiſe wiederfinden. Die eine betrifft die Schreib-
art der Vokale ſofern ſie zum Anfange einer Sylbe
laut werden. Bekanntlich fordert das ſemitiſche
Schriftgeſetz durchaus folgerichtig, daß in dieſem
Falle zunächſt der reine Hauch oder das א als
Merkmal geſchrieben werde, daß die Sylbe mit kei-
nem andern ſtärkeren und beſtimmteren Laute be-
ginne; und dieſes Geſetz entſpricht dem Weſen aller
menſchlichen Laute und der Grundlage einer Buch-
ſtabenſchrift ſo vollkommen, daß es ſich auch in ſol-

chen Schriftarten wiederfindet, welche mit der semitischen in keinem Zusammenhange stehen, und daß wir bedauern können, wie es in unsern heutigen Schriftarten so ganz verloren gegangen sein könne. Aber da der Vokal als solcher im Semitischen entweder gar nicht oder nur unter gewissen Verhältnissen durch einen Buchstaben ausgedrückt wird, so muß in ihm dieser bloße reine Hauch als Buchstabe א grundgesetzlich nicht bloß als Merkmal dienen, daß eine solche Sylbe mit irgend welchem Vokale beginne, sondern es bleibt dem Leser auch überlassen, diesen Vokal, wenn er etwa nicht anderweitig verdeutlicht wird, richtig zu ergänzen. Von diesem Grundgesetze aber weicht die arabische Schrift schon nach einigen Seiten hin stark ab, indem sie sogleich einen der beiden Buchstaben و und ى für *u* und *i* setzt, wo nach jenem vielmehr der bloße Hauch א zu schreiben wäre. Zwar niemals zu Anfange des Wortes, worin sich die arabische Schrift sogar fester erhalten hat als die syrische. Aber in der Mitte des Wortes wird eine mit *i* oder *u* anfangende Sylbe schon beständig durch ى und و, eine nach einem Mitlaute mit *a* anfangende auch ohne א, aber doch gerne mit gedehnterem Grundstriche geschrieben, wie يسـل, d. i. *jas'alu*. Und wo in der Mitte des Wortes *ua* oder *ia* zusammenstoßen, da wird zwar nicht das *a*, wohl aber der Laut *u* oder *i* schon durch seinen Buchstaben bezeichnet, wie بئر für die Laute *biar*, سوال für *suâl* geschrieben werden muß. Etwas Besonderes ist es dann noch, daß der reine Hauch, auch wo er die Stelle einer der drei Wurzellaute vertritt und deshalb in den übrigen semitischen Schriftarten gerne beibehalten wird, in der arabischen dennoch dem و oder ى weicht, wo er nach einem *u* oder *i* keinen eignen Vokal behält,

wie بئر *bi'r* = *bîr*. Auf diese Art ist das alte Grundgesetz der semitischen Schrift im Arabischen schon vor Muhammed's Zeit allerdings viel und stark durchbrochen, im Ganzen mehr als in einer andern semitischen Schriftart, aber eben nur durchbrochen, nicht aufgehoben; und es bleibt dennoch in vielen großen Ueberbleibseln sogar innerhalb fester Grenzen unantastbar aufrecht. — Von ganz anderer Art ist die zweite Eigenthümlichkeit dieser Schrift, welche sich vielmehr als eine ungewöhnliche Verkürzung bezeichnen läßt. Als wollte sich diese semitische Buchstabenschrift in demselben Maße, in welchem sie gegen die frühere Sitte ausführlicher und breiter wird, nach andern Seiten hin umgekehrt desto mehr einschränken und zur Sparsamkeit stimmen, liebte sie jeden der drei auch zur Vokalbezeichnung dienstbaren Buchstaben ى و ا nur einmal zu setzen, wo er folgerichtig zweimal nach einander geschrieben werden könnte. Dazu kommen noch von einer ganz andern Seite her die besondern Gesetze, an welche die arabische Schriftart seit den ältesten Zeiten da wir sie kennen, sich hinsichtlich der Endlaute der Wörter gebunden hat: durch sie treten auch noch mancherlei Fälle von einer Schriftverkürzung ein, welche nur in dieser besondern arabischen Schriftart Anwendung finden. Alles aber, was sich auf diese Schreibart des Ausganges arabischer Wörter bezieht, ist, so lange man es nicht richtig begriffen hat, von einer solchen Unerklärlichkeit und Dunkelheit, daß ich schon im J. 1847 eine besondre Abhandlung in der Zeitschrift der DMG. jenes Jahres S. 335 ff. veröffentlichte, worauf ich hier nur deswegen verweise, weil ich sonst nach dem Zusammenhange der Auseinandersetzung hier weiter davon reden müßte, könnte es nicht schon als hinreichend erklärt vorausgesetzt werden.

Hat man nun aber auf solche Art die arabische Buchstabenschrift nach diesen ihren beiden großen Eigenthümlichkeiten richtig verstanden, so ist es leicht genug, den Gebrauch des Zeichens Hamza sicher zu begreifen. Dieses zu der Buchstabenschrift hinzutretende Zeichen, welches wie alle solche Zeichen oder Punkte zur Verdeutlichung der auch außer ihm wenigstens für verständige nachdenkende Leser hinreichend klaren Schrift gebraucht werden kann, ist nämlich nichts als ein Wink für den Leser, daß an der Stelle, wo es wegen einer der beiden oben erklärten Eigenthümlichkeiten der arabischen Schrift steht, streng genommen der reinste Hauchlaut vor oder nach dem Vokale zu sprechen sei, welcher an dieser Stelle (wie man sonst wissen muß) der richtige ist. Es verdeutlicht also die drei Buchstaben اوى überall, wo einer von ihnen an einer solchen Stelle wirklich geschrieben ist, muß aber auch an vielen Stellen gebraucht werden, wo keiner von ihnen angewandt ist. Alle die im Einzelnen so überaus vielen und sehr verschiedenen Fälle, wo es gesetzt wird und wo es danach allerdings für den Leser seinen guten Nutzen hat, sind hienach vollkommen deutlich. Auch die Gestalt und Wahl dieses Zeichen selbst erklärt sich daraus. Das kleine Zeichen über dem Grundstriche ـٔ oder unter ihm ـٕ oder auch mitten in oder an ihm ist unstreitig nichts als der verkleinerte und zum bloßen Nebenzeichen herabgedrückte Buchstabe ع, also selbst ein Hauchbuchstab: nur ist statt des reinen Hauchbuchstabens א, arabisch ا lieber der etwas stärkere gewählt, weil dieser, welcher ursprünglich den reinen Hauch darzustellen am nächsten diente, in der arabischen Schrift überwiegend schon um das lange *â* zu bezeichnen angewandt wird und seinen ursprünglichen Dienst nur noch im Anfange der

Wörter und sonst an den nach Obigem unvermeidlichen Stellen versieht. Uebrigens konnte auch irgend ein anderes Zeichen für denselben Zweck dienen, und diente wirklich dafür in den noch einfacheren Zuständen der Schrift: so wie in den kufischen Qorânen bekanntlich ein bloßer Stich von besonderer Gestalt und Farbe dafür dient. Aber aus dem so eigenthümlichen Wesen der arabischen Schrift wie es oben beschrieben ist, erklärt sich auch leicht, daß gerade dieses Zeichen am früheſten nothwendig schien und unter allen andern nicht nur am frühesten, sondern auch am beständigsten angewandt wurde, wo man überhaupt über die reine Buchstabenschrift hinausging. Die Menge der die Buchstabenschrift erläuternden Zeichen wurde allmählich so groß: aber unter allen ragt stets dieses hervor. Außerdem darf man indessen hier nicht vergessen, daß die Zahl und die Art ebenso wie die Anwendung dieser vielerlei Zeichen sich erst allmählich ausbildete, wie wir geschichtlich noch nachweisen können, und daß sich manche daher gar nicht leicht mit einander vertragen. Nur in ihrer geschichtlichen Entstehung nach einander, nicht in ihrem bloß neben einander Bestehen ertragen sie ein Verständniß und können von uns richtig geschätzt werden.

Aber unser Verf. hat über dieses Alles keine irgendwie klare und genügende Vorstellung. Er tadelt mit Recht die Art wie de Sacy in seiner arabischen Sprachlehre Alles betrachte und abhandle, kommt aber selbst zu keiner besseren Einsicht, und stützt das Neue was er aufstellt nur auf neue Irrthümer. Statt vor Allem die bloße Buchstabenschrift von dem Zeichen Hamza streng zu unterscheiden und jene als etwas auch in sich Klares und wenigstens nothdürftig Hinreichendes richtig zu verstehen, geht er stets nur vom Hamza aus und hält dieses sogar

selbst nicht für ein bloß hinzukommendes Nebenzeichen, sondern für einen wirklichen Buchstaben. Aber er stellt auch sogar über die Gestalt und den Ursprung des Zeichens eine sehr irrthümliche Ansicht auf, indem er es nicht für aus dem Buchstaben ء (ع) abgekürzt, sondern für aus dem Buchstaben ى entstanden halten will. Dies widerspricht schon der Gestalt, und paßt dazu in keiner Weise zu der Sache selbst, da das Hamza dann einen Laut wie *i* oder wie *j* haben müßte, was es nie thut. Zwar führt der Verf. S. 97 f. zur Unterstützung dieser seiner Ansicht mehrere Gründe an, allein keiner von ihnen bewährt sich bei näherer Betrachtung. Wir wollen davon nur den hier etwas näher berücksichtigen, welcher noch den meisten Schein für sich hat. Er beruft sich nämlich darauf, daß man das Hamza doch im Persischen in Fällen wie خانهء oder گرفتهء anwende und solche Wörter wie *khâne-i*, *girifte-i* aussprechen müsse, als ob das Hamza hier wirklich *i* bezeichnete. Allein schon daß diese Schreibart nur im Persischen angewendet ist, muß uns bedenklich machen, weil das Neupersische in seiner Schrift nichts Ursprüngliches hat: und die Sache selbst verhält sich ja im Persischen vielmehr auf folgende Art. In echt persischen Wörtern hat das Hamza bekanntlich im Allgemeinen gar keine Anwendung, ebenso wenig wie in echt Türkischen: denn der Bau der Wörter dieser Sprachen ist völlig verschieden. Nur in einem ganz einzelnen aber zufällig sehr häufig vorkommenden Falle findet Hamza auch im Persischen eine Anwendung, nämlich wenn an ein auf *-e* ausgehendes und daher in der Schrift mit ـه zu schließendes Wort sich ein *i* anhängt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 24. Mai 1860.

Wien

Schluß der Anzeigen: »Ueber den Organismus des persischen Verbums; Ueber das Zeichen Hamze und die drei damit verbundenen Buchstaben Elif, Waw und Ja von H. A. Barb.«

Da dieser Fall wegen des Baues der neupersischen Sprache so überaus häufig ist, so hat sich die persische Schrift gewöhnt, die Anwesenheit eines Vokales nach dem ـه durch ein ء hinter diesem zu bezeichnen, und läßt dieses ohne Vokalzeichen, weil der Vokal hier doch beständig nur *i* lautet. Diese an sich allerdings höchst auffallende Schreibart mit bloßem Hamza schien den Persern auch deswegen so leicht, weil dann das ـه welches als Vokalzeichen *-e* beständig nur am Ende des Wortes anwendbar ist, unverändert an seiner Stelle bleiben kann. Und so folgt daraus nicht im mindesten, daß Hamza als solches unser *i* bezeichnen könne.

Es ist kein gutes Zeichen unsrer Zeit, daß unser Verf. viel gethan zu haben meint, wenn er nachweist,

daß man bei de Sach nicht stehen bleiben dürfe. Soweit hätte man schon seit dem Erscheinen der hiesigen arabischen Sl. vom Jahre 1831 sein sollen: aber man hat gesehen, wie sehr gewissen Leuten daran lag, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen. Die schlimmen Früchte solcher unwissenschaftlicher Bestrebungen sind seitdem mannichfach gereift, und im weiteren Umfange gehört auch unsre hier beurtheilte Schrift dahin. Wir merken jedoch gerne zum Schlusse an, daß diese kleine Schrift insofern ein besonderes Verdienst hat, als sie S. 58—65 die Abhandlung eines altarabischen Gelehrten über das Hamza nach zwei Wiener Handschriften mittheilt. Wissenschaftlicher Geist in irgend einem höheren Wortsinne ist zwar in dieser wie in allen ähnlichen Abhandlungen der altarabischen Sprach- und Schriftgelehrten nicht: aber sie geben vielen guten Stoff, und wir müssen sie jedenfalls vollständig kennen lernen.

— Die zuletzt erschienene Schrift des Vfs führt uns in ein ganz anderes Gebiet, da sie den Bau (denn wozu setzt der Verf. statt dieses Wortes ganz unnöthiger Weise das fremde Organismus?) des persischen Verbums erklären will; und es versteht sich leicht, daß darunter hier nur das Neupersische gemeint ist. Der Verf. führt zunächst die Ansichten einiger der neuesten Verfasser neupersischer Sprachlehren, Vullers, Geitlin, Chodzko (grammaire persane zu Paris 1852) über diesen Bau an: wir wundern uns nicht, daß er sie nicht billigt, da sie von solchen ganz unhaltbaren Annahmen ausgehen, wie daß vom Imperative oder vom Infinitive alle Zeitbildungen ausgehen könnten, was wie gegen die Geschichte aller Sprachen so gegen die Möglichkeit der Sache selbst ist. Aber indem der Vf. alsdann mit großer Anstrengung eine eigne neue Ansicht auf-

stellen und durchführen will, geräth er in Irrthümer, welche ebenso schwer sind wie jene bei seiner vorigen Abhandlung. Wir stellen aber auch hier am kürzesten zuvor das Richtige her, da wir sonst auch diese Irrthümer des Vfs nicht ebenso kurz als deutlich beschreiben könnten.

Das Neupersische bewährt uns in dem Baue des Thatwortes nur dieselbe große Wahrheit, welche wir an den Sprachen aller Zeiten und Völker wiedererkennen können, daß alle, auch die mannichfaltigsten und reichsten Bildungen desselben ursprünglich nur von dem Gegensatze zweier Zeitbegriffe ausgehen, welcher überall am nächsten vorliegt und am nothwendigsten ausgedrückt werden muß. Diese zwei Zeitbildungen kann man hier wie sonst passend mit den Namen Perfectum und Imperfectum ausdrücken; und sie treten im Neupersischen noch leichter erkennbar hervor als im Altpersischen und den übrigen mit diesem zunächst verwandten alten Sprachen, weil in ihm nach dem großen Verluste, den es an den alten Wortbildungen erlitten hat, überhaupt Alles viel einfacher geworden ist. Die eine der beiden Grundzeiten nun, das Imperfectum, welches in ihm auch bestimmter entweder zum Präsens oder zum Futurum ausgebildet werden kann, entspricht seinem Ursprunge nach im Wesentlichen so völlig dem alten Präsens, daß, wer die mannichfache Bildung von diesem in den altmittelländischen Sprachen versteht, auch bei dem Neupersischen sich leicht zurechtfinden kann; doch berühren wir unten zum Schlusse wohl passend ein besonders wichtiges Beispiel davon. Dagegen drückt das Neupersische sein wirkliches Perfectum schon ganz nach Art unserer neueren europäischen Sprachen durch eine neue Bildung (oder wie man gewöhnlich wenig treffend sagt, durch Umschreibung) aus, داده ام ich habe gegeben;

und in dieser ist es nur das alte Mittelwort der leidenden Vergangenheit, welches den Begriff der Vergangenheit gibt. Diese selbe Bildung kehrt in allen neueren europäischen Sprachen wieder, nur daß diese dabei zugleich den Unterschied des mehr oder weniger Thätigen (d. i. des alten Activum und Medium) durch den Wechsel von ich habe .... und ich bin .... ausdrücken, während das Persische diesen feineren Unterschied aufgebend überall nur das ich bin dem alten Mittelworte der Vergangenheit hinzufügt, hierin wie in so vielem anderen dem Armenischen ähnlich; denn in diesem wird das wirkliche Perfectum ganz ebenso beständig durch Bildungen wie տուեալ եմ ausgedrückt, so verschieden übrigens in ihm das Mittelwort der Vergangenheit seiner Entstehung nach schon ist. Es gibt in den mittelländischen Sprachen keine Wortbildung, welche älter, einfacher und von ihrem Ursprunge an durchgängiger wäre als dies Mittelwort der zuständlichen Vergangenheit, bezeichnet durch ein hinten an die Wurzel tretendes *-ta*, welches, wie kurzklingend auch dem Laute nach, doch noch stets eine sehr scharfe Endung ist und ursprünglich gewiß weit bestimmter und stärker lautete: sie ist daher auch die Mutter sehr vieler anderer sich wiederum weit verzweigender Wortbildungen geworden, erweist aber ihre ursprünglichste Kraft am meisten auch darin, daß sie abgelöst von ihrem nächsten Boden und in einen neuen Zusammenhang gebracht auch schlechthin nur noch den Begriff der Vollendung oder der Vergangenheit eines Ereignisses gibt und so zur reinen Zeitbildung dient.

Nun aber läßt sich, sobald man auf dieser Bahn weiter geht, bei einigem Nachdenken nicht verkennen, daß die neupersische Bezeichnung des Erzählungswortes (oder, nach der sehr untreffenden griechischen Be-

zeichnung, des Aorists) داد er gab, دادم ich gab nichts weiter ist als dieses selbe uralte Mittelwort zu einer ganz einfachen und kurzen Verbalbildung umgewandelt. Das Grundwort, welches den Begriff der Vergangenheit einmal trägt, hat sich hier in ein Wort verwandelt, welches so kurz als möglich das Vergangene bloß erzählt und an einen gewissen Augenblick der Vergangenheit anknüpft. Auf solche Art aber bildet sich überall auch in den allerverschiedensten Sprachen und Sprachstämmen das Erzählungswort erst aus einem früheren für den Begriff irgendwie geeigneten Worte durch größere Verkürzung aus; es ist nirgends eine ursprüngliche und selbständige, sondern überall nur eine abgeleitete und bezügliche Zeitbezeichnung und Zeitbildung. Im Neupersischen nun ist, weil es überhaupt zu einer wie ursprünglich scheinenden großen Einfachheit und Gleichmäßigkeit zurückgebracht ist, dieser Zusammenhang zwischen dem Erzählungsworte und jenem Mittelworte der Vergangenheit ganz klar; und die Einfachheit ist hier so groß, daß es nur wie eine Bildung jenes Mittelwortes so des aus ihm entspringenden Erzählungswortes gibt und beide sich auch in den Lauten und Lautzusammenhängen völlig entsprechen. Aber wir haben wohl ein Recht, hier sogleich einen bedeutenden Schritt weiter zu gehen. Denn ist die Entstehung einer einfachen Wortbildung für die entweder schlechthin gesetzte oder kürzer bloß erzählte Vergangenheit so klar, so können wir mit Recht annehmen, daß alle die Perfecta und (wo sie besonders ausgebildet sind, denn im Lateinischen und Deutschen fehlen sie ganz) Aoriste ähnlich aus jenem ältesten Mittelworte der Vergangenheit ausgegangen sind, und zwar die Erzählungswörter immer erst später als die Zeitwörter der reinen Vergangenheit. In der That waltet zwar bei den Perfecten und

Aoristen im Sanskrit, im Altpersischen, Griechischen und übrigen mittelländischen Sprachen (auch abgesehen davon, daß manche, wie das Lateinische, den Aorist noch nicht haben, andre wie das Armenische das alte Perfectum verloren und nur noch den Aorist haben) äußerlich eine so ungemein große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der einzelnen Bildungen, daß man scheinbar sie unmöglich auf einen Ursprung und ein Grundwort zurückführen kann; auch haben wir wenigstens hier nicht Raum, auf diese Einzelnheiten einzugehen. Allein wir sind überzeugt, daß diese ganze bunte Mannichfaltigkeit von Endungen *-t* (*d*), *-s* (wie im Lateinischen so oft, und im sanskritisch-griechischen Aoriste), *-k* (im Griechischen), *-g* im Armenischen, in gewissen Fällen sogar bloß noch *-v*, auf diese ursprüngliche Einheit zurückgeht; sowie daß alle sogenannte zweite Perfecta oder Aoriste durch reine weitere Verkürzung gebildet sind. Und da jenes Mittelwort, welches der letzte Grund aller dieser buntesten Menge von Bildungen ist, zu dem ältesten Grunde aller dieser Sprachen gehört, ja noch über diesen ganzen weiten Sprachstamm hinaus nachweisbar ist: so können wir auch aus dem Türkischen das دى- als Bezeichnung derselben Zeitbildung dahin zurückführen.

Durch die bloße Menge und so bunte ja scheinbar unvereinbare Mannichfaltigkeit von Bildungen derselben Grundbedeutung darf man sich nirgends abhalten lassen, den echten Ursprung der Wortbildungen aufzusuchen und, wo er sich als richtig ergibt, ihn festzuhalten. Als ein nächstes weiteres Beispiel liegt uns hier die Bildung des Präsens vor. So ungemein verschieden diese sogar innerhalb einer und derselben mittelländischen Sprache ist, ebenso sicher ist es, daß alle diese Bildungen zuletzt

nur auf eine Grundlage zurückgehen, nämlich auf eine Endung -an, welche verwandt mit der gewöhnlichen Endung *-ant* des Mittelwortes der Gegenwart recht eigentlich durch sich die Gegenwart oder die Dauer anzeigt, und welche sich dann in der geschichtlichen Ausbildung dieser Sprachen wie sie uns entgegentreten, schon auf die mannichfaltigste Art mit der reinen Wurzel verschmolzen hat. Wie aber eine einzelne in dem weiten Kreise der verwandten Sprachen etwas einzelnes Ursprüngliches treuer erhalten haben kann, so ist es hier vorzüglich nur das Armenische, in welchem sich das -an oder -n als Endung zur Bezeichnung der Gegenwart am häufigsten und am klarsten erhalten hat, während man in andern, z. B. gerade im Neupersischen, kaum noch viele Spuren dieser Endung findet. Doch hat dieses allerdings auch von ihm noch manche Ueberbleibsel: wie sich das بینم *bînem* ich sehe nur aus einem ursprünglichen vidnem erklärt. Aber dieses ist im Neupersischen seinerseits wiederum als Thatwort nur für die Gegenwart geblieben, indem sich für den Begriff der Vergangenheit von einer ganz verschiedenen Wurzel aus دیدم (vgl. ईक्ष, *θεᾶσθαι*) festsetzte. Und indem sich bei diesem wie noch sonst bei manchem Thatworte in den mittelländischen Sprachen eine ganz andre Wurzel für die Gegenwart als für die Vergangenheit behauptete, kehrte der Sprachgeist wie am Ende seiner ganzen Bewegung noch einmal auf die ursprünglichste Doppelheit aller Verbalbildung zurück. Die einfachen großen Gegensätze, in welche alle Grundbegriffe wie alle Wortbildung ursprünglich zerfallen und welche wie der nothwendige Lebensathem hier von vorne an Alles bewegt, kehren bei aller scheinbar unendlichen Mannichfaltigkeit, in welche sie im weitern sich Fortbewegen und

sich Ausbilden zerfallen, dennoch auch zuletzt in unabsehbaren Aeußerungen wieder: und wie der Grundgegensatz des Nominativs zu allen abhängigen Casus sich in den verschiedensten Sprachen und Sprachstämmen beim Fürworte als dem leichtesten und gefügigsten auch dadurch festsetzt, daß für jenen eine wirklich oder scheinbar ganz andre Wurzel gebräuchlich wird als für alle diese, ebenso kann sich noch zuletzt der ursprüngliche Gegensatz aller Zeitbildung dadurch ausdrücken, daß für die Vergangenheit mit allen etwa von ihr abhängigen Bildungen eine ganz andre Wurzel gebräuchlich wird als für die Gegenwart und ihre weitern Entwickelungen.

Doch nun können wir, nachdem das Richtige in diesen Grundzügen angedeutet ist, das Verfahren unsers Verf. leicht beurtheilen. Er hat von allen den eben angedeuteten Wahrheiten einer echten Sprachwissenschaft (welche ich, um dieses hier beiläufig zu sagen, von jeher bei jeder Veranlassung mündlich und schriftlich gelehrt habe) keine Begriffe: so wundern wir uns nicht über die vielen Mißgriffe. Vom Präsens und dessen Grundlage handelt er gar nicht: das Erzählungswort aber will er zwar nicht vom gewöhnlichen Infinitive auf *-ten*, aber wohl von einem andern auf *-t* ableiten. Jeder Infinitiv aber ist einer der unlebendigsten, spätesten, abgekürztesten und blassesten Redetheile, von welchem nirgends viele neue Wörter ausgehen können und am wenigsten ein Wort für die Vergangenheit; wir wüßten in der That nur ein Wort, welches im Neupersischen unmittelbar von ihm aufsprosset, nämlich das Adjectiv der Nothwendigkeit wie کردنی der (das) zu Thuende, völlig entsprechend der armenischen Bildung երեւելի sichtbar, und wie ich längst auch öffentlich zeigte, daß ebenso im Sanskrit alle solche

Adjective von Infinitiven ausgehen. Dazu kommt, daß der neupersische Infinitiv auf *-t* (*d*) selbst wiederum erst aus dem mit vollerer Endung auf *-ten* (*den*) abgekürzt ist, in gewissen Fällen nämlich des Satzbaues, wo diese Verkürzung der Sprache ganz passend scheinen konnte. Aber der Verf. fehlt ebenso stark von Seiten der Laute, indem er nicht das *-t*, sondern ein *-d* für den ursprünglichen Laut bei allen diesen Bildungen halten und daraus die den Lauten nach bekannte große Mannichfaltigkeit der einzelnen Bildungen erklären will: daß dies ein Irrthum sei, ist heute am leichtesten zu sehen. Und alle solche Irrthümer des Verf. münden endlich in seine ganz unklare Vorstellung von der Wurzel eines Thatwortes aus, als ob diese Wurzel für sich etwas, sei es an Bedeutung oder an Laut wäre, was in allen mittelländischen ebenso wie in allen semitischen Sprachen völlig undenkbar ist. Denn in dem so weiten Sprachstamme ist die Wurzel durch die unendlich feine weitere Ausbildung des Wortes so völlig in die wirklichen Wörter mit verschiedenen Lauten aufgegangen, daß sie durchaus nichts mehr für sich dem Sinne nach ist und nach ihren ursprünglichen Lauten sehr schwer darstellbar bleibt. Lautet die Wurzel von ساخت etwa wirklich ساخ? aber ihr Schlußlaut خ ist in dieser so bestimmten Haltung rein durch den folgenden Laut *t* bedingt; oder lautet sie (wie man noch leichter meinen könnte) etwa ساز? aber helle Zischlaute wie ز finden sich nur in gewissen Sprachen, z. B. im Persischen, Armenischen, Semitischen, und können im Mittelländischen nicht als ursprüngliche gelten. In viele seiner Irrthümer wäre der Verf. auch wohl nicht gefallen, wenn er von der einen Seite eine bessere Lautlehre sich angeeignet, von der andern alle ver-

wandten Sprachen besser verstanden hätte. Nun aber verfällt er auch im Einzelnen auf solche beinahe lächerliche Irrthümer, wie wenn er S. 57 f. lehren will, jenes oben erwähnte بين *bîn* sei die Wurzel für *sehen*, daraus habe sich ein Erzählungswort بيد oder mit Wiederholung des د (wie er es nennt, in Afterbildung) ein بيديد entwickelt, und indem von diesem vorne *bî* abgefallen (wir wissen nicht wie) sei daraus jenes ebenfalls oben erläuterte ديد *er sah* entstanden. Wir kehren daher zum Schlusse, unter freier Anerkennung der redlichen Mühen, welche sich der Verf. gegeben, zu der sogleich vorne ausgesprochenen Hoffnung zurück, daß solche Werke in Oesterreich nur wie die ersten Vorläufer einer künftigen bessern Wissenschaft sein mögen; und wir ahnen gerne, daß wir uns in dieser Hoffnung nicht täuschen. An Aufforderungen, die morgenländischen Wissenschaften recht gründlich zu betreiben, fehlt es keinem deutschen Lande weniger als Oesterreich; und welchen guten Willen die dortige Herrschaft in dieser Richtung habe, erhellet ja schon *daraus*, daß nach ihrer Stiftung (wie die Aufschrift unserer Schrift zeigt) morgenländische Sprachen sogar noch über den Kreis von Universitäten hinaus öffentlich gelehrt werden. H. E.

London

J. Churchill 1860. **Lectures on the development of the gravid uterus. By Will. O. Priestley, M. D.** VIII u. 110 S. in Octav.

Diese Vorlesungen, acht an Zahl, erschienen zuerst in der »Medical Times and Gazette, 1859«. Sie enthalten hauptsächlich eine Geschichte der Un=

tersuchungen über die Entwicklung der sogenannten Fruchtanhänge und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben ist der Entwicklung und den Metamorphosen des schwangern Uterus selbst gewidmet, auf welche doch der Titel zunächst hinweist. Eigene Untersuchungen des Verf. sind hin und wieder eingestreut, sie sind aber im Ganzen sehr sparsam und tragen nicht viel zur Aufklärung der dunkelen Punkte, deren es in den bezeichneten Gebieten so viele gibt, bei. — Seit dem Erscheinen von William Hunter's berühmtem Werke über die schwangere Gebärmutter sind alle weiteren betreffenden Untersuchungen nur mit dem Mikroskope gemacht, und demgemäß beschäftigt sich auch vorliegendes Buch fast allein mit der histologischen Seite des Gegenstandes. Mit der Schilderung der feineren Structur der Eianhänge und des Uterus ist die Sache aber lange nicht abgethan, und nur die Histogenese kann zu klarem Verständniß und zu wissenschaftlicher Anschauung führen, um so mehr, als wir es hier mit temporären Bildungen zu thun haben. In dieser Hinsicht bietet das Buch wenig. Immerhin aber wird es von Nutzen sein, wenn es nur zu einer gründlichen Kenntniß der bis jetzt erzielten Resultate führt; daß es dieses kann, glaube ich bestimmt versichern zu können, da die Schilderungen des Verfs im Allgemeinen sehr klar sind und derselbe fast alle neueren Leistungen, sowohl die englischen, als die des Auslands, zu ihnen herbeigezogen hat; nur Deutschlands Autoren sind zu wenig von ihm berücksichtigt. — Die in den Text eingestreuten Abbildungen rühren zum kleinsten Theile vom Verf. her; die meisten sind anderen, allerdings wenig zugänglichen Werken entnommen.

Die Darstellung beginnt mit der Schilderung des Baues und der Entwicklung der Decidua. Die

neueren Untersuchungen derselben haben zur Genüge bewiesen, daß Will. Hunter's, des ersten Beschreibers Ansicht, die Decidua sei die hypertrophirte Uterusschleimhaut, richtig ist. Die fertige Decidua stellt demgemäß einen förmlichen Abguß der Gebärmutterhöhle vor, und man findet in ihr alle Elemente der normalen Mucosa; die Rauhigkeiten und Fetzen, welche ihrer äußeren Fläche anhängen, sind zum Theil Utriculardrüsen, zum Theil abgerissene Partien ihrer aus langen Faserzellen bestehenden tieferen Schichten; die Drüsen sind erweitert und öffnen sich mit einer verengten Mündung auf der Innenfläche, wodurch diese ein siebförmig durchlöchertes Aussehen erhält. Nach ihrem Ursprunge zeigt die Decidua alle Elemente der Uterusschleimhaut, und man trifft unter dem (in der Schwangerschaft platten) Epithel derselben freie Kerne, runde Zellen, welche, je tiefer man gegen die Uteruswand vordringt, desto länger und schmäler werden. Verf. nimmt (S. 15) an, daß diese Faserzellen unmerklich in die Muskelzellen der Gebärmutter übergehen: für einen solchen Zusammenhang zwischen Bindegewebs- und Muskelzellen spricht aber Nichts; jene langen Faserzellen sind nur Bindegewebselemente und zwar die älteren Bildungen, aus denen durch Wucherung die mehr oberflächlich gelegenen runden Zellen und Kerne, die jüngeren Bildungen, hervorgehen. Man kann diese Uebergänge an jeder Gebärmutter aus der Menstruationszeit, während welcher die Mucosa ja auch eine, freilich viel geringere Hypertrophie, als während der Schwangerschaft eingeht, beobachten.

Einer der am schwersten mit Sicherheit zu entscheidenden Punkte in der Lehre von der Deciduabildung ist die Bestimmung der Entstehung der Decidua ovuli (D. reflexa) und ihres genetischen Verhältnisses zur Decidua uteri (D. vera), um so

schwieriger zu entscheiden, als wir die Hülfe der vergleichenden Anatomie hier nicht herbeirufen können. Nach dem Verf. ist die D. ovuli die primäre Uterusschleimhaut. Sie entsteht dadurch, daß letztere sich mit Ausnahme ihrer tiefen Schichten bis auf ein Drittel ihres Umfangs von der Uteruswand abhebt, um die Höhle zu bilden, welche das Ei aufnehmen soll. Ist dies geschehen, so wuchert die noch der Gebärmutter anhaftende Partie ihrer Schleimhaut weiter und bildet die D. uteri; der Theil der Mucosa, welcher sich nicht abtrennte, stellt die sogenannte D. serotina dar (S. 21—22). Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die anfängliche Kleinheit der den Embryo bergenden Höhle nicht gegen Verfs Annahme, diese Höhle sei von der abgehobenen Mucosa gebildet, spricht (die Uterushöhle ist ja im leeren Zustande außerordentlich klein und ihre Wandungen liegen bei nur etwas gewucherter Schleimhaut dicht an einander) — so ist es mir doch ganz unverständlich, warum bei der Ankunft des Eies im Uterus dessen Schleimhaut wie auf einen Wink sich abheben soll, um jenes einzuhüllen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß das aus dem Eileiter anlangende Ovum von Falten der gewucherten Schleimhaut aufgehalten, in sie eingebettet und von ihnen überwuchert wird und daß so die D. ovuli entsteht. Diese Annahme gibt auch die Erklärung, warum auf der Außenfläche der letzteren, dieselben von den Uterindrüsen herrührenden Oeffnungen, wie auf der Innenfläche der D. uteri, gefunden werden. Es bleibt aber noch eine dritte Möglichkeit, die nämlich, daß das in die Gebärmutter kommende Ei in die Oeffnung einer Uterindrüse gelangt und bei seinem weiteren Wachsen letztere mit dem benachbarten Schleimhautgewebe mit sich zieht und so die D. ovuli bildet; diese Ansicht wird wesentlich dadurch gestützt,

daß Bischoff beim Meerschweinchen in einem Falle wirklich das Ei im Grunde einer Utriculardrüse auffand. Jedenfalls hat von allen diesen Annahmen die des Verfs, welche aus den von Weber und Goodsir mitgetheilten Untersuchungen hergeleitet zu sein scheint, die geringste Wahrscheinlichkeit für sich.

Hinsichtlich der Art, wie sich die Chorionzotten mit der Decidua verbinden, gibt Verf. an, bei der Untersuchung junger menschlicher Eier in Uebereinstimmung mit Schröder v. d. Kolk nie ein Hineinwachsen jener in Uterindrüsen beobachtet zu haben. Die Enden der Zotten erschienen ihm immer im Parenchym der hinfälligen Haut eingebettet zu liegen, umgeben von einem Hofe heller Zellen. Da er aber nicht nachgewiesen, woher diese Zellen stammen, so liegt es sehr nahe, sie für die Epithelien der erweiterten Drüsenkanäle zu halten, wozu Verf. auch selbst geneigt scheint; es sprechen demnach seine eigenen Beobachtungen für das Eindringen von Zotten in die Drüsen, welches bei vielen Säugethieren bekanntlich erwiesen ist.

Die Abschnitte über die Entwicklung des Chorion, des Amnion, der Allantois, der Nabelblase schildern fast nur Bekanntes. Es ist nur Folgendes zu bemerken: das Chorion entsteht nicht aus der Zona pellucida und der Allantois, wie S. 31 erzählt wird, sondern aus der Zona und dem peripherischen Theile des animalen Blattes der Keimblase. — Die Chorionzotten schwinden nicht immer mit der Bildung der Placenta vollständig; Verf. fand sie, wie vor ihm schon J. Müller, noch am Ende der Schwangerschaft bisweilen an Stellen, welche von der Placenta sehr weit entfernt waren (S. 32). — Die Cystenentartung der Zotten (Blasenmole) entwickelt sich immer in den ersten Schwangerschaftswochen, vor Bildung der Placenta (S. 37);

„sie findet sich nur nach Statt gehabter Conception; dieses kann man aber nicht für unumstößlich richtig ansehen, so lange noch einzelne Beobachter anderer Ansicht sind“ (S. 38). Das ist aber gewiß kein Grund gegen die allgemeine Gültigkeit obiger Annahme; gibt es denn irgend einen Punkt in der Medicin, über welchen nicht der Eine oder Andere einmal, und wäre es auch nur aus Eigensinn, seine eigene, von der aller Uebrigen abweichende Meinung hätte! — „Die Quellen der amniotischen Flüssigkeit sind die das Amnion auskleidenden Zellen; ihre Thätigkeit hört in den letzten Monaten der Gravidität, in welchen die Masse des Fruchtwassers abnimmt, auf und jene Zellen gehen eine retrograde Metamorphose, die fettige ein“ (S. 41).

Die Schilderung der Structur und Entwicklung der Placenta (S. 46—70) entbehrt der Klarheit, welche die übrige Darstellung im Allgemeinen auszeichnet. Verf. führt die hauptsächlichsten bezüglichen Arbeiten an, und indem er von verschiedenen Forschern je einzelne, oft einander widersprechende, Ansichten adoptirt, läßt er den Leser im Unklaren, wofür er selbst sich denn schließlich entscheidet. Virchow's Untersuchungen („Gesammelte Abhandlungen“ S. 779) scheinen zu wenig Berücksichtigung erfahren zu haben; sie hätten dem Verf. über manche Bedenken hinweg helfen können. Mit Schröder v. d. Kolk wird vom Verf. außer den in jeder Endzotte der Placenta enthaltenen Capillarschlingen noch ein sehr feines auf der Außenfläche jener sich verbreitendes enges Gefäßnetz angenommen; er glaubt, daß dasselbe aus Lymphgefäßchen bestehe und zur Absorption der Nahrung für den Fötus diene, während die in den Zotten enthaltenen Capillarschlingen der fötalen Respiration vorstehen (?). Dasselbe Gefäßnetz hat in jüngster Zeit auch Farre (»The Cyc-

lop. of Anatomy and Physiology« Part 49. 50) beschrieben, und, wie Verf. mittheilt, ist es Retzius ebenfalls gelungen, dasselbe zu injiciren; nach Farre schwindet es übrigens in der zweiten Schwangerschaftshälfte. — Was nach eigenen Untersuchungen vom Verf. über eine eigenthümliche Gefäßanordnung in einer sich entwickelnden Placenta angeführt wird, scheint mir nicht so auffällig zu sein. Er sah nämlich in einem wohl erhaltenen menschlichen Eie aus dem 2. Schwangerschaftsmonate im Umfange der Placentarstelle die Chorionzotten im Gewebe der Decidua tief eingebettet und eine jede derselben von einer mütterlichen Capillargefäßschlinge eng umgeben; die einzelnen Schlingen waren mit einander verbunden und bildeten so ein Netz, dessen Maschen von je einer Zotte eingenommen waren; zwischen letzteren und den Gefäßen befand sich ein heller, von durchsichtigen Zellen erfüllter Raum, und es konnten die Gefäße zum Theil von den Zotten leicht abgestreift werden. Ich glaube nicht, daß diese Beobachtung über die wesentlichen Punkte in der Bildung der Placenta viel Licht verbreiten kann, da sie nur über das Verhalten der Gefäße und Zotten in der Decidua Aufschluß gibt und etwas schildert, was durchaus nicht so unbekannt ist, wie Verf. anzunehmen scheint.

Ein eigenes Kapitel ist dem Nabelstrange gewidmet. Daß das Chorion mit dem Amnion die Scheide des letzteren bildet (S. 72), ist ein Irrthum; nur das Amnion ist hierbei betheiligt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. Mai 1860.

London

Schluß der Anzeige: »Lectures on the development of the gravid uterus. By Will. O. Priestley.«

Den Beschluß der Vorlesungen macht die Darstellung der Entwicklung und der Involution des puerperalen Uterus selbst. Hier war dem Verf. ein weites Feld zur Forschung gegeben, wenn er sich nicht bloß auf die Schilderung der Entwicklung der Muskelzellen beschränken, sondern seine Untersuchungen auf die, in den feineren Vorgängen noch unbekannten Metamorphosen der übrigen Elemente der Uterussubstanz, besonders der Gefäße, ausdehnen wollte. Das hat er nun nicht gethan, und so finde ich in diesen Abschnitten nur Bekanntes. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Verhalten der Gebärmutterschleimhaut nach der Geburt einer genaueren Prüfung unterworfen ist. Es geht aus Verfs Untersuchungen hervor, daß M. Duncan, Chisholm, Robin, F. M. Kilian im Rechte sind, wenn sie gegenüber den Behauptungen Cru-

veilhier's, Simpson's und Heschl's erklären, daß die Muskelschicht nach Entfernung der Eianhänge nicht völlig bloßgelegt ist, daß vielmehr ein Theil der Decidua zurückbleibt, und während dieser allmählich durch Fettmetamorphose zu Grunde geht, unter ihm sich die neue Schleimhaut entwickelt, deren Bildung schon in den letzten Monaten der Gravidität begonnen hat. Die von Cruveilhier, Simpson u. A. hervorgehobene Aehnlichkeit der inneren Fläche des puerperalen Uterus mit einer Amputationsfläche ist demnach nur insoweit zutreffend, als beide freiliegende geöffnete Gefäßlumina in reicher Anzahl besitzen. — Uebrigens will ich hier noch erwähnen, daß schon Virchow im Jahre 1847 an einem puerperalen Uterus den Proceß, welchen die innere Oberfläche der Gebärmutter im Wochenbette durchzumachen hat, in seinen wesentlichsten Punkten vollständig erläutert und besonders auch gezeigt hat, daß nicht die ganze Uterusschleimhaut mit der Geburt verloren geht, sondern die tiefere Schicht derselben, d. h. Bindegewebe mit Gefäßen und die Utriculardrüsen, zurückbleibt (vgl. Verhandl. der Ges. für Geburtshülfe in Berlin III. Jahrgang 1848. p. XVII).

O. Spiegelberg.

Paris

bei Furne et Cie 1860. Vie et correspondance de Merlin de Thionville. Publié par Jean Reynaud. VIII u. 567 S. in Octav.

Man kann das vorliegende Werk in der Hauptsache nach zwei größeren Abtheilungen sondern, von denen die erste die Biographie Merlins von Thionville und eine Entgegnung auf die wider ihn erhobenen Anklagen, die zweite dagegen die, wenn auch spärlichen Grundlagen zur Zeichnung der Genann-

ten, nämlich seine correspondance particulière et officielle und das auf wenige Seiten untergebrachte Bruchstück seiner selbst geschriebenen Memoiren enthält.

Zur Bezeichnung der Richtung, welche der Verf. in diesem Werke verfolgt, wird die Bemerkung ausreichen, daß er sich mit Merlin auf denselben politischen Standpunkt stellt, für dessen Auffassung von nationaler Freiheit schwärmt, Ludwig XVI. kurzweg den meineidigen Tyrannen beizählt und seinen Jubel nicht zurückhält, daß Frankreich durch alle Stürme der Trübsal schließlich doch in den Hafen der Volkssouverainetät eingelaufen sei, da es die Gestaltung seiner Regierung nach dem Ergebniß der Volksabstimmung errungen habe. Wahrlich es ist, will man nicht ärgeren Voraussetzungen eine Berechtigung einräumen, eine Begabung eigenthümlicher Art erforderlich, um dieser seligen Ueberzeugung gewiß zu werden! Indem der Verf. den Grundsatz Merlin's, daß jede wahre Regierung nur aus der Willensmeinung der Majorität der gesammten Bevölkerung erwachsen könne, als seiner innersten Ueberzeugung entsprechend hinstellt, fügt er in Bezug auf den verstorbenen Freund hinzu: »avec quelle satisfaction, s'il lui avait été donné de vivre jusqu'à nos jours, n'aurait-il pas ajouté à cette suite de leçons celle de l'héritier de l'empire, renonçant de lui-même à son droit de famille pour s'incliner devant la souveraineté du peuple, et tirant du fait même de cette investiture tout le nerf et toute la validité de son pouvoir!« Die Frage, wie die Principien der französischen Revolution mit denen, welche der augenblicklichen Regierung in Frankreich als Basis dienen, in Uebereinstimmung zu bringen seien, wird als überflüssig ganz außer Acht gelassen.

Es kann nicht anders sein, heißt es in der Vorrede, als daß die Schilderung eines Merlin de Thionville, seinem Charakter wie seinen Bestrebungen nach, fast ohne Ausnahme höchst ungünstig ausfallen mußte, weil sie auf den Erzählungen und Niederzeichnungen seiner politischen Gegner beruht. Ein Mann, welcher in der Legislative und im Convent das alte Regime und darauf mit derselben Schonungslosigkeit den Anhang von Robespierre bekämpfte, mußte nothwendig für beide Parteien, Monarchisten und Republikaner, den Gegenstand des Hasses und der Verläumdung abgeben. Er selbst hatte geraume Zeit hindurch die gegen seine Person gerichteten Angriffe keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und erst als er sich überzeugte, daß der von ihm eingenommenen Stellung zwischen der äußersten Rechten und Linken von keinem Historiker die gebührende Anerkennung zu Theil werde, sich zur Abfassung von Memoiren entschlossen. Aber kaum daß er mit dieser Arbeit begonnen hatte, als er vom Tode dahingerafft wurde und die einst von ihm verfolgten Pläne für die politische Neugestaltung seines Vaterlandes als Geheimniß mit sich ins Grab nahm. So mußte sich der Verf. mit der Aufgabe begnügen, die Skizze einer Biographie des Genannten nach dessen mündlichen Mittheilungen und hinterlassenen Aufzeichnungen und Briefschaften, verbunden mit den Berichten des Moniteur, zu entwerfen.

Christoph Merlin war der Sohn eines wegen seines Charakters und seiner Liebe zum Vaterlande allgemein geachteten Procurator zu Thionville. Dem Wunsche des Vaters, sich dem geistlichen Stande zu widmen, weil dieser zur Zeit die meisten Aussichten biete, folgte er nicht ohne heftiges Widerstreben, besuchte demnach die gelehrte Schule seiner Vaterstadt, setzte darauf seine Studien bei den Lazaristen in

Metz fort und gewann endlich von der Hochschule zu Nancy die Magisterwürde. Unmittelbar darauf faßte ihn der Widerwille gegen die ihm vorgezeichnete Lebensbahn mit solcher Gewalt, daß er, um sich dem Zorn des Vaters zu entziehen, heimlich nach Paris ging, wo er als Lehrer der lateinischen Sprache an einer militairischen Erziehungsanstalt sein Unterkommen fand. Doch war hier seines Bleibens nur kurze Zeit. Wegen ungebührlicher Aeußerungen über den Hof mit der Bastille bedroht, verließ er Paris, erreichte die Aussöhnung mit dem Vater, warf sich von nun an mit Liebe auf das Studium der Jurisprudenz und gewann bald als Anwalt des Parlaments zu Metz in seiner Vaterstadt eine seinen Wünschen entsprechende Stellung.

Als Merlin nach Paris kam, um als Deputirter von Thionville einen Sitz in der Legislative einzunehmen, brachte er die feste Ueberzeugung mit, daß die von der ersten Nationalversammlung eingeschlagene politische Richtung den gerechten Erwartungen Frankreichs auf keine Weise entsprechen könne. Adel, Geistlichkeit, Königthum hatten allerdings einen Theil ihrer bisherigen Macht eingebüßt, aber keinesweges der Art, daß ihnen nicht die Wiedereroberung des Verlorenen hätte in Aussicht bleiben sollen. Daß man der Priesterschaft den Eid auf die Verfassung auferlegt, daß man ihr die bisherigen materiellen Hülfsquellen verschloß, war in seinen Augen von geringem Belang, so lange man sie nicht der letzten Mittel beraubte, die mit ihren Lehren genährten Seelen in fortwährender Dienstbarkeit zu erhalten und nach wie vor das Dogma und den Cultus Rom's als einziges Heil zu predigen. Alle gegen die neue Verfassung gerichteten Bewegungen schrieb er ausschließlich den Umtrieben einer in ihrem Hasse unversöhnlichen Geistlichkeit zu und der von ihm

(April 1792) gestellte Antrag, die Refractairs ohne Weiteres nach dem Lande jenseits des Oceans zu deportiren, konnte damals nur durch eine feine Wendung Vergniaud's beseitigt werden. Doch kam man bekanntlich schon vier Monate später auf Merlin's Vorschlag, wenn schon mit einigen Modificationen, zurück. Wäre man, bemerkt der Verf., bei dieser Gelegenheit, gleich anfangs dem Wunsche Merlin's gefolgt, so würde man für die Folgezeit viel Blutvergießen, viele Verfolgungen, viele Kosten haben sparen können.

Merlin ging dabei von der Ansicht aus, daß gegen die Austreibung von einigen Tausend schlechter Bürger, die, ohne allen eigentlichen Verband mit dem Volke, nur an Rom gekettet seien, ein stichhaltiges Bedenken nicht aufkommen könne; er nahm als ausgemacht an, daß, sobald man die Verführer ausgestoßen habe, das Volk, gleich ihm, den alten Aberglauben abstreifen und seine Religion lediglich in der Vernunft und Philosophie begründen werde. »Il se plaisait à ne jamais nommer que le Créateur des étoiles fixes. Des prédicateurs de morale lui suffisaient, et il aurait aimé à leur faire immédiatement table rase.« Eine solche tabula rasa, aber im weiteren Sinne, war bekanntlich ein Lieblingsgegenstand der einflußreichsten Fraction in der Legislative, und wenn Spittler der Meinung ist, daß sich ein großes Werk, zu dem viele Millionen Menschen mitwirken sollen, ohne eine stattliche mixtura dementiae nicht ausführen lasse, so hatte Frankreich an letzterer nicht eben über Mangel zu klagen. Aber Merlin beklagte sich, nach der Angabe des Verf., auch noch in seinem Alter, daß man nicht gleichzeitig mit dem priesterlichen Gewande auch alle durch ihre Architektur an die Barbarei des Mittelalters erinnernden Kirchen beseitigt

und somit einem freien und aufgeklärten Volke die schmachvolle Erinnerung an die Zeit römischer Abhängigkeit genommen habe.

Den Adel anbelangend, so schien Vielen die ihn betreffende Frage in der Emigration factisch ihre Erledigung gefunden zu haben. So dachte Merlin nicht. Er zuerst wies auf die Gefahren hin, welche dem Lande durch die unverholene Feindseligkeit der Ausgewanderten drohten und als es sich hart nach dem Ausbruche des Krieges um eine neue Emission von Assignaten zum Belauf von 300 Millionen handelte, ging von ihm der Antrag auf unverweilte Confiscation der Güter aller Emigranten aus. Auch dieses Mal stürmte er seinen politischen Freunden weit voraus, und erst drei Monate später konnte der von ihm ausgegangene Vorschlag zum Beschluß erhoben werden. Nun ging er weiter und um die für ihn verhaßte Kaste für immer zu brechen, verlangte er, daß jeder Adlige als solcher für unfähig erklärt werden möge, unter dem Banner Frankreichs zu dienen. Später freilich, als er Gelegenheit fand, sich von der Hingebung und dem Muth zu überzeugen, mit welchem ein Theil des Adels für die nationale Sache kämpfte, zeigte er so viel Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, daß er sein Votum zurücknahm.

Gleich den meisten seiner Zeitgenossen beschäftigte sich Merlin mehr mit der Neugestaltung der Regierung als der bürgerlichen Zustände. Für letztere glaubte er durch die Vernichtung der beiden privilegirten Stände und durch die völlige Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetz die Aufgabe gelöst. Ueber Alles galt ihm der Grundsatz von der Souverainetät des Volks. Ob Directorium, ob Consulat oder Präsidentschaft, ob ein Kaiser oder König den Staat in seiner Spitze vertrete, es war in sei-

nen Augen gleichgültig, wenn nur das gouvernement électif unangetastet blieb.

Denselben Haß, welchen Merlin gegen das Königthum nährte, übertrug er auch auf den augenblicklichen Träger dessen Verfahren, wie der Verf. bemerkt, mit dem der verabscheuungswürdigsten Tyrannen übereinstimmte, indem er mit dem Auslande gegen sein eigenes Volk conspirirte, sich als leidiges Werkzeug der Priester bewährte und bei allen Verschwörungen gegen die Verfassung seine Hand im Spiel hatte. Diesen Feind der Nation zu entlarven und das Volk im Sturm gegen ihn zu führen, betrachtete Merlin als heilige Pflicht. Er sah in dem Königthum nur die Spitze eines Systems, das von Adel und Geistlichkeit getragen werde und ohne dessen Beseitigung auf wahre Freiheit nicht zu rechnen sei. Auf diesen Punkt wandte er in der Nationalversammlung, bei den Jacobinern, in der Presse seine nicht zu ermüdende Thätigkeit. Und nun wird der Leser mit der naiven Auseinandersetzung beschenkt, daß der arme, in den Tuilerien bewachte König über reiche Geldmittel und eine höchst beträchtliche bewaffnete Macht (une force armée considerable) zu verfügen gehabt habe, während die Nationalversammlung kraft- und rathlos ihm gegenüber gestanden, daß es sonach keine andere Rettung als die durch den Volkssturm gegeben. Man weiß, daß Merlin vorzugsweise thätig war, um den Angriff auf die Tuilerien zu organisiren, daß durch seine Vorstellungen zunächst Roederer bestimmt wurde, den König zum Verlassen des Schlosses zu bewegen, daß er schließlich sich allerdings beflissen zeigte, »dans cette grande journée« wie die Emphase des Verfs diese Bezeichnung beliebt, dem Morden der Wehrlosen Einhalt zu thun. Daß man Merlin's Namen unter den régicides nicht begegnet, hat einfach seinen

Grund darin, daß er sich zur Zeit der Abstimmung an der Grenze aufhielt. So gewiß er Ludwig XVI. für schuldig hielt, so gewiß würde er auf die Bestrafung der Schuld gedrungen haben.

Während der Zeit vom December 1792 bis zum November 1793 befand sich Merlin als Bevollmächtigter des Convents beim Heere. Die hartnäckige Vertheidigung von Mainz war nicht zum kleinsten Theile sein Verdienst; von der Theilnahme an den gewagtesten Ausfällen, welche Kleber gewöhnlich in Person leitete, schloß er sich nur selten aus. Als die Stadt nicht länger behauptet werden konnte, bestand er darauf, sich mit Gewalt einen Weg durch das Heer der Belagerer zu bahnen; in die Capitulation aber willigte er erst dann, als den republikanisch gesinnten Bürgern von Mainz eine unbedingte Straflosigkeit zugesichert war. Schmerzlicher als das Unterliegen vor dem Feinde mußte dem Heere die verächtliche Behandlung sein, die seiner bei der Rückkehr nach Frankreich wartete und erst durch das energische Auftreten Merlins im Convent beseitigt wurde. Darauf trat er mit denselben Regimentern, an deren Seite er am Rhein gekämpft hatte, die Heerfahrt gegen die unglückliche Vendée an.

Als Merlin nach fast einjähriger Abwesenheit seinen Sitz im Convent wieder einnahm, fand er sich wie ein Fremder unter den ehemaligen Genossen. Ansichten, Bestrebungen, Leidenschaften hatten Färbungen angenommen, mit denen er sich nicht zu befreunden vermochte. Die Gironde war vernichtet und die Spaltung unter den Jacobinern trat mit jedem Tage sichtbarer hervor. Im Wohlfahrtsausschusse saß Keiner, dem er sich hätte anschließen mögen, und namentlich gab Robespierre, welchen er wegen seiner Bosheit und einschmeichelnden Lüge mit einer wilden Katze verglich, für ihn den Gegenstand

des Abscheues ab. Er fühlte sich aufs heftigste empört, daß der ganze Convent sich von diesem einzigen Menschen einschüchtern ließ und seiner innersten Natur mußte er sich sofort auf die Seite der Gegner stellen. Nach dem Sturze des Dictators gab er den thatkräftigsten Widersacher der Jacobiner ab. Er wollte eine starke Regierung, keine Herrschaft von Parteien, die mehr oder minder das gemeine Wohl den eigenen Interessen zum Opfer brachten. Ob Chouans, ob Terroristen, er erkannte in ihnen nicht weniger die Feinde der Republik, als in den Männern vom Thermidor, die, mit Hintansetzung des Volks, einen neuen Staat auf Grundlage der Bourgeoisie gestalten wollten. Als er mit diesen Bestrebungen nicht durchzudringen vermochte, verließ er zum zweiten Male den Convent, um beim Rheinheere eine seinen Wünschen mehr entsprechende Thätigkeit zu finden. Sonach trat die neue Constitution ins Leben, ohne daß er an ihren Berathungen Theil genommen hätte. Durch sie sah er die Aufgabe seines Lebens, Begründung einer aus dem Volke erwachsenen Regierung, vereitelt und unmuthig über die Reaction trat er von der Debatte zurück. Seitdem lebte er, abgeschieden von den Umgestaltungen des öffentlichen Lebens in Frankreich, auf seinem bei Chauny erstandenen Landsitze, bis 1814 das Nahen der Verbündeten ihn aus seiner Ruhe aufschreckte. Er kannte den Umschwung der Zeiten nicht, als er damals auf eine begeisterte Schilderhebung seines Volks rechnete. Er hatte den größeren Theil seines Vermögens der Bildung eines Freicorps zum Opfer gebracht. Verarmt und alternd, aus seinem Departement verwiesen, lebte er seitdem in der Vorstadt von Paris. Dort starb er 1832, siebzig Jahr alt.

An diese Lebensskizze knüpft der Verf. eine Ré-

ponse aux inculpations, in welcher auch das oben angedeutete Bruchstück der Autobiographie, das übrigens nur die Jugendzeit bis zur Rückkehr ins väterliche Haus begreift, ein Unterkommen gefunden hat. Die hier übernommene Vertheidigung Merlins betrifft zunächst dessen gegen Robespierre gerichtetes, wohl nicht mit Recht von Louis Blanc als Libell bezeichnetes Pamphlet, sodann die unstreitig völlig ungegründete Beschuldigung, daß er, vom Feinde bestochen, die Uebergabe von Mainz betrieben habe, endlich die Anklage, daß er während seiner militairischen Missionen auf Kosten des Staats der Verschwendung gefröhnt und nebenbei ein beträchtliches Vermögen erworben habe.

Den angehängten Briefwechsel anbelangend, welchen der Herausgeber unter die Categorien von lettres officielles, lettres particulières und correspondance avec Thionville gebracht hat, so kann er den Erwartungen, in ihm allen Elementen zur gründlichen Kenntniß des Charakters und der politischen Bestrebungen von Merlin zu begegnen, schon deshalb nicht genügend entsprechen, weil, mit verhältnißmäßig geringer Ausnahme, die hier mitgetheilten Schreiben nicht von Merlin verfaßt, sondern an ihn gerichtet sind.

Kopenhagen

bei P. G. Philipsen, und Leipzig bei Hinrichs 1859. Die Verhältnisse der Sklaven bei den alten Hebräern, nach biblischen und talmudischen Quellen dargestellt. Ein Beitrag zur hebräisch-jüdischen Alterthumskunde von Dr. Al. Mielziner. 68 S. in Octav.

Welcher Art die Verhältnisse der Sclaven bei den alten Hebräern waren, scheint heute bloß eine Frage

der Alterthumskunde zu sein, welche wie jede ähnliche Frage auf diesem Felde ihren Werth und ihre Berechtigung für sich hat. Uns aber und unsern heutigen Zuständen scheint die Sclavenfrage selbst so ferne zu liegen, daß man meinen könnte, die Theilnahme an der richtigen Beantwortung jener Alterthumsfrage sei am besten den Alterthumsforschern allein zu überlassen, und es sei nicht der Mühe werth, etwa besondre ausführliche Abhandlungen über sie zur Belehrung für Jedermann zu veröffentlichen. Allein in Amerika betrachtet man dieses heute schon wieder ganz anders, da die Sclavenfreunde, d. i. die Sclavenhalter, weil sie doch öffentlich vor aller Art das Christenthum nicht verleugnen wollen, sich die größte Mühe geben, die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Kaufens und Haltens und Behandelns der Sclaven aus der Bibel zu beweisen und dort sogar nicht wenige christliche Geistliche allen Ernstes die Unantastbarkeit, ja die Heiligkeit einer solchen öffentlichen Einrichtung durch biblisch-christliche Gründe zu stützen versuchen. Und mit welcher verführerischen Gewalt diese amerikanische Richtung jetzt auch wieder nach Europa zurückströmen wolle, ist nicht mehr zweifelhaft.

Eine besondre Schrift, welche dem Gegenstande genügte, wäre also heute gewiß nicht ohne Nutzen. Sie müßte mit aller irgendwie wünschenswerthen Ausführlichkeit und Klarheit den Gegenstand nach allen seinen Seiten hin abhandeln, und die richtigen Einsichten darüber, welche in unsern deutschen wissenschaftlichen Kreisen jetzt schon hinlänglich sicher gegeben sind, in treffender Weise zur allgemeineren Kenntniß bringen. Sie könnte immerhin deutsch verfaßt werden, wie ja auch diese Kopenhagener Abhandlung aus guten Gründen deutsch geschrieben ist: aber sie müßte ihrem letzten Zwecke nach nicht so-

wohl für Deutsche bestimmt sein, da die Deutschen in der gegenwärtigen Weltlage am wenigsten der richtigen Belehrung über die Geschichte der Sclaverei und ihre Bedeutung in der Bibel bedürfen, die wenigen einzelnen Deutschen aber, welche sich am Sclavenhandel betheiligen (denn leider gibt es im Dunkel der Verborgenheit noch immer solche, wie man wohl weiß) wenigstens die Scham haben müssen, es unter dem Namen fremder Völker zu thun. Vielmehr müßte sie der Art sein, daß sie sogleich mit Vergnügen für Amerikaner Spanier und Franzosen übersetzt werden könnte.

Die oben bemerkte Abhandlung aber können wir nicht als eine dem Gegenstande genügende loben. Sie erfüllt dazu schon die erste Bedingung nicht, welche man heute an eine solche Schrift stellen muß, sofern sie die sehr mancherlei und theilweise sich scheinbar widersprechenden Aussprüche über die Sclaven, welche die biblischen Bücher enthalten, weder geschichtlich klar aufzufassen noch richtig zu vereinigen weiß. Der Pentateuch, welcher hier das Hauptbuch ist, enthält so viele, aber auch auf den ersten Blick so unvereinbare Gesetze über die Sclaven, daß man hier keinen Schritt sicher zurücklegen kann, ohne sich genau über die verschiedenen Bestandtheile zu unterrichten, aus welchen das große Buch erwachsen ist. Unser Verf. aber hat gar keine Vorstellung darüber, welches die echten Urschriften des Pentateuches seien, wann sie geschrieben und wie sie sich wirklich zu einander verhalten. Wenn z. B. in dem wichtigen und für sich vollkommen klaren Gesetze Ex. 21, 2 ff. vorgeschrieben wird, der Sclave hebräischen Blutes solle im siebenten Jahre freigelassen werden: hatte dieses selbe Gesetz das ganz verschiedenartige von der Freilassung desselben im 50sten oder im Jubeljahre Lev. 25, 7 ff. im Auge? und

wie verhält sich das eine dieser beiden Gesetze zum andern? Der Verf. hat über alle solche Fragen, welche sich bei jeder näheren Betrachtung unweigerlich aufdrängen, keine rechte Uebersicht; und dazu kommt, daß er auch das Hebräische selbst, wo es etwas schwieriger wird, nicht mit der heute wünschenswerthen Sicherheit zu erklären weiß, wie der Unterz. schon bei einer andern Veranlassung zeigte. Ein zweiter allgemeiner Mangel der Abhandlung ist sodann der, daß sie das Verhältniß der biblischen und der talmudischen Gesetze über die Sclaven nicht richtig auffaßt. Nur wie die Sclaven während der tausend Jahre, wo ein hebräisches Reich mit seiner eigenthümlichen Religion und seinen diesen entsprechenden Gesetzen bestand, wirklich waren und gesetzlich lebten, hat für uns die wichtigste Bedeutung, ja die einzige wegen welcher wir die Untersuchung über diese Zustände für so nothwendig halten: ein treues Bild davon können wir aber nur aus der Bibel entwerfen, und genau besehen reichen dazu die alttestamentlichen Stellen hin. Der Talmûd dagegen hat von diesem echten geschichtlichen Zustande der Dinge vor der ersten Tempelzerstörung überhaupt keine klare Vorstellung mehr, und kann die pentateuchischen Stellen nicht mehr sicher verstehen: wohl aber hat er die späteren Zustände im Auge, als persische, griechische und römische Gesetze in die alte echt mosaische Gesetzgebung eingegriffen und diese gänzlich verändert hatten. Dies Alles muß also wohl unterschieden werden, während der Verf. nirgends die Gesetze nach den Zeiten im Großen und Ganzen genau unterscheidet.

Uebrigens findet sich im babylonischen Talmude nicht einmal eine besondre Abhandlung über die Sclaven, sondern die Gesetze über sie sind dort nur beiläufig an verschiedenen Orten berührt. Dage-

gen ist jetzt die besondre Jerusalemische מַסֶּכֶת עֲבָדִים oder rechtliche Abhandlung über die Sclaven in den שבע מסכתות קטנות ירושלמיות von Rafael Kirchheim zu Frankfurt a. M. 1851 aufs neue veröffentlicht und leicht zugänglich gemacht: wollte der Verf. sich nun überhaupt mit den talmudischen Bestimmungen über die Sclaverei beschäftigen, so hätten wir erwartet, er würde diese noch wenig bekannte Abhandlung übersetzt und im Zusammenhange erklärt haben; dieses wäre an sich verdienstlich gewesen, zumal wenn der Verf. damit die sonst im Talmude vorkommenden ähnlichen Rechtsaussprüche genau verglichen und sie von den althebräischen wohl unterschieden hätte. Außerdem wünschte man doch eine solche Abhandlung, wie sie heute erscheint, gerne mit einer Rücksicht auf die neutestamentlichen Stellen über die Sclaverei beschlossen, damit das Ganze einen guten Abschluß gewinne und die heutigen Christen über alle diese Dinge nicht im Dunkeln bleiben.

H. E.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag 1859. **Soden und seine Heilmittel.** Für Aerzte dargestellt von Dr. O. Thilenius, Herzoglich Nassauischem Ober-Medicinalrath und Brunnenarzt in Soden. Mit einer Ansicht von Soden. VIII u. 87 S. in Octav.

Nachdem der Vf. früher durch die Schrift „Sodens Heilquellen" dem Bedürfnisse der Kurgäste zu entsprechen versuchte, ist diese den Aerzten bestimmt, um sie in den Stand zu setzen, genaue Indicationen für die Wahl dieses Kurorts zu bilden.

Die Luft in dem Thale, worin das Dorf Soden liegt, wird als rein, weich, mild, gleichmäßig warm

und feucht, und die Zeit der eigentlichen Saison von Mitte April bis Mitte October angegeben.

Die Temperatur der vorhandenen 24 Quellen ist verschieden; einige haben nur 9 bis 12° R., die meisten 15 bis 19° R. Durch glücklich ausgeführte Bohrversuche erhielt man einen Soolsprudel (freilich nicht so mächtig und von so hoher Temperatur wie in Nauheim und Rehme) von 25° R. und nahe an 2 Proc. Kochsalzgehalt, mit Entwicklung von viel Schwefelwasserstoffgas. Es können davon in einer Stunde 30 Bäder gespeist werden.

In diesem kohlensäurehaltigen Soolbade machen sich als Heilagentien bemerklich das Chlornatrium, die Kohlensäure, kohlensaurer Kalk und eine geringe Menge kohlensaures Eisenoxydul. Erleichterung und Hülfe vermögen daselbst zu finden Individuen mit reizbarer, floridor Constitution, großer Reizbarkeit der Respirationsorgane, mit katarrhalischen Beschwerden, Herzerethismus, Anschwellung der Lymphdrüsen. Beim chronischen Bronchialkatarrh werden die wohlthätigen Folgen des Sodener Wassers denen von Kissingen gleichgestellt.

Die Sprache ist, wie leider so häufig in medicinischen Schriften, nicht correct. Als Bezeichnungen kommen wiederholt vor: hochgradige Symptome, hochgradige Fälle, hochgradiger Torpor, hochgradige Schwächlichkeit, hochgradige Reizung, hochgradiges Emphysem, hochgradige Fettleber, hochgradige Herzkrankheiten, chronische Folliculäre, marantische Formen, skizzirte Störungen, Wähligkeit des Magens, die Blutungen in Rede, der Kurgebrauch in Rede ꝛc. Die kleine Schrift hat ein angehängtes Verzeichniß der Druckfehler. Als solche sind nicht aufgeführt: e r ruiren (S. 21), Ble n orrhoe (S. 51. 70. 73. 81), Zwer g fell (S. 72), F o ecalmasse (S. 75).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. Mai 1860.

Halle

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1859. Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von Julius Otto Opel. IV u. 147 S. in Oct.

Die kritische Behandlung deutscher Geschichtsquellen des Mittelalters wird zwar immer, wie das in der Natur der Sache liegt, vorzugsweis das Geschäft derjenigen sein, welche mit den Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica betraut sind, doch ist es gewiß nur zu billigen, wenn auch Andre, durch die Richtung ihrer Studien dazu veranlaßt, sich derartigen Aufgaben unterziehn. Wenn sie dabei etwas Tüchtiges zu Tage fördern, kommt es ja der Wissenschaft im Allgemeinen und jenem großen Quellenwerke insbesondre zu Gute. Es verdienen solche Forschungen um so mehr Anerkennung, als sie erstens sehr mühsam und unerquicklich sind, zweitens aber weder mit Benutzung so reichen Apparates, noch mit der, nur durch viele Uebung zu erlangenden, Sicherheit unternommen werden können wie diese den Herausgebern der Mon. Germ. meistens zu

Gebote stehn. Deshalb wird man auch die etwaigen Mängel einer solchen Arbeit, welche aus den eben erwähnten Ursachen hervorgehn, nachsichtiger beurtheilen. Diese Bemerkungen, welche ihre volle Anwendung auf die hier zu erörternde Schrift *) finden, habe ich vorausgeschickt, damit es nicht den Anschein habe, als wollte ich das Verdienst des Vfs schmälern, wenn ich bei Besprechung seines Buches besonders die Irrthümer hervorhebe, die ich darin gefunden und sie nach Kräften zu berichtigen suche.

In dem Augustinerkloster, welches 1124 Graf Dedo und in den folgenden Jahren dessen Bruder Graf Konrad von Wettin auf dem Lauterberge bei Halle (mons serenus, in den Pöhlder Ann. 1156: mons ethereus genannt), dem jetzigen Petersberge, gründeten, hat die Chronik, um die es sich hier handelt, ihren Ursprung und trägt davon den Namen der Lauterberger Chronik **) [Chronicon montis sereni]. Ueber das Kloster ist ziemlich viel geschrieben worden, wovon das Beste ein kleiner Aufsatz von Eckstein in der Encyklopädie von Ersch und Gruber ist (s. v. Petersberg). Der Verf. desselben hat auch die neuste und bis jetzt sorgfältigste Ausgabe der Chronik besorgt zuerst in Hallischen Gymnasialprogrammen 1844 ff., dann in einem besondern Druck 1856. Außerdem ist sie noch dreimal vollständig herausgegeben worden. Endlich hat G. Köhler 1857 der Festschrift, die er zur Einweihungsfeier der restaurirten Lauterberger Klosterkirche verfaßte, einen Abdruck derjenigen Stellen unsrer Chronik hinzugefügt, welche das Kloster auf dem Lauter-

*) Einen kurzen Bericht über dieselbe habe ich bereits in v. Sybels Hist. Zeitschr. Jahrg. II, Heft 1, S. 214—15 erstattet.

**) Der Kürze halber werde ich sie im Folgenden nur mit den Anfangsbuchstaben LC. bezeichnen.

berge und die Familie seiner Stifter betreffen, aber auch diese nicht einmal vollständig. Wenn diese letztere Ausgabe auch eine bisher unbenutzte Handschrift zu Grunde legte, so ist doch damit, da uns nur Bruchstücke geboten werden, nicht viel erreicht. Ueberhaupt trägt die Wissenschaft von dem Köhler'schen Buche wenig Gewinn und ist die glänzende Ausstattung wohl das Beste daran. Entweder hätte man eine vollständige Ausgabe der Chronik veranstalten oder da eine solche doch in nicht zu langer Zeit in den Mon. Germ. zu erwarten war, eine Sammlung lauterberger Urkunden veröffentlichen sollen: so aber ist von Beidem etwas und von Keinem etwas Befriedigendes geschehn. — Obwohl nun mehrere Ausgaben der LC. vorhanden sind und dieselbe als Geschichtsquelle fast seit 200 Jahren benutzt wird, so ist doch für die Kritik derselben als eines Ganzen bisher fast nichts gethan worden. Trotzdem wird man das nicht so auffallend finden, wie Hr Opel, wenn man daran denkt, daß derartige Untersuchungen überhaupt erst seit den Arbeiten für die Mon. Germ., seit Ranke's Kritik neuerer Geschichtschreiber und Stenzels fränk. Kaisern unternommen werden, und wenn man außerdem die oben erwähnten Schwierigkeiten veranschlagt. Die vorliegende erste kritische Arbeit über die LC. soll es „mit dem Verfasser, der Zeit der Abfassung, der Quellenforschung des Verfassers und dem historischen Werthe des Werkes zu thun haben". Gleich bei den ersten Fragen, die sich da ergeben und vorzugsweis bei diesen zeigt sich das Mißliche des Unternehmens. Soviel bis jetzt bekannt ist, besitzen wir weder die Original- noch überhaupt eine Handschrift der LC., die vor dem 15. Jahrh. gefertigt wäre, und ich brauche nicht erst zu erörtern, wie sehr die einschlagenden Untersuchungen dadurch erschwert wer-

den. Aber auch von den bekannten Handschriften ist ihr Verhältniß zu einander und zu dem Original keineswegs ganz festgestellt. Köhler in dem angeführten Buche (S. 44 u. 46) behauptet mit großer Entschiedenheit, daß die Dresdner Handschrift den ältesten vorhandnen Text enthalte: bewiesen hat er es durchaus nicht, aus seiner Ausgabe folgt es auch nicht, denn die Lesarten sind bald in ihr, bald in der Ecksteins besser, und der Umstand, daß in jener die Urkunden (1127 Sp. 6) und auch andre Stellen (wie z. B. Sp. 26 zum J. 1200 das: **Henricus tertius cillenensis ecclesiae praepositus obiit, cui successit Wilhelmus sereni montis canonicus**, was man schwerlich für eine Interpolation halten wird, da besagter Probst von Zschillen nachher noch oft in der Chronik vorkommt) fehlen, dürfte eher gegen als für Köhlers Behauptung sprechen. Doch ich muß das auf sich beruhen lassen und gehe daher zu den Ergebnissen der Opel'schen Untersuchung über.

In Bezug auf den Verf. der Chronik zeigt Herr Opel (Abschn. I), daß jener wissenschaftliche Bildung zu schätzen gewußt, daß er Kenntnisse in der römischen Geschichte gehabt, vielleicht auch griechisch verstanden habe. Er erweise sich als ein verständiger Mann und seine Wahrheitsliebe sei groß genug, um sagenhafte Berichte als solche zu bezeichnen, auch sei er so vorsichtig, daß er in zweifelhaften Fällen sein Urtheil zurückhalte. Für die politischen Parteiungen der Zeit habe er wenig Sinn gehabt, und wenn man ausnehme, daß er dem Markgrafen Diterich dem Bedrängten nicht eben gewogen gewesen, so werde man ihn auch unparteilich nennen müssen. Daß der Verf. den Schulunterricht im Kloster ertheilt, folgt aus dem darüber Beigebrachten nicht gerade nothwendig, ebenso wenig, daß

er niederer Herkunft gewesen sei; denn da er sich nicht nennt, woher können wir wissen, ob er mit einem der adligen Geschlechter der meißnischen Lande in Verwandtschaft stand? Nicht zu bezweifeln ist, daß er Mönch im Peterskloster gewesen sei. Sein Name wird allerdings in der Chronik selbst nicht genannt, doch möchte ich die Angabe, welche die Hs. vom J. 1478 enthält, nicht so unbedingt von der Hand weisen wie dies Eckstein und Opel gethan, wenn ich sie auch nicht ohne Weiteres annehmen kann wie Köhler. Die schon erwähnte Hdschr. von 1478 nennt die Chronik Conradi presbyteri chronicon montis sereni. Wenn nun, was sehr leicht möglich, in der Urschrift bloß: Conradi pr. stand, so könnte es auch heißen: Conradi prioris. Ein »Conradus ecclesiae nostrae prior« findet sich aber als Zeuge der lauterberger Urkd. vom 4. Aug. 1229 (Köhler S. 64), also grade zu der Zeit, in welche man (s. das Fgde) ungefähr die Abfassung der Chronik wird setzen müssen. Ich will nun durchaus nicht darauf hin behaupten, den Urheber derselben gefunden zu haben, sondern nur andeuten, daß die Frage noch nicht erledigt ist und vielleicht durch die noch ungedruckten Urkunden des Klosters Licht erhalten kann. Sie dienen auch vielleicht dazu, die Zeit, in welcher die LC. abgefaßt ist, genauer zu bestimmen, als es bis jetzt möglich ist. Als zuverlässig kann man wohl annehmen, daß die letztere unter Friderich II. geschrieben wurde*) und als sehr wahrscheinlich, daß dies nicht nach 1230 geschah. Insoweit stimme ich demjenigen, was Herr Opel

*) Die Erzählung über den Abt Sigfrid von Pegau (1223 S. 133 ff.) ist wohl nicht nach dem Juli 1226 geschrieben, da um diese Zeit der dort mehrfach erwähnte Mönch Thiemo von Colditz Abt von Pegau wurde (Libell. de benefact. etc. Menken Scr. 2, 107).

(Abschn. II. S. 17) sagt, bei. Wenn derselbe aber meint, die Abfassung des letzten Stückes der Chronik von den Worten (S. 181) »Majori vero« an noch über 1230 oder 1231 hinausrücken zu müssen, so scheint mir dazu kein genügender Anlaß zu sein. Die sehr kurz gehaltene Erzählung nöthigt zu einer solchen Annahme ebenso wenig als der Umstand, daß der Cisterzienser Gottfrid eine dort erwähnte Thatsache »postmodum testatus est«. Das besagt doch nur, daß Gottfrid dies nach dem erzählten Ereignisse, d. h. nach 1125 Novb. 22 gethan hat. Hr Opel will aus den Worten: »Majori vero, quam **nostris temporibus** visa fuerit, diligentia in ecclesia sereni montis religio servari coepit« folgern, daß ihr Urheber, als er sie schrieb, nicht mehr im Kloster war. Sollten die angeführten Worte nicht vielmehr bloß ausdrücken: „die Disciplin wurde strenger gehandhabt, als man in unsrer Zeit gesehn"? weil eben damals (wie wir unten sehn werden) allenthalben die schlechte Wirthschaft in den Klöstern an der Tagesordnung war, eine ordentliche zu den Ausnahmen gehörte. Dagegen scheint ein von ihm nicht beachteter Umstand für die Vermuthung des Hrn Opel, daß der Chronist einen Theil seines Buches außerhalb des Klosters auf dem Lauterberge verfaßt habe, zu sprechen; denn nur unter solcher Voraussetzung wird man zugeben können, daß die Schmähungen gegen den Probst Diterich (LC. 1223—24) bei dessen Lebzeiten geschrieben seien: wäre es denkbar, daß dies Jemand, der dem Kloster angehörte, gewagt haben sollte? — Der 3. Abschnitt (S. 18—66) handelt von den **Quellen**, deren sich der Verf. der LC. bedient hat. Hr Opel scheidet dieselben in Quellen für die Klostergeschichte und für die übrigen Begebenheiten. Zunächst nennt er die Quellen, die der Chronist

selbst angibt: 1) Berichte ältrer Mönche, 2) Urkunden, 3) Breviarien, d. h. „kurze annalistische Aufzeichnungen, die vorzugsweise die Todestage der wettinischen Fürstenfamilie, ja vielleicht nur die der lausitzer Markgrafenfamilie angaben und ihre etwaigen Schenkungen an das Kloster des mons serenus enthielten“ (S. 19). Als eine aus solchen Breviarien, die dem Chronisten als Quelle gedient haben, entstandne Arbeit wird nun die kleine Schrift aufgeführt, die von den Herausgebern der Chronik derselben als »appendix«, von Eckstein aber unter dem Namen »Incerti scriptoris de gente comitum wettinensium libellus« beigefügt ist. Herr Opel weist nun überzeugend die Uebereinstimmung zwischen diesem libellus *) und der Chronik nach. Mit Hülfe dieser Thatsache gelingt es ihm, den Irrthum der LC. in Bezug auf Diterich von Weißenfels (1196

*) Der Verfasser der meißnischen Fürstenchronik, die bisher irrig mit dem Namen der altzellischen Annalen bezeichnet zu werden pflegte, benutzte diesen libellus zu Anfang des 15. Jh. und bezeichnet ihn als **Chronica montis sereni**. Ich bemerke hier beiläufig, daß Hr Opel an mehreren Stellen seines Buches eine von ihm besorgte Ausgabe dieser sogenannten **Annales veterocellenses** citirt. Von mir deshalb angefragt, weil eine solche Ausgabe im Buchhandel bis jetzt nicht erschienen ist, theilte mir Hr Opel gefälligst mit, daß er besagte Ausgabe bereits im Herbst 1857 zur Aufnahme in die Mittheil. der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig (Heft II) eingeliefert und daß Ende 1858 das Ganze bis auf ein Weniges gedruckt gewesen sei. Trotz allen Drängens habe sich der Herausgeber der gedachten Mittheilungen aber bis jetzt nicht bewogen gefunden, das 2te Heft derselben fertig zu machen und so sei auch der Separatabdruck der **An. vet.** noch nicht erschienen, auf den aber gleichwohl in dem Buche über die LC. Bezug genommen wurde, weil nicht zu erwarten war, daß er nach Ausgabe desselben noch nicht beendet sein würde.

und 1197), den schon Abel erörtert hat, aufzuklären. Auch die Vermuthung (S. 25) dünkt mich wahrscheinlich, daß der Sage von Diterichs Gefährdung durch Kaiser Heinrich VI. eine historische Thatsache zu Grunde lag, die nur von Markgraf Albrecht auf den jüngern Bruder übertragen sei, doch wird man nicht an den Zug von 1191, sondern an den zweiten von 1194 denken müssen, wo Albrecht nach Italien ging »ut demeritam imperii gratiam consequi mereretur« (Reinhardsbr. Ann. S. 67—8), von dort aber, als ihm das mißlang und er sein Leben bedroht sah, schnell zurückkehrte (LC. 61). Aus der Benutzung, und zwar einer ungeschickten, des libellus, erklärt sich auch die falsche Angabe der LC. vom Tode Markgraf Heinrich des Jüngern von Eilenburg, der dort 1127 angesetzt wird, während fast alle Quellen das Jahr 1123 nennen (nur die altzell. Ann. Mon. Germ. 16, 42 haben 1124). Im libellus heißt es nämlich: »Post mortem autem Heinrici captivitate solutus anno MCXXVII liberalitate Luderi imperatoris marchiam misnensem suscepit etc.« Der Chronist bezog das a. 1127 auf den Tod Heinrichs, während es doch nur zu dem Nachfolgenden gehören kann; und zwar muß es sich auf die Befreiung aus der Gefangenschaft beziehn, denn die Mark Meißen erhielt Conrad 1130 (Pegauer Ann. M. G. 16, 256). Im Folgenden (S. 27—35) versucht der Verf. die Quellen des »libellus« nachzuweisen. Man ist erstaunt, nachdem vorher gesagt worden ist, daß der libellus aus jenen Breviarien zusammengeschrieben sei, hier den sächsischen Annalisten und Thietmar von Merseburg als Quellen genannt zu sehen.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 31. Mai 1860.

Halle

Fortsetzung der Anzeige: »Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von J. O. Opel.«

In der That scheint mir die erste Angabe den Vorzug zu verdienen. Denn von den angeführten genealogischen Notizen finden wir einige freilich auch beim sächsischen Annalisten, ebenso viele fehlen aber dort auch, und wenn man namentlich die Berichte beider über die Nachkommen des Markgrafen Dedo vergleicht, so findet man zwar nicht, wie Hr Opel S. 29 ohne Grund behauptet, daß Angaben des Annalisten denen des libellus entgegenstehn — wohl aber, daß die des letzteren reichhaltiger sind. Man wird daher annehmen müssen, daß beide aus einer gemeinsamen Quelle, eben einer Art von breviarium geschöpft haben. Aus einer ähnlichen Quelle, die auch dem Magdeburger Annalisten vorlag (vielleicht derselben, die noch umfassender Albert von Stade M. G. 16, 318 benutzte) ist die Notiz über Otto's von Nordheim Tochter Ida. Hierbei theilt Hr Opel den Irrthum des Magdeb. Ann., indem

er die Markgräfin Oda, deren Tod der Ann. bei 1110 meldet, für Ida von Nordheim hält, während die Gemahlin des Markgrafen Udo von der Nordmark gemeint ist; vgl. Jaffé's Bemerkung zu den Ann. rosenv. 1110 M. G. 16, 103.— Noch weit weniger wahrscheinlich als die Benutzung des sächsischen Annalisten durch den Verf. des libellus ist mir die des Thietmar. Das Wörtchen „post" in der angeführten Stelle (Thietm. VII, 35. lib. p. 183), das beiden gemeinsam ist, dürfte kaum zu einer solchen Annahme zwingen. Die weitern genealogischen Angaben des libellus unterlasse ich hier zu erörtern, da eine Darstellung der Geschlechtsverbindungen des wettinischen Hauses die hier einzuhaltende Grenze überschreiten würde; ich hoffe zur Aufklärung dieser in manchen Punkten noch sehr dunkeln Verhältnisse bei einer andern Gelegenheit Einiges beizutragen.— Zu den Quellen für die äußere Geschichte übergehend, nennt Hr Opel zuerst wieder den sächsischen Annalisten. Er fügt allerdings die Bemerkung hinzu (S. 36): „Es könnte freilich bisweilen zweifelhaft erscheinen, ob der Verf. in der That Annalista Saxo oder Chronographus Saxo benutzte, der ja bekanntlich auch aus dem erstern geschöpft hat, allein aus einigen Stellen geht es doch ganz unzweifelhaft hervor." Ich gestehe, daß es mir auch jetzt noch zweifelhaft ist, da von dem, was Hr Opel anführt, nur der Umstand erheblich ist, daß die LC. den Tod des Bischofs Berthold von Hildesheim (1130) und die Wahl seines Nachfolgers berichtet, welche sich bei dem sächsischen, aber nicht bei dem Magdeburger Annalisten findet. Wie dem nun auch sei, sicher glaube ich das wenigstens in Abrede stellen zu müssen, was der Verf. gleich darauf (S. 37) über die Benutzung des sächs. Ann. vorbringt: „In andrer Weise hat er diese Quelle jedoch da zur Vorlage

seiner Erzählung genommen, wo dieselbe einzelne zerstreute, den Verf. des Chron. M. S. interessirende Nachrichten unter verschiednen Jahren gibt: diese wurden nämlich dann von ihm zu einer zusammenhängenden Erzählung verarbeitet. So gibt er unter dem Jahre 1171 eine Geschichte der Abtei Nienburg an der Saale von ihrer Gründung an ꝛc." Eine Vergleichung dieser Nachrichten über Nienburg in der LC. mit den bezüglichen Stellen des sächs. Annalisten macht es aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß an beiden Orten eine gemeinsame Quelle, jedenfalls eine Gründungsgeschichte von Nienburg, zu Grunde gelegt wurde, worauf, soweit es den sächsischen und magdeb. Annalisten angeht, schon Hr Prof. Waitz in den Mon. G. 8, 545 hingewiesen hat. Daß der lauterberger Chronist nicht bei dem sächs. Annalisten seine Kenntniß geholt, schließe ich keineswegs aus der Umwandlung des »castellum Nigenburch. . . . in pago Northuringa situm« in ein »castrum Northringe, quod nunc Nienburg dicitur« — das wird wohl nur auf Rechnung eines späten, unwissenden Abschreibers zu setzen sein, ebenso wie die Verschiedenheiten des libellus und calendarium pegav. deren der Vf. auf S. 34 gedenkt — sondern weil der Bericht der LC. reichhaltiger ist, also z. B. angibt, daß die Wittwe des Grafen Sigfrid, Hedwig, Aebtissin von Gernrode wurde, daß Hidda den Markgrafen Christian ehelichte, daß der erste Abt Hageno hieß und ein Verwandter des Kaisers war ꝛc. Hierzu bemerkt Herr Opel: „hätten dem Verf. schriftl. Notizen aus dem Kloster Nienburg vorgelegen, so hätte er sie doch wohl mit den Angaben aus An. Saxo verglichen." „Sicherlich könnten ihm wenigstens nicht dieselben Mittheilungen aus Nienburg vorgelegen haben, welche Ann. Saxo benutzt zu haben scheint." Warum

nicht? Es ist auch nicht der mindeste Grund da, der einer solchen Annahme widerstrebte; denn daß der Verf. der LC. sich nicht an den kürzern Bericht des sächsischen Ann. hielt (vorausgesetzt, daß er denselben überhaupt vor sich hatte), während ihm die ausführliche Erzählung aus Nienburg zu Gebote stand, kann doch nicht befremden. Die Sage von der Markgräfin Hidda kann dabei immer noch jüngeren Ursprunges sein. Die folgenden Angaben der LC. über die Schenkungen der Kaiser Otto III., Heinrich II., Conrad II. und Heinrich III. werden durch Urkunden bestätigt, welche der Chronist vielleicht selbst einsah, wenn die Worte »privilegiis, sicut hodie videri potest« auf ihn zu beziehen sind. Für das Folgende muß ein Bericht aus der Zeit Wichmanns von Magdeburg zu Grunde liegen, wie die Erzählung von dem Besuch dieses Erzbischofs im Kloster am Palmsonntag (1166) zeigt. Da Wichmann die Leistung, von der hier die Rede ist und die den Berichterstatter so in Feuer und Flammen setzt, im Jahre 1185 dem Kloster wieder erließ (s. Schultes Direct. dipl. 2, 141 u. 315), so wird man den Nienburger Bericht wohl in die Zeit zwischen 1166 und 1185 setzen dürfen. (Einige Zeit, nachdem ich das Vorstehende geschrieben hatte, kam mir das sehr interessante „Nienburger Bruchstück zur Gesch. der Lausitz" herausg. von Kindscher (im Anz. f. Kunde d. dtsch. Vorz. Oct. 1859. Sp. 361—64) und die Erläuterungen dazu von v. Ledebur (ebend. 1860, Jan. Sp. 1—5, Febr. 41—44) zu Gesicht. Merkwürdigerweise setzt der Herausg. jenes Bruchstück, freilich ohne Angabe eines Grundes, genau in dieselbe Zeit, welche ich für die der LC. hier zu Grunde liegende Nienburger Quelle ermittelte. v. Ledebur dagegen meint, das Bruchstück müsse vor 1166 verfaßt sein, weil »Niemze« schon

damals dem Kloster verloren gegangen sei: dies folgt aber aus der von Worbs (Inventar. dipl. Lusat. infer. I, 44 Anm.) cit. Stelle der LC. keineswegs. Noch weniger begründet scheint mir die Vermuthung v. Ledebur's, daß der sächs. Annalist Verf. des Bruchstücks und somit Mönch in Nienburg gewesen sei. Mit demselben Rechte könnte man dann behaupten, daß die LC. in Nienburg geschrieben sei. — In welchem Verhältnisse die von mir erwähnte Nienburger Quelle zu dem neuentdeckten Bruchstücke gestanden, vermag ich nicht anzugeben: möglich, daß sie beide zu ein und demselben Werke gehört haben). Die nothwendig nach Wichmanns Tode (1192 Aug. 25) geschriebne Schlußbemerkung, das Unrecht, welches er am Kloster Nienburg begangen, werde jetzt seiner Seele schaden, dürfte vom Verf. der LC. hinzugefügt sein. In den sich daran anschließenden genealogischen Nachrichten heißt es unter andern: »Odonis marchionis meminit scriptura passionis beati Adalberti, ubi dicitur: Odo pugnax marchio laceris vexillis terga vertit.« Mit der hier erwähnten Scriptura ist Brunos Leben des heiligen Adalbert gemeint, in welchem (Mon. Germ. 6, 598) sich die angeführte Stelle findet. Wenn der ganze Satz von »Odonis« bis »vertit« nicht etwa eine spätere Glosse ist, so wird man die Schrift Brunos zu den Quellen der LC. rechnen müssen, da im Magdeb. Annalisten, welcher die vita Adalberti auch benutzte, diese Notiz nicht steht, sie also auch nicht etwa von hier aus in die LC. übergegangen sein kann, übrigens findet in der letztern eine Verwechslung Statt zwischen Odo, dem Enkel des Markgrafen Gero († 1031) und jenem ältern Odo, welcher in der Zeit Kaiser Otto III. starb (Thietmar 4, 38. vgl. Raumer Hist. Charten u. Stammtaf. zu den Reg. hist. brand. Taf. I).

Ganz unzweifelhaft ist die von Hn Opel behauptete und (S. 39—61) im Einzelnen erörterte Benutzung der Magdeburger und Pegauer Annalen durch den Verf. der LC. Da in dem Magdeburg. Ann., wie er jetzt vorliegt, bekanntlich bei den Ereignissen von 1148—59 die Jahrszahl irrigerweise immer um eins zu hoch, in der LC. aber richtig angegeben ist, so folgerte Hr Opel, daß dem Verfasser der letzteren eine Magdeburger Hs. vorgelegen haben müsse, die jenen Fehler noch nicht enthalten habe. Dieser Schluß ist falsch; denn angenommen, daß eine solche Hs. existirt hat, so könnte sie doch nicht über 1176 hinausgegangen sein; nun aber finden wir, daß die Magdeb. Ann. nicht nur bis 1178, wie Hr Opel angibt, sondern auch noch für die Jahre 1186—88 (LC. S. 49—50. Udo v. Zeitz †. Widerstand der Bischöfe gegen Friderich. Aussöhnung des Kaisers mit Urban III. Einnahme von Jerusalem. Reichstag zu Mainz. Brand von Magdeburg) von dem Chronisten auf dem Lauterberge ausgeschrieben wurden. Man wird daher annehmen müssen, daß derselbe den Fehler der Magdeb. Hs. mit Vorbedacht vermieden habe, was ihm nicht sehr schwer werden konnte, da er in den Pegauer Annalen die richtigen Zahlen fand. Auch von dem Vf. dieser letzten (d. h. des hier uns angehenden Theiles derselben) möchte ich stark bezweifeln, daß er, wie kürzlich behauptet worden ist, eine ältere Hs. der Magdeb. Ann. benutzte. Hr Geh. Rath Pertz nämlich, welcher die neueste Ausgabe jener beiden annalistischen Geschichtsquellen veranstaltet hat, nimmt an (M. G. 16, 105, vgl. diese Blätter 1860, S. 456—58), daß 1) die Magdeburger Annalen unter Abt Arnold ums Jahr 1164 abgefaßt seien, diese Urschrift aber verloren sei, 2) daß die Hannoversche Hs. (die einzige jetzt vorhandne) eine Abschrift da-

von sei, deren Anfertigung Abt Sigfrid von Bergen im J. 1176 anordnete oder doch geschehn ließ, worauf man sie bis 1188 fortgesetzt habe, 3) (a. a. O. 232) daß endlich von dem bis 1176 reichenden Theile der Magd. Ann. eine ältere Abschrift existirt habe als die jetzt erhaltne, und daß erstre von dem Peg. Annalisten benutzt worden, für uns aber ebenso wie die Urschrift verloren sei. Was nun diese dritte, jetzt verlorne Handschrift angeht, die der Zeit nach unmittelbar vor der zweiten gefertigt sein müßte, so veranlaßte die Annahme einer solchen der Umstand, daß die Peg. Ann. an einigen Stellen bessere Lesarten bieten. Es ist dies dreimal der Fall: 1) In den P. A. ist — wie ich kurz vorher bemerkt habe — die unrichtige Datirung der Ereignisse von 1148—1159 verbessert. Da diese Verbesserung aber im J. 1180, also noch von einem Zeitgenossen vorgenommen wurde, so konnte sie — was wohl keines Beweises bedarf — auch dann Statt finden, wenn die Quelle, aus der er schöpfte, unrichtige Jahresangaben hatte. 2) Am 26. October 1147 war eine Sonnenfinsterniß, welche der Magdeb. Ann. irrig auf den 28. verlegt, während der Peg. Ann. den richtigen Tag gibt. Diese Stelle beweist aber nichts; denn die angegebne Notiz hat der Peg. Ann. den Erfurter Ann. entlehnt, deren Benutzung erst mit 1149, wo sie geendet haben werden, aufhört (vgl. meine Schrift über die Peg. Ann. S. 25 u. 28. Zu der dort ausgesprochnen Ansicht, welche auch Wattenbach Deutschlands Geschichtsquellen S. 382 angenommen hat, stimmt sehr gut, was in Mon. 16, 15 über die Pommersfelder Hs. der Erf. Ann. mitgetheilt ist). 3) So bleibt denn nur eine einzige Stelle übrig. Im Sommer 1150 war ein schreckliches Unwetter, Ueberschwemmung und Hungersnoth: »fulmina terribilia, tempestates horribiles,

ymbrium, nimia inundatio aquarum etc.« berichtet der Magdeb. Annalist. So gibt das keinen Sinn: offenbar ist hier durch Nachlässigkeit vor ymbrium ein Wort ausgelassen worden. In den Peg.
vi
Ann. nun steht »imbrium« (ed. Pertz S. 258), wofür dann die später geschriebnen Bosauer Ann. »vis imbrium« setzten. Es liegt doch wohl die Vermuthung, daß der Peg. Annalist zuerst aus seiner Quelle das »imbrium« entlehnte, dann aber wahrnehmend, daß hier etwas ausgelassen sei, das »vi« darüber schrieb, näher als die Annahme, daß vis in der Magd. Hs. stand und nur von dem Vf. der Peg. Ann. zuerst ausgelassen worden sei. Wenn somit jeder Anlaß, die Benutzung der uns erhaltnen Magdeb. Hs. durch den Pegauer Annalisten zu bezweifeln, wegfällt, so ist auch kein Grund vorhanden, die Voraussetzung jener angeblich verlornen dritten Handschrift festzuhalten. Da drängt sich denn unwillkürlich die Frage auf: wie steht es um die erste der drei oben erwähnten Annahmen, nach welcher die Urschrift der Magdeb. Ann. bereits unter Abt Arnold verfaßt worden und später verloren gegangen sei? Die innern Gründe, auf welche sich diese Annahme stützt, sind: 1) Beim Jahr 1145 wird erzählt, wie Peter Wlast einen großen Theil der Reste des heil. Vincenz vom Erzbischof von Magdeburg erhalten habe, und hinzugesetzt: »quod autem ipse sanctus hanc sui translationem adamavit illic (d. h. in Breslau) crebris miraculis usque ad praesens innotescit.« Das muß also einige Zeit nach 1145 geschrieben sein. 2) die Magd. Ann. sind nur bis 1164 von den Pöhlder Ann. abhängig. 3) die Pöhlder Ann., welche die Quelle für die Magdeb. Ann. waren, und die Pegauer Ann., welche wieder aus diesen abgeleitet sind, haben bessere Lesarten; daraus wird auf eine ältere

Magdeburger Hs. geschlossen, welche der uns erhaltnen »vera lectione praestitisse.« — Darauf läßt sich Folgendes erwidern: Wenn die Pöhlder Ann. in den Magdeb. nur bis 1164 benutzt sind, so wird dadurch wahrscheinlich, daß sie nicht weiter gereicht haben werden, zu der Zeit als man sie in Magdeburg ausschrieb: dies kann so gut 1176 als 1164 geschehn sein. Wenn ferner der Text in den Pöhlder Ann. besser ist als in den aus ihnen geschöpften Magdeb. Ann. (die Peg. Verbesserungen können, wie ich oben gezeigt, nicht in Betracht kommen), so zeigt es eben nur, daß der Magdeb. Annalist nachlässig schrieb; warum sollte das bei ihm nicht so gut der Fall sein dürfen, wie bei dem sächsischen Annalisten, den sein noch erhaltnes Autographon dessen überführt (M. G. 8, 548 u. 551)? Wenn endlich der heilige Vincenz sich seiner Uebertragung nach Breslau so gefreut hat, daß er noch nach 20 Jahren darum Wunder wirkte, so darf man vermuthen, daß er auch noch ein Jahrzehent später dem wundersüchtigen Volke seine Kraft dargethan haben wird. Die innern Gründe für die Annahme eines uns verlornen Originals sind also durchaus nicht zwingend. Dagegen fällt ein äußerer Umstand sehr ins Gewicht. Die Annalen sind, obwohl bis nach der Mitte des 12. Jahrh. nur Compilation, doch von mehreren lagenweis wechselnden Händen geschrieben. Man könnte nun vermuthen, daß der Verf. des Werks den größern Theil desselben dictirt habe, doch die Thatsache, daß an zwei Stellen, wo mitten im Satze (fol. 65, ed. p. 147 l. 40 mit »supra memorati« und fol. 105, ed. p. 175 l. 65 mit »in quo«) eine neue Lage beginnt, auch die Hand wechselt, scheint einer solchen Vermuthung zu widerstreben und zur Annahme einer jetzt fehlenden Urschrift zu nöthigen. Anders verhält es sich mit der Be-

hauptung, daß jene erste Abfassung der Magdeb. Ann. noch zur Zeit des Abtes Arnold (er regierte von 1120 bis zum 9. Jan. 1166) Statt gefunden habe. Für diesen Fall nämlich müßte man als wahrscheinlich annehmen, daß Arnold sie selbst geschrieben, für gewiß aber das wenigstens, daß er sich darum bekümmert, Stoff dazu gegeben, sie gelesen ꝛc. Denn besagter Arnold hat selbst ein Geschichtswerk über seine Zeit verfaßt; darauf weisen, wenn auch nur verblümt, die Worte »clarum sui reliquid memoriale« (Magdeb. Ann. 1166, vgl. Ducange »memoriale«), aufs bestimmteste aber wird es erwiesen durch die Magdeburger Schöffenchronik, deren Verf. (bei Abel König Philipp 262) seine Erzählung an einer Stelle mit der Aeußerung schließt: »dat reyt abbet Arnoldus van Berge.« Welchen Umfang das hier angezogne Werk Arnolds (vermuthlich eine Geschichte der Magdeb. Erzbischöfe seiner Zeit) gehabt, läßt sich nur ungefähr dadurch bestimmen, daß Berichte über Vorfälle der Jahre 1126 und 1152 sich darauf zurückführen lassen. Diese Berichte, die uns theils in der Magdeb. Schöffenchronik und in der jüngern Magdeb. Chronik (Meibom Scr. 2, 328), theils aber auch in der Lauterberger Chron. (1134, 1152, vgl. Opel S. 68) erhalten sind, wurden in den Magd. Ann. gar nicht benutzt. Würde das geschehn sein, wenn sie von Arnold oder unter seiner Aufsicht geschrieben wären? Man wird vielleicht entgegnen: aus welchem Grunde sollte Arnolds Nachfolger, wenn er ein Geschichtswerk anlegte, eine brauchbare Arbeit, die er vorfand, dabei unbenutzt gelassen haben? Das ist nicht schwer zu sagen. Werfen wir nämlich einen Blick auf die Bruchstücke von Arnolds Werk, so ersehn wir, daß derselbe der strengsten kirchlichen Richtung angehörte. Als Erzbischof Rudger von Magdeburg 1125 starb

und die allgemeine Wahl auf Conrad von Querfurt, den Verwandten König Lothars fiel, da war es Abt Arnold, der allein mit dem Domprobst Friderich Widerstand leistete und denselben nicht eher aufgab, bis er die Wahl Norberts durchgesetzt hatte. Daß König Friderich I. aber den Erzbischof Wichmann, dessen Wahl vom Pabst Eugen III. bekanntlich verworfen ward, belehnte, sieht Arnold gradezu als eine Gewaltthat an. Ein Geistlicher dieser Richtung konnte unmöglich, als der große Kampf zwischen Kaiserthum und Pabstthum 1159 aufs neue ausbrach, ein Anhänger Friderichs und Victors gewesen sein; ein Mann von so entschiednem Charakter, der nicht, wie so viele Andre, mit dem Strome schwamm, würde nicht zugegeben haben, daß man in seinem Kloster einen schismatischen Pabst anerkenne und diese Anerkennung sogar schriftlich fixire. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Nachfolger Sigfrid. Dieser war von Erzbischof Wichmann eingesetzt (die LC. sagt sogar: intrusus), also schon deshalb gewiß mit ihm einverstanden, ein treuer Anhänger des Kaisers; dafür wurde er 1180 zum Abt von Hersfeld befördert und erhielt sich auch in der Gunst des Kaisers, welcher ihn unter seine »dilectos« zählt (Wenck Hess. Landesg. II. Urkb. S. 115) und 1187 nebst den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg mit einer Gesandtschaft an die päpstliche Curie betraute. Bei Sigfrid versteht es sich also von selbst, daß er in Victor den rechtmäßigen Pabst sieht, und es kann uns nicht befremden, daß er von den Berichten seines streng kirchlichen Vorgängers keinen Gebrauch macht und z. B. also nicht erzählen läßt, wie sein Gönner Wichmann zum Erzbisthum gekommen. Daher wird man wohl auch die erste Abfassung unsrer Annalen in die Zeit Abt Sigfrids setzen, wenn man nicht grade — was al-

lerdings auch möglich wäre — annehmen will, sie seien ursprünglich unter Abt Arnold in streng kirchlichem Sinne abgefaßt und dann unter seinem kaiserlich gesinnten Nachfolger die anstößigen Stellen umgeändert worden: die Absicht einer solchen Umänderung könnte dann auch der äußere Anlaß dafür gewesen sein, daß man so bald schon eine Abschrift des Werkes für das eigne Kloster anfertigte.

Ich wende mich nach dieser Abschweifung wieder zu den Untersuchungen des Hn Opel und füge noch Einiges über den 3. Abschn. derselben bei. Auf S. 43 macht derselbe mit Recht auf eine eigenthümliche (übrigens durch die Pöhld. Ann. jetzt bestätigte) Nachricht der LC. aufmerksam, worin ein Motiv für den Zug des Erzbischof Philipp von Köln gegen Heinrich den Löwen von 1178 angegeben wird. Da Erzbischof Philipp durch seine Schwester Mathilde, die Gemahlin des Grafen Dedo von Rochlitz, mit dem Hause Wettin verschwägert war, so konnte der Chronist seine Angabe wohl aus mündlicher Ueberlieferung schöpfen, vielleicht aber auch aus der »scriptura«, die er (S. 54) erwähnt. S. 45 behauptet der Verf. irrigerweise, indem er sich auf mich beruft, daß die Magdeb. Ann. bis 1180 von dem Verf. der Peg. Ann. benutzt seien, während ich doch (a. a. O. S. 33 u. 38) nachgewiesen habe, daß dies nur bis 1176 geschehn sei: das folgende Stück der Magdeb. Ann. bis 1180 enthält grade umgekehrt Auszüge aus den Peg. Ann. Die bei einer Vergleichung beider sich ergebende Wahrnehmung, daß die letztern reichhaltiger sind, macht das von mir angegebne Resultat unzweifelhaft. — Die Abweichungen der LC. von ihrer Quelle gibt der Verf. (S. 46 ff.) *) richtig an, übersehn hat er

*) Der Einfall der Slaven in Jüterbock, dessen der Vf. S. 44 gedenkt, wird ganz ähnlich in der repgow. Chron. (ed. Schoene 72) erzählt.

eine eigenthümliche Nachricht, daß der Bischof Ulrich von Halberstadt seine Befreiung durch die Abtretung vieler Lehen erkaufte. Die Vermuthung, die Herr Opel (S. 47) in Bezug auf LC. S. 43 Anfg. ausgesprochen, wird er jetzt in Rücksicht auf die Lesart in Mon. G. 16, 263 als unrichtig erkennen. S. 48 bespricht derselbe „zwei durchaus falsche Mittheilungen" der LC., die den Peg. Ann. 1180 entlehnt sind. Bei genauer Prüfung jedoch ergab sich mir, daß die eine derselben, der Tod Herzog Casimirs von Pommern, als durchaus richtig, die andre aber, der Bericht über die Belagerung und Uebergabe von Segeberg, nur in einem Nebenumstande als nicht zutreffend zu bezeichnen sei, doch muß ich den Beweis dafür, weil er zu viel Raum einnehmen würde, einstweilen schuldig bleiben. Die Zusammenstellung der in den Magdeb. Ann., Peg. Ann. und in der LC. enthaltnen Angaben über die Ereignisse der Jahre 1179 und 1180 (S. 49—59) scheint mir zwecklos: wenigstens hätten genaue Zeitangaben hinzugefügt werden müssen; auch können die bezüglichen Angaben nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man alle übrigen noch erhaltnen Quellen dazusetzt. Wenn der Verf. (S. 60) die Mittheilungen der LC. über die Eroberung von Neuhaldensleben und die Zwietracht zwischen Markgraf Otto von Meißen und seinem Sohne Albrecht als selbständige ansieht, so wird man ihm nur beistimmen können. Die letzten hätte der Verf. wohl schon zu den „Originalmittheilungen des Chronisten" rechnen können, unter welcher Rubrik er zuerst den Bericht über Friderich I. Kreuzfahrt nennt. Auf die doch nicht bedeutende Uebereinstimmung desselben mit Tageno möchte ich kein Gewicht legen; eine der S. 62 N. 1 angeführten Stelle ganz ähnliche findet sich beim chronogr. weingt. (Heß Mon. guelf. 67). In

der Zeitangabe für die Ueberfahrt nach Asien (22.—28. März 1190 stimmt die LC. 51 allerdings mit Tageno (Freher Scr. ed. Struve 1, 411). Im Vorhergehenden stimmen sie aber nicht: die LC. erzählt den Friedensschluß Friderichs mit dem griechischen Kaiser und den Empfang der Geiseln in einem Satz und gibt dafür als Tag die »dominica Invocavit« (18. Febr.), Tageno dagegen erzählt, daß die Friedensboten am 14. und die Geiseln am 27. Febr. kamen. Sehr genau sind die Angaben der LC. also nicht, auch läßt sie z. B. das Heer Friderichs am 15. Juli 1189 über die Donau gehn, während dies schon vor dem 28. Juni geschah (Wilken G. d. Kreuzz. 4, 59). Die vom Verf. S. 62 ausgesprochne Vermuthung, wonach der Erzählung vom Einfall der Sarazenen in Herzog Friderichs Lager ein deutsches Lied zu Grunde gelegen hätte, hat viel für sich und auch das Endergebniß ist wohl gerechtfertigt: „man wird die Nachrichten unseres Chronisten über den Kreuzzug Friderichs sonach als einen Niederschlag der Erzählungen ansehn müssen, welche von den Theilnehmern aus der meißnischen Mark, die mit dem Bischofe Martin von Meißen ausgezogen sein mochten, nach der Rückkehr verbreitet wurden", aber ein großes Gewicht kann ich ihnen deshalb nicht beilegen. — Für die Begebenheiten der Reichsgeschichte von 1193 bis 1205 bietet die LC. mancherlei selbständige, nicht eben zu reichhaltige Nachrichten, von da ab gibt ihr Verf. fast nur Schilderungen der Klosterverhältnisse, und er übergeht selbst solche Dinge, die ganz in seiner Nähe vorfielen. — Hr Opel schließt diesen Abschn. seines Buches, indem er einige Schriften erwähnt, in denen die LC. als Quelle gedient hat, ich füge noch hinzu: das Leben der heiligen Hedwig, in welchem der tractatus genealogiae, zum Theil wenig-

stens auf unsrer Chronik zu beruhen scheint (vergl. Stenzels Bemerkung in den Scr. rer. siles. 2, 109).

Der 4te und letzte Abschnitt der Opelschen Schrift, welcher von dem historischen Werth der LC. handelt, nimmt zwar ebenso viel Raum ein, als die vorhergehenden drei Abschnitte, gleichwohl kann ich mich bei seiner Erörterung bedeutend kürzer fassen, da ich mit der Darstellung des Vfs fast durchgängig einverstanden bin. Derselbe zieht hier das Ergebniß seiner Untersuchungen, das man in folgenden Sätzen zusammenfassen kann: 1) Die LC. bietet sehr wenig für die Kenntniß der allgemeinen politischen Gesch. des 12. u. 13. Jahrh., 2) sie würdigt die Ereignisse der deutschen Reichsgeschichte in der angegebnen Zeit nicht gebührend und erzählt sie, wo dies geschieht, meist auf Grund andrer Quellen, oder nur oberflächlich, 3) sie ist nicht unwichtig für die Gesch. des wettinischen Hauses, obgleich von Anfang an bis in die achtziger Jahre des 12. Jahrh. die Nachrichten auch hierüber zum Theil aus andern noch nachweisbaren Quellen entlehnt sind und von den politisch interessanten Wettinern, wie z. B. Markgraf Conrad von der Lausitz und Diterich dem Bedrängten doch nur wenig mitgetheilt wird, 4) sie erzählt nicht nur die Gesch. des Lauterberger Klosters gründlich, unerschrocken und von richtigem Gesichtspunkt aus, sondern gibt auch über viele Kirchen und Klöster der Magdeburger Diöcese zuverlässige Nachrichten und ist deshalb für die Geschichte der Gegenden zwischen Saale und Elbe von einzigem Werthe, 5) liefert sie durch die bis ins einzelnste gehende Schilderung der Klosterverhältnisse und Klostergeistlichkeit im Anfang des 13. Jahrh. einen ganz unschätzbaren Beitrag für die Sittengeschichte der damaligen Zeit. — Dem Beweise für die zuletzt ausgesprochne Behauptung hat nun der

Vf. die zweite Hälfte seines Buches (von S. 70 ff. an) gewidmet und uns dabei selbst einen dankenswerthen Beitrag zur mittelalterlichen Sittengeschichte gegeben. Um nämlich zu zeigen, daß den Sittenschilderungen der LC. Wahrheit beiwohne, hat er zahlreiche gleichzeitige Zeugnisse gesammelt. Er theilt zuerst Urtheile von Laien (deutschen Dichtern) und Geistlichen über den Clerus des 12. und 13. Jhd. mit: von geistlicher Seite ist besonders das Urtheil der Päbste wichtig, sie „bestätigen ebenfalls die allgemeine Ausartung des geistlichen Standes und zwar um so mehr, je tiefer sie von der reformatorischen Idee der Kirche durchdrungen sind“ (S. 77). Der Verf. führt besonders Innocenz III. an. Auch seine Vorgänger sprechen sich ähnlich aus. Gregor VIII. erließ 1187 Verordnungen zur Verbesserung der Sitten von Laien und Clerus besonders »de superfluitate vestium et choreis et aliis vanitatibus vitandis (Burkard von Ursperg S. 230, vgl. Rob. altissiod. bei Bouquet Scr. 18, 254). Unter seinem Nachfolger verfaßte der päpstliche Legat für Deutschland, Bischof Heinrich von Albano, das äußerst merkwürdige, die Sitten der deutschen Geistlichkeit in grellen Farben schildernde Schreiben, von dem ein schlechter Abdruck bei Ludewig Rel. manusc. 2, 437 steht. In der Mitte des Jahrhunderts steht die Sache nicht besser. So ermahnt Eugen III. Fürsten und Volk, Bischöfe und Geistlichkeit in Böhmen und Mähren »ad comprimendam clericorum incontinentiam« (Jaffé Reg. pontif. 5248). In einem andern Schreiben desselben Pabstes wird sogar eines Geistlichen gedacht, welcher der Bigamie angeklagt ist (ebend. 6496).

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Juni 1860.

Halle

Schluß der Anzeige: „Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von J. O. Opel.«

Im J. 1148 ward ein Concil zu Rheims gehalten, wo u. A. festgesetzt wurde, daß Bischöfe und Geistliche von niederm Grade keinen Kleiderluxus treiben, keine Concubinen halten, von angetrauten Frauen sich scheiden lassen, und daß Nonnen und Canonissinnen ihr Leben bessern sollen (ebend. S. 631). Ich führte grade diese Beispiele an, weil sie mir eben zur Hand waren; überhaupt aber hätte Hr Opel gut gethan, die Jaffé'sche Sammlung, dieses rühmliche Denkmal deutschen Fleißes, für seinen Zweck zu benutzen und grade von dorther zahlreiche Zeugnisse zu holen; denn eigne Aussprüche der Päbste vermag selbst die Klasse von Geschichtsforschern nicht anzuzweifeln, welche in der Periode der Kreuzzüge das goldne Zeitalter unserer Geschichte und z. B. in Konrad von Marburg einen edlen Märtyrer erblickt. — Die Bemühungen Innocenz III. den Clerus zu heben, waren umsonst, es „fällt ge-

rade der Anfang der tiefsten Erniedrigung der mittelalterlichen Geistlichkeit unter sein und seines Nachfolgers Pontifikat". Zum Beweise hiefür beruft sich der Verf. auf Cäsarius von Heisterbach, aus dessen „geistlicher Novellensammlung" (d. h. dem Werke von den berühmten Wundern und merkwürdigen Geschichten) er (S. 77—85) uns eine Reihe von einzelnen charakteristischen Zügen vorführt. Sie zeigen, daß „der Klerus derselben grobsinnlichen Neigung, der der ideale Glanz des Ritterthums, wenn auch vielleicht noch etwas später, Platz machen mußte, seinerseits ebenfalls anheimgefallen sei." Hierauf reproducirt nun der Verf. (S. 86—120) den culturgeschichtlichen Inhalt des Chron. Montis Sereni, indem er, sich genau an seine Quelle haltend, die innere Geschichte des Klosters auf dem Lauterberg von 1193 bis 1225, wo die Chronik abbricht, erzählt und auch (120—129) von den verwandten Zuständen in andern Klöstern der Magdeb. Kirchenprovinzen spricht. Des Contrasts wegen zeichnet er aber auch (120—25) an der Hand der LC. in Sigfrid von Pegau das Bild eines Abtes „von altem Schrot und Korn." Hierbei hätte er übrigens einige Irrthümer und Ungenauigkeiten, welche der Chronist verschuldete, indem er 20—30 Jahre vorher geschehene Ereignisse aus dem Gedächtnisse hererzählt, vermeiden können, da ich sie in der früher angeführten Schrift berichtigt habe. Auch hätte der Verf. den Stoff ein wenig besser anordnen können, da nicht abzusehn ist, warum die Schilderungen nach Cäsarius nicht mit der hier folgenden „kleinen Rundschau über den deutschen Klerus dieser Zeit" verknüpft worden sind. Klein ist diese Rundschau allerdings, da sie außer Schwaben fast nur das nordwestliche Deutschland berührt, doch sie ist wohl ausreichend, um die sittlichen Zustände des Klerus

zu kennzeichnen und die „officielle kirchliche Kritik“ zu rechtfertigen, welche dieselbe durch die deutschen Concilien des 13. Jahrh. erhielt. Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man den Verf. für einseitig und parteiisch gegen die Geistlichkeit halten wollte, weil er mit solchem Eifer die sittlichen Schäden des Klerus jener Zeit erörtert. Er ist vielmehr unbefangen genug, um in den allgemeinen Betrachtungen, die seine Arbeit schließen und in denen seine, auch sonst nicht ungewandte, Darstellung wahrhaft schwungvoll wird, anzuerkennen, daß die moralische Niederlage des deutschen Klerus aus dem äußern Siege des Pabstthums über das Kaiserthum unmittelbar folgte und zugleich ein Resultat der ganzen socialen Stellung der Geistlichkeit war, wie sie sich allmählich seit dem 12. Jahrh. herausgebildet hatte. Wenn man aber dabei bedenkt, daß auch das Leben des Adels und der Fürsten jener Zeit nach vielen Seiten hin ein unsittliches war, so wird uns die „Verkommenheit und Versunkenheit des Klerus, der dem Adel ja vorzugsweis nahe stand, nicht zu befremdlich“ vorkommen, und wir werden „den Personen als solchen nicht anrechnen, was als unausbleibliche Folge der Institutionen anzusehn ist.“

Adolf Cohn.

Paris

Librairie Académique Didier et Cie. Libraires-Éditeurs 1860. Le Bouddha et sa religion par J. Barthélemy Saint-Hilaire Membre de l'Institut (Académie des sciences morales et politiques). [Les Origines du Bouddhisme (543 Ans avant J. Ch.). Le Bouddhisme dans l'Inde au VIIe Siècle de notre Ère. Le Bouddhisme actuel de Ceylan 1858]. XXIV und 441 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk beruht nicht auf eigner Quellenforschung, sondern ist wesentlich Relation über einige Werke, welche für die Geschichte des Buddhismus von Wichtigkeit sind. Wenn gleich es aber demgemäß keine neue Data für die Kenntniß dieser Religion darbietet, so ersetzt es doch diesen Mangel durch eine Fülle von Betrachtungen, welche, wenn sie auch keineswegs allsammt unsre Beistimmung finden können, doch unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen und — durch eine höchst anziehende Darstellung getragen — auch zu fesseln wissen. Allein grade dieser Reiz der Darstellung macht es zur Pflicht, auf der Hut zu sein, damit man durch ihn und die mehrfach entschieden Beistimmung verdienende Kritik der einzelnen Stadien des Buddhismus, welche Hr B. de St. H. seiner Betrachtung unterworfen hat, sich nicht ohne Weiteres gefangen nehmen lasse und insbesondre das Gesammturtheil über den Buddhismus, welches in diesem Werk hervortritt, sich nicht ohne sorgfältige Prüfung aneigne. So wenig ein Urtheil über die Bedeutung des Christenthums gerecht wäre, welches sich nur auf seine Anfänge, seinen Zustand im 12ten Jahrhundert in Europa und den heutigen der griechischen Kirche in Rußland stützte, ebenso wenig kann ein Urtheil über den Buddhismus gerecht sein, welches, wie das in dem vorliegenden Werk, nur dessen Anfänge, seinen Zustand in Indien im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung und den heutigen in Ceylon in Betracht zieht. Mag es auch noch nicht möglich sein, alle für die Bildung eines richtigen Gesammturtheils zu erwägenden Phasen desselben zu übersehen, so kann man doch aus den bis jetzt publicirten Materialien die entschiedene Ueberzeugung entnehmen, daß jene drei Stadien, welche alle nur den speciell indischen Buddhismus betreffen, nicht genügen, um sich

ein klares und vollständiges Bild seines Wesens zu verschaffen. Gewiß würde der Herr Verf. schon Manches anders angesehen haben, wenn er das Wassiljew'sche Werk hätte benutzen können. Aus diesem so wie auch aus schon älteren Veröffentlichungen geht hervor, daß die Consequenzen, welche der Hr Verf. S. 139. 140 aus seiner Betrachtung des Ziels des Buddhisten — des Nirvâ*n*a „der Aufgehung in das Nichts" — zieht, — mit den Worten: Oui, je l'avoue: quand on pense que le Bouddhisme compte aujourd'hui sur la surface du globe tant de sectateurs, et qu'il est la croyance du tiers de l'humanité, expliquer le Nirvâna comme je le fais, c'est dire que le tiers à peu près de nos semblables adore le néant et ne place qu'en lui son espoir contre les maux de l'existence — keineswegs vollständig berechtigt sind. Ein großer Theil — vielleicht sogar der größte — der heutigen Buddhisten ist, trotz des ursprünglich atheistischen Charakters des Buddhismus, zu einem Gottesbegriff gelangt, welcher dem — im Allgemeinen — im Christenthum und im Islam herrschenden ziemlich analog ist. Was aber die sonstigen Anklagen gegen den Buddhismus betrifft, so ist die wesentlichste S. 149 mit folgenden Worten ausgedrückt: Mais cependant on peut trouver une mesure des religions dans les institutions sociales qu'elles inspirent ou qu'elles tolèrent: et certainement une des marques éclatantes de la grandeur du Christianisme, c'est d'avoir produit ces sociétés et ces gouvernements libres qui marchent chaque jour, sous les yeux et aux applaudissements de l'histoire, à de nouveaux progrès, à une nouvelle perfection. On ne decouvre rien de semblable dans les sociétés bouddhiques. Faßt man diese

Anklage concret, so wird der Buddhismus darum verdammt, weil er aus den Indern, Chinesen, Tibetern, Mongolen, Siamesen ꝛc. keine Engländer, keine Franzosen ꝛc. gemacht hat. Das Urtheil selbst aber beruht auf der Prämisse, daß diese das, was sie geworden sind, durch das Christenthum geworden seien; wie falsch aber diese Voraussetzung ist, bezeugt der Zustand des byzantinischen Reiches, der heutige der Russen und mancher andrer christlicher Völker. Die Religion ist überhaupt nicht — am wenigsten eine historisch überkommene — der Boden, aus dem ein Volk erwächst, sondern die Atmosphäre, die es umgibt, nicht die Wurzel seiner Cultur, sondern deren Krone.

Den hohen Werth der Mittel, welche der Buddhismus vorschreibt, um das, was er als das letzte Ziel hinstellt, zu erreichen, erkennt der Hr Verf. übrigens mit großer Wärme selbst an, und man weiß in der That kaum, ob nicht — wie in der Geschichte so manchmal der Zweck die Mittel heiligen soll — so hier die Mittel den Zweck wenigstens zu entschuldigen vermögen.

Wenn aber der Herr Verf. in der Vorrede der Bekämpfung des Buddhismus eine für unsre Zeit fast von praktischen Gesichtspunkten aus gebotene Bedeutung zuspricht, so muß er dabei entweder Zustände im Auge haben, von deren Vorhandensein wir uns in Deutschland kaum eine Vorstellung machen können, oder bizarren subjectiven Velleitäten, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat, einen viel größeren Einfluß einzuräumen geneigt sein, als derartige kränkliche Auswüchse in einer intellectuell so kräftigen Zeit zu äußern vermögen. Wir im protestantischen Deutschland dürfen allen religiösen Entwicklungen gerecht sein, ohne für die eigne auch nur die geringste Gefahr zu besorgen.

Das hier angezeigte Werk hat dem Herrn Prof. Felix Liebrecht, dem rühmlichst bekannten Forscher auf dem Gebiet der Sagen- und Märchenpoesie, Gelegenheit zu einer höchst interessanten und bedeutenden Entdeckung gegeben, welche in dem nächstens auszugebenden 3ten Heft des IIten Bandes des Ebert'schen Jahrbuchs für romanische und englische Litteratur S. 314—334 unter dem Titel

»Die Quellen des Barlaam und Josaphat von Felix Liebrecht«

mitgetheilt ist. Der Hr Verf. weist hier durch die entscheidendsten Vergleichungen nach, daß dieser alte christliche Roman ganz und gar auf der kanonischen Lebensbeschreibung des Stifters des Buddhismus, des sogenannten Buddha, wie sie uns in dem Lalitavistara vorliegt, beruht und wesentlich nichts weiter ist, als eine — um mich so auszudrücken — Uebersetzung aus dem Buddhistischen ins Christliche. An die Stelle des Siddhârtha — wie der Buddha als Prinz hieß — ist Josaphat, ebenfalls ein indischer Prinz, gesetzt, an die des Vaters von jenem Siddhârtha, nämlich Çuddhodana, der Vater des Josaphat, nämlich Abenner. Im Uebrigen sind die Berichte oder vielmehr Sagen der buddhistischen Ueberlieferung — theilweis fast wörtlich — von Buddha auf Josaphat, von Çuddhodana auf Abenner und so ähnlich von andern Personen der buddhistischen Darstellung auf entsprechende der christlichen übertragen. Ja, ich möchte fast glauben, daß wenigstens ein — vielleicht selbst zwei — sanskritische Namen, der erstre kaum verändert in den christlichen Roman übergegangen sind. Der erstre ist der Namen des Widersachers des Josaphat, welcher ihn auf Veranlassung seines Vaters zu verführen sucht: Theudas (im angezeigten Aufsatz S. 325. 326); denn ich glaube, daß wir nicht den geringsten An-

stand zu nehmen haben, darin den Devadatta, den Vetter und Hauptwidersacher des Buddha zu erkennen, von dessen Anfeindungen so viele Legenden erzählen (**Foucaux Rgya Tcher Rol Pa II**, 135, 145, 147 und in den verschiedenen Schriften über Buddha's Leben vielfach). Ob wir in dem andern Widersacher des Josaphat: Nachor einen andern Widersacher des Buddha, den Nirgrantha (Burnouf Introd. à l'hist. du Buddh. Indien 162), oder überhaupt eine Personification der Nirgrantha's, welche ebenfalls in Legenden so oft im Kampf mit Buddha erscheinen, erkennen dürfen, ist wegen der so sehr semitischen Gestalt des Wortes Nachor viel bedenklicher, doch keineswegs unerlaubt, da fremde Namen dem Charakter der Sprache, in welche sie herübergenommen sind, gern angepaßt werden.

Für mich war Hrn L. Entdeckung nicht überraschend, da ich schon in vielen einzelnen Partien dieses Romans den buddhistischen Charakter erkannt hatte (vgl. z. B. Pantschat. I, 408). Um so mehr konnte ich meinen Blick sogleich auf die große Tragweite derselben richten.

Hier ist nicht an einen zufälligen, nur etwa auf mündlicher Ueberlieferung beruhenden Uebergang von indischen Erzählungen nach dem Westen zu denken. Die Entlehnung beruht auf einer litterarischen — wahrscheinlich mittelbaren, möglicher, aber nicht wahrscheinlicher Weise selbst unmittelbaren — Verbindung mit Indien. Litterarische Bekanntschaft mit einer Lebensbeschreibung des Buddha bildet die Hauptgrundlage des Romans. Vieles spricht dafür, daß außer ihr auch andre buddhistische Schriften — oder ein die Geschichte des Buddhismus weiter verfolgendes Werk — dem Verfasser des Romans zu Gebote standen. Nehmen wir an — was, wie gesagt, das Wahrscheinlichste ist —, daß die Kenntniß

dieser Schriften eine vermittelte war, so ist der Weg der Vermittlung ein kaum zweifelhafter. Die Brücke zeigen uns die Berichte über die Erwerbung des Grundwerks des Pantschatantra für Khosru Anushirvan. Barzûyeh, welcher dieses nach Persien verpflanzt hat, erscheint in dem Kapitel, welches der Pehlevi-Uebersetzung desselben vorausgeschickt war (Kap. 4 des Kalilah und Dimnah der arabischen Uebersetzung in Silvestre de Sacy's Ausgabe), als Kenner und wenn gleich nicht Bekenner, doch Verehrer des Buddhismus (Pantschat. I, 74—84 und die Nachträge dazu am Schluß des 2ten Bandes). Er brachte jenes Grundwerk nicht allein nach Persien, sondern auch andre indische Schriften, unter denen — da um diese Zeit der Buddhismus noch in reicher Blüthe stand — ohne Zweifel buddhistische waren — aus Barlaam und Josaphat zu folgern — auch eine Lebensbeschreibung des Buddha. Wie das Grundwerk des Pantschatantra höchst wahrscheinlich — und zwar aus dem Pehlevi — in das Syrische übersetzt ward (vergl. Assemanni Bibl. orient. III, 219 ff., dann vor Allem Renan im Journ. asiat. 1856 Fevr. Mars S. 250 ff. und zu dem Namen des syrischen Uebersetzers auch Lassen JA. III, S. 407. 408, so wie über dessen christlich-hierarchischen Titel *Περιοδεύτης* Renan a. a. O.), so wohl auch manche andre von denen, welche Barzûyeh mitgebracht hatte; ob auch eine Lebensbeschreibung von Buddha, ist natürlich zweifelhaft. Der Verfasser des Romans Barlaam und Josaphat, dessen überlieferte syrische Abstammung, so wie die ursprünglich syrische Abfassung des Werks durch alles dies fast unzweifelhaft wird, konnte diese Werke wohl auch in der Pehlevi-Bearbeitung benutzen. Sollte eine syrische Uebersetzung nicht wahrscheinlich scheinen, so wird dadurch, daß

eine arabische noch viel unwahrscheinlicher ist, die Pehlevi-Werke aber die arabische Eroberung Persiens schwerlich lange überdauerten, auch für die Zeit der Abfassung dieses Romans eine ziemlich sichre Grundlage gewonnen; sie könnte alsdann auf keinen Fall lange Zeit nach der Eroberung des persischen Reiches angesetzt werden und würde demnach eher in das 7te Jahrh. als in das 8te fallen. Doch dieses Alles wird jetzt eine genauere Untersuchung verdienen und — da der Roman mit dieser Entdeckung aus dem engen Kreise der Theologie mitten in die allgemeine Culturgeschichte tritt und sogar zu einem Hauptglied der Verbindung zwischen orientalischem und occidentalischem Geistesleben wird — auch sicherlich finden.

Die eigentliche Tragweite dieser Entdeckung liegt nämlich darin, daß wir durch sie eine ganz neue Grundlage für den Uebergang der indischen Conceptionen nach dem Westen erhalten. Ihre litterarische Ueberleitung beginnt also nicht erst durch die nähere Bekanntschaft der islamitischen Völker mit Indien; schon vorher ist ein — vielleicht selbst reicher — Strom indischer Litteratur nach dem Westen geführt und der geistige Einfluß Indiens auf den Westen bis zu Europas Westgrenzen, welcher schon vor dem 10ten Jahrhundert bestimmt und deutlich hervortritt, beruht nicht bloß, wie ich noch annehmen zu müssen glaubte, auf vereinzelten mündlichen Communicationen, sondern hat ebenfalls eine litterarische Schicht zur Unterlage und zwar eine solche, welche ganz geeignet ist, die Einflüsse indischer Conceptionen auf die christlichen Heiligenlegenden und die Uebertragung einzelner religiöser Gebräuche zu erklären.

Da ich diese Anzeige fast unmittelbar nach Empfang dieses so höchst wichtigen Aufsatzes schreibe, so will ich mich für jetzt nicht weiter auf die dar-

aus zu ziehenden Consequenzen einlassen. Ich werde wahrscheinlich an einem andern Ort darauf zurückkommen. Hier bemerke ich nur noch, daß der Hr Verf. mir folgende kleine Berichtigungen seines Aufsatzes mitgetheilt hat, welche ich mir erlaube hier abdrucken zu lassen. „Die Begegnung Josaphat's und eines Kranken (S. 317 ff.) entspricht der des Buddha mit einem eben solchen (S. 320 Z. 2—15), und die des letztern mit einem Greise (S. 318) und einem Leichenzuge (S. 320 Z. 16 ff.) gehört zu der gleichen des Josaphat mit einem Greise (S. 319 f.)."

Th. Benfey.

Paris

bei A. Durand 1859. Histoire de la Jacquerie d'après des documents inédits, par Siméon Luce. IX u. 257 S. in Octav.

So vielfach jener Zeitraum der französischen Geschichte, welchem der Aufstand der Jacquerie angehört, den Gegenstand von Monographien abgegeben hat, so wenig war letztere bisher einer selbständigen, auf Urkunden sich stützenden und von Kritik geleiteten Untersuchung unterzogen. Um so erfreulicher ist das Erscheinen des oben genannten Werks, welches durch den Abdruck einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Documenten, deren Veröffentlichung hiermit zum ersten Male erfolgt, für die nichts weniger als anziehende, mit Nutzanwendungen und politischen Reflexionen reichlich durchwebte Darstellung entschädigt. Man wird nicht voraussetzen dürfen, daß in der Jacquerie eine ähnliche feste Organisation Eingang gefunden habe, wie wir ihr bei den fränkischen Bauern im Jahre 1525 begegnen. Dazu war ihr Bestehn zu kurz. Aber an gemeinsamen Berathungen, an einem leitenden Ausschusse, der die

Forderungen des Haufens formulirte, die nicht ohne Plan verfolgten Unternehmungen vorzeichnete und schließlich die Unterhandlungen mit der Bourgeoisie in die Hand nahm, kann es auch hier nicht gefehlt haben. Dieser Gegenstand ist in der vorliegenden Untersuchung völlig übergangen. Wir stellen dem zur Seite, daß der Verf. sich in seinen Erörterungen über bekannte und constatirte Thatsachen kürzer hätte fassen und der weitläufigen Besprechung von Fragen, welche längst der Discussion entzogen sind, überheben können. Dahin rechnen wir z. B. die Widerlegnng einer früher verbreiteten Meinung, daß der Name Jacquerie auf einen Anführer der Aufgestandenen, Jacques Bonhomme, zurückzuführen sei, während bekanntlich Jacques die allgemeine, wahrscheinlich von der Tracht — Jacque servit à désigner par extension une pièce de l'habillement que les paysans portaient à la guerre — entnommene Bezeichnung des Vilain war.

Die in Abtheilungen und Kapitel zerfallende Untersuchung beginnt mit einer Erzählung von dem Drucke, welchen die Söldnerschaaren (brigands) schon vor der Schlacht bei Poitiers auf den Landmann ausübten. Dem entgegen zu wirken, besaß die Regierung theils nicht den Willen, theils nicht die Macht. Sonach blieb den Bedrängten nichts übrig, als sich von Brand und Mord loszukaufen (racheter le feu et leurs corps), während eben dieser Freikauf gleich einem Verbrechen von der Regierung geahndet wurde, weil er die Zügellosigkeit der Banden nähre. Froissarts Chronik bietet hierfür die ausreichenden Belege, so daß der Verf. die sich häufende Aufzählung von Beispielen der Art hätte sparen können. Nach der Niederlage bei Poitiers griff dieses Unwesen auf eine wahrhaft entsetzliche Weise um sich. Die vorwaltende Anarchie

gestattete es, daß die unter dem Namen der grandes compagnies bekannten Söldner ihre Raubzüge nicht auf gutes Glück, sondern nach einem bestimmten System unternehmen und über fast alle Provinzen des mittleren und nördlichen Frankreichs ausdehnten. Am meisten litten Ile-de-France, die Champagne und Picardie von diesen Verheerungen. Reich gewordene adlige Bandenführer verkauften den von ihnen ausgebeuteten District an weniger glückliche Genossen, die sich dann freilich mit der Erpressung der gebliebenen, weniger werthvollen Habe begnügen mußten. So riß der Jammer nicht ab. Jeder Verkehr stockte, weil kein Reisender ohne einen theuer erkauften und nur für eine kurze Strecke gültigen Geleitsbrief die Straße zu betreten wagte, und selten gelang es Klosterleuten und Bauern, mit ihrer beweglichen Habe nach einer größeren, Schutz verheißenden Stadt zu flüchten. Die Befestigung von Kirchen und Kirchhöfen gewährte, dem waffengeübten Feinde gegenüber, nicht immer die erwartete Sicherheit.

Der Verfall, welchem zu eben jener Zeit die französische Ritterschaft entgegeneilte, trug nicht wenig dazu bei, die Kluft zwischen dem Adel und dem Tiersétat zu erweitern. Durch die rasch nach einander erlittenen Niederlagen büßte sie ihren bisherigen Nimbus ein und der Hintersasse sah sich des letzten Ertrages seines Fleißes beraubt, um das Lösegeld für den gefangenen Herrn zu beschaffen. Bei Courtray und Crecy hatte der Adel erfolglos, aber mit Muth gekämpft; bei Poitiers dagegen gab er die Ehre preis. Und für die Befreiung dieser Gebieter, denen allein man das Unglück Frankreichs beimaß, sollte der Bauer sein Letztes dransetzen. In manchen Gegenden lagen seit zwei Jahren Weinberge und Aecker unbestellt und wagte man nicht,

das geborgene Vieh auf die Weide zu schicken; gebrochene Kirchen und eingeäscherte Dörfer zeugten von der Schonungslosigkeit des Raubgesindels, deren Unternehmungen sich nicht selten der adlige Gutsherr anschloß. „Jacques Bonhomme, so lautete damals eine beliebte Redensart, hat einen breiten Rücken und nimmt viel hin.“ Es ist schwer zu sagen, ob der Grundherr, ob der Bandenführer den Todesstoß der Bedrängten am meisten auf sich lud. Die Rache konnte nicht ausbleiben und es bedurfte nur des äußeren Anstoßes, um die Erbitterten zur Durchführung derselben zu einen.

Unter den im Februar 1357 nach Paris berufenen Ständen befanden sich 400 Deputirte der Communen, eine geschlossene von Robert le Coq, Bischof von Laon und dem thatkräftigen Etienne Marcel geleitete Partei; Ersterer bekanntlich der böse Geist des nach der Krone strebenden Karl von Navarra; Letzterer ein überkühner, seiner Zeit mächtig vorgreifender Reformer, der sich die Beschränkung der königlichen Gewalt und die Gestaltung eines großen freien Städtebundes, Paris an der Spitze, zum Ziel gesetzt hatte. Beider gewaltsames Verfahren führte zum offenen Bruch mit dem Dauphin, der auf dem fast nur vom Adel besuchten Ständetage zu Compiègne den Beschluß erreichte, die Bürgerschaft von Paris durch das Abschneiden jeglicher Zufuhr zur Unterwerfung unter den Willen der Regierung zu zwingen. Zu dem Zwecke schien die Instandsetzung der zunächst um die Hauptstadt gelegenen, die Wasserstraßen beherrschenden Festen unumgänglich erforderlich und es erging deshalb an das Landvolk der Umgegend der Befehl, jene Schlösser, die bis dahin den Brigands als Stützpunkte für ihre Unternehmungen gedient hatten, mit den nothwendigen Lebensmitteln zu versehen und sich den

ihnen obliegenden Diensten zur Ausbesserung von Thürmen und Mauern zu unterziehen. Das gab (1358) das Signal zum Aufstande der Bauern, dem mit beispielloser Grausamkeit durchgeführten Rachekriege der Vilains gegen den Adel in Isle-de-France, der unteren Normandie, Ponthieu, Perthois und der Picardie. Wie später bei einer ähnlichen Veranlassung die deutschen Bauern zum Theil rechtskundige, mit großem Scharfblick begabte Männer an ihre Spitze stellten, so gewann die Bewegung in Frankreich unter der Führerschaft des, trotz seiner niedern Geburt, gut unterrichteten und mit dem Kriegshandwerk vertrauten Guillaume Cale Einheit und feste Richtung.

Die Frage, ob Etienne Marcel bei der Erhebung der Bauern seine Hände im Spiel gehabt habe, glaubt der Verf. mit einiger Sicherheit bejahen zu dürfen; daß derselbe den aufgestandenen Vorschub geleistet und durch Emissaire auf sie eingewirkt habe, kann nach der mit Documenten belegten Darstellung des Verf. keinem Zweifel unterzogen werden, wie wir andrerseits aus den Erzählungen von Froissart und der Chroniken von St. Denis wissen, daß er sich mehrfach mit der Jacquerie zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen die Adelsschlösser verband. Nach der bei Meaux erlittenen Niederlage war es um die Jacquerie geschehen. Guillaume Cale fand seinen Tod durch die Hand des Nachrichters und die aus einander gesprengten Bauern gewannen nur selten in Wäldern und zwischen Felsschluchten einen Versteck von dem racheburstenden Adel. Der auf dem Vilain lastende Druck blieb nicht nur, er wurde noch gesteigert.

Weimar.

Hermann Böhlau 1858. Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausg. v. Reinh. Köhler. 126 S. Oct.

In dem Inventar, welches Hans Sachs am 1. Jan. 1567 von den von ihm verfaßten Büchern aufstellte und in dem Schlußgedichte seiner Werke, der „summa all meiner gedicht“ niederlegte, gedenkt er auch sieben in Prosa geschriebner Dialoge. Es sind die einzigen prosaischen Schöpfungen, die er dort namhaft macht und die überhaupt von ihm bekannt geworden sind — natürlich von einigen „Vorreden“ abgesehen. Von jenen 7 Dialogen scheinen aber nur 4 gedruckt worden zu sein; von den 3 andern hat sich bisher wenigstens keine Ausgabe entdecken lassen. Die vier erstern aber erschienen in Einzeldrucken, u. zwar in mehrern Ausgaben, i. J. 1524; doch sind sie selten genug geworden. Sie vereint wieder herauszugeben, und im Geleit von so umfänglichen und trefflichen Wort- und Sacherklärungen, als im vorliegenden Buche geschehen, ist ein sehr verdienstliches Unternehmen. Sowohl dem Inhalt als der Form nach sind diese Gespräche von mannichfacher Wichtigkeit. So sind sie für die Charakteristik von H. Sachs selbst, sowohl als Menschen wie als Schriftsteller, namentlich auch als Dramatiker, bedeutend. Dies im Einzelnen auszuführen, kann hier nicht der Ort sein. Der Inhalt der Gespräche aber erscheint aus den Titeln im Allgemeinen schon klar genug, welche wir deshalb hier folgen lassen: I. Disputation zwischen einem chorherren und schuchmacher, darin das Wort gottes und ein recht christlich wesen verfochten wirt. (Dieser Dialog knüpft an „die wittenbergische Nachtigall“ von H. Sachs und ist gleichsam zu ihrer Vertheidigung geschrieben). II. Ein gesprech von den scheinwerken der geistlichen u. iren gelübden, damit sie zu verlesterung des bluts Christi vermeinen selig zu werden. III. Ein dialogus, des inhalt ein argument der römischen wider das christlich Heuflein, den geiz, auch ander offenlich laster &c. betreffend. IV. Ein gesprech eines evangelischen christen mit einem lutherischen, darin der ergerlich wandel etlicher, die sich lutherisch nennen angezeigt und bruderlich gestraft wirt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Juni 1860.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1860. Uebersicht der Bildhauer- und Malerschulen seit Constantin dem Großen von Friedrich Wilhelm Unger. 61 S. in Octav.

Diese Uebersicht ist zunächst als ein Grundriß zum Gebrauche von Vorlesungen bestimmt. Sie gibt jedoch nicht bloß ein Inhaltsverzeichniß mit Paragraphen-Ueberschriften, sondern sucht durch kurze Andeutungen eine Erinnerung an das Gesagte zu gewähren, welche das zeitraubende Dictiren ersparen kann. Letzteres wird bei Vorlesungen, wo so viel auf die Erläuterung durch vorgelegte Beispiele ankommt, doppelt lästig, und vielleicht darf der Verf. hoffen, daß auch andern Lehrern der Kunstgeschichte eine solche Grundlage für ihre Vorlesungen willkommen sein werde. Insbesondre hat er die einigermaßen wichtigen Künstlernamen mit einiger Vollständigkeit in charakteristischen Gruppen zusammenzustellen gesucht, ohne sich auf solche zu beschränken, welche er in seinen Vorlesungen besonders namhaft

zu machen für nöthig erachtet. Auf diese Weise erhält die Uebersicht zugleich die Bedeutung einer Geschichtstafel, welche Künstlern und Kunstfreunden zum Nachschlagen dienen kann. Ein Namenregister weist die Stelle nach, an welcher jeder Künstler erwähnt wird, und diese Stelle zeigt nicht nur die Zeit seines Lebens, sondern auch den Platz an, welchen derselbe in der historischen Entwicklung einnimmt. Diese Orientirung wird hauptsächlich durch die Anordnung der Epochen und Perioden vermittelt, und der Verf. hat deshalb besondern Fleiß darauf verwandt, den Gang dieser Entwickelung durch passende Benennungen und Eintheilungen auf eine möglichst charakteristische Weise zu bezeichnen. Er glaubte dabei in mehreren Punkten von den bisherigen Darstellungsweisen abgehen zu müssen, ohne freilich allenthalben die Rechtfertigung seiner Ansichten weiter ausführen zu können. Doch wird in den meisten Fällen die Begründung derselben in den kurzen Andeutungen über den Inhalt jeder Periode zu finden sein. Im Allgemeinen ist er von der Ansicht ausgegangen, daß die Entwickelung der Kunst mit der der politischen Verhältnisse nicht nur, sondern auch der Litteratur Hand in Hand gehen müsse, da alle drei nur verschiedene Aeußerungen derselben Culturentwickelung sein können. Es schien ihm, daß namentlich die Litteraturgeschichte noch nicht genügend benutzt worden sei, um den Verlauf der Kunstgeschichte zu erklären, und er hat sich daher bemüht, in ihr diejenigen Vergleichungspunkte aufzufinden, welche über die leitenden Gedanken der verschiedenen Kunstepochen Aufschluß zu geben im Stande sind.

Die Geschichte der modernen Bildhauer- und Malerschulen zerfällt zunächst in die Kunst des Mittelalters, die der sogenannten Renaissance und die des jüngsten Jahrhunderts. Die Kunst des Mittelalters

entspringt aus dem Zusammenwirken der aus dem Alterthum überlieferten und der durch die Völkerwanderung hinzugeführten Elemente. Sie theilt sich wiederum in die alte und mittlere christliche Kunst. Die erstere zeigt die verschiedenen Elemente noch gesondert und unversöhnt neben einander, bald das eine, bald das andre in überwiegender Wirksamkeit. Die letztere dagegen stellt sich als ein Resultat dar, in welchem jene Elemente zu einer neuen und einheitlichen Erscheinung verschmolzen und daher einzeln nicht mehr zu unterscheiden sind. Die Grenze zwischen diesen beiden Epochen bildet das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. In der alten christlichen Kunst macht sich zunächst der Gegensatz von Rom und Byzanz geltend. Zuerst sehen wir in der lateinischen Kunst (Verf. glaubte diese bei den französischen Kunstschriftstellern eingeführte Benennung aufnehmen zu dürfen) antike Form sich in christlichen Inhalt fügen. Unter den Monumenten dieser Kunst sind bei den gemalten Glasschalen die Worte Specula und Saucomariae genannt, zu deren Erläuterung hier auf den Art. Glasmalerei in Ersch und Gruber's Encyklopädie verwiesen werden muß. In Byzanz erhält die Kunst eine eigenthümliche Richtung durch Despotismus und Mönchthum, und ihren völligen Abschluß durch den Bilderstreit. An die byzantinische Kunst schließt sich die muhammedanische, die jedoch für Sculptur und Malerei nur eine beschränkte Bedeutung hat. Von andrer Seite her tritt dann eine Entwickelung auf, welche Verf. als fränkische Kunst bezeichnet. Sie läßt sich auf celtische, namentlich irische Anfänge, ja bis in die Heidengräber zurückführen, hat aber ihre Ausbildung erst bei den Angelsachsen und besonders im fränkischen Reiche seit Karl dem Großen erhalten. Was darüber bemerkt wird, ist allerdings einzeln zum

größten Theile schon von Andern hervorgehoben, seitdem Waagen auf die Eigenthümlichkeiten der irischen und angelsächsischen Miniaturen aufmerksam machte. Indessen ist der Ursprung und die Bedeutung dieser höchst beachtenswerthen und für die deutsche Kunst höchst folgenreichen Erscheinung bisher noch nicht genügend berücksichtigt worden. Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Elemente entspringt dann die ehemals byzantinisch, jetzt romanisch genannte Kunst des elften und zwölften Jahrhunderts. Der alte Streit über den Einfluß des Byzantinischen auf dieselbe wird ziemlich müßig erscheinen, wenn man beachtet, daß fast in jedem einzelnen Kunstwerke dieser Periode sich die lateinischen, byzantinischen, muhammedanischen und fränkischen Elemente ohne Schwierigkeit unterscheiden lassen. Begreiflich ist es, daß das fränkische Element in Italien fast nur in der Lombardei auftritt, in Deutschland dagegen überwiegt. Der Einfluß von Byzanz aber kann weder in Italien, noch in Frankreich und Deutschland geleugnet werden.

Die mittlere christliche Kunst beginnt in der Zeit der Hohenstaufen mit einer so glänzenden Blüthe, daß dadurch die Kunsthistoriker im eigentlichen Sinne des Worts geblendet worden sind. Die Wechselburger und Freiberger Sculpturen und andre mehr oder minder verwandte Werke haben bisher noch ihre wahre Stellung in der Kunstgeschichte nicht gefunden. Weil sie noch nichts von den eckigen Formen der spätern deutschen Kunst an sich tragen, hat man sie gewöhnlich der romanischen Periode beigezählt. Sie sind aber nur in dem Sinne das Resultat der Bestrebungen, welche in der romanischen Kunst hervortreten, wie man dasselbe von der gothischen Baukunst behaupten muß. Ihnen gleich stehen die Leistungen des Niccola Pisano, die so wunderbar über

den weit jüngern Giotto herausragen. Giotto und die Sculpturen der Domfaçade von Orvieto charakteriſiren dagegen die Periode, welche auf dieſe Glanzepoche folgt, und die man als die Periode der bürgerlichen Kunſt bezeichnen muß. Hier wird die Ausübung der Kunſt handwerksartig, das Ideal geht verloren und dafür wird ein Realismus vorherrſchend, der den Vortheil hat, das dramatiſche Element bedeutend zu fördern. In Deutſchland ſind weniger Künſtler-Namen, aber deſto mehr Werke dieſer Epoche bekannt. Es iſt jedoch ohne allen Grund, daß man dieſe Wandlung, die gleichmäßig in Italien und Deutſchland auftritt, auf deutſchen Urſprung und deutſche Einflüſſe zurückführen will, während die wirkenden Urſachen in der allgemeinen Entwickelung der abendländiſchen Cultur gefunden werden. Es iſt die Entfaltung des ſtädtiſchen Bürgerthums, welche dieſer Kunſt ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Aus dem ſichtlichen Verfall, dem dieſe bürgerliche Kunſt im 14ten Jahrhundert entgegengeht, hebt ſie ſich wieder unter Schonhofer in Nürnberg, beſonders aber durch den Einfluß der Myſtik, welche namentlich am Niederrhein bei den Brüdern des gemeinſamen Lebens ihren Höhepunkt erreicht. Die myſtiſche Richtung iſt am ſtärkſten vertreten in Cöln, bei dem Dominicaner Fra Angelico von Fieſole und in der ſieneſiſchen und anconitaniſchen Schule. Indem ſie aber am Niederrhein mit der Miniatorenſchule verſchmilzt, die ſich am franzöſiſchen und burgundiſchen Hofe entwickelt hatte, bildet ſich im 15ten Jahrhundert die flandriſche Schule der Brüder van Eyk, die mit der Gefühlsinnigkeit der Cölner eine handwerksmäßige Sorgfalt der Ausführung verbindet. Sie macht Epoche durch die Erfindung der Oelmalerei, aber ſie bringt auch neue ſchlechte Manieren auf, wie namentlich den be-

kannten knittrigen Faltenwurf, der wahrscheinlich aus der Technik der Holzschnitzereien hervorgegangen ist. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ist die Kunst abermals von ihrer Höhe herabgesunken, und nur die Technik ist mit ihren guten und üblen Seiten übrig geblieben. Sie wird ganz in der Weise betrieben, wie der Meistergesang, und ich habe daher keinen Anstand genommen, diese Phase der Entwickelung als die Periode der zunftmäßigen Meisterkunst zu benennen. Der Bildhauer Adam Kraft in Nürnberg, Michael Wolgemuth, dem die Stadt Schwabach die Bedingung in den Contract setzte, daß er auf dem bestellten Altarblatte keine häßlichen Figuren malen solle, und der Eimbecker Raphon gehören zu den bedeutendsten Kunstmeistern, die in ihrer Weise eine ähnliche Stellung einnehmen, wie Hans Sachs auf dem Gebiete der Dichtkunst.

Damit schließt das Mittelalter ab, und es folgt die sogenannte Renaissance. Auch diese zerfällt in zwei Hauptepochen, welche als die klassische und die akademische unterschieden werden. Die klassische Kunst, die auch wohl im engern Sinne die Renaissance genannt wird, beginnt in Italien mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Als Begründer derselben stehen hier nach den ersten Vorläufern voran die Namen Ghiberti, Donatello und Brunelleschi. Alsdann treten als besondere Richtungen auf: die dramatisch-naturalistische Entwickelung in Florenz, die wissenschaftlichen Bemühungen um perspectivische und anatomische Kenntnisse, die in der Schule des Squarcione zu Padua, offenbar in Verbindung mit der dortigen Universität, besonders bei Mantegna ihren Mittelpunkt finden, endlich die sentimentale Weise der umbrischen Schule, in der sich die mystischen Tendenzen der ältern sienesischen und anconitanischen Schule fortsetzen, und des Francesco Francia zu

Bologna. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts erreicht der Claſſicismus ſeine höchſte Blüthe. Begründet wird dieſelbe in Florenz unter der Herrſchaft des Gonfaloniere Soderini. Hier treten beſonders hervor Signorelli, der allerdings mehr auswärts thätig iſt, dann die Schulen des Verocchio, beſonders Lionardo da Vinci, und des Coſimo Roſelli, beſonders Andrea del Sarto und Fra Bartolommeo, endlich Michelangelo. Von da verzweigt ſich die Kunſt nach Rom durch Rafael, in dem die ſentimentale Weiſe der umbriſchen Schule mit der dramatiſchen Entfaltung der Florentiner zuſammenfließt, und nach der Lombardei durch Lionardo da Vinci. Mit der lombardiſchen Schule ſteht Correggio in einer gewiſſen Verbindung, während Venedig unter ſeinen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen eine beſondre, höchſt glänzende, aber ſpecifiſch weltliche Kunſt entwickelt. Neben dieſer klaſſiſchen Kunſt ſteht die Kunſt der deutſchen Reformation mit den großen Namen Dürer, Holbein und Cranach, welche die mittelalterliche Weiſe im handwerksmäßigen Betriebe und emſigſter Ausführung bei mangelhafter Form fortführen, dabei aber doch mit der klaſſiſchen Gelehrſamkeit durch Männer, wie Pirkheimer, Peutinger, Erasmus und Melanchthon in ſichtlicher Berührung ſtehen und dadurch eine würdige Stelle neben den großen Italiänern behaupten. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts aber verfällt die klaſſiſche Kunſt in Folge des Ausgangs, den die Reformation nahm, und namentlich unter dem Drucke der wieder mächtig gewordenen katholiſchen Kirche in ein Streben zu imponiren, techniſche Gewandtheit an die Stelle inniger Empfindung zu ſetzen und Anmuth zur weichlichen Ueppigkeit zu ſteigern. Dieſe Ausartung iſt beſonders in der Schule des Michelangelo, in den ſpätern Werken des Giulio Romano

und der von Mantua nach Frankreich versetzten Schule desselben, bei den Nachahmern des Correggio und bei den spätern Venetianern, namentlich Paul Veronese und noch mehr Tintorett zu verfolgen. Deutschland und die Niederlande verlieren alle Selbständigkeit und werden, wie auch Spanien ganz von Italien abhängig. Nur die Technik des Kupferstichs und der Schmelzfarben erhebt sich zu einer eigenen Blüthe.

Aus diesem Verfall erhob sich die Kunst im 17. Jahrhundert in einer Weise, die an verschiedenen Orten sehr ungleich gestaltet erscheint. Dennoch zeigt sich etwas Gemeinsames in einem gewissen Eklekticismus, der zum Virtuosenthum und dadurch wieder zum Verfall in schulmäßige Manier und industrielle Effecthascherei führt. In der Tradition akademischer Methoden findet dieser Eklekticismus die meiste Nahrung, aber auch die größte Förderung seiner Verirrungen, und es schien deshalb dem Charakter dieser Entwickelung angemessen, die Kunst des 17ten Jahrhunderts als akademische zu bezeichnen. Es sind unter dieser Benennung die Schulen von Bologna und Neapel mit denen in Frankreich, Spanien, Brabant und Holland zusammengefaßt. Der Verf. hat hier etwas ausführlicher den Zusammenhang dieser Entwickelung mit andern Erscheinungen nachzuweisen gesucht, und es erschien dies um so nothwendiger, da eine sehr verbreitete Ansicht es für unmöglich hält, die Kunstgeschichte dieser Epoche anders, als in Künstlergeschichten zu behandeln. Um ähnlichen Vorurtheilen zu begegnen, ist auch die Charakteristik der einzelnen Schulen und ihrer Häupter vollständiger, obwohl möglichst kurz und prägnant gegeben.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 7. Juni 1860.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Uebersicht der Bildhauer- und Malerschulen seit Constantin dem Großen von Fr. Wilh. Unger."

Die Kunst des jüngsten Jahrhunderts endlich, d. i. die Zeit von Winckelmann bis jetzt, zerfällt abermals in zwei Abschnitte. Der erste schildert die Uebergänge zur heutigen Kunst. Den Anfang macht die Reaction gegen die verkünstelte Unnatur, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in vereinzelten Erscheinungen auftritt. Dann folgt die Hebung der Kunst durch historische und philosophische Studien, zu der Winckelmann und Lessing den Grund legen. Hieran schließt sich die Kunst der Revolution und des Kaiserthums, der wiederum eine Rückkehr zur strengen Classicität folgt, welche theils durch die Kraftgenies, wie Carstens und Flaxmann, theils durch ein sorgfältigeres Eingehn auf die Antike eingeleitet wird und in Thorwaldsen ihren Höhepunkt erreicht. Gegen die Einseitigkeit der klassischen Richtung erhebt sich endlich die Reaction der Romantik,

die in den deutschen Kunstschulen zur Herrschaft kommt und zuletzt auch in Frankreich Anknüpfungspunkte erhält. Die zweite Abtheilung stellt die Hauptrichtungen der heutigen Kunst dar. Als solche werden bezeichnet die Fortsetzung sentimentaler Richtungen, der Sieg des Realismus, philosophische Auffassung und endlich die Fortschritte der Technik. In diesen letzten Abschnitten konnte nur andeutungsweise verfahren werden und ebenso konnten von Künstlernamen nur diejenigen hervorgehoben werden, welche für irgend eine besondre Richtung bezeichnend sind. Verf. muß erwarten, daß die hier gewählte Anordnung eben so, wie die Auswahl der Künstlernamen auf mancherlei Widerspruch stoßen wird. Er ist auch hier von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß die Kunstgeschichte ihre Erläuterung durch die Vergleichung mit den Erscheinungen des politischen und socialen Lebens, so wie der Litteratur erhalten müsse. Indessen ist hier nicht der Ort, die gegebenen Andeutungen weiter auszuführen.

F. W. Unger.

Paris

Furne, libraire-éditeur 1858. Géographie de Grégoire de Tours. Le pagus et l'administration en Gaule par Alfred Jacobs. 154 S. in Octav.

Untersuchungen, wie diese kleine Schrift sie anstellt, werden immer unsere Theilnahme in Deutschland erregen und dankbar von uns benutzt werden, so weit sie irgend Selbständiges und Neues enthalten. Aber es wird freilich nicht selten geschehen, daß wir als neu Manches dargelegt finden, was uns seit lange bekannt und geläufig war und von dem Autor wohl nur wegen Unkenntniß unserer Litteratur in dieser Weise vorgebracht wurde.

Zu dieser Bemerkung glaube ich bei der ersten Hälfte dieser Schrift berechtigt zu sein, wo der Verf., wie er schreibt, über die langue géographique des Gregor von Tours, in Wahrheit aber über die Eintheilung und Administration Galliens unter den Merovingern handelt, einen Gegenstand, mit dem der 2te Bd der Deutschen Verfassungsgeschichte sich ausführlich beschäftigt hat, ohne daß Hn Jacobs davon eine Kunde zugekommen zu sein scheint. Ich mag mich freuen, daß die Untersuchungen des Verfs in allem Wesentlichen nur bestätigen, was dort ausgeführt ist, und daß ich kaum zu irgend welcher Modification oder Ergänzung Anlaß finde.

Der Verf. hat besonders Gewicht auf einen Satz gelegt und diesen mit vielem Eifer verfochten, daß nämlich das Wort pagus bei Gregor und in andern Denkmälern der Zeit eine sehr verschiedene Bedeutung habe, bald eine große Provinz, bald einen ganz kleinen District bezeichne, daß man also nicht von einer gleichmäßigen Eintheilung des fränkischen Reiches in pagi sprechen könne, eine solche niemals vorhanden gewesen sei, auch mit der Unterscheidung von pagi majores und minores nichts gewonnen werde. Auch das entspricht im Ganzen nur dem was dort S. 277. 278 kürzer dargelegt ist. Wenn ich zugleich bemerkt habe, daß die Verbindung Galliens mit den deutschen Landen, die Gleichstellung der gallischen civitates mit den deutschen Gauen, die lateinisch pagi genannt wurden, ohne Zweifel dazu beigetragen habe, dies Wort auch auf jene anzuwenden, während es ursprünglich und regelmäßig vielmehr die Unterabtheilung der civitas bezeichnete, so scheint mir diese Auffassung auch jetzt noch richtiger als was Hr Jacobs angibt, der nach langen Erörterungen zu dem Resultat kommt, daß la période de désordre, qui suit l'établissement des Barba-

res, Alles verwirrt und durch einander geworfen habe (S. 56), während unter den Karolingern die Dinge Ordnung, die Worte eine feste Bedeutung angenommen hätten (S. 77). Ein näheres Studium der späteren Zeit würde ihn wohl von diesem Vorurtheil seiner Landsleute zurückgebracht haben: in der That zeigt sich in der Eintheilung des Reichs unter den Karolingern kaum weniger, fast könnte man sagen mehr Unordnung oder wenigstens Unregelmäßigkeit, Mannichfaltigkeit, als in der früheren Periode. Die gallischen civitates und die deutschen Gaue mit ihren Grafen treten in früherer Zeit in verhältnißmäßig großer Regelmäßigkeit entgegen. Wenn der Verf. außerdem der Meinung ist, daß den späteren pagi zum großen Theil die Gebiete der alten gallischen Völkerschaften zu Grunde lagen, so ist das wohl in manchen Fällen richtig, wird aber auf den späteren Sprachgebrauch schwerlich Einfluß gehabt haben. Dazwischen lag die römische Zeit, die eben von den civitates, den Gebieten der größeren unabhängigen Völker, als Unterabtheilungen die pagi unterschied, bei deren Bildung wohl auch weitere ethnographische Unterscheidungen und daneben, wie der Verf. ausführt, natürliche Gliederungen des Bodens in Betracht gekommen sein können, die aber doch zunächst eine administrative Bedeutung hatten, und in dieser auch in dem fränkischen Reich fortlebten, indem man hier die civitates den deutschen Gauen, die pagi den Hunderten gleichstellte und beide nun allerdings manchmal mit demselben Wort benannte, das eine gewisse unbestimmte Bedeutung, Landschaft, District (pays), hatte, aber doch vorzugsweise, man kann sagen in altem Sprachgebrauch für die kleineren Bezirke, in neuem für die civitates verwandt ward.

Ueber andere Benennungen der einen und andern

Gliederung des Reichs handelt Herr Jacobs kürzer und bringt nichts Neues bei, vermeidet auch nicht manche auffallende Irrthümer. So hält er mit Guérard die centena nur für eine spätere Institution, die sich erst aus den Einrichtungen Chlothochars und Childeberts entwickelt habe; wie er sich ausdrückt: alors de numérique elle est devenue géographique (S. 76). An einen Zusammenhang der condita mit der Hunderte denkt er nicht, sondern nennt sie »une très petite circonscription territoriale«, während die freilich schon Karolingischen Urkunden bei Pérard und Garnier die Identität der beiden Benennungen zeigen und der Letzte in seiner Einleitung zu der Ausgabe burgundischer Urkunden (Mémoires presentés par divers savants à l'académie des belles lettres et inscriptions. Antiquités de la France Vol. II. 1849) sehr befriedigend über sie gehandelt hat. Ganz unglücklich aber hat er bannus als Bezeichnung eines »petit territoire dépendant d'une localité« aufgeführt, da das Wort in der angeführten Urkunde nur Gerichtsbarkeit oder allenfalls Gerichtsbezirk bedeutet, diese selbst aber nimmermehr dem 8ten Jahrhundert angehört, sondern ein Machwerk ist frühestens aus dem Ende des 9ten. Da diese Ausdrücke bei Gregor alle nicht vorkommen, so konnte der Verf. sich der Behandlung derselben ganz entschlagen; ging er aber auf sie ein, so mußte wohl Genaueres gegeben werden, als hier geschieht.

Außerdem ist ganz fleißig, namentlich aus Gregor, aber auch aus andern Quellen, Manches gesammelt über duces, patricii, comites, rectores und andere Beamte. Doch enthält es nichts Eigenthümliches und gehört wenigstens in der Ausdehnung nicht zur Aufgabe des Vfs. Auch läuft Einzelnes sehr Wunderliche mit unter, so namentlich S. 70 die

Behauptung, daß die Rachineburgen, »qui tantôt figurent comme assesseurs«, mitunter auch erschienen »comme supérieurs des comtes et juges suprêmes«; dies soll aus dem Edictum Chilperici folgen.

Als beachtungswerth hebe ich dagegen aus diesem ersten Theil noch hervor den sehr entschiedenen Widerspruch, den der Verf. (S. 42 ff.) erhebt gegen die Ansicht älterer und neuerer Forscher (zuletzt von Desnoyers), daß sich ein Zusammenhang nachweisen lasse zwischen den pagis und der kirchlichen Eintheilung, eine Frage, die ja auch für unsere deutschen Verhältnisse ein großes Interesse hat und hier einer sichern Entscheidung noch keineswegs entgegengeführt ist.

Von größerem Werthe als der erste Theil erscheint mir der zweite: Explication des noms de lieux mentionnés par Grégoire de Tours (S. 81—154). Hier sind alle geographischen Namen, nicht bloß Orte, auch Flüsse, Landschaften ꝛc. alphabetisch aufgeführt und theils aus Gregor selbst, theils aus andern Quellen das Nöthige zur Erläuterung beigebracht. Dabei nimmt der Verf. auch auf geschichtliche Verhältnisse, namentlich auf die Theilung unter Chlothachar I. Söhnen nach dem Tode Chariberts im J. 567, Rücksicht und gibt an, welchem König damals die einzelnen civitates zugehört hätten: ein ganz deutliches Bild der Theilung, meint er, sei freilich nicht zu gewinnen.

An Einzelheiten mag sonst hervorgehoben werden, daß der Verf. die Thoringi Gregors wie ältere französische Historiker in den Tungern wiederfindet und von den entgegenstehenden Ausführungen deutscher Gelehrten keine Notiz nimmt; Dispargum, das Gregor in termino Thoringorum setzt und von dem er den Zug des Chlojo ausgehen läßt, in

Duysborch zwischen Löwen und Brüssel findet und sich hier der Uebereinstimmung mit Sprüner (so statt: Spruner) freut (eine Ansicht, die sich wenigstens immer noch eher rechtfertigen läßt, als die, welche an das niederrheinische Duisburg denkt, wie ganz neuerdings Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins III, S. 13, gethan *)); den campus Vogladensis, auf dem die Schlacht zwischen Chlodovech und dem Westgothenkönig Alarich geschlagen ward, nicht nach der gewöhnlichen Annahme bei dem Orte Bouillé, sondern nach einer Abhandlung in den Mémoires de la Société des Antiquaires de l'Ouest vom Jahr 1836, die, wie er bemerkt, in Frankreich wenig, und in Deutschland wahrscheinlich gar nicht beachtet ist, bei Boulon am Clain, 24 Kilometer südlich von Poitiers, ansetzt **). Etwas längere Auseinandersetzungen finden sich außerdem über den Arisitensis vicus, Ratiatensis vicus und den Namen Septimanien, doch mehr nach den Erörterungen, die Andere gegeben, als nach eigenen Untersuchungen.

Eine sehr angenehme Zugabe ist eine Karte Galliens mit allen von Gregor gebrauchten geographischen Namen. — Hn Jacobs, der auch schon ein

*) Wenn er geltend macht, daß in Urkunden des 11. Jahrh. die Formen Dispargo, Duspargo, Diuspargo vorkommen, so kann das schwerlich etwas austragen; man könnte selbst annehmen, falsche Gelehrsamkeit habe damals wie jetzt den alten Namen auf Duisburg übertragen.

**) Junghans in seinem fleißigen Buch über Childerich und Chlodovech schreibt p. 85 Vouglé am Clain, wohl ohne genaue Kenntniß der Localitäten und ihrer Namen. Bouillé, das ältere Franzosen meinten, liegt, wie Hr Jacobs bemerkt, nordöstlich von Poitiers an der Ausance. Lebeuf setzte schon das Schlachtfeld an den Clain, aber bei Vivonne. — Leo, Vorlesungen I, p. 346, hat, ich weiß nicht auf welche Autorität hin, Cloué.

paar andere kleine Schriften über die alte Geographie Frankreichs veröffentlicht hat, wird man mit Vergnügen auf diesem Gebiete weiter thätig sehen.

G. Waitz.

Berlin

Verlag von Wilh. Besser 1859. Der Brief an die Epheser als Lehre von der Gemeinde für die Gemeinde ausgelegt von Rudolf Stier, Dr. theol. (Auszug aus dem größern Kommentar für auch nicht gelehrten, weiteren Leserkreis). IV u. 427 S. in Octav.

Der vorliegende Commentar gibt sich zwar als eine Auslegung „für die Gemeinde“ zu erkennen. Allein er ist keine erbauliche Erklärung, sondern hat im Ganzen eine wissenschaftliche Haltung, dergestalt, daß nichtgelehrten Schriftforschern Vieles darin dunkel bleiben wird. Daher er verdient, in diesen Blättern angezeigt zu werden.

Der Commentar ist ein Auszug aus dem größern Commentar des Verfs über den Brief an die Epheser. Er nennt ihn „eine kurze Auslegung“. Aber diese kurze Auslegung hat doch fast den Umfang des Werkes von Harleß über denselben Gegenstand, sie umfaßt 427 Seiten. Und doch hat der Verf. die Polemik gegen fremde Meinungen durchaus vermieden, überhaupt nur sehr selten einen andern Ausleger angeführt, nur da, wo bei einem solchen nach seiner Ansicht ein besonders treffendes Wort sich fand, sonst durchweg nur seine eigne Auffassung mitgetheilt. Dazu hat er die von ihm angenommene Auslegung nicht vor den Augen der Leser entstehn lassen, sondern das Resultat der exegetischen Bemühung sofort thetisch hingestellt. Man wird nach diesen Bemerkungen von vorn herein auf eine ge-

wisse Breite des Buchs schließen dürfen. In Wahrheit leidet es an diesem Fehler. Bei dieser Weitschweifigkeit wird dem Leser der Text nicht lebendig und in hellem Lichte vorgeführt, sondern er tritt in die Ferne zurück.

Diese Weitschweifigkeit hangt mit andern Mängeln des Buches zusammen. Man vermißt an demselben häufig Klarheit, Schärfe der Auffassung und Nüchternheit. Es ist in den Text Manches eingetragen, was in demselben nicht steht; Worte, die in demselben eng verbunden sind, werden von einander getrennt, gar nicht oder von fern zusammengehörige enge zusammengebracht. Neue Erklärungen enthält das Buch sehr viele, wie es denn eine sehr selbständige Arbeit ist, aber man wird denselben sehr oft nicht beistimmen dürfen.

Uebrigens macht das Werk durchweg den wohlthuenden Eindruck, daß es mit großer Liebe angefertigt ist und verräth überall das ernsteste Streben, in die apostolischen Gedanken einzudringen und die ganze Fülle derselben zu entfalten.

Wir gehn zur Einleitung über. Daselbst wird behauptet, der Brief sei aus der Gefangenschaft in Rom geschrieben. Ein stichhaltiger Grund ist dafür nicht angegeben und läßt sich auch nicht angeben. Ebenso wenig freilich sind für die von Wiggers, Meyer, Reuß u. A. getheilte Annahme, daß der Brief in Cäsarea verfaßt sei, entscheidende Gründe beigebracht worden, wie denn auch die von Meyer geltend gemachten nicht schlagend sind. Es fehlen uns die geschichtlichen Data, um zu bestimmen, ob Rom oder Cäsarea der Ort der Abfassung für die Schreiben der Briefe an die Eph., Kol., und an Philem. ist.

Auch Stier ist es nicht entgangen, was häufig bemerkt worden, daß der Brief an die Eph. „eine

gewisse Allgemeinheit, einen gänzlichen Mangel an besondern Beziehungen auf das doch so enge persönliche Verhältniß oder sonstige Einzelnheiten darbietet, wie kein andrer Brief des Apostels.“ Er findet auffallend, daß „keine Erinnerung an den langen Aufenthalt des Apostels, ja kein einziger Gruß am Schlusse vorkomme.“ Den Schlüssel zu dieser auffallenden Erscheinung erblickt Stier darin, „daß der Br. jedenfalls nicht bloß an die Epheser geschrieben sei.“ „Die Adresse voran: den Heiligen zu Eph. im ersten Verse“, sagt Stier, „war theils nach wichtigen Handschriften (?), theils andern Zeugnissen ursprünglich nicht vorhanden, sondern dafür bald eine offen gelassene Lücke, bald ein anderer Name. Woraus mit Recht geschlossen werden kann, daß jedenfalls ein an mehr als eine Gemeinde gerichtetes Rundschreiben vor uns liegt. Der Apostel hat höchst wahrscheinlich, ja so gut als gewiß, den sogenannten Epheserbrief an alle Gemeinden Asiens, wie auch in der Offenbarung Johannis eine Auswahl derselben bedeutsam hervortritt, bestimmt. Bekam der auch dort voranstehende Hauptort Ephesus den Brief natürlich zuerst, so könnte wiederum wie dort Laodicea die letzte Gemeinde gewesen sein und hieraus die merkwürdige Stelle Kol. 4, 16 sich erklären. Auch neben dem inhaltsverwandten Kolosserbriefe war ja doch sehr nützlich, als Commentar zu lesen das viel systematischer, vollständiger angelegte Rundschreiben, welches die Kolosser von Laodicea sich ebenfalls mittheilen zu lassen angewiesen werden.“ Es sind hier die beiden schon häufig aufgestellten Hypothesen mit einander verbunden, daß der vorliegende Brief ein Rundschreiben und daß er mit dem an die Laodiceer Kol. 4, 16 identisch sei, eine Combination, die auch schon früher versucht worden ist.

Der Brief an die Epheser soll nach Stier eher

geschrieben sein als der an die Kolosser. Aber dagegen ist entscheidend Eph. 6, 21 καὶ ὑμεῖς. Nach diesen Worten hat Paulus kurz zuvor einen andern Brief geschrieben. Dieser Brief ist der an die Kolosser. Vergl. Kol. 4, 7. Denn dieser und der Brief an die Eph. sind unmittelbar nach einander verfaßt, wofür einmal die große Aehnlichkeit beider spricht, und sodann Kol. 4, 7; Eph. 6, 21. Den Brief an die Laodiceer kann Paulus bei den Worten Eph. 6, 21 nicht im Sinne haben, denn dieser ist eine gewisse Zeit vor dem Brief an die Kolosser und vor dem gleichzeitigen Brief an die Epheser geschrieben, da Paulus in dem Schreiben an die Kolosser 4, 15 die Laodiceer grüßen läßt.

Das Eigenthümlichste, das die Einleitung enthält, ist die Auffassung des Inhalts des Briefes. „Centrum und Peripherie desselben ist nach St. die Gemeinde in Christo. Von ihrer Wahl, ihrer Bildung, ihrem Weg und Ziel handelt der erste Haupttheil Kap. 1—3, der zweite 4—6 ermahnt sie zum Wachsthum. Jeder der beiden Haupttheile ist in wiederholter Dreitheilung nach dem Schema von Grund, Weg und Ziel angelegt, was sich zugleich beziehn muß auf den dreieinigen Gott. Der Grund der Kirche kommt vom Vater her; der Weg kann nur durch den Sohn gehn, das Ende besteht im Leben des Geistes. Dem entsprechen die Kap. 1—3 völlig. Jedes derselben schließt mit einer gewonnenen Definition der Gemeinde. Im zweiten Haupttheil wird 1) der Grund, von dem Alles anheben muß, gelegt in der allgemeinen Ermahnung zur Treue eines Jeden, in seiner Gabe für Erbauung der Gemeinde 4, 1—16. 2) Der Mitteltheil 4, 17—6, 9 zeigt den Weg und Fortschritt des Wachsthums der Gemeinde. Dieser Theil zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste die allgemeinen Chri=

stenpflichten, der zweite die sog. Haustafel enthält. Die erstern sind wieder nach Grund, Weg und Ziel geordnet. Als Grund treten voran die Pflichten der neuen Geburt, Wahrheit und Liebe 4, 17—32. Sodann der Weg des neuen Wandels 5, 1—14. Zuletzt das Ziel der allgemeinen Christenpflichten, die Weisheit 15—21. Endlich 3) der letzte Theil zeigt das Ziel der Gemeinde 6, 10—18. Eine Kritik dieser Auffassung des Briefes kann hier nicht gegeben werden. Wir wollen uns darauf beschränken, auf die Auslegung eines einzelnen Abschnittes einzugehn. Wir wählen die Auslegung von 1, 3— 14, dessen Gliederung nach Stier durch die trinitarischen Unterschiede bestimmt wird, wie nach seiner Ansicht im Großen Kap. 1—3, und der nach seiner Meinung in seinen einzelnen Abschnitten nach dem Schema von Grund, Weg und Ziel, das durch den ganzen Brief hindurchgehn soll, disponirt ist. Indeß wollen wir vorher einen Blick auf die Auffassung von 1, 1 u. 2 werfen.

Der Zusatz *διὰ θελήματος θεοῦ* hat nach St. einen eigenthümlichen Sinn. „Lesen wir gleich weiter, wie V. 3—11 aus dem geoffenbarten Geheimniß des Wohlgefallens und Willens Gottes aller Zuspruch dieses Briefes tief hergeholt wird, so merken wir, was der Ap. bei jenen Worten im Sinne hat: ein Apostel durch Gottes Willen bringt keine andere Botschaft, als eine freudige, das Evangelium von der Erlösung.“ Aber das einfache Schriftwort hat diesen Sinn nicht.

Ἅγιος soll nach St. Beides bezeichnen: den Anfang des Berufes, wodurch die Glieder der Gemeinde ausgesondert sind von Welt und Sünde für Gott, sowie den herrlichen Reichthum des Erbes Gottes in diesen seinen Heiligen, welche durch die überschwängliche Größe seiner Kraft für Alle, die da glauben,

wesentlich geheiligt werden können und sollen." Das Erste ist richtig, das Zweite nicht, denn ἅγ. bezeichnet den Reichthum des Erbes Gottes nicht. Aber Stier schwebt das Richtige vor, wie man aus dem Relativsatze sieht, und wie sich weiterhin bei ihm zeigt, wenn er fortfährt: „zwar sind sie noch nicht, wozu er sie erwählt, heilig und unsträflich." Man sieht, er will in ἅγιος die habituelle Heiligkeit ihrer Potenz nach finden. Mit dem von St. Gesagten stimmt es nicht gut, wenn er schließlich bemerkt, in dem Sinne der göttlichen Auswahl zur Gemeinde heißen die Christen Heilige. In dieser Bestimmung ist überdies ungenau, daß St. den Begriff des Ausgesondertseins aus dem κόσμος und des Gottgeweihtseins, der in ἅγ. ursprünglich liegt, in den Begriff der göttlichen Auswahl zur Gemeinde umsetzt.

Ἅγιος und πιστός will St. so unterscheiden: „Nach der Wahl des Berufenden werden die Christen Heilige, doch nur im gläubigen Ergreifen und treuen Festhalten solcher Gnade verwirklicht sich ihr Beruf." Nur wenn man in ἅγ. dasjenige allein findet, wobei St. schließlich stehn geblieben, obwohl das nicht genügt, kann man ἅγιος und πιστός so unterscheiden. Nun aber gründet der Verf. auf jene Unterscheidung folgende Behauptung: „Hiermit hätten wir die zwei Hauptheile des Briefs; im ersten wird gezeigt, wie Gott in Chr. seine Gemeinde ausgesondert oder geheiligt hat und dem Ziele nach heiligen kann und will, der andere aber ermahnt, wie die Gemeinde fortan in des Glaubens Kraft sich soll heiligen lassen." Dagegen spricht, daß P. mit πιστοῖς die Eph. als solche bezeichnet, die bereits gläubig sind, daß schon in dem ersten Theile Kap. 1—3 der Glaube als bedeutsames Moment in der Gedankenreihe hervortritt 1, 13, 19; 2, 8; 3, 12;

3, 17. Nicht zu gedenken, daß St. den Inhalt des ersten Theils ungenau angegeben hat.

„Die zwei Worte (ἅ. und π.) sondern nach St. im Voraus die Gemeinde in ihre zwei Theile, in solche, die bloß im Sinne der Berufung Heilige heißen, es ist aber kein Verlaß auf sie, weil Treue und Glaube nicht in ihnen, und diejenigen, welche es durch treuen Glauben in der That sind. So läßt auch der Apost. die äußere Kirche in Ehren, treibt aber mahnend schon in diesem Anfang zur Wahrheit des Namens (!). Zwar nimmt er sich nicht heraus, die in Ephesus oder anderwärts Heilige sind, zu scheiden, gibt aber zu verstehn, daß sie vor Gott geschieden sind (!), unterdeß redet er freundlich, als ob alle dieselben Heiligen auch Gläubige wären (!).“ Wo steht in den anspruchlosen Worten des Textes eine Andeutung von dem Allen?

Die Stellung der Worte *Χριστοῦ Ἰησοῦ* und *Ἰ. Χρ.* findet der Verf. bedeutsam: „Die Verkündigung des Boten geht zunächst von Jesu aus und predigt, daß er der Christ sei, der Glaube der Heiligen hält sich sogleich als Chr.“

Den Gedankengang von V. 3—14 hat St. so aufgefaßt: „Vom Vater her leitet ganz Kap. 1 zuerst den Ursprung der Gemeinde, wiederum V. 4—14 nach der Zusammenfassung von V. 3 kann sich nur in Bezug auf den Vater, Sohn und Geist entfalten. Bleibt nicht V. 4—6 zunächst bei des Vaters Rath und That, der Gnade, womit er uns begnadigt hat? Beginnt nicht V. 7 der nähere Bezug auf diesen geliebten Sohn, der mit V. 12 deutlich abschließt? Ist nicht 13 und 14 sonderlich erst von dem Geist die Rede, der durch das Zeugniß des Wortes vermittelt den Glaubenden als Pfand des Erbes kommt? Diese drei Abschnitte bezeichnen

sich sehr deutlich dadurch, daß jeder (V. 6. 12. 14) schließt: „zu Lobe seiner Herrlichkeit (des Vaters)." Die Disposition in V. 3—14 ist eine andere. Der Abschnitt enthält eine Lobpreisung Gottes für seine Segnungen in Chr. V. 3. Dieser Segen entfaltet sich nach folgenden Seiten: 1. Gott hat denselben uns verliehen demgemäß, daß er uns in Chr. zur Kindschaft erwählt hat, 2. der Segen besteht vor allem (vgl. πάσῃ εὐλογίᾳ V. 3 mit ἔχομεν τὴν ἀπολύτρωσιν) darin, daß wir in Chr. Vergebung der Sünden haben, 3. Gott hat den Segen uns kund gethan und damit alle mögliche Weisheit uns verliehn, 4. in Christo sind wir zu dem Segen berufen (nach der richtigen Lesart ἐκλήθημεν), wir Judenchristen 12 und ihr Heidenchristen 13 und 14. Stier hat nichts für sich, als daß V. 6. 12 u. 14 εἰς ἔπαινον τῆς δόξης αὐτοῦ vorkommt. Aber V. 12 schließt mit diesen Worten gar nicht ab. Was gegen St. indeß besonders spricht, ist dieses, daß er die offenbare Partition in ἡμᾶς τοὺς προηλπικότας und καὶ ὑμεῖς 12 und 13 gänzlich ignorirt. Wenn er ferner sagt, mit V. 7 beginne der nähere Bezug auf den Sohn, so ist dies einmal zu unbestimmt und überdies unrichtig, da V. 7 vgl. mit V. 3 angibt, worin der Segen V. 3 besteht. Endlich wo ist V. 8 und 9 die nähere Beziehung auf den Sohn ausgedrückt?

Weiter findet St. in V. 4—6 folgende Disposition: „Schon 4—6 sehen wir wieder Dreitheilung nach Grund, Weg und Ziel. Nur so ordnen sich die drei Hauptsätze: der Vater hat uns erwählt im ewigen Grunde — verordnet, daß unser Weg der Kindwerdung durch den Sohn gehn soll — als nun dieser Rath zum ersten, grundlegenden Ziel seiner Erfüllung kam, wirklich begnadigt mit der im Geist

empfangenen Gnade.“ Man sieht nicht recht, was es eigentlich sein soll, das nach seinem Grunde, Wege und Ziel beschrieben wird. St. sagt, es sei der Weg, wie man die Kindschaft erlange, angegeben. Daneben aber redet er von dem Grunde der Erwählung und, wie es scheint, deren Ziele. Wie kann dann aber hier eine Dreitheilung nach Grund, Weg und Ziel Statt finden? Richtig ist an dem von ihm Gesagten, daß V. 4 der Grund der Erwählung mit *ἐν αὐτῷ* angegeben wird. Auch das Ziel derselben wird genannt, aber V. 4 in *εἶναι ἡμᾶς κ. τ. λ.* und V. 5 in *εἰς υἱοθεσίαν*, so wie deren letztes Ziel in V. 6 *εἰς ἔπαινον κ. τ. λ.* Aber das Ziel der Erwählung findet Stier nicht in dem Angegebenen, sondern seinem Schematismus zu Lieb in den Worten *ἐν ῇ ἐχαρίτωσεν κ. τ. λ.* In diesen Worten ist nicht davon die Rede. Sie wiederholen nur den Gedanken V. 3 und sind von P. zugefügt, um einen Uebergang zu der Aussage in dem folgenden *ἐν ᾧ ἔχομεν* zu haben. Der Verf. fährt fort: „Durch alle Stufen der begrifflichen und geschichtlichen Willkür muß der Vater als der Grund, der Sohn als der Weg, der (völlig anzueignende) Geist (!) als das Ziel der Gemeinde sich zeigen.“ Auffallender Weise ist es jetzt die Gemeinde, deren Grund, Weg und Ziel angegeben wird. Aber wo steht von der Gemeinde ein Wort in unsern Versen? Mit welchem Rechte kann St. als Ziel der Gemeinde den völlig anzueignenden Geist bezeichnen, von dem kein Wort gesagt ist?

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Der Brief an die Epheser als Lehre von der Gemeinde für die Gemeinde ausgelegt von Rud. Stier.“

„In dieser Dreifachheit, heißt es weiter, schlingt sich eine doppelte Reihe von Grundgedanken, sofern jedesmal der Gottesthat oder Gottesgabe ihr Ziel gegenübertritt: erwählt hat uns Gott zur Heiligkeit, verordnet zur Kindesannahme, begnadigt in dem, d. i. doch wohl auch zur zunehmenden Einpflanzung in den Geliebten.“ Aber für die Worte: in dem Geliebten, ἐν τῷ ἠγ., darf man nicht ohne Weiteres substituiren: zur zunehmenden Einpflanzung in den Geliebten. Stier sagt ferner: „Wenn Erwählung, Verordnung und Begnadigung wie Grund, Weg und Ziel fortschreitet ꝛc.“ Es ist aber nicht einzusehn, wie Erwählung und Verordnung wie Grund und Weg sollen fortschreiten können; beide bezeichnen wesentlich dasselbe.

Betrachten wir jetzt, wie St. diese Verse im Einzelnen interpretirt.

Nachdem er behauptet: der Gott und Vater Jesu Christi V. 3 das ist eine eng zusammengehörige Einheit“, sagt er weiter: „Schon das also ist die Wurzel des neuen Verhältnisses zu Gott, in welches wir treten, daß durch die Gemeinschaft mit Jesu sein Gott unser Gott, sodann freilich zugleich, um der Einheit willen, die hier Statt findet, sein Vater unser Vater wird.“ Eine Bemerkung, zu der der Text keine Veranlassung gibt.

Wenn der Apost. V. 4 *πρὸ καταβολῆς κόσμου* schreibt, um zu bezeichnen, daß die Auswahl Gottes vor aller Zeit geschehen sei, so meint St.: „Absichtlich stark wird von Gründung, vom Anbeginn geredet, weil die selbst wieder in Stufen sich entwickelnde Schöpfung nach einem zuvor bedachten Rath und gleichsam Grundriß tief angelegt ist.“ Nicht minder ist es nicht zutreffend, wenn es weiter heißt: „Wie vom A. T. her die Weltschöpfung als das bekannte Anfängliche nur vorausgesetzt wird, so tritt dies anderseits für ehemalige Heiden als eine neue Elementarlehre auf.“ Hätte P. diese Elementarlehre betonen wollen, so würde er sich anders ausgedrückt haben. Ferner läßt sich nicht einsehn, wie der Verf. zu der Bemerkung hier kommt: „Desgleichen lehrt und predigt das Evangelium voran mit der Schöpfung den Fall des Menschen, um so zu verkündigen als aufgeschlossenes Geheimniß, daß vor diesem vorausgesehenen Abfall, auf daß der Welt gelegter Grund dennoch fest liege, der Schöpfer schon die Erlösung zuvor bedacht habe.“

Ἅγιος καὶ ἄμωμος ist nach dem Vf. „wohl zu verstehn, wie jetzt gewiß heilig von innerer, wahrhaftiger Heiligkeit gelten muß, denn jetzt wird aus dem voraus gegebenen Namen des Berufes V. 1 das Ziel desselben hervorgenommen, in ihm aufge-

deckt." Die angenommene Bedeutung von ἁγ. und ἀμ. ist unrichtig, weil die folgenden Verse 5. 6. 7. sie unmöglich machen.

Bei V. 5 äußert St.: „Aus Gottes Liebe allein, der im Glauben ergriffenen, kommt unsere Lust und Kraft zur Heiligung, das allein ist der Weg zu dem Ziel, einst heilig und unbefleckt vor ihm erfunden zu werden." Aber durch ἐν ἀγάπῃ will P. nicht angeben, wie wir heilig und untadelhaft vor Gott werden, sondern es zeigt die Gesinnung Gottes auf, in der er uns zur Adoption vorherbestimmte.

Ueber προορίζειν sagt St., es sei „nicht ganz einerlei mit ἐκλέγειν." Man muß danach glauben, es sei nur ein unbedeutender Unterschied zwischen beiden. Dazu stimmt aber nicht, daß vorher S. 22 bemerkt war, Erwählung und Verordnung schreite wie Grund und Weg vor. Jene Behauptung ist übrigens ebenso wenig haltbar, als diese. Weder Meyer (A. 2)*) noch Rückert, welche den Aor. betonend προορίσας als vorhergehend, ἐξελέξατο als nachfolgend dachten, ist es gelungen, die beiden Ausdrücke so zu unterscheiden, daß προορ. als das Erste, ἐξελ. als das Nachfolgende angesehen werden kann.

Das Verhältniß von V. 5 und 4 gibt St. S. 29 so an: „Hier in V. 5 ist nicht mehr die Auswahl an sich der Hauptgedanke, sondern die nähere Bestimmung derselben: zur Kindannahme durch Christum." Aber man darf hier διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ nicht betonen, da schon V. 4 ἐν αὐτῷ

*) Mit Recht hat jetzt Meyer A. 3 sich dafür erklärt, προορ. und ἐξελ. fielen als gleichzeitig zusammen, und die **praedestinatio** und **electio** bezeichneten der Sache nach dasselbe.

steht und daselbst vor die Finalbestimmung εἶναι ἡμᾶς κτλ. getreten ist, dagegen διὰ Ἰ. Χ. hinter εἰς υἱοθεσίαν seinen Platz hat. Ueberdies ist es unrichtig, daß erst V. 5 die nähere Bestimmung der Auswahl an sich folgen soll. Denn bereits V. 4 hat P. durch εἶναι ἡμᾶς κτλ. näher bestimmt, wozu uns Gott erwählt hat. Wenn endlich nach dem Angeführten der Verf. das Hauptgewicht in V. 5 auf διὰ Ἰ. Χ. legt, so legt ers — im Widerspruch mit sich selbst — auf der Seite zuvor (28) auf εἰς υἱοθεσίαν. Daselbst sagt er nämlich: „Dem ersten Beschluß, uns anzunehmen und zu heiligen, folgt die nähere Bestimmung, wie und wodurch das allein geschehen kann und soll. Nämlich in der Kindschaft durch Chr." Uebrigens ist auch das ungenau. Das wahre Verhältniß von V. 4 und 5 ist dieses, daß hier der Gedanken von V. 4 noch einmal ausgesprochen wird, so jedoch, daß einige Nebenmomente anders oder neu hervortreten. Zuerst ἐν ἀγάπῃ, worin der ethisch theologische Charakter der Anschauung des P. von der ewigen Gnadenwahl sich ausdrückt. Sodann wird das Ziel unsrer Erwählung vollständiger angegeben, als V. 4. Während ferner V. 4 ἐν Χ. stand, so steht V. 5 διὰ Ἰ. Χ. Endlich wird V. 5 die Absolutheit des göttlichen Willens bei dem προορίζειν mit κατὰ τὴν εὐδοκίαν τοῦ θελήματος αὐτοῦ hervorgehoben.

Auffallend ist weiter, wie St. den Uebergang von V. 6 zu V. 7 sich denkt. „So hat der Apostel das „Uns" im Namen aller je und je Gläubigen sprechend, einen engsten Gedankenkreis geschlossen (?), worin des Vaters Rath voransteht, das der Erwählung und Verordnung gemäße Begnadigen (wiewohl es die geschenkte Fülle schon in sich trägt), doch im Anfange der wirklichen Erlösung, Versöhnung als

das ersterreichte Ziel (!) der Ausführung des Rathes erscheint. Nun erst kann er neu anhebend näher zum Sohne rücken, denn das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche ist allerdings voran abhängig von seinem Verhältniß zum Sohne." Abgesehn davon, daß „denn" nicht einleuchtet, hebt P. durchaus nicht von neuem an, rückt auch nicht näher zum Sohne heran als V. 3 — 6, wie denn ἐν ᾧ gar keinen Ton hat.

V. 7—12 soll einen neuen Gedankenkreis bilden, welcher nun die wirklich aufgerichtete Haushaltung und Anstalt im Sohne vor uns entfaltet. In der bisherigen dreifachen Doppelreihe der Begriffe zielte doch alles noch, vom Liebesrathe des Vaters her gefaßt, auf Christum hin." Dieses ist in den Text eingetragen. „Nun aber thut sich die angebrochene Fülle der Zeiten und mit ihr die Oekonomie des Sohnes auf, nun giebt's ein: Wir haben!" Wie wenig diese Unterscheidung von V. 7 — 12 und 4 —6 stichhaltig ist, ergibt sich, wenn man den Relativsatz V. 6 ἧς ἐχαρίτωσεν ἡμᾶς κτλ. mit 7 ff. vergleicht. „Wieder 3 Grundbegriffe, in denen sich diese Oekonomie gründet, fortführt, vollendet: den Grund legt die Erlösung im nächsten Sinne, den Fortgang vermittelt die überschwängliche Mittheilung der Gnade zu Weisheit und Erkenntniß, der Abschluß zeigt sich in der Zusammenfassung, wodurch dann erst nach allen Zeiten die Haushaltung ausgeführt sein wird." Aber wo hat P. angedeutet, daß er hier von den drei Grundbegriffen reden will, in denen sich jene Oekonomie gründet, fortführt, vollendet? Hätte er Letzteres thun wollen, so mußte der dritte Grundbegriff ebenso selbständig erscheinen, als die beiden andern. Dies ist aber nicht der Fall; ἀνακεφαλαιώσασθαι κτλ. ist nur ein Re-

benmoment in der Gedankenreihe. Dazu hat St. nicht erkannt, daß V. 8 erst durch V. 9 sein Licht empfängt. Wenn endlich Paulus, wie es wirklich der Fall ist, V. 8 und 9 den Gedanken ausgesprochen hat: Gott hat den Segen in Chr. uns kund gethan und damit alle mögliche Weisheit gnädig uns verliehen, und wenn wir ohne Zweifel *γνωρίσας ἡμῖν τὸ μυστήριον κτλ.* so zu verstehen haben, durch Christi Wort habe Gott uns dieses Mysterium kund gemacht, so muß man offen einräumen, was freilich die Exegeten nicht gethan haben, daß streng genommen V. 8—10 vor V. 7 stehn sollte. Dann aber kann davon keine Rede sein, daß V. 7 der Grund, V. 8—10 der Fortgang und das Ziel der Heilsökonomie aufgezeigt werde. Stier fährt fort: „Wiederum treten zu diesen drei großen Worten drei gegenüberstehende Bestimmungen, zwar nicht mehr, wie vorhin, grade sämmtlich Ziel oder Zweck anzeigend, aber doch wieder ähnlich zurückführend in ihrem Zusammenhange. 1. Erlöset sind wir nach dem Gnadenreichthum, d. h. dazu, daß dieser Reichthum in uns mittheilend ausgebreitet werde — mithin darin wieder voran das Ziel dem Grunde gegenüber. 2. Die überschwängliche Mittheilung widerfährt uns zur Erkenntniß des Geheimnisses seines Willens, des neuen Geistesgesetzes in Christo, wonach Alles durch die Gnade in ihm zu Stande gebracht wird bis zur Vollendung, das ist der uns aufgethane Weg. 3. Diese vollendende Verfassung geschieht nach V. 11 und 12 auf den Grund und geschichtlich entwickelnd aus dem Grunde der in Israel, dem Erbe Gottes, bereits vorhandenen Verordnung für Christus und in Christo.“ Allein 1. V. 7 steht nichts davon, daß wir erlöst sind, damit der Gnadenreichthum in uns mittheilend ausgebreitet

werde. Wenn St. in *ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν ἀπολύτρωσιν* den Grund findet, in *κατὰ τὸ πλοῦτος κτλ.* das Ziel, so folgt vielmehr jenes aus diesem. Das unter 2 und 3 Bemerkte hat im Texte keinen Halt.

Die Verse 11 und 12 werden von St. so aufgefaßt: „Jetzt eigentlich beginnt die subjective Aneignung des Heils oder die wirkliche Einführung in das göttliche Reich; doch wird nur so davon gesprochen, daß die erste, vorläufige Berufung und Annahme Israels hervortritt. Denn zur Entwicklung der Oekonomie gehört es, daß den Zeiten der Erfüllung auch Zeiten der Verheißung zum Hoffen vorangingen. Es ist ja noch rückständig, nachdem das Ziel in dem Sohne gezeigt worden, eine Bestimmung dazu, welche wieder in den Grund und Anfang zurückführt. Die Verfassung unter e i n Haupt beruht auf und wächst hervor auf dem Grunde einer (fürs Erste sonderlichen) Verordnung zu Gottes Erbtheil. So hat der Apostel jetzt noch zu nennen (als Uebergang zum erst V. 15 rein heraustretenden persönlichen Aneignen) den historisch vermittelnden Anfangsgrund für die Oekonomie Gottes in Christo, die Voranstalt, aus welcher die Anstalt der Gemeinde als aus einem Keime wächst." St. beruft sich auf *τοὺς προηλπικότας* V. 12, diese Bezeichnung sei nur von den Israeliten zu verstehn, ebenso deutlich laute es: *ἐκληρώθημεν*, wir sind das Erbtheil geworden, Gottes Erbe nämlich, eigenthümlich Volk. Auch hier kann man St. nicht beistimmen. Die relativ selbständige Bedeutung, welche V. 11 in dem ganzen Abschnitt hat, ist von ihm verkannt. Unmöglich kann der Apostel den Gedanken haben ausdrücken wollen, die Verfassung unter e i n Haupt wachse hervor aus dem

Grunde einer Verordnung zu Gottes Erbtheil, weil der Satz V. 11 eine viel größere Selbständigkeit als der V. 10 hat. Hätte St. Recht, so müßte das Gegentheil im Texte der Fall sein. Dazu kommt, was die Hauptsache ist, daß V. 11 nur von den Christen im Allgemeinen verstanden werden kann. Es ist gar keine Andeutung von P. gegeben, daß er die Israeliten meint, während er sehr deutlich anzeigt, daß er V. 12 von den Judenchristen, V. 13 von den Heidenchristen spricht. Wenn St. sich auf ἐκληρώθημεν beruft, so ist zu entgegnen, daß ἐκλήθημεν gelesen werden muß, daß jenes nicht heißen kann: wir sind das Erbtheil Gottes geworden, sondern: wir sind des Erbtheils theilhaftig geworden, und daß dieser Ausdruck nicht im ATlichen, sondern im NTlichen Sinne von dem idealen messianischen Erbgut verstanden werden muß, wie aus Stellen, wie Kol. 1, 12 u. a. hervorgeht. Dabei ist St. im Unklaren, welche Israeliten V. 11 von P. gemeint sein sollen. Einmal, sagt er, „der Apostel rede nicht sowohl von Israel insgemein, als vielmehr von den Gläubigen aus Israel, welche, da Chr. kam, zuerst in Wahrheit Gottes Erbe wurden.“ Gleich darauf: „So gewiß Gottes Vorherbestimmung keine willkürlich auswählende Prädestination ist, ebenso gewiß bezeichnet hier der Apostel a l l e Israeliten nach dem Fleisch.

Endlich V. 13 und 14 sieht St. als den dritten Abschnitt an. „Hier ist“, wie er S. 21 sagt, „sonderlich von dem Geiste die Rede.“ „Der persönlichen Aneignung des nun gekommenen Heiles für den Glauben — denn das ist doch wohl das Versiegeln durch den Geist — dieser Aneignung erster Grund ist das vom Geist gegebene Wort. Sofort aber bringt dasselbe Wort auch den Glaubenden den Geist,

d. h. also versiegelt sie — dies ist der vermittelnde Weg, sie zu bereiten und zu bewahren für die schließlich vollkommne Erlösung, welche das Ziel aller Ziele ist.“ Also dasselbe Schema wie vorher: Grund, Weg und Ziel. Aber es ist nicht dasselbe: das Wort bringt den Gläubigen den Geist, und: das Wort versiegelt sie. Versiegeln heißt bestätigen. Wessen die Leser versiegelt sind, sagt Paul. mit den Worten *εἰς ἀπολύτρωσιν — αὐτοῦ*. Der Sinn ist der: Ihr seid vergewissert, daß ihr Theil haben sollt an der Erlösung, die dem Eigenthum Gottes bevorsteht, und daß ihr ein Gegenstand für Andere werdet, Gott zu loben. Da *ἐσφραγίσθητε* und *εἰς ἀπολύτρωσιν κτλ.* enge zusammengehören, so ist es unstatthaft, mit St. diese Worte zu scheiden und zwei Momente daraus zu machen. Nicht abzusehn ist es ferner, wie *ἐσφραγίσθητε* den vermittelnden Weg soll bezeichnen können. Endlich ist es ungenau, in diesen beiden Versen die persönliche Heilsaneignung zu finden. Dieselbe liegt nur in den Worten *ἐν ᾧ — ὑμῶν*, und auch da nur implicite.

K. Gunkel.

Wien

Aus der kaiserlich-königl. Hof- und Staatsdruckerei 1859. Die typologischen Bilderkreise des Mittelalters von Dr. Gustav Heider. — Vortrag gehalten im Alterthumsvereine am 9. Decbr. 1859. 32 S. in Octav.

Ein kleiner schätzenswerther Beitrag auf dem von Dilettanten aller Art arg zugerichteten Gebiete mittelalterlicher Symbolik, auf den wir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter um so mehr hinzulenken für nöthig erachten, als das Schicksal so we-

nig umfangreicher Arbeiten sehr häufig das ist, bald vergessen oder ganz übersehen zu werden. Erschöpfendes zu leisten, ist nicht die Sache eines Vortrages und hat daher der Verf. vorliegender Schrift auch keineswegs erstrebt. Dagegen müssen wir dem an die Spitze gestellten Grundsatz, welcher der Kritik auf diesem schlüpfrigen Gebiet einzig und allein einen gewissen Halt zu bieten im Stande ist, unsre volle Anerkennung zollen, der Betonung und dem Nachdruck nämlich, welcher auf die Bestiarien und Thierbücher als Quellenkunde für mittelalterliche Symbolik gelegt wird (S. 8). Die beiden zu diesem Zweck ausgewählten Beispiele vom Adler und dem Löwen, wie deren Deutung auf einem Reliquarium des Stiftes Kremsmünster (S. 11) sind schlagend. Indeß, ich zweifle nicht, man wird weiter gehen müssen, wenn man zum Kern dringen will. Nicht nur die Thierbücher des Mittelalters, auch die naturwissenschaftlichen Fabeln und Sagen der alten Welt, vor Allem die Naturgeschichte des Plinius, werden zu diesem Zweck durchstöbert werden müssen, wenn es sich ernstlich darum handelt, der Sache auf den Grund zu kommen. Der symbolischen Bedeutung der Bäume (S. 11) und der Steine (S. 13) wird nur vorübergehend Erwähnung gethan, um nach Abfertigung der symbolischen Auffassung der Natur um so ausführlicher bei der der alttestamentarischen Begebenheiten und ihrer Beziehungen zum neuen Testament (S. 14) zu verweilen. Diese indirecte Redeweise der altchristlichen Zeit, bei der man anfänglich die neutestamentlichen Vorgänge, auf welche es gemünzt war, noch gänzlich verschwieg und die angeblich entsprechenden des alten Testamentes gradezu substituirte, scheint uns die älteste urchristliche Form, die aus einer Scheu

hervorgegangen ist, jener nicht unähnlich, die den frommen Juden den Namen Gottes auszusprechen verbot. Ebenso alt, wo möglich noch älter, sind die bekannten altchristlichen Symbole „der Fisch“, „die Leier“, das Schiff“ rc., deren der Vortragende nicht besonders gedacht hat, bei denen das Tertium comparationis herauszufinden oft noch schwieriger ist, als bei der eben erwähnten Gattung. Daß wir auch hier es nur mit christlich umgedeuteten Bildzeichen zu thun haben, ist von mir erst kürzlich in meinem System des christlichen Thurmbaues bei Erwähnung des Pfaues und des Phönix (S. 37 Anm. 1) und der Kreuzform (S. 21 A. 6) ausgesprochen worden.

Bei weitem selbständiger und schöpferischer, als hier, tritt der christliche Geist in der wirklichen Parallelisirung alt- und neutestamentlicher Begebenheiten, die dem Gedanken der Zeit nach in einer geistigen Verbindung stehen sollen, auf. Der mehr dogmatische und litterarische als rein künstlerische Ursprung dieser das ganze Mittelalter hindurch üblichen und daher typisch gewordenen Anordnung erhellt aus einzelnen dahin zielenden Aussprüchen der Kirchenväter, deren einige der Verf. erwähnt (S. 15), nicht weniger, als aus dem noch sehr seltenen Vorkommen dieser Composition in den Katakomben. Ihren Höhepunkt erreicht diese Auffassungsweise erst im 12ten und 13ten Jahrh., der Blüthezeit des Mittelalters (S. 16). Als Beispiel dieses typologischen Bilderkreises wird das Email-Antipendium des Stiftes Klosterneuburg aus dem 12ten Jahrh. angeführt. Mit dem Wörtlein „zuerst“, das der Verf. bei dieser Gelegenheit gebraucht, wollen wir es nicht zu genau nehmen. Nach Beda brachte Abt Benedikt Biscopius schon 683 seinem Kloster

aus Rom 4 Bilder mit, deren Gegenstände Parallelen des alten und neuen Testamentes bildeten: „Isaac, der das Holz zu seinem Opfer trägt“ und „Christus das Kreuz tragend“, „die eherne Schlange des Moses“ und »filium hominis in cruce exaltatum.« Das sind Gedankenspiele, über die wir ebenso wenig den Stab brechen, als sie der Neuzeit zur Nachahmung empfehlen möchten, wie Hr Heider (S. 31) und Hr Schnaase thun.

Als einen zweiten nah verwandten Bilderkreis betrachtet Hr Heider die Darstellungen der sogen. Biblia pauperum. Es ist dem Verf. geglückt, nachzuweisen, daß dieses im letzten Viertel des 15ten Jahrh. gedruckte Werk (S. 22) durchaus nicht, wie man bisher annahm „das geistige Product eines mit dem zerstreuten Typenschatze unsrer Vorfahren vertrauten Zeitgenossen ist“, sondern „daß man es hierbei mit dem bloßen wortgetreuen Abdrucke einer viel älteren Schriftquelle zu thun hat“ (S. 18). Die älteste Handschrift von den bis jetzt bekannt gewordenen stammt aus dem Beginn des 14ten Jahrh. (S. 20); im Ganzen zählt Hr Heider ihrer bereits sieben (S. 20—23) auf, von denen einzelne sehr nahe verwandt sind: die älteste derselben aus dem Stift St. Florian wird von ihm als eine der schönsten Blüthen der Kunst des 14ten Jahrh. in Bezug auf die Zartheit der Gestalten und die Feinheit der Empfindung gepriesen (S. 21).

Der letzte Theil des Vortrages beschäftigt sich mit der Entartung und dem allmählichen Verfall der typologischen Bilderkreise, wie er durch das Hervortreten des subjectiv-künstlerischen Geistes der Reformationszeit herbeigeführt wurde. Auch in dieser Hinsicht freut es uns, von Herrn Heider eine dem Stand der Wissenschaften gemäße ruhige und von

dem religiösen Standpunkt ungetrübte, ja das Recht der Neuzeit theilweise wenigstens anerkennende Auffassung ausgesprochen zu finden. Die Bedeutung des (auf 1 Mos. 48 V. 13 bezüglichen) Titelbildes, dessen im Vortrag gar nicht Erwähnung geschieht, ist uns unklar geblieben.

Wilhelm Weingärtner.

Paris und Genf

Joël Cherbuliez, Libraire 1859. Les origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs. Essai de Paléontologie linguistique par Adolphe Pictet. Première Partie. VIII u. 547 S. in Octav.

Der Hr Verf. des vorliegenden Werkes, welcher sich um die genauere Erkenntniß der Stellung, welche die celtischen Sprachen im indogermanischen Sprachstamm einnehmen, Verdienste erworben hat, hat hier eine Arbeit begonnen, welche dessen Gesammtgebiet ins Auge faßt. Vermittelst der Wörter, von welchen sich mit Sicherheit, oder hoher Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß sie schon vor der Sprachtrennung existirt haben, will er den Culturzustand darstellen, auf welchem sich das Volk befand, welches diejenige Sprache sprach, die die einheitliche Grundlage aller zum indogermanischen Sprachstamm gehörigen gebildet hat. Das Werk schließt sich demgemäß in seiner Aufgabe an mehrfache Untersuchungen in Jac. Grimms Geschichte der deutschen Sprache und an die kleine, aber treffliche Arbeit von Kuhn, „zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker" abgedruckt in den „Indischen Studien" I, 321—364. Doch hat Hr Pictet sein Werk in einem viel umfassenderen Umfang angelegt und strebt nach Vollständigkeit, was, wenn gleich es manche Nachtheile

herbeigeführt hat — nämlich Hineinziehung von Wörtern und Vergleichungen, welche für die eigentliche Aufgabe völlig nutzlos sind — doch im Allgemeinen Anerkennung verdient.

Was die Einrichtung des Werks betrifft, so zerfällt der vorliegende Theil in ein Avant-propos (S. 1—26) und zwei Bücher. Das erste „Ethnographie et Géographie« (S. 27—148) behandelt zunächst eine Menge Völkernamen, welche größtentheils außerhalb der Aufgabe des Werks und den Origines sehr fern liegen; dann die klimatischen Bezeichnungen: Namen „für Winter, Schnee" ꝛc., endlich geographische, wie für „Meer, Berg" ꝛc. — Das zweite Buch überschrieben »Histoire naturelle« (S. 149—533) behandelt die naturgeschichtlichen Namen, zunächst für Mineralien", dann Pflanzen, endlich Thiere. S. 535—539 gibt Conclusions générales de la première partie.

Die Aufgabe ist eine schöne und eine sorgfältige Ausführung derselben wäre in der That geeignet, uns ein keineswegs ärmlich ausgestattetes Bild jener uralten Zeit vorzuführen. Allein so sehr wir auch geneigt sind, manches Gute in der vorliegenden Arbeit anzuerkennen, so scheint mir der Herr Verf. doch schon dadurch sehr gefehlt zu haben, daß er, wie schon bemerkt, so sehr Vieles aufgenommen hat, von dem sich weder mit Sicherheit, noch mit Wahrscheinlichkeit behaupten läßt, daß es der zu schildernden Zeit angehöre. Denn dies läßt sich nur von solchen Wörtern annehmen, welche nicht nur in ihren Elementen völlig identisch sind, sondern auch zugleich in mehreren Sprachen erscheinen. Denn da die Elemente auch nach der Separation den Einzelsprachen größtentheils verblieben sind oder entschieden verbleiben konnten, so konnten

sich in ihren Elementen gleiche Wörter auch unabhängig von einander in den verschiedenen Sprachen nach der Trennung bilden. So würde z. B. irisch aibheis, selbst wenn es (nach S. 119) mit sskr. avisha identisch wäre — woran ich für meine Person stark zweifle — keineswegs für die Existenz eines mit beiden identischen Wortes im Mutterstock entscheiden, da das Verbalthema sowohl als das Suffix dem Stamm, welcher an der Spitze der Celten stand, gefolgt und daraus auch nach der Separation das Wort selbständig gebildet sein konnte. Von den S. 120 besprochenen seo rc., bemerkt der Hr Verf. selbst, daß sie für seine Aufgabe keine Bedeutung haben. Die Weglassung aller derartigen Zusammenstellungen würde das Werk sehr verkürzt und seine eigentliche Aufgabe — das Bild des Culturzustandes vor der Separation — viel reiner und bestimmter und zweifelloser gemacht haben. So wie es jetzt vorliegt, stößt man jeden Augenblick an und vergißt über die vielen, nicht dem eigentlichen Zweck dienenden etymologischen Untersuchungen die eigentliche Aufgabe. Es verwandelt sich während des Studiums aus einem Essai de Paléontologie, wie der Hr Verf. seine Aufgabe recht hübsch bezeichnet hat, in eine Reihe etymologischer Forschungen von zum größeren Theil sehr zweifelhaftem Werth.

Denn wenn gleich auch im Einzelnen manches Anerkennenswerthe geboten ist, so ist doch das Ganze auf eine Weise behandelt, welche weit entfernt ist, dem jetzigen Stande der indogermanischen Etymologie zu entsprechen.

Will man auch die Etymologien der Volksnamen und geographischen Eigennamen damit entschuldigen, daß dies Glatteis selbst die besonnensten Etymolo-

gen selten betreten haben, ohne Gott zu danken, wenn sie nur mit einem blauen Auge davon gekommen sind — so läuft einem S. 109 die Zusammenstellung von πέλαγος „Meer“ mit sskr. paranja „Schaum“ in den Weg, S. 119 die von sintfluot mit einem sskr. sindhupluta, was „vom Meer überflossen“ bedeuten mag, S. 125 gar die Erklärung von sskr. bh*r*igu in der Bedeut. „Bergebne“ als eine allen sanskritischen Regeln Hohn sprechende Zusammensetzung von dem Verbum bh*r*i „tragen“ und go „Rind“. Es wird einem in der That schwer, wenn man solche und ähnliche Dinge (wie z. B. S. 119 noch sskr. bha*nd*i, ohne Beachtung der Cerebralen (gedruckt ba*nd*i, wie auf derselben Seite auch banga, bangi statt bha°) identificirt mit ir. baidh, sskr. dhâsas gegen die Regeln über Lautreflex mit persisch daz) in den Kauf nehmen muß, auch nur weiter zu lesen. Ich habe es — um mein kritisches Gewissen zu beruhigen — dennoch gethan und gestehe gern, daß ich Manches gefunden habe, was der Weiterlesung werth war.

Ich glaube, daß der Herr Verf. recht gut im Stande sein würde, derartige Felsen, die manchem seiner Leser den Weg verrammeln möchten, wegzuräumen, und bin überzeugt, daß das Werk seine Aufgabe desto mehr erfüllen wird, je strenger er in der Aufnahme der für sie charakteristischen Wörter verfährt.

Th. Benfey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Juni 1860.

Braunschweig

Verlag der Hofbuchhandl. von E. Leibrock 1860. Zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten. Zwei Abhandlungen aus dem gemeinen Rechte von Dr. Gustav Hartmann, Privatdocenten zu Göttingen. VIII u. 180 S. in Octav.

Bei der Bearbeitung vorerwähnter Schrift ist Unterz. — auf Veranlassung einer Preisaufgabe der hiesigen Juristenfacultät — ausgegangen von dem Institut der gemeinschaftlichen Testamente, welches bisher zwar hinlänglich mit Abhandlungen über einzelne wichtige Punkte, aber noch nicht mit einer eigentlichen Monographie bedacht war. Wenigstens wird man weder die zahlreichen älteren Dissertationen, noch auch den bekannten Aufsatz Hasses (Rhein. Mus. f. Jurispr. Band 3), in welchem auf Kosten des Hauptgegenstandes zu viel Raum auf Dinge, die nur entfernt mit ihm zusammenhängen, verwandt wird, für eine solche erkennen können. Diese Lücke der juristischen Litteratur, so gut er es vermöchte,

zu ergänzen, war das dem Verf. zunächst allein vorgesteckte Ziel. — Zur Erreichung desselben zeigte es sich ihm aber bald nothwendig, auch die nahe verwandte Lehre von den Erbverträgen, die erst an Beseler einen trefflichen Bearbeiter gefunden, in den Kreis seiner Studien zu ziehen. Indem er die von der herrschenden Theorie über Erbverträge aufgestellten Grundsätze auf Geschäfte, wodurch mehrere Personen gegenseitig zu ihren Gunsten die Beerbung bestimmen, anwandte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß mit jenen Grundsätzen hier schwerlich durchzukommen sei. So entstand denn die — nunmehr vorangestellte — Abhandlung „Zur Lehre von den Erbverträgen", in welcher immer die Rücksicht auf das ursprüngliche Thema leitend gewesen ist — eine Rücksicht, welche namentlich die Ausschließung der Lehren vom Erbverzicht, von den Einkindschaften ꝛc. zur Folge gehabt hat. Seine Ansicht über den Erbverzicht hat der Unterz. aber wenigstens in einer ausführlicheren Anmerkung (S. 67 f.) anzudeuten, Gelegenheit gefunden.

In der ersten Abhandlung wird ausgegangen von dem Erbeinsetzungsvertrage, dessen Begriff im § 1 anders als es bisher geschehen, bestimmt wird. Nach der hier gegebenen Ausführung ist nämlich das genannte Geschäft keineswegs ein streng einheitliches Ganze, sondern es sind in demselben zwei völlig verschiedene Bestandtheile zu unterscheiden: eine Erbeinsetzung und mit dieser verbunden die dem Instituirten gegebene Versicherung, daß kein Widerruf Statt finden dürfe und solle. Die letztere Erklärung wird juristisch charakterisirt als ein Verzicht auf die testamenti factio, welcher das einzige vertragsmäßige Element in dem sogenannten Erbeinsetzungsvertrage bilde.

Ehe nun dieser Grundgedanke im Einzelnen durch-

geführt werden konnte, bedurfte es einer Erörterung über die gemeinrechtliche Gültigkeit des Institutes, welche neuerdings mehrfach in Abrede gestellt worden ist. Der § 2 handelt zur Einleitung vom reinen römischen Recht. Es sind darin vom Standpunkte der namentlich unter v. Savigny und Puchta verhandelten Streitfrage, ob dies Recht Schenkungen des ganzen gegenwärtigen und zukünftigen Vermögens anerkenne, die wichtigsten der Stellen besprochen, in denen man gewöhnlich Testament und Erbeinsetzungsvertrag einander gegenübergestellt erblickt. Das Resultat fällt dahin aus, daß, falls eben nur die positiven Formen der Schenkung — wo nöthig — beobachtet seien, der Gültigkeit jenes obligatorischen Vertrags nichts im Wege stehe, daß aber dem Verzicht auf die Testirfreiheit überall keine Wirkung beigelegt sei, obwohl sich dies nirgends in den Quellen ausdrücklich auch für den Fall erwähnt finde, daß der Verzicht sich unmittelbar an eine gültige Erbeinsetzung anschließe.

Der § 3 enthält sodann den Nachweis, daß man in Deutschland — wo seit dem Zurücktreten der alten Volksrechte bis zum Wiederaufleben des römischen Rechts Dispositionen, welche erst nach dem Tode ihres Urhebers ins Leben treten sollten, so gut wie unbekannt waren — zwar im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch in Beziehung auf unsern Gegenstand streng an Justinians Rechtsbücher sich hielt, ja in falschem Eifer noch über deren wahren Inhalt hinausging; daß aber seit dem achtzehnten Jahrh. mit dem steigenden Ansehn naturrechtlicher Theorien ein allmählicher Umschwung sich vorbereitete, der seit Hasse und Beseler zu einer allgemeinen Anerkennung des sog. Erbeinsetzungsvertrags geführt hat.

Diesen historischen Erörterungen folgt die Entwi-

ckelung des geltenden Rechts, der Grundsätze über Eingehung, Wirkung und Aufhebung des Erbeinsetzungsvertrags. Im § 4 wird zunächst aus dem im § 1 aufgestellten Begriff gefolgert, daß man keineswegs einen absolut nichtigen Act anzunehmen brauche, wenn es beim Vorhandensein der testamenti factio activa beziehentl. passiva der einen oder anderen Partei an den zur Vertragsschließung nöthigen Eigenschaften fehle. Vielmehr muß z. B. der von einem minor pubes eingegangene Erbeinsetzungsvertrag doch als gültiger Delationsgrund der Erbfolge angesehen werden, wenn nur der Instituent ohne erklärten Widerruf verstorben ist. Die Nichtigkeit, welche hier nicht über den Verzicht auf die testamenti factio hinausgreifen kann, trifft diesen aber selbst dann, wenn er unter vormundschaftlichem Consens errichtet sein sollte (S. 34 f.). Jeder Mangel der testamenti factio hat dagegen wirklich, wie die herrschende Lehre auch für jenen Fall annimmt, eine totale Nullität des Geschäftes zur Folge. Dieselbe Nichtigkeit tritt nicht minder dann ein, wenn der künftige Erblasser nicht in Person, sondern durch einen Andern seinen Willen erklärte. Stellvertretung bei Eingehung des Erbeinsetzungsvertrags kann und muß nur zugelassen werden auf der Seite des Acceptanten. Hier ist denn ein vorgängiges Mandat gar nicht erforderlich, sondern der Dritte kann jederzeit durch formlose Ratihabition den Vertrag zu seinem eigenen machen, vorausgesetzt eben, daß er auf seinen Namen abgeschlossen war. Hatte der Paciscent sich nicht als Vertreter des Dritten gerirt, war er als selbständige Partei aufgetreten, um seinem Willen den Promittenten zu unterwerfen: so kann höchstens die Erbeinsetzung gültig sein, nicht auch der Verzicht. Es gibt m. a. W. gemeinrechtlich keine pacta hereditaria dispo-

sitiva, wie dies oft behauptet worden ist, indem man den ganz verschiedenen Fall damit verwechselte, daß im Erbeinsetzungsvertrage dem Vertragserben Auflagen zu Gunsten Dritter gemacht sind. Dies in Kurzem der Inhalt des § 4.

Im folgenden §, welcher die Form des Erbeinsetzungsvertrags zum Gegenstande hat, begründet der Verf. gegenüber der herrschenden Lehre die Nothwendigkeit der Testamentssolennitäten zur Gültigkeit des Geschäfts, — zeigt, daß von einem entgegenstehenden Gewohnheitsrechte nicht die Rede sein könne, weist endlich hin auf die tiefer liegenden Inconvenienzen, in welche die Gegner sich verwickeln müssen.

Beim „Inhalt" (§ 6) ist vorzugsweis die Rede von den Bedingungen und ihrem Einfluß auf den Rechtsbestand der Hauptverfügung. Es wird namentlich ausgeführt, daß die Hinzufügung unmöglicher und unsittlicher Bedingungen keineswegs, wie man jetzt allgemein lehrt, das Ganze vitiire, sondern nur das vertragsmäßige Element des Geschäftes: so daß z. B. dem unter der Bedingung einer Religionsänderung vertragsmäßig Instituirten sofort nach dem Tode des Andern dessen Erbfolge deferirt werde, wenn nur nicht eine abändernde Disposition vom Verstorbenen getroffen sei.

Die §§ 7 u. 8 betreffen die Wirkungen des Erbeinsetzungsvertrags, welche im Allgemeinen der herrschenden Doctrin entsprechend entwickelt werden. Nur muß es der Verf. im § 7 in Abrede stellen, daß der Erbvertragspromittent auch in der Verfügung inter vivos beschränkt werde; er glaubt in dieser Hinsicht nicht weiter gehen zu dürfen als bis zur Gestattung einer exceptio gegenüber der Klage solcher Personen, welchen der Verstorbene einen Theil seines Nachlasses schenkungshalber erst versprochen hatte. Ferner wird im § 8 das Recht der Accre-

scenz auch auf den Erbeinsetzungsvertrag bezogen und nur bei Collision mit neueren Geschäften eine Ausnahme zugelassen, welche sich schon nach den gewöhnlichen Grundsätzen unseres gemeinen Rechtes rechtfertigen läßt. Nur die Erkenntniß, daß sonst ein partieller Erbeinsetzungsvertrag juristisch unmöglich sein würde, hat es wohl bewirkt, daß man das Anwachsungsrecht bei unserem Geschäft schlechthin nicht gelten lassen wollte, indem man eben nicht scharf genug distinguirte.

Unter den Aufhebungsgründen werden im § 9 die, welche sich nur auf den Verzicht beziehen, unterschieden von denen, welche den ganzen Erbeinsetzungsvertrag zum Objecte haben. Als zur ersten Klasse gehörig werden anerkannt: die restitutio in integrum, welche bisher allgemein als Tilgungsgrund der vertragsmäßigen Erbeinsetzung aufgefaßt wurde, ferner ein besonderer, nicht mit dem sogenannten Erbverzicht zu verwechselnder Vertrag der Parteien, zu welchem gleichfalls, damit der Instituirte wirklich ausgeschlossen werde, noch ein förmlicher Widerruf hinzukommen muß. Aus der zweiten Kategorie finden nur Berücksichtigung das Vorabsterben des Instituirten und die Verletzung der Rechte der Notherben, da eben nur rücksichtlich dieser beiden Punkte die Anwendung der bekannten gemeinrechtlichen Grundsätze über das Erlöschen von Erbeinsetzungen auf unser Geschäft häufig bestritten worden ist.

Der andre und letzte Haupttheil der ersten Abhandlung ist dem Institute des Vermächtnißvertrages gewidmet. Im § 10 wird zunächst der Begriff desselben analog dem Begriffe des Erbeinsetzungsvertrags bestimmt; sodann wird die gemeinrechtliche Gültigkeit des Institutes namentlich den Angriffen Beselers gegenüber in Schutz genommen, woran eine

kurze Charakteristik des Verhältnisses zwischen dem Vermächtnißvertrage und verwandten Geschäften, insbesondere der mortis causa donatio sich knüpft. Der § 11 endlich gibt eine Darstellung der einzelnen Rechtsgrundsätze, insoweit sie sich nicht nach dem Vorhergehenden schon von selbst verstehen; es ist besonders die Rede von den Wirkungen der entzogenen testamenti factio und von ein paar Aufhebungsgründen des Geschäftes, welche leicht bezweifelt oder übersehen werden könnten.

Die zweite Abhandlung „die Lehre von den gemeinschaftlichen Testamenten" handelt, nachdem im § 1 eine kurze Uebersicht über den hauptsächlichen Inhalt und über das äußere Object der folgenden Erörterungen, welchem der Verf. eine weitere als die gewöhnliche Grenze zieht, gegeben ist, in drei Abschnitten von den gemeinschaftlichen Testamenten überhaupt, von den reciproken und von den sogenannten correspectiven Testamenten insbesondere. Der erste Abschnitt ist wesentlich einer Lösung der Frage bestimmt, ob nicht, wie das oft angesehene Juristen behaupten, zur Gültigkeit der gemeinschaftlichen Testamente noch gewisse besondre Voraussetzungen erforderlich sind.

Da eine solche Behauptung auf die weitere Annahme sich gründet, daß eine äußere Verbindung von ultimae voluntates verschiedener Personen mit den Regeln des reinen römischen Rechts durchaus unvereinbar sei: so war zunächst auf diesen Punkt das Augenmerk zu richten. Der Verf. sucht in § 2 zu zeigen, daß in der That jenes Bedenken, selbst wenn man es auf die eigentlich solennen Testaments- oder Codicillar-Formen beschränke, weder innere noch äußere Gründe für sich habe, und bespricht zu diesem Behuf u. A. die l. 19. Cod. de pactis, wie die bekannte Novelle Valentinians III. von 446,

welche wirklich ein gemeinschaftliches Privattestament von Ehegatten erwähnt und billigt. Bei der Allgemeinheit aber, mit welcher die erörterte Frage in neuerer Zeit gegen ihn entschieden wird, glaubte der Verf. auch noch dem Beweise sich unterziehen zu müssen, daß eventuell wenigstens ein gemeines deutsches Gewohnheitsrecht die Solennisirung mehrerer Testamente durch einen Act unbedingt als zulässig anerkenne: bei welcher Gelegenheit denn überhaupt auf die Geschichte dieser Art zu testiren kurz Rücksicht genommen werden konnte.

In dem folgenden Kapitel „über die wechselseitigen Verfügungen in gemeinschaftlichen Testamenten" ist die erste Hauptfrage: die nach der Widerruflichkeit oder Unwiderruflichkeit (§ 4). Der Verf. weist darauf hin, wie sehr die gemeinrechtliche Doctrin über diesen Punkt gewechselt hat, wie abweichend selbst heute noch die Ansichten der namhaftesten Juristen darüber sind. Nach ihm läuft Alles auf die einfache quaestio facti hinaus, ob die Parteien einen Verzicht auf die testamenti factio beabsichtigten oder nicht: während die Anhänger der in der Abhandlung I bekämpften Lehre hier consequent eine vierfache Möglichkeit statuiren müßten. Bezüglich jener quaestio facti wird noch gerügt, daß bisher oft in irrelevanten Dingen, z. B. in dem Gebrauch des Worts „Testament", „letzter Wille" u. dergl. Anhaltspunkte für die Entscheidung gesucht seien.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 14. Juni 1860.

Braunschweig

Schluß der Anzeige: „Zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten. Zwei Abhandlungen aus dem gemeinen Rechte von Dr. Gustav Hartmann."

Die zweite Hauptfrage dieses Abschnittes, „ob und inwiefern bei einem wechselseitigen Testamente die Verfügungen jedes Einzelnen von den entsprechenden Verfügungen des Andern in ihrem Rechtsbestande abhängen", findet im § 5 eine eingehende Besprechung. Nach einer dogmengeschichtlichen Einleitung, aus welcher hervorgeht, wie man ursprünglich jedem Testamente ein völlig selbständiges Leben zuschreibend, allmählich in der Theorie immer mehr das Eine dem Andern unterwarf, wird darzuthun versucht, daß außer im Falle ausgeschlossenen Widerrufs die ausdrückliche Nebenbestimmung gegenseitiger Abhängigkeit die Principaldisposition captatorisch und damit nichtig mache, daß die Supplirung von Bedingungen aus dem präsumtiven Willen der Parteien, da sich kein derogirendes Gewohnheitsrecht

nachweisen lasse, nach wie vor formell unzulässig sei, daß endlich — woraus sich eben das Ignoriren jener Theorie seitens des Gerichtsgebrauchs hinlänglich erkläre — die erwähnte Präsumtion der gehörigen materiellen Begründung ermangle und im Einzelnen zu unlösbaren Zweifeln führen müsse.

Das letzte Kapitel endlich hat es zu thun mit einem ganz speciellen, aber besonders häufigen und schwierigen Falle gemeinschaftlicher Testamente, welcher, in neuerer Zeit vorzugsweis unter dem Namen »testamentum correspectivum« begriffen, eine höchst verschiedene Auffassung und Behandlung erfahren hat. Der Fall ist der, daß die Testatoren, namentlich Ehegatten, nach vorgängiger gegenseitiger Erbeinsetzung auf den Todesfall des Letztlebenden zu Gunsten beliebiger Dritter insbesondere der beiderseitigen Verwandten in ungetrennter Rede über den Gesammtnachlaß, d. h. über die verschiedenen Vermögensmassen als über e i n Ganzes verfügen. Nach einer sehr verbreiteten Annahme, deren Aufkommen in der französischen, belgischen und deutschen Jurisprudenz im Eingange des § 6 verfolgt wird, soll jene Gesammtdisposition seitens eines Jeden nur ein auch des Andern specielles Vermögen mit umfassendes Fideicommiß enthalten, zu dessen Erfüllung der Ueberlebende durch die seinem freien Willen überlassene Erbschaftsantretung sich verpflichte. Dem gegenüber wird zunächst hingewiesen auf den bekannten durch die Natur der Sache selbst gebotenen und in den geschriebenen Quellen ausdrücklich bestätigten Satz, daß der Erbe durch Vermächtnisse nur insoweit gebunden ist, als ihm die Erbschaft Deckung gewährt; es wird gezeigt, daß alle Versuche, seine Unanwendbarkeit für den vorliegenden Fall zu deduciren, als gescheitert betrachtet werden müssen. Dann wird noch auseinandergesetzt, zu welch unerträglichen

Consequenzen jene Theorie nothwendig führte, wie der überlebende Testator regelmäßig ohne Erben bliebe, wie die Kinder einer etwaigen neuen Ehe leer ausgehen würden, wenn ihnen nicht der parens bei Lebzeiten sein Vermögen aushändigte. Um diesen Consequenzen zu entgehen, sind dann auch die Vertheidiger der eben angedeuteten Auffassung immer unwillkürlich in eine andere, freilich mit jener trotz der Aehnlichkeit des äußern Resultats völlig unvereinbare Auffassung hinübergefallen, welche erst neuerdings von Buchka klar formulirt und als eine selbständige hingestellt ist. Auch dieser, nach der einen Seite hin weit bessern Theorie stehen aber schwer wiegende Bedenken entgegen, welche der Verf. gegen Ende des § 6 entwickelt. Das positive Resultat dieses § ist: daß, wenn — wie auf Grund besonderer Ausführung geleugnet wird — eine Gebundenheit des Ueberlebenden im vorliegenden Falle durch gemeines Gewohnheitsrecht schlechthin als möglich anerkannt wäre, dies nur durch die Annahme eines sogenannten dispositiven Erbeinsetzungsvertrags construirt werden könnte (vgl. üb. d. § 4 der Abh. I). Von diesem freieren Standpunkte aus scheint aber auf keinen Fall Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Parteien — wenn überhaupt — erst von der Antretung an sich binden wollten. Ferner würde z. B. bei dieser Construction der Ueberlebende gar nicht gebunden werden, wenn er zur Zeit der Errichtung der gemeinschaftlichen Disposition noch minor gewesen.

Im § 7 endlich spricht sich der Unterz. zunächst im Allgemeinen dahin aus, daß in der gedachten Verfügung über den Gesammtnachlaß eine doppelte eventuelle Vulgar-, resp. fideicommissarische Substitution enthalten sei: wendet dies dann speciell an auf den Fall einer Substitution der „beiderseitigen

Verwandten“ und beschäftigt sich zuletzt mit den Singularvermächtnissen, welche nicht selten der universellen Disposition sich anschließen.

Zum Schluß möge noch die Bemerkung erlaubt sein, daß alle die Citate, an welchen gemäß der eigenthümlichen Natur des Stoffes beide Abhandlungen ziemlich reich sind, auf eigner Anschauung des Verf. beruhen, es müßte denn einmal ausdrücklich das Gegentheil angegeben sein. — An Druckfehlern ist unberichtigt geblieben »requiriums« statt »requirimus« S. 56 Anm. 2, „au“ statt „auf“ S. 178 Z. 6 v. unten; auf S. 143 Z. 1 ist das Komma zu streichen, dagegen bei dem Citat von H. Pistoris S. 23 Anm. 1 noch „Nr. 19“ hinzuzufügen. G. Hartmann.

Paris

bei Didier et Cie. 1859. Madame de Longueville. Études sur les femmes illustres et la société du XVIIe siècle. Par M. Victor Cousin. VII u. 488 S. in Octav.

Kein Theil der Geschichte wird in der Auffassung mehr durch Liebe oder Haß bedingt, als wo es der Darstellung von mit der äußersten Schärfe durchgeführten innern Bewegungen eines Staats gilt, zur Vertretung von Principien, die zu allen Zeiten eine gewisse Geltung in Anspruch nehmen, alle Stände ihrer bestimmten Farbe folgen und die gleichzeitigen Berichterstatter entweder nur vom Standpunkte ihrer Partei aus zu erzählen vermögen oder, was meist in Memoiren der Fall ist, die Vertheidigung ihres eigenen Verfahrens vor Augen haben. Die Aufgabe, bei diesem Gewirr von Meinungen und Bestrebungen ausschließlich der Wahrheit die Ehre zu geben, durch keine Neigung, möge sie Personen oder

Ansichten betreffen, bestochen zu werden, bleibt auch dann keine geringe, wenn der sichtbare Kampf seit Jahrhunderten seine Erledigung gefunden hat.

Bei dem vorliegenden Werk aber kommt zunächst in Betracht, ob der Verf. es über sich gewinnen werde, dem früher entworfenen Gemälde von der durch Anmuth und Zartsinn fesselnden Longueville das Nachtstück zur Seite zu stellen, in welchem Ehrgeiz und Parteiintriguen die Frau zur Verleugnung reiner Wirklichkeit treiben. Diese Frage muß insoweit bejaht werden, als der Verf. keine Thatsache verschweigt, keine Beurtheilung von Zeitgenossen unbeachtet läßt; aber gleichzeitig ist er beflissen, die Heldin der Fronde mit einem solchen Nimbus von Liebenswürdigkeiten auszustatten, daß ihre Schwächen und Fehltritte völlig dahinter verschwinden. Ref. gesteht, daß er die bei dieser Gelegenheit entwickelte Romantik dem ernsten Philosophen nicht zugètraut hätte. Die Longueville zeigt sich mehr oder minder als das Kind einer tief corrumpirten Zeit; es fesselt sie kein Vorurtheil in Bezug auf die Heiligkeit der Ehe, und im Wechseln von Liebschaften unterscheidet sie sich von den galanten Frauen ihrer Zeit wohl nur durch die Wahrung eines gewissen Anstandes. Es ist eine Mischung von Großartigkeit der Gesinnung und kleinlicher, keine Schönheit neben sich duldender Eitelkeit, die uns aus ihr entgegentritt. Uebrigens nimmt die Herzogin bei den wichtigsten Fragen keinesweges in der Art den Vordergrund ein, wie man es nach der Wahl des Titels erwarten sollte. Trotz allen auf ihre Garderobe verwendeten Fleißes ist sie doch nur zur Durchführung von Nebenrollen berufen.

Ueberhaupt wäre eine größere Einfachheit der Darstellung, eine Beschränkung in der Auswahl von untergeordneten Persönlichkeiten und Ereignissen wün=

schenswerth gewesen. Diese Fülle von Einzelnheiten legt sich erdrückend auf den Leser und erschwert die freie Uebersicht des Ganzen. Wir wollen nicht verkennen, daß die Schilderung einer Zeit, in welcher selbst Helden wie Condé von der Hand einer schönen Frau geleitet werden, kleine Intriguen zum raschen Abspringen von einer Partei zur andern treiben und die Männer mit der Dame des Herzens auch die politische Rolle wechseln, der Detailmalerei nicht entbehren kann, nur daß durch diese die Einheit des Ganzen nicht verletzt werden soll. Bei alle dem stimmt Ref. gern dem Ausspruche bei, welchen ein früherer Recensent in diesen Blättern dahin gethan hat, daß der Verf. den eigentlichen Schwerpunkt seiner Studien in der Historie gefunden zu haben scheine.

Es mag nicht oft vorkommen, daß, wie es hier der Fall ist, von einem historischen, nicht etwa aus einer Sammlung von Documenten bestehenden Werke der zweite Band zuerst in die Oeffentlichkeit tritt. Der Verf. rechtfertigt in der kurzen Vorrede sein Verfahren mit dem Umstande, daß der Gegenstand seiner Forschungen zwei für sich selbständige Partien bilde, von denen er die zweite, welche in Bezug auf Reichhaltigkeit und Wichtigkeit bei weitem die bedeutendere sei, als die zuerst zum Abschlusse gekommene voransende. Treffender unstreitig hätte derselbe seine Rechtfertigung durch eine einfache Hinweisung auf die früher von ihm erschienenen Werke begründen können, welche für das vorliegende orientiren, gewissermaßen als dessen Vorläufer bezeichnet werden dürfen; wir meinen seine »Nouvelles études sur les femmes illustres et la société du XVIIe siècle« und besonders seine Arbeit über »la jeunesse de Madame de Longueville«. Aber auch die Bekanntschaft mit diesen Schriften hilft doch

nicht über jede Lücke des Verständnisses hinweg. Der Sprung von der Jugendzeit der durch Schönheit und Grazie bezaubernden Schwester Condé's bis zu dem Abschnitt ihres Lebens, wo sie dem Bruder die politischen Bahnen vorzeichnet und zur Entzündung eines Bürgerkrieges beiträgt, der die Monarchie bis an den Rand des Verderbens führt, ist zu groß, um der Vermittelungen entbehren zu können. Die bis dahin im leichten Hofleben glänzende, im tändelnden Verkehr mit kriegerischen und litterarischen Notabilitäten sich bewegende, oder durch das Bedürfniß nach innerer Befriedigung zum klösterlichen Oratorium gedrängte Frau wird in dieser auf nur drei Jahre begrenzten Periode ihres Lebens als die Seele der Politik der hohen Aristokratie gezeichnet, die selbst vor dem Bunde mit dem nationalen Feinde nicht zurückschreckt, um auf Kosten der Monarchie eine längst unhaltbar gewordene Stellung zu behaupten.

Die vorliegenden Untersuchungen umfassen, wie so eben bemerkt ist, nur einen Zeitraum von drei Jahren; aber sie betreffen gerade den Theil der Geschichte der Fronde, der bisher, trotz seiner Wichtigkeit, am wenigsten einer gründlichen Prüfung unterzogen und nach den Verwickelungen und Umgestaltungen der Factionen schrittweise verfolgt ist. Die dunkelsten Partien dieser Epoche finden hier ihre Beleuchtung, das Gewebe von Lügen und Ränken wird entwirrt und durch Vergleichung und Deutung der zahlreichen Memoiren und Correspondenzen die Wahrheit nach Möglichkeit ergründet. Das gilt z. B. von den Motiven, welche den Prinzen von Condé 1651 zum Bruche mit der Königin trieben. Die hier gewonnene und in allen Einzelnheiten belegte Ansicht weicht von der gewöhnlichen Erzählung so weit ab, daß Referent nicht umhin kann, auf

die Verknüpfung der Thatsachen des Näheren einzugehen.

Der Verf. beginnt mit einer Darlegung der Stellung, welche die politischen Parteien Frankreichs im Anfange des Jahres 1651 zu einander einnahmen. Der zugleich mit seinem Bruder Conti und seinem Schwager, dem Herzoge von Longueville aus der Haft in der Citadelle zu Havre entlassene Condé war von dem zeitigen Regenten, dem Herzoge von Orleans, aufs glänzendste in Paris empfangen, in alle Aemter und Würden wieder eingesetzt und erfreute sich eines größeren Einflusses und einer allgemeineren Anerkennung als je zuvor. Dasselbe galt von seiner Schwester, der Herzogin von Longueville. Mit eben so großer Feinheit als Unerschrockenheit hatte sie während der Gefangenschaft ihrer Brüder die Interessen des Hauses Condé vertreten, gleich einer selbständigen Macht mit Spanien verhandelt und in dem Augenblicke, als Alles für sie verloren schien, die Befreiung ihrer Angehörigen erreicht. Eben darin sprach sich der Triumph der Fronde aus; durch sie wurde die Königin-Mutter gewissermaßen in ihrem Schlosse gefangen gehalten; sie hatte die Verbannung Mazarin's durchgesetzt und wünschte jetzt den Sieger von Rocroi, zugleich mit Orleans, an die Spitze des Staats zu stellen.

Um dieses Ziel zu erreichen, kam es zunächst darauf an, den von der Pfalzgräfin und der Herzogin von Chevreuse entworfenen Plan, durch eine Doppelvermählung Enghiens mit einer Tochter von Orleans und Condé's mit der Tochter der Chevreuse die Parteien der Fronde mit einander zu verschmelzen, letztere von einer geschlossenen Ligue der Aristokratie abhängig zu machen und der Rückkehr Mazarins an den Hof für immer vorzubeugen, in Ausführung zu bringen. Der Plan scheiterte an dem

durch die Longueville influirten Widerstande Condé's, der sich bei dieser Gelegenheit abermals von der staatsklugen Königin umgarnt zeigte. Die solchergestalt erlittene Kränkung rief in der Chevreuse einen maßlosen Zorn gegen den Prinzen hervor. Noch gebot die verschmitzte Frau durch Retz über die Situation in Paris, und Condé glaubte sich zu der Nothwendigkeit gedrängt zu sehen, eine zwischen der Königin und dem Coadjutor sich behauptende Partei, gewissermaßen eine neue Fronde, zu bilden. Den solchergestalt erwachsenden Riß verstand Mazarin, ungeachtet seiner Entfernung von Paris, mit Geschick zu erweitern. Auf seinen Betrieb bot die Königin der Herzogin von Chevreuse und mit dieser dem vielvermögenden Retz die Hand. Weil er in Condé unbedingt seinen gefährlichsten Widersacher erkannte, mußte dieser zunächst in seiner Stellung gebrochen werden.

Bei dieser Gelegenheit entwirft der Verf. eine Charakteristik von Retz, die sich wesentlich auf der Schilderung von La Rochefoucauld stützt. Er hebt vor allen Dingen hervor, daß der Genannte, wie wortreich und gewandt derselbe immerhin seinen Egoismus mit dem Streben für das Wohl des Staats zu verkleiden gewußt, stets nur seine eigenen Interessen vor Augen gehabt habe. Aus der kirchlichen Stellung konnte er nun einmal nicht heraus, so wollte er wenigstens in ihr das Höchste erreichen, das Cardinalat und daneben das Ministerium. Er kannte Mazarin und Condé zu gut, um nicht zu wissen, daß sie keinen Mann von Einfluß neben sich dulden würden; deshalb wollte er den Einen durch den Andern stürzen, um die Gewalt in die Hände des von ihm beherrschten Orleans zu spielen. Diese Schleichwege wurden wiederum von Mazarin und der Königin vollkommen durchschaut,

die den Ehrgeizigen für ihre Pläne dienstbar zu machen beflissen waren. In diesem Sinne versprach die Königin dem Coadjutor den Cardinalshut und erhielt dagegen die Zusage, daß innerhalb acht Tagen Condé gezwungen sein solle, Paris zu verlassen. Den Vorschlag des Coadjutor, Condé zu überfallen und abermals in sichern Gewahrsam zu bringen, mißbilligte die Königin; ob auch der mit noch größerer Entschiedenheit verworfene Antrag, den Prinzen morden zu lassen, vom Priester ausgegangen sei, wagt der Verf. nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, hält es indessen für nicht unwahrscheinlich.

Von diesen Vorgängen und Besprechungen erhielt Condé die genaueste Kenntniß. Da erst begriff er die Lage, in welcher er sich befand, den gänzlichen und unheilbaren Bruch mit der Königin und den Frondeurs, den sichern Tod, falls er noch einmal in die Gewalt seiner Feinde falle. Gleichwohl erlaubte ihm sein Stolz nicht, sich durch sofortige Entfernung von Paris der in jedem Augenblicke ihm drohenden Gefahr zu entziehen; aber er verabsäumte keine Maßregel der Vorsicht, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, knüpfte seine alten Freunde und Waffengefährten in den Provinzen immer fester an sich und ließ sich heimlich in Verhandlungen mit dem Grafen Fuensaldagna ein, um den frühern Bund mit der Krone Spanien zu erneuern. Dann begab er sich plötzlich von Paris nach seinem Schlosse Saint-Maure und kehrte nicht eher nach der Hauptstadt zurück, als bis er durch die Zahl seiner dorthin beschiedenen Anhänger vor jedem Ueberfall gedeckt zu sein glaubte. Die Krise war unvermeidlich, die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung trat immer mehr zurück und selbst die Herzogin von Longueville rieth dem Bruder, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen.

Erst jetzt läßt sich der Verf. in einigermaßen genauere Erörterungen über den Gegenstand seiner Biographie aus. In der Longueville, sagt er, verband sich ein tiefes religiöses Bewußtsein mit Ehrgeiz und Ruhmsucht, den vererbten Eigenschaften ihres Hauses. Aber das hieraus erwachsende Streben galt nicht ihr selbst, sondern dem Bruder, dem Idol ihres Herzens, dem Mitwisser ihrer geheimsten Gedanken, der augenblicklich Alles auf einen Wurf zu setzen entschlossen war. Des Herzogs von Bouillon, Turenne's und damit des hugenottischen Anhangs glaubte er gewiß zu sein; nicht so des Gemahls seiner Schwester, welche die letzten Bedenklichkeiten gegen eine offene Schilderhebung in ihm beseitigte. Nun überwies er die Vertheidigung von Berri seinem Bruder Conti, während er selbst sich nach Guienne begab — beide Provinzen standen unter seinem Oberbefehl — und hier die Fahne der Empörung aufpflanzte. Ihm fehlte es an Zuzug aus Spanien nicht, aber seine Lehnsleute und politischen Freunde fanden sich spärlicher ein als er erwartet hatte und dem vom Grafen d'Harcourt geführten königlichen Heere war er auf keine Weise gewachsen. Für den Augenblick rettete ihn, daß Mazarin durch seine Rückkehr nach Frankreich und durch die wohlwollende Aufnahme, welche er in Poitiers bei der Königin-Mutter und dem jungen Ludwig XIV. fand, zu neuen Bewegungen Veranlassung gab, die den Herzog von Orleans auf die Seite des Prinzen warfen. Nun entwickelte auch Mazarin seine ganze Energie, zog die Bouillons zu sich herüber und spielte seine fein angelegten Intriguen in das Lager der Fronde hinein. Condés kühner Zug nach Paris, seine Kämpfe vor den Thoren der Hauptstadt hatten den erwarteten Erfolg nicht, die nach Frieden verlangende Bürgerschaft hörte mit Ju-

bel auf die vom Könige verkündete Amnestie, und grollend verließ der Prinz die Stadt, in welche jetzt Mazarin seinen Einzug hielt, um die Huldigungen seiner bisherigen Widersacher entgegenzunehmen. Mit Recht bemerkt der Verf.: »L'intérêt, voilà, à bien peu d'exceptions près, le mobile unique de l'aristocratie dans la Fronde« und fügt hinzu: »On peut juger par là si, comme on le répète sans la moindre connaissance des faits, la Fronde est une grande cause généreuse à laquelle la fortune a manqué. Non, c'est tout simplement une coalition puissante d'intérêts particuliers, et il s'en faut tellement qu'elle soit une anticipation avortée de la révolution française, que si l'on veut à toute force y trouver un dessein général, c'est bien plutôt celui d'étouffer dans leur berceau les principes de cette révolution.«

Was man im Jahre 1789 zunächst zu erreichen sich bemühte, war die gänzliche Beseitigung des feudalen Regiments und eben hierauf hatte das Königthum längst sein Augenmerk gerichtet gehabt. Heinrich IV. zuerst, dann Richelieu, hierauf Mazarin mußten demgemäß den Kampf mit der hohen Aristokratie bestehen, die ihre Gerichtsbarkeit, ihre Festen, ihre Schaaren von Söldnern zu behalten wünschte, aus dem ihr dienenden unteren Adel ihr Gefolge bildete und, schien es ihr gerathen, sich ohne Bedenken mit dem Auslande gegen den König verbündete. Die Behauptung, daß die Fronde als eine verunglückte Nachahmung der gleichzeitigen Revolution in England zu betrachten sei, weist der Verf. mit Recht als völlig unhaltbar zurück. Die englische Bewegung beruhte vorzugsweise auf einer religiösen Grundlage, während auch die protestantischen Häupter unter den Frondeurs die Glaubensfahne nicht aussteckten. Es war dem Adel fortwährend

nur darum zu thun, seinen durch Richelieu untergrabenen politischen Einfluß wieder herzustellen und die persönlichen Interessen zu verfolgen. Deshalb auch schlug Mazarin einen milderern und zugleich sicherern Weg als Richelieu ein, indem er, anstatt den Abfall vom Königthum mit blutiger Strenge zu verfolgen, die Parteiführer durch Unterhandlungen zu gewinnen suchte und ihnen die Vergrößerung ihres Hauses durch Anschluß an den Thron vor Augen stellte.

Aehnlich war das Verfahren des Cardinals gegen das Parlament von Paris, das an dem Uebelstande litt, die Justizverwaltung mit einer politischen Stellung zu verbinden, mit Zähigkeit am Herkommen hing und jeder Neuerung, auch wenn sie durch die Nothwendigkeit geboten war, widerstrebte. Schon Heinrich IV. hatte das Parlament auf das Gebiet der Rechtspflege zu beschränken versucht, und Richelieu war, nach seiner gewöhnlichen Weise, mit gewaltsamen Mitteln gegen dasselbe eingeschritten. Er glaubte sich gegen diesen höchsten Gerichtshof desselben Verfahrens bedienen zu können wie gegen die Aristokratie und übersah, daß gegen letztere das Volk ihm zur Seite stand, während das Parlament durchaus volksthümlich war. Die Erbitterung, welche sein tyrannisches Einschreiten bei den Räthen hervorgerufen hatte, kam erst bei seinem Tode zum Ausbruch, als ihm sein Schüler im Ministerium folgte. Zu Klagen über unmittelbare Eingriffe in die Justiz gab das Verfahren Mazarins freilich keine Veranlassung, aber man verzieh ihm nicht, daß er durch Gründung neuer Stellen dem Interesse jener Familien zu nahe trat, welche die Besetzung des Parlaments gewissermaßen wie ihre Domaine betrachteten. Daher die Parteinahme der Räthe zu Gunsten der Fronde, wozu sich dann freilich noch

der Umstand gesellte, daß viele derselben vom hohen Adel ein Jahrgeld bezogen. Unter diesen Umständen war begreiflich an eine unabhängige Rechtspflege nicht zu denken und man wird das Verbot des Königs »de prendre connaissance des affaires générales de notre état et de la direction de nos finances, ni de rien ordonner ou entreprendre pour raison de ce contre ceux à qui nous en avons confié l'administration, à peine de desobéissance, déclarant dès à présent nul et de nul effet tout ce qui a été ci-devant ou pourroit être résolu et arrêté sur ce sujet dans ladite compagnie, au préjudice de ces présentes, et voulons qu'en ce cas nos sujets n'y aient aucun égard« nicht als unbillig schelten dürfen, wenn auch der Wunsch nahe liegt, daß gleichzeitig die dem Parlamente abgesprochenen Rechte einer regelmäßig wiederkehrenden Ständeversammlung zugewiesen sein möchten.

Sonach waren im Februar des Jahres 1653 die beiden Hauptfactoren der Fronde, Parlament und Aristokratie zur Unterwerfung unter die königliche Gewalt und zur Anerkennung des Ministeriums Mazarin gebracht. Der Tiersétat hatte längst begriffen, daß sein eigentlicher Feind nicht im Königthum, sondern im Feudaladel zu suchen sei, dessen Privilegien überall die bürgerlichen Interessen durchkreuzten, daß Handel und Industrie nnr unter einer starken Regierung gedeihen könnten. Daraus erklärt sich die Begrüßung, welche dem Cardinal Mazarin bei seiner Rückkehr nach Paris von allen Zünften zu Theil wurde.

Wiesbaden

bei Kreidel und Niedner 1859. Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus darge-

stellt von Dr. Daniel Schenkel. In 2 Bänden. Zweiter Band: Von den Thatsachen des Heils. Zweite (Schluß=) Abtheilung. S. 355—1260 in Octav.

Der große Umfang dieser letzten Abtheilung des zweiten Bandes gestattet uns nicht, mit gleicher Ausführlichkeit in alle Darlegungen der Thatsachen des Heils zu folgen, wir versuchen, in den Ueberblick über das Ganze einige beurtheilende Bemerkungen hineinzuflechten, möchten nur etwas länger verweilen bei der Darstellung der Erlösung durch Christum. Während nun die erste Abtheilung dieses Bandes mit dem ersten Hauptstück (der Lehre von der gottwidrigen Selbstbestimmung des Menschen) begann, wird dasselbe in dieser Abtheilung vollendet durch Hinzufügung der Lehre von der Erbsünde im 8ten, der Lehre von der wirklichen Sünde und ihren Folgen im 9ten Lehrstück. Schenkel leugnet nicht die Erbsünde, der Hang, sich widergöttlich zu bestimmen, findet sich erfahrungsmäßig bei Jedem vor als ein angeborner, eben aus diesem Naturhange sollen alle Thatsünden auf irgend eine Weise entspringen. Mit uns geboren werde das Uebergewicht der sinnlichen (leiblich=sinnlichen) Seite als böse Folge des ersten Sündenfalls. Aber wenn nun dieses Uebergewicht darauf zurückgeführt wird, daß ein neugebornes Kind sein Leben lediglich als ein Naturwesen beginnt, der Geist nur Potenz ist, die Natur mit ihren Trieben aber als actuelle Macht sich rasch entwickelt, wie kann denn doch ein solches Verhältniß als Fehler und Mangel dargestellt, abnorm genannt werden? So würde also der normale Weg der sein, daß das neugeborene Kind geboren würde mit actuellem Geist, mit dem Bewußtsein der Gottesgemeinschaft? Und das ist doch völlig undenkbar. Was hilft es, daß der Vf.

polemisirt gegen hergebrachte Ansichten über die Erbsünde, wenn das, was er selbst substituirt, erst recht das Denkbare überschreitet. Diese so behauptete Erbsünde soll aber nicht im strengen Sinn Sünde heißen, weil sie dem Einzelnen nicht durch bewußte eigne That zu Theil wird, sie soll nur ein Mangel der Natur sein. Eben deshalb könne auf die Erbsünde keine Schuld sich gründen für den Menschen, er erleidet sie als ein Uebel, zugerechnet kann sie ihm nicht werden. Aber unbegründet ist die ganze Voraussetzung, auf der diese Behauptung ruht, die Voraussetzung, persönliche Schuld könne nur da sein, wo in frei bewußter Weise die Sünde ganz auf die Person kommt. Zum Begriff der Schuld gehört es nicht, daß sie auf rein persönliche Sünde sich gründe. Wird man auch willig zugeben müssen, daß eine übertragene sündige Beschaffenheit nicht unmittelbar persönliche Schuld zuzieht, so geschieht dies doch durch Vermittlung der Gattung, zu der die einzelne Persönlichkeit gehört, mit der sie sich zusammenzuschließen hat; der Einzelne hat, weil an der Gattung und ihrer Sündhaftigkeit, darum auch an ihrer Schuld Theil, und kraft dieser Theilnahme wird es seine persönliche, wenn auch nicht rein persönliche Schuld. Dabei bleibt denn bestehen, daß ein endgültiges Urtheil über die Person nicht auf Erbsünde hin von Gott gefällt werden kann, ein solches endgültiges Urtheil muß sich gründen auf das, was rein persönlich ist.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Juni 1860.

Wiesbaden

Schluß der Anzeige: „Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus dargestellt von Dr Daniel Schenkel."

Wie sehr aber schwächt der Verf. den Begriff der Schuld ab durch jene Beschränkung! Denn wo bleibt zuletzt noch die Schuld der actuellen Sünden, wenn sie entspringen sollen aus dem Naturhange? wenn es dem Menschen „rein unmöglich ist, durch eigne Kraft von dem Einflusse der übermächtigen organischen Triebe sich zu befreien"? Wie kann eine Rettung vor verderblichen Consequenzen darin gefunden werden, daß Schenkel behauptet, die Sünde sei für den Menschen nach seiner gegenwärtigen Naturbeschaffenheit unvermeidlich, aber dennoch sei er nicht gezwungen zu sündigen, dennoch sei die actuelle Sünde ein Act der Freiheit (S. 413)? Zwingt Gott den Menschen, sein Leben zu beginnen mit einer Geisteskraft, die nicht ausreicht, so ist er gezwungen zu unterliegen, gezwungen, fortzuschreiten zu actuellen Sünden, wo bleibt denn da

die Schuld, wenn sie nur da ist, wo mit bewußter Freiheit gesündigt wird?

Wir übergehen manches Andere, das zu bemerken wäre, so die vorgebliche Unterscheidung von Sinnlichkeits= und Geistessünden (S. 417 ff.), zwischen denen ein wirklicher Unterschied nicht gewonnen wird, die Geistessünde bleibt eine vorgeschrittene, ausgebildetere Sinnlichkeitssünde, so auch die Ausführung über die Sünde wider den heil. Geist und die Grade der Verschuldung überhaupt (S. 427 ff.), wie über die Verdammungswürdigkeit des Menschen (S. 435 ff.). Der Verf. bekämpft mit Recht die Ansicht von der Strafe, nach welcher sie zuletzt auf Besserung abzielt, wenn er aber als den Zweck derselben die Wiederherstellung der gestörten Vollkommenheit der Welt angibt, so ist doch damit wirklich nichts von Jenem sehr Verschiedenes angeführt. Die Schuld und Strafe ist zu wenig in ihrer Nothwendigkeit hergeleitet aus Gottes Wesen selbst.

Das 2te Hauptstück handelt von der Erlösung durch Jesum Christum und beginnt zuerst in verschiedenen Ausführungen der Christologie die theologische Grundlage zu gewinnen oder, wenn man will, zu nehmen. Zunächst überrascht uns der Verf. durch die Abhandlung der göttlichen Selbstmittheilung auf Grund der göttlichen Eigenschaften im 10ten Lehrstück. Es bleibt ganz dunkel, weshalb hier der Ort ist für die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Denn auf der einen Seite wurde schon die Schöpfung betrachtet als eine Offenbarung des göttlichen Wesens, in welcher Gott das ewige Heil zeitlich verwirklicht, auf der anderen Seite umfassen die hier ausgeführten Eigenschaften ebensowohl das Leben der Natur, die Weltordnung im Allgemeinen. Aber auch inhaltlich betrachtet kann die Ausführung nicht befriedigen.

Schon die Bestimmung der Eigenschaft überhaupt ist nicht klar und überzeugend geliefert, soll doch eine Eigenschaft nicht einem Dinge an sich zukommen, sondern nur in seiner Wirkung auf Anderes. Ist darin nicht unser Erkennen, unser Merken der daseienden Eigenschaft verwechselt mit ihrem objectiven Sein und Bestehen? Eigenschaft ist doch nicht actus, sondern sofern ein actus einem Dinge zukommt, also potentia desselben ist, sofern ruht er auf des Dinges Eigenschaft, zeigt uns dieselbe; wohl wüßten wir nicht von des Dinges Eigenschaft oder potentia, sähen und erführen wir nicht die potentia im actus, aber eben aus dem letzteren erkennen wir die Eigenschaft, die potentia, welche dem Dinge einwohnt an und für sich, zum Wesen des Dinges gehört. Zeigt sich uns aber nach Schenkels Ansicht in der Wirksamkeit Gottes nicht die Bestimmtheit seines Wesens, wie es an und für sich ist, so hat er eben seine ganze frühere Gotteslehre damit gestürzt, kann überhaupt nicht von Gottes Wesen in einzelnen Bestimmungen handeln, viel weniger noch eine ganze Lehre von Gottes Wesen unterscheiden von der Eigenschaftslehre, denn nach seiner oft ausgesprochenen Ansicht kennen wir Gottes Wesen nicht, wie es an sich ist, sondern nur die Wirkungen Gottes, also sein Wesen für uns, für die Welt ist uns bekannt, d. h. aber eben seine Eigenschaften werden uns durch das Wirken seiner Offenbarung bekannt. Insofern nun aber doch vom Wesen Gottes gehandelt wird, muß zugegeben werden, daß die Eigenschaftslehre nicht losgerissen werden kann von der Lehre vom Wesen, dieses hat eben keinen Halt ohne jene; es muß ferner zugegeben werden, daß die Eigenschaft ein wirkliches Eigenthum Gottes uns offenbart, eine Bestimmtheit an ihm nach dem Princip der ratio sufficiens. Daher ist es aber auch

unbefriedigend, wenn gesagt wird (S. 469), es gebe nur transeunte Eigenschaften Gottes, geleugnet wird das Bedürfniß des religiösen Bewußtseins, die Harmonie der göttlichen Offenbarung mit dem innergöttlichen Wesen kräftig zu behaupten. Daß Gott sich nur so und nicht anders darstellt in seiner Offenbarung, das ruht in seinem inneren Wesen, wie es für sich ist, und in seiner Offenbarung habe ich sicher sein inneres Wesen offenbart, das fordert das Gewissen, ihm ist es gar nicht gleichgültig, ob es ein liberum arbitrium in Gott ist, daß er so und nicht anders sich offenbart, oder ob es nicht vielmehr fest begründet ist in Gottes immanentem Wesen, das Letztere weiß das religiöse Bewußtsein, es würde sich selbst aufgeben, sollte es dieses aufgeben. Wenn Schenkel behauptet, das sei gleichgültig für das Gewissen, so müßte es dem Gewissen gleichgültig sein, ob Gott ein physisches Wesen sei, indifferent gegen den sittlichen Gegensatz, oder erfüllt in heiliger, ethischer Freiheit; das Gewissen kann nur ruhig sein bei dem Letzteren, darum weiß es in Gottes Offenbarung sein innerliches Wesen offenbart, und tritt zuversichtlich auf mit der Behauptung, es wisse, was Gott an sich selbst ist, was er ewig wäre auch ohne Welt und Menschen, mag auch natürlich die menschliche Erkenntniß davon sich erst und allein entzünden an der göttlichen Offenbarung. Inconsequenterweise fordert der Verf. an einem späteren Ort (S. 512) dasselbe, was wir an diesem. Schenkels Gottesbegriff ist aber überhaupt nicht klar ethisch durchgeführt, wie wir dies oben tadelten, so auch hier bei der Eigenschaftslehre. Wir unterlassen eine nähere Ausführung der einzelnen hier aufgestellten Eigenschaften und ihrer Beschreibung, gehen zum 11ten Lehrstück über, welches von der Trinität handelt. So gerne man nun

auch dem Verf. zustimmen wird in der Stellung, welche er den Schriftworten gibt in Bezug auf die Trinitätslehre, sowie in der abweisenden Kritik gegenüber der alten kirchlichen Trinitätslehre von drei innergöttlichen Personen in der absoluten einen Persönlichkeit Gottes (was offenbar zu tritheistisch formulirt ist), so ergibt es sich doch schon aus dem eben von uns Ausgeführten, daß wir nicht zugeben können, jene alte Trinitätslehre mit ihren Lehrsätzen über innergöttliche Verhältnisse beruhe eigentlich nur auf intellectualen Interessen, nicht auf dem Zuge des religiösen Bewußtseins. Die eigne Ansicht des Verfs ist sehr dürftig, angeblich entspricht natürlich sie allein dem Gewissen, aber was wird nicht Alles als dem Gewissen entsprechend hingestellt! In der Trinität will er nur eine dreifache Bezogenheit Gottes zur Welt ausgedrückt sehen; diese Unterscheidung soll beruhen auf der (dem Verf. besonders lieben) Betrachtung Gottes als des Grundes, des Lebens und des Zweckes der Welt. Daß durch solche Lehre einer Christologie, welche in Christo das Göttliche in persönlicher Form behaupten möchte, der Boden entzogen wird, ergibt sich von selbst; freilich soll es gar kein Gewissensbedürfniß sein, in Christo das Göttliche in solcher Weise zu glauben. Müssen wir dem widersprechen, so stellt sich das trinitarische Problem so dar, daß in der einen göttlichen Person drei göttliche Seinsweisen gedacht werden müssen, keine von ihnen für sich persönlich, aber jede persönlich im Zusammensein mit den anderen, jede constitutiv für die eine göttliche Person. Mag auch in den bisherigen Versuchen die Lösung nicht gefunden sein, Versuch es zu lösen, auch mißlungener, ist erfreulicher, als Leugnung des Problems.

Nicht wenig wird man sich wundern, daß das folgende Lehrstück von der Erwählung der

Menschheit zum Heile handelt, während doch schon bei der Weltschöpfung von der Verwirklichung dieses Heilswillens die Rede war. Und in diesem Abschnitt, also in der Lehre von der Erlösung durch Christum findet sich denn auch die erhaltende und regierende Thätigkeit Gottes abgehandelt, die wir früher bei der Lehre von der Schöpfung vermißten. Das Auseinanderreißen so nahe zusammengehöriger Lehren kann nicht gebilligt werden, denn insoweit die erhaltende und regierende Thätigkeit Gottes bedingt ist durch die Erwählung zum Heil, insoweit ist es auch die schöpferische. Diese ganze Lehre von der Erwählung zum Heil hätte nach des Verf. Anschauung und sonstigem Gebrauch des Wortes „Heil" ganz vorangestellt werden, hätte den Uebergang bilden müssen von der Lehre von Gott als dem Heilsursprung zu der Lehre von der Schöpfung. Wir bedauern, nicht näher eingehen zu dürfen in die Darstellung der erhaltenden und weltregierenden Thätigkeit Gottes, wie in die Lehre von der Prädestination. Leider ist des Schwankenden und Halben, des Hin- und Herredens auch darin viel, mit Schleiermacher möchte der Verf. die unbedingte absolute Causalität Gottes behaupten, doch aber will er nicht die Freiheit preisgeben, sondern stark betonen, beide Seiten streiten sich mit einander und Friede kommt nicht zu Stande. Wir eilen zu dem wichtigen 13ten Lehrstück, in welchem von der Personbeschaffenheit Jesu Christi geredet wird.

Es ist eine wenig erquickliche Erfahrung, die der Leser bei diesem Lehrstück machen muß, daß nämlich der Verf. sich sehr bestrebt, mit den althergebrachten kirchlichen Ausdrücken von der Personbeschaffenheit Christi seine doch ganz abweichende, dürre und magere Anschauung zu umkleiden. Was soll das? offenbart sich darin vielleicht die verhaltene Furcht,

daß seine Lehre Christo das Seine nimmt und dem Bewußtsein der Christen widerspricht? Man könnte sich dann freuen solcher Furcht als eines Beweises gegen die hier vertretene Anschauung. Wunderlich klingt es denn doch, wenn z. B. von der „wahren Gottheit“ Christi (S. 726) geredet, wenn Christus „der vollendete Gottmensch“ genannt wird (S. 728) und dabei Christus metaphysisch ein purer Mensch ist, wie wir alle. Es ist wieder die zu sehr physisch geartete Gotteslehre, die es für Schenkel zu unzweifelhafter Wahrheit macht, daß persönlich Göttliches mit persönlich Menschlichem nie zu metaphysischer voller Einheit zusammen gehen kann. Ja S. 681 wird sogar die ungeschichtliche und für diesen Standpunkt sehr bezeichnende Behauptung aufgestellt, daß stets die echte lutherische Dogmatik von dem Satz »humana natura est capax divinae« als von einem Paradoxon mit Entrüstung sich würde abgewandt haben. Das soll der christologische Grundfehler gewesen sein, daß als der personbildende Factor in Christo die zweite trinitarische Person gedacht wurde. Hat nun dies Letztere für sich auch den guten Sinn, daß das Leiden der Christologie durch lange Entwicklungsreihen hindurch das doketische Uebergewicht des Logos in Christi Personbildung war, so schreitet Schenkel nun aber nicht fort, den Fehler so zu verbessern, daß als personbildend in Christo die volle menschliche Natur in Gemeinschaft mit der vollen göttlichen gesetzt wird und das Problem sich so stellte, wie die Einigung des göttlichen Selbstbewußtseins mit dem menschlichen gedacht werden könne, wie dieselbe mit wahrer menschlicher Entwicklung ohne eine unhaltbare *κένωσις* sich vertrage, wie eine wirkliche gottmenschliche Einheit dem christlichen Bewußtsein näher gebracht werden könne, sondern ihm steht fest, daß eine solche Einigung über-

haupt undenkbar sei oder besser: „dem Gewissensstandpunkt“ widerspreche, so daß in Christo das personbildende nur die menschliche Seite sein könne und der Name des Gottmenschen als leicht verwirrend nicht zu sehr betont werden müsse. Mit der Schriftlehre, vor Allem den gewichtigen Worten Jesu im Ev. Joh. wird Schenkel rasch fertig, er fingirt im Allgemeinen einen ideal-symbolischen Sinn, man sieht nicht recht, wie weit dieser in den betreffenden Stellen angewandt werden soll. Wo nun Christus von seiner Präexistenz spricht, da soll er nur seine Idee meinen, die ewig von Gott gedacht sei. Das Göttliche in Christus ist nicht ein Metaphysisches, sondern ein wesentlich Sittliches. Wir sind nun natürlich begierig zu erfahren, wie der Vf. sich mit dem unabweisbaren christlichen Bedürfniß abfindet, daß Christo eine einzigartige, centrale Stellung zukommen muß. Christus soll nun nach S. 724 ff. gar nicht wesensverschieden sein von uns, sondern in der Zeit ist er geworden, hat dasselbe Fleisch und Blut gehabt, wie wir, ist seinem Geistleben nach ebenso von Gott geschaffen, wie wir. Dennoch aber soll zwischen ihm und allen übrigen Menschen ein „individuell-specifischer Unterschied“ bestehen. Er ist nämlich „der geistige Mittelpunkt, in welchem die Menschheit ewig Eins ist.“ Dieses hat er aber dadurch, daß sein Geistleben nicht nur in der Zeit geworden ist, sondern schon vorzeitlich von Gott verordnet, die potenzielle Idee der Menschheit war. Und so weiß der Verf. in sehr hohen Worten von der Hoheit dieser Person zu reden (S. 728). Aber gerade hier zeigt sich ein tiefer Schade dieser christologischen Theorie. Denn näher betrachtet kann darin, daß der Gedanke seines menschlichen Lebens von Ewigkeit in Gott ist, nichts Besonderes, Christo Eigenthümliches gefunden wer-

den; es muß von jedem Menschen gesagt werden, daß seine Idee ewig ist in Gott, nur bei einer blinden Weltregierung ließe sich das Gegentheil denken. Ist nun die Idee jedes menschlichen Lebens von Ewigkeit her von Gott geschaut im Organismus seines Reiches, so muß das Auszeichnende bei Christo in dem besonderen Inhalt der Idee Gottes gerade von seinem Leben gefunden werden. Und so redet ja auch der Verf. Aber so viel er auch von dem besonderen hohen Inhalt dieser Idee zu reden weiß, die eine entscheidende Frage hat er doch ganz einfach bei Seite gelassen und kann sie auch nicht beantworten: woher es nämlich komme, daß Gott nun gerade diesem Geistleben eine so besonders auszeichnende Stellung, ja eine centrale Bedeutung geben wollte; woher es komme, daß Gott wollte, gerade dieser Mensch unter den anderen Menschen sollte nicht nur ein Mensch sein, sondern die Menschheit zusammenfassen in ganz eigenthümlicher Weise. Ist Christus metaphysisch uns gleich, ist seine Einigkeit mit Gott eine nur ethische, wie sie auch unsere Aufgabe ist, so bleibt in der That nur göttliche Willkür übrig, Christi eigenthümliche Würde bekommt den Charakter der Zufälligkeit, und da unter solchen Umständen ein hinreichender Grund für solche Verordnung Gottes nicht gefunden werden kann, so muß für uns der Zweifel an Christi Würde erweckt werden, ob wirklich in ihm, in einem Menschen, Gott das Heil verordnet habe. Wir gestehen offen, daß wir gar nicht recht begreifen, wie der Verf. überall von der Verordnung Christi zu so centraler Stellung durch Gott reden kann, auf welcher doch die ganze Erlösungslehre ruht, und doch dies Fundament ohne Weiteres in die Luft hinausstellt. Ist es dem Verf. denn so natürlich, sich bei göttlicher Willkür zu beruhigen? Wir werden auch

hier wieder auf die mangelnde Klarheit im Gottesbegriff geführt.

Das 14te Lehrstück handelt von der zeitgeschichtlichen Entwicklung und ewigen Vollendung des Personlebens Jesu Christi. Christus mußte auch nach des Verfs Ansicht eine sündlose Entwicklung haben, dieses sei principiell dadurch erreicht, daß er nicht auf dem von Gott geordneten gewöhnlichen Wege des ehelichen Beisammenseins erzeugt wurde. Kurz und dunkel wird es behauptet, daß „es nicht das organische Leben an sich, sondern die vermittelst der geschlechtlichen Concupiscenz bewirkte Superiorität desselben über das geistige ist, welche im Kinde den Naturhang zu einer widergöttlichen Entwicklung bedingt" (S. 735). Das Widersinnige und Schwierige dieser Behauptung ist leicht zu sehen. Soll doch Christus dasselbe Fleisch und Blut haben, wie wir; nun soll es einen Unterschied machen für die Entwicklungskraft und Stärke der organischen Seite, ob sie aus der natürlichen Zeugung stammt oder durch ungewöhnliche Wirkung Gottes aus der Maria gezeugt wird. Nur im ersteren Falle soll die Superiorität der organischen Seite über die geistige gesetzt sein. Nun wissen wir ja aus früheren Aussagen des Verf., daß diese Superiorität darauf beruht, daß die organische Seite sich zuerst rasch und stark entwickelt, die geistige aber, sobald sie actuell wird, jener nicht mehr gewachsen ist. Wir müßten also bei Christi Entwicklung annehmen, daß die organische Seite bei ihm viel langsamer und schwächer sich entwickelte, trotzdem aber die geistige viel rascher als bei gewöhnlichen Kindern; ja, da die organische Seite schon von der Geburt an sich actuell zeigt, so würde sie einen Vorsprung erhalten, wenn nicht auch die geistige Seite sofort actuell wäre und ihr Stand hielte.

Da käme denn ein wunderbares neugebornes Kind heraus, das schon actuelles geistiges Leben mit zur Welt brächte, und sicherlich am allerbesten in die apokryphischen Schriften der nachapostolischen Zeit hineinpaßte. Läuft nun solche Annahme gegen alle Wahrscheinlichkeit, so werden wir annehmen müssen, daß auch bei Christus die organische Seite sich erst bis zu einem gewissen hohen Grade entwickeln mußte, ehe die geistige Seite actuell zu werden beginnen konnte, hat denn nicht ganz ebenso bei Christus auch bei übernatürlicher Geburt die organische Seite bei dem Erwachen des persönlichen Bewußtseins ein bedeutendes Uebergewicht? Ferner aber, wäre es wirklich so, daß sündlose Entwicklung Christi dadurch vor Allem möglich und wirklich wurde, daß er nicht auf natürlichem Wege erzeugt wurde, wäre da nicht die Bedeutung der Erlösung sehr problematisch geworden? warum ließ Gott nicht seit Eintritt der Sünde jeden Menschen auf jene Weise entstehen, so wäre ja jeder normal geboren und die unselige Entwicklung unter der Sünde wäre gemieden? Durch einen einfachen physischen Proceß würde die Erlösung bewirkt sein.

Die Ausführungen über die Entwicklung Christi bis in die Erhöhung hinein sind im Ganzen recht einfach und haben viel Schönes; daß wir aber weniger uns befreunden können mit der Beschreibung des erhöhten Lebens Christi, folgt schon daraus, daß wir's dem Verf. nicht einräumen konnten, Christus sei metaphysisch uns gleich. Aber auch vom Standpunkt Schenkels aus bietet die letztere viel Ungenügendes, so ist die Polemik gegen Thomasius oft recht schwach, so auch die gezwungene Erklärung der Schriftstellen, die offenbar dem erhöhten Christus eine Gewalt und Herrlichkeit zuschreiben, die nicht damit vereinbar ist, daß metaphysisch in ihm nur

menschliche Natur zu glauben ist. An die Stelle der Gegenwart Christi selbst bei den Gläubigen substituirt der Verf. den Geist, der bei der Gemeinde ist, redet darüber wohl, als sei Christus „wirklich und wesenhaft“ in der Menschheit gegenwärtig (S. 732), aber es kommt doch keine andere Gegenwart heraus, als die Gegenwart auch anderer großer Männer nach ihrem Tode ist. Christus ist loco circumscripto im Himmel, der lebendige Christus in die Ferne gerückt, ein Gebet zu ihm müßte große Thorheit sein. Natürlich ist das Alles vom Standpunkt des Gewissens aus gelehrt.

Das 15te Lehrstück behandelt das Werk der Versöhnung. Dem aufmerksamen Leser dieses Abschnitts tritt an mehreren Orten in großer Bestimmtheit der Grundmangel in der Versöhnungstheorie des Vfs entgegen. Es ist wieder vor Allem der mangelhafte unethische Gottesbegriff, der auch diese Lehrdarstellung verdirbt. So führt Schenkel S. 794 aus, daß es eine nicht durchaus richtige Vorstellung sei, wenn wir uns Gott der sündigen Menschheit gegenüber unversöhnt vorstellen. Wäre nämlich wirklich eine Spannung da zwischen Gott und der sündigen Menschheit, so soll es bei der Unveränderlichkeit Gottes undenkbar sein, daß sie aufgehoben wird, und der Vf. merkt es nicht, wie gerade er dadurch Gottes Unveränderlichkeit aufhebt, indem er sie scheinbar behauptet. Denn wenn Gott dem normalen Menschen gegenüber sich nicht anders verhält seinem innerlichen Wesen nach als dem sündigen gegenüber, so folgt, daß Gott nicht unveränderlich heilige Liebe ist, eifrig für das Gute und sein Recht, consequent wäre Gott ja nur, wenn er sich anders verhält jenem gegenüber als diesem; so zeigt sich Gottes Unveränderlichkeit eben darin, daß er (äußerlich betrachtet) sich ändert, weil nämlich der

Mensch sich geändert hat. Und wenn Schenkel fortfährt, gerade in der die Erlösung beschaffenden Thätigkeit Gottes einen unwidersprechlichen Beweis zu finden, daß jene Spannung eine nicht wirklich innergöttliche sei, nicht wurzele im Wesen Gottes, welches ja die Liebe sei, so liegt dieser Redeweise offenbar die Betrachtung zu Grunde, daß das Strafen und Zürnen von Seiten Gottes, statt nur aus der göttlichen heiligen Liebe abgeleitet werden zu können, vielmehr der göttlichen Liebe widerspreche, weshalb es denn der göttlichen Gerechtigkeit zugeschrieben wird, als wäre sie als Eigenschaft etwas für sich außer dem Wesen Gottes (cf. S. 857). Eine solche Liebe Gottes aber, welche nicht der Sünde gegenüber zürnt und sich polemisch verhält, ist eine schwächliche, unethische Liebe. Wie mangelhaft der Verf. über Gottes Liebe und Gerechtigkeit im Verhältniß zu einander, sowie über Gottes Unveränderlichkeit denkt, das tritt besonders klar auch S. 892 hervor, wo er davon redet, wie Gottes richterliche Thätigkeit, wenn er den Glaubenden rechtfertigt, den streng juristischen Charakter ablege und einen ethischen annehme, während wir doch behaupten müssen, daß gerade dies sich nimmer verträgt mit Gottes Unveränderlichkeit und daß es vielmehr, so zu sagen, die vollendete Auswirkung des göttlichen Zornes über die Sünde ist, wenn Gott die Erlösung beschafft und zutheilt. So hat der Verf. denn eigentlich nach allen Seiten hin der Versöhnungslehre das Fundament entzogen, nach der theologischen, indem die Nothwendigkeit derselben in Gottes Wesen nicht erkannt ist, nach der christologischen, indem nicht eingesehen werden kann, wie das, was Christo gehört, centrale Bedeutung für alle Menschen haben kann, nach der anthropologischen, indem über die Sünde und Schuld so zweideutig geredet ist, daß die Erlösungsbedürftigkeit zweifelhaft werden muß.

Nach Schenkels Ansicht versöhnt Christus die Menschheit mit Gott durch sein heiliges Leben, den heiligen opferwilligen Sinn seiner Liebe, der sich vor Allem offenbart in seinem Leiden und Sterben, darin zeigt Christus es, daß die Sünde keine Macht ist gegenüber der göttlichen Liebe, er richtet sie, indem er sie überwindet. In gewissem Sinn soll Christi Werk und besonders Tod auch stellvertretend genugthuende Kraft haben, aber nur so, daß in seiner Leistung unsere Leistung als eine nothwendig nachfolgende anticipirt ist. Vorläufig hat Christus an unsrer Stelle ein heiliges Leben gelebt, das gethan, was wir selbst erst real thun müssen, um real versöhnt zu sein. Sind wir versöhnt schon sobald wir im Glauben mit Christus uns zusammen schließen, so geschieht dies nur dadurch, daß Gott proleptisch unsere Entwicklung als eine schon vollendete ansieht, obgleich sie nur principiell schon da ist (nach Art der Kantischen Versöhnungslehre). Wie es freilich für Gott möglich ist, die Sache anzusehen nicht wie sie wirklich ist, sondern wie sie erst nach langer Entwicklung wirklich sein wird, das bleibt unklar. Wir übergehen ganz die mannichfaltige und oft wenig treffende Polemik des Verf. besonders gegen Christi Leiden als Strafleiden, übergehen die bedauerliche Art, in welcher er S. 836—845 mit den Schriftworten umgeht (als Beispiel genüge S. 845, wo gesagt wird, Christus am Kreuz könne von Paulus nicht wirklich als ein Fluch bezeichnet sein, weil Paulus ihn ja ausdrücklich als einen Segen für uns darstelle!). Die Versöhnungslehre Schenkels kann das christliche Bewußtsein wenig befriedigen, es kommt danach doch zuletzt immer nur auf unser Werk hinaus, auf die Güte unsrer sittlichen Entwicklung, die durch Christum nur angeregt und gefördert wird; Christus bekommt eine so nebensächliche Stellung, wie sie dem Glauben nicht entspricht.

Vom Glauben und seiner rechtfertigenden Kraft wird im 16ten Lehrstück (Das Werk der Erlösung) gehandelt; natürlich wird auch der Glaube sehr mager nach solchen Prämissen, kann er doch nicht in der vollsten Bedeutung des Wortes mit Christo selbst zusammenschließen. Redet der Verf. dennoch von einer unmittelbaren Bezogenheit des Glaubens auf Christum, so kann das nur Redensart sein. Christi Personleben haben wir nach Schenkel nur in seiner Lehre, seinem Wort und seinem Geist. Wir enden bei der Lehre Christi, in ihr liegt die erlösende Kraft (S. 909). Das ist die Errungenschaft aus allem Früheren; und es bestätigt sich das, was schon im grundlegenden Theil aus Andeutungen des Vfs hervorging und damals von uns gerügt wurde, diese Versöhnungslehre hat pelagianischen Charakter (cf. diese Bl. 1859 St. 154 S. 1531 ff).

Das dritte und letzte Hauptstück (S. 918—1228) handelt von der Wiederherstellung der menschlichen Gemeinschaft in Gott. Zuerst wird das Wesen der Kirche auseinandergesetzt, ohne daß viel Bedeutendes und Eigenthümliches vorgebracht würde. Die unglückliche Scheidung der sog. symbolisirenden Thätigkeit des Glaubens nach Erkenntniß, Wille, Gefühl (Lehre, Cultus, Verfassung) wird festgehalten. Auf die unsichtbare Kirche wird mit Recht ein starkes Gewicht gelegt, aber zu äußerlich wird die sichtbare Kirche zu ihr gestellt, das Institutionelle der Kirche bekommt eine zu sehr zufällige Bedeutung; die Weltseite wird zu ungünstig betrachtet. Darauf wird die Bekehrung behandelt als Vermittlung des Eintritts in die wahre Kirche, dann die Taufe, in recht trefflicher Weise wird das Magische streng ausgeschieden; im 20sten Lehrstück die Heiligung; im 21sten das Abendmahl und zuletzt die Vollendung der Kirche; hier wird

die letzte Wiederkunft Christi spiritualisirt, sie soll erfolgen nur in Kraft des Wortes und Geistes Christi. Wir können nicht genauer über dies letzte Hauptstück referiren, und dürfen es schon deshalb eher unterlassen, weil darin doch nur die letzten Ausläufe dessen sich darstellen, was genauer in den früheren Hauptstücken behandelt und von uns angedeutet ist.

Zum Schlusse können wir nur bedauern, unser früheres Urtheil festhalten zu müssen und dieser Dogmatik die Bedeutung nicht zusprechen zu können, die sie selbst beansprucht. Ueber Schleiermacher und die ihm principiell folgende Theologie wollte diese Dogmatik hinausführen, und es schien in der That bei dem grundlegenden Theil, als wäre etwas ganz Neues im Gegensatz zu Schleiermacher hier geliefert. Wir mußten damals sagen, daß doch wesentlich nur ein neuer Name gewählt war, die principielle Stellung zu bezeichnen, und wie bestätigt es sich durch die ganze Ausführung hindurch, daß in der That kein selbständiges, neuschöpferisches Princip durch den sog. Gewissensstandpunkt gewonnen ist. Die Polemik gegen Schleiermacher schwindet in der Ausführung sehr, in der Gotteslehre und vielen anderen Ausführungen hat Schenkels Dogmatik viel Aehnlichkeit mit Schleiermacher'schen Anschauungen, die ganze Ausführung bringt überhaupt doch wesentlich nur eine Lehrdarstellung, wie sie schon lange früher geliefert ist, sie bringt dieselbe neu aufgeputzt, wohl lebendig und entschieden, aber nicht klar und einheitlich ausgeführt. Es gelingt vor Allem nicht, die Aussagen über Gott und sein Wesen in ein einheitliches Bild zusammenzufassen, die Herrlichkeit und Macht des Ethischen in Gott ist nicht das lichtvoll Alles beherrschende Centrum dieser Dogmatik.

D. Harries.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Juni 1860.

Palermo

stabilimento tipografico di Fr. Lao, 1857. Sulle monete Punico-Sicule memoria dell' Ab. Gregorio Ugdulena (aus dem dritten Bande der Atti dell' accademia di scienze e lettere di Palermo besonders ausgegeben). 52 S. in kl. Folio mit zwei Bilderplatten.

Man freut sich immer, wenn irgendwo ein neuer wissenschaftlicher Eifer für ein Fach erwacht, welches gerade an dem Orte längst hätte blühen sollen, aber wegen mancher ungünstig einwirkender Ursachen noch nie an dieser Stelle gedeihen wollte. So hätte die wissenschaftliche Untersuchung der Ueberbleibsel des phönikischen Alterthumes gerade in den Ländern am Mittelmeere, wo die kostbaren Zeugnisse davon aus den alten Trümmern allmählich wieder emportauchen, am nächsten und eifrigsten verfolgt werden sollen, schon weil die ferner wohnenden Männer die Urbilder solcher Denkmäler entweder gar nicht oder nur sehr unvollständig und unsicher benutzen können. Aber sogar in Sicilien, wo sich viele dieser Denk-

mäler finden und manche derselben schon seit längeren Zeiten wenigstens in mehr oder weniger getreuen Abbildern veröffentlicht wurden, war bis jetzt kein einziger nennenswerther Mann, welcher sich mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß erfolgreich beschäftigt hätte. Der Verf. der hier zu beurtheilenden Schrift ist der erste in dieser Zeit: und so wollen wir hoffen, daß diesem Anfange auf demselben und den verwandten Gebieten bald glückliche Fortsetzungen folgen.

Eine verhältnißmäßig große Menge phönikisch-sikelischer Münzen ist zum Theile schon früher bekannt geworden, zum Theile noch unveröffentlicht in Sammlungen verborgen, zum Theile gewiß auch künftig noch weiter aus den alten Trümmern hervorzuziehen. Gesenius erkannte 1835 in seinen Monumenta Phoenicia einige der Aufschriften dieser Münzen zwar richtig, wie er auf einer größern Reihe von Münzen die Buchstaben מטוא richtig las und darin die Stadt Motya an der südöstlichsten Spitze Siciliens wiederfand: aber sehr Vieles deutete er hier irrig. Nachher beschäftigten sich besonders de Saulcy und der Duc de Luynes mit diesem Theile phönikischer Entzifferungen, der Letztere sorgfältiger und vorsichtiger als der Erstere. Aber unser Verf. fand hier noch sehr Vieles richtiger zu erklären und Anderes zu ergänzen vor. Auch ist seine Mühe hier nicht vergeblich gewesen: man wird vielmehr seine große inhaltreiche Abhandlung immer mit vielem Nutzen lesen. Allein so besonnen im Allgemeinen und so treffend oft im Einzelnen seine Urtheile sind, so fehlt es ihm doch noch immer etwas zu sehr an der wünschenswerthen Sicherheit im semitischen Sprachkreise, um den Zweck einer solchen Arbeit bis so weit zu erfüllen, als es heute mit unsern Mitteln möglich ist. Noch sind weder die phönikischen Buch-

staben und Worte noch die übrigen Zeichen und Merkmale der vielerlei Münzen alle richtig erklärt, so ungemein weit wir auch jetzt im Allgemeinen über die in diesem Gebiete noch höchst unvollkommnen Arbeiten Eckhel's hinaus sind. Der Schwierigkeiten, welche sich hier häufen, ist freilich eine überaus große Menge; und so groß die Zahl der entdeckten Münzen schon ist, so muß man doch, um Alles hier bis jetzt Unklare mit völliger Sicherheit verstehen zu können, noch immer weitere Entdeckungen wünschen und erwarten. Wir wollen dieses hier an einem der wichtigsten Fälle zeigen.

Auf einer ziemlich großen Menge von Münzen liest man drei phönikische Buchstaben, welche allen Merkmalen zufolge einem Worte wie איא entsprechen und den Lauten nach etwa wie *Ija* auszusprechen wären; und wenn damit auf einer Münze (hier tab. II. 1) אית wechselt, so weist dieses als *Ijat* nur noch bestimmter darauf hin, daß wir hier ein phönikisches weibliches Namenwort vor uns haben, welches ursprünglich Ijat lautete, leicht aber sich zu Ija verkürzte. Zwar ist die Gestalt des א hier überall nicht die in phönikischer Schrift zunächst gewöhnliche, doch ist sie dieser ähnlich, und konnte gerade in dem Theile von Sicilien, wo diese Münzen geschlagen wurden, die gewöhnliche sein; einen andern Buchstaben als א darin zu finden, ist wenigstens sehr unzuverlässig. Den Namen einer Stadt oder eines Landes muß man aber in diesen drei Buchstaben sicher finden, weil einige Münzen die vollere Aufschrift שבעלאיא haben, welche nichts bedeuten kann als von den Bürgern (für בְּעָלֵי, nach phönikischer Schreibart) *Ija's*; denn auch das bloße ש für das Zeichen des Genitivs (sonst ז) findet sich auf sicilischen Münzen. Frägt man aber, welcher Ort mit diesen Lauten Ija gemeint sei, so

meinte Gesenius Syrakus sei darunter zu verstehen, einmal weil איא vielleicht wie das hebräische אי Eiland bedeuten und so damit die Insel Ortygia als ältester Theil von Syrakus gemeint sein könne, und zweitens weil sich so die vorne verstümmelte Inschrift .....*ΟΣΙΟΝ*, welche sich auf der Kehrseite einer dieser Münzen (tab. I. 19) findet, auf Syrakus beziehen lasse. Allein wie früher Andere, so verwirft auch unser Verf. diese Ansicht mit Recht, schon weil die Münzen von Syrakus ganz verschiedener Art sind. Unser Verf. glaubt dagegen auf den Rath eines seiner sicilischen Freunde hin mit aller Sicherheit annehmen zu können, der Name *Ija* entspreche dem griechischen der Stadt Himera, weil eine der griechisch sicilischen Münzen tab. II. 5 auf der einen Seite *ΙΜΕΡΑΙΟΝ* zeigt, auf der andern die offenbar vorne verstümmelte Inschrift ....*ΤΟΝ*; vergleicht man nämlich eine andre Münze (tab. II. 2, vgl. das איא auf tab. II. 3), welche bei übrigens ganz verschiedenen Bildern eine griechische Inschrift *ΙΑΤΟΝ*, d. i. *Ἰατῶν* gibt, so haben wir hier wirklich unsern dunkeln Namen *Ijat* oder *Ija*, und der Beweis scheint damit beigebracht zu sein. Allein in der That ist dieses doch nur ein Scheinbeweis: denn wollten wir auch übersehen, daß auf diesen sehr verschiedenartigen Münzen die Stadt Himera nicht bezeichnet ist, so könnten wir ja dann auch jene oben erwähnte Münze mit ihrem verstümmelten ....*ΟΣΙΟΝ* nicht verstehen. Es kann also auch nichts nützen, weiter darüber nachzudenken, wie ein phönikisches *Ijat* dem griechischen Worte Himera entsprechen könne, ob etwa so, daß אִיָא für אִיָּה laute und Luft bedeute, also ein griechisches *Ἱμέρα* eine Uebersetzung davon sei. Alle solche Vermuthungen dienen uns hier zu nichts.

Allein hier ist noch etwas Anderes wohl zu er-

wägen. Man findet nämlich auf einigen Münzen (hier tab. II. 6. 14) drei ganz ähnliche Buchstaben, nur daß die zwei Buchstaben, welche dort ein א darstellten, hier eher einem phönikischen γ zu gleichen scheinen. Herr Ugdulena will nun diese drei Buchstaben wirklich ganz verschieden als ציץ lesen, und meint, damit sei die sicilische Stadt Segesta sogar den Lauten nach einerlei. Er meint nämlich, man könne diese drei Buchstaben nach hebräischer Art wie צֵיֵץ aussprechen und ßéjeß klinge doch beinahe wie der griechische Name Segesta. Nirgends aber zeigt sich offener als hier, wie wenig unser Verf. mit der genaueren Sprachkenntniß vertraut ist. Denn eine Wortbildung und Aussprache wie צֵיֵץ ist weder im Hebräischen noch sonst in irgend einer semitischen Sprache möglich, vielmehr weiß jeder Sprach- und Schriftkenner, daß man in allen semitischen Sprachen ein Wort, welches ציץ geschrieben wird, nur entweder ßîß oder ßáiß (ßäß) oder höchstens wie ßejâß, vielleicht auch im Phönikischen wie ßejûß aussprechen kann, nie aber wie ßéjeß; und so können wir schon deshalb an irgend eine Lautverwandtschaft dieses Namens mit dem griechischen Segesta in keiner Weise denken. Dazu kommt, daß auf der Kehrseite einiger dieser Münzen vielmehr mit griechischen Buchstaben Panormos als Prägort genannt wird. Und zuletzt ist es ebenso schwer, eine sicilische Stadt ציץ nachzuweisen, als anzunehmen, einige aller dieser Münzen enthielten wirklich ציץ, die andern aber alle איא, obgleich sämmtliche Münzen auch in ihren Bildern eine unverkennbare Aehnlichkeit tragen. Wir können demnach wohl leichter annehmen, daß der Buchstabe, welcher auf einigen dieser Münzen einem γ gleicht, doch vielmehr ein א sein sollte und überall nur jenes *Ija* oder *Ijat* gemeint sei. Ist dieses aber nicht anders, so führen uns alle diese Erscheinungen wohl am sichersten auf

folgende Annahme. Der Name *Ijat* bezeichnete auf Phönikisch zwar nicht ganz Sicilien, da er nur auf einem örtlich enger begrenzten Kreis von Münzorten sich ausdehnt und andern phönikisch-sicilischen Münzen ganz ferne liegt, aber doch das ganze schmälere Westende Siciliens mit den Städten Himera, Panormos, Heraklea (phönikisch Râs Melqart tab. I. 18. 20. 21. II. 1.) und andern diesen benachbarten. Wir können dann auch jenen vorne verstümmelten griechischen Namen ....*ΟΣΙΟΝ* gut als *Ἀιγουσίων* ausfüllen, von der kleineren Insel Aegûsa am Westrande Siciliens mit der gegenüber liegenden ähnlich lautenden Stadt Aegithallon. Aber wir können schließlich auch noch diesen Namen des Westrandes Siciliens etwas weiter verfolgen. Mitten zwischen jenen Städten lag nämlich eine Stadt Iéta, *Ἰαιτία* oder *Ἰέτης*, deren Namen unstreitig derselben Quelle entflossen ist. Diese Stadt, über welche Stephanos von Byzanz weiter berichtet, war in den uns bekanntesten Zeiten der sicilischen Geschichte allerdings sehr herabgekommen, kann aber in früheren Zeiten sehr bedeutend gewesen sein und dem ganzen Westende Siciliens den Namen gegeben haben. So blieb *Ijat* offenbar auch später noch ein heiliger Name für diesen ganzen Theil Siciliens, neben welchem aber jede Stadt, die besondre Münzen schlug, auch sich selbst auf den Münzen unterscheiden konnte. Ein ganz ähnlicher Fall zeigt sich bei den sicilischen Münzen, welche auf der einen Seite den Namen einer sicilischen Stadt, wie מחנת, auf der andern aber den Namen קרת חדשת, d. i. Karthago tragen; denn daß dieser letztre Name nicht etwa eine besondre Neustadt in derselben sicilischen Stadt bezeichnen solle, ist leicht einleuchtend. Eine solche sicilische Stadt war vielmehr damals gewiß von Karthago abhängig und führte deshalb zugleich dessen Namen auf ihren Münzen.

Es möge genügen, an diesem Beispiele gezeigt zu haben, wie viele Knoten hier noch zu lösen sind; und nur wem eine Menge der Münzen, auch der noch nicht veröffentlichten oder der zu unsicher abgebildeten leicht zu Gebote steht, kann hier aufs erwünschteste mit vollerem Erfolge arbeiten.

Indessen geht der fleißige Abbate noch über den in der Aufschrift seiner Abhandlung genannten Gegenstand weiter hinaus, indem er von S. 46 an auch die sonst in Sicilien entdeckten Alterthümer bespricht, sofern sie phönikische Inschriften tragen. Wir bemerken daraus Folgendes. Man hat schon lange bei Marsala einen Stein mit einer zweizeiligen Inschrift gefunden, welche mit קבר Grab von .... beginnt, deren Sinn also leicht erkennbar ist. Man hat aber später (wie einer erzählt, „der es wissen konnte", sagt hier Hr U.) bei dem alten Segeste einen kleinen goldenen Stier aufrecht auf einer Grundlage stehend gefunden, welche ebenfalls eine phönikische Inschrift trägt: und dieses ganze Goldstück ist wirklich heute in Palermo bei dem Principe di Trabia zu sehen, welcher es käuflich an sich gebracht hat. Diese Stierinschrift ist nun aber völlig dieselbe mit jener auf dem einfachen Steine, sogar nach den einzelnen Zügen der Buchstaben (mit höchst unbedeutenden Ausnahmen) und nach der Stellung der Buchstaben in den zwei Zeilen: nur am Ende findet sich hier ein Zeichen mehr, welches ein bloßes Zeichen des Endes (denn solche gibt es in phönikischer Schrift) sein könnte, aber von dem bekannten Hrn Lanci für ein י gehalten wird; denn dieser will die Inschrift verstehen als enthielte sie die Worte und den Sinn קבר מתרחי צרי sepulcrum Mitrachai Tyrii. Hr U. aber kann nicht begreifen, wie eine Unterschrift solches Sinnes zu dem goldenen Stierbilde passe, meint also, der Stier solle der Mithrastier sein, und liest die Worte (da für jenes

ח allerdings besser ein ה gelesen wird) so: קבר מחר היצר als könnten sie bedeuten: Die Kraft (oder vielleicht der Ruhm) Mithra's des Schöpfers, unter Anspielung auf die aus den ersten christlichen Jahrhunderten bekannten Mithramysterien. Allein es ist wohl eine vergebliche Anstrengung, zeigen zu wollen, daß ein Wort wie קבר so viel sein könne wie גבר oder כבר Kraft, oder gar wie كبر als bedeute dieses Glanz und Ruhm: denn gewiß wird man gerade bei diesen Wörtern nirgends solchen Lautwechsel finden. Aber ebenso völlig unsicher ist, daß יצר, welches kaum in der hebräischen Dichtersprache den Schöpfer bezeichnen kann, im Phönikischen ihn bezeichne. Vor Allem aber wünschten wir, der Verf. hätte uns die zuverlässigsten Beweise gegeben, jene Stierinschrift sei wirklich alterthümlich und nicht bloß von jenem bekannten einfachen Steine entlehnt. Wenigstens scheint uns, was er S. 48 für die Echtheit der Stierunterschrift sagt, sehr wenig zu bedeuten. Er meint, schon die Genauigkeit und Reinlichkeit der Buchstabenzüge und der Umstand, daß hinten auf ihr noch ein Zug mehr sich finde, beweise die Echtheit: allein dieser Zug mehr ist unbedeutend, und jene Genauigkeit würde sich auch aus bloßer Nachahmung erklären. Wir müssen in allen solchen Dingen genau sein; und es ist zu verwundern, daß der Verf., welcher doch der Quelle hier so ganz nahe stand, nicht zuvor die strengsten Nachforschungen anstellte, um sich von der Echtheit oder Unechtheit des Goldstückes aufs sicherste zu überzeugen. Das Bild des Stieres selbst hat an sich nichts Alterthümliches an sich.

Von der großen Eryxinschrift kann leider auch Hr U. nichts versichern als daß ihr Urbild nicht mehr aufzufinden sei. Er versucht auch deshalb keine Erklärung derselben: und dies verdenken wir ihm nicht.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 21. Juni 1860.

Paris, Nantes

bei J. B. Dumoulin et Guérard et Comp. 1856. La Ligue en Bretagne. Par L. Grégoire professeur agrégé d'histoire au Lycée de Nantes. XVIII u. 375 S. in Octav.

Fast alle Historiker, welche sich mit der Geschichte der Bretagne beschäftigt haben, schließen ihre Untersuchungen mit dem Zeitpunkte, in welchem die genannte Provinz für immer mit der französischen Krone verbunden wurde, während wiederum die Geschichtschreiber der Ligue nur vorübergehend der Bretagne ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Nur zwei Werke bilden in Bezug hierauf eine Ausnahme: die 1739 in sechs Bänden erschienene histoire des ducs de Bretagne, welche nach dem Tode des Verfassers, Christophe de Piré, der Abbé Desfontaines nicht ohne manche arge Verstümmelung herausgab, und die histoire de Bretagne von Morice mit der bis zum Jahre 1598 reichenden Fortsetzung von Taillandier, eine ebenso fleißige als trockene Compilation. Und doch ist die Zahl der auf uns

gekommenen bretonschen Memoiren, welche der Zeit der Ligue angehören, keineswegs eine geringe. Dahin gehören von Seiten der königlichen Partei die Niederzeichnungen des tapfern Montmartin und des Jean Pichart, von Seiten der Guisen die des Jérôme d'Aradon; sodann, abgesehen von den zahlreichen Panegyrikern des Herzogs von Mercoeur, die Denkschriften des Canonicus Moreau und die von Landelle entworfene Darstellung der Ereignisse, welche seine Vaterstadt Saint-Malo betrafen. Diese Quellenschriften, verbunden mit der von den Benedictinern veranstalteten Urkundensammlung und den noch nicht veröffentlichten Documenten, welche sich in städtischen Archiven und in den Registraturen der ehemaligen chambre des comptes zu Nantes, der Provincialstände und des Parlaments der Bretagne befinden, liefern ein so reichhaltiges und dankbares Material, daß es sich nur um die Zeit und Ausdauer zur Bewältigung desselben handeln kann.

Der Verf. ist bescheiden genug, mit dem Geständnisse nicht zurückzuhalten, daß er sich der genannten Quellen zunächst nur bedient habe, um eine geschichtliche Uebersicht des genannten Zeitraums zu gewinnen. Ref. glaubt diesen Ausspruch dahin ergänzen zu müssen, daß, wenn auch das vorliegende Werk den historischen Entwickelungsproceß der Bretagne nicht gleichmäßig nach allen Richtungen verfolgt, im Ganzen und in vielen einzelnen Theilen neue Ansichten durch dasselbe erschlossen und manche vererbte Ueberlieferungen als unhaltbar beseitigt sind. Daß der Verf. auch die dem Gebiete der Politik angehörige poetische Litteratur zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, theilweise zum ersten Male ans Licht gezogen hat, wird von vielen Lesern mit Dank anerkannt werden.

Zwei Seiten, die religiöse und die politische, müs-

sen hauptsächlich ins Auge gefaßt werden, wenn die Bewegung, von welcher die Bretagne unter der Regierung Heinrichs III. ergriffen wurde, ihre richtige Deutung finden soll. Die erstere anbelangend, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß in der durch Lage und Sprache dem großen Verkehr entzogenen Provinz die Lehre Calvins keinen Boden finden konnte; überdies verschloß sich der Breton in seinem nationalen Haß wider Frankreich gegen jede dort hervortretende Neuerung mit derselben Hartnäckigkeit, mit welcher der Irländer so lange jede von England ihm gebotene Gabe zurückstieß. Was aber die politische Seite betrifft, so muß in Betracht gezogen werden, daß die Kämpfe der Ligue das nie gänzlich erloschene Streben nach nationaler Unabhängigkeit in der Bretagne um so mehr wieder weckten, als die Regierung alle Mittel verabsäumt hatte, um die Herzen der Bevölkerung für das große einheitliche Reich zu gewinnen. Noch lebte, namentlich bei den Bewohnern des flachen Landes, der alte celtische Geist; Sitte, Gewohnheit, Vorurtheile, Antipathien hatten zwischen ihnen und den benachbarten Provinzen eine schwer zu beseitigende Scheidewand gezogen. Nur daraus erklärt sich, daß, während im übrigen Frankreich die Guisen auf Begründung einer neuen Dynastie dachten, in der Bretagne der Herzog von Mercoeur sein Streben auf Gestaltung einer Souverainetät daselbst richten konnte. Darin unstreitig ist der Brennpunkt der dortigen Kämpfe zu suchen, dem gegenüber die Glaubensfrage eine untergeordnete Rolle spielt und diese Seite ist es deshalb, deren Beleuchtung sich der Verf. in seinen von Kritik geleiteten und durch schlichte, anmuthige Darstellung fesselnden Erörterungen zur Aufgabe gesetzt hat.

Wenn bei der, durch den bevorstehenden Ausgang

des Hauses Valois nahe gerückten Frage wegen der Erbfolge die Bretagne entschiedener als eine andere Provinz des französischen Reichs ihre Abneigung gegen den Bourbon aussprach, so galt diese weniger dem Hugenottismus Heinrichs von Navarra, als dem Umstande, daß Letzterer sich keiner Abstammung von den Herzögen von Bretagne rühmen konnte. Eine Erbberechtigung an jene Landschaft vermochte freilich auch Philipp Emanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur, nicht nachzuweisen; aber seine Gemahlin, Maria von Luxemburg, Herzogin von Etampes und Penthièvre, galt als Sproß der alten Herzöge und gab schon in ihrer Jugend unter dem Namen der belle Nantaise den Gegenstand der Verehrung bei den Bretons ab. Mercoeur, welchen sein Schwager, König Heinrich III., 1582 zum Statthalter der Bretagne ernannt hatte, war ein muthiger, vielseitig gebildeter Herr, aber ehrgeizig, keines raschen Entschlusses fähig, ohne Festigkeit des Charakters und in seinen politischen Ansichten von der schönen und hochfahrenden Gemahlin abhängig, welche die eigentliche Vertreterin der nationalen Partei in ihrer Heimath abgab. Bei dem durch den Mord der Guisen veranlaßten Wiederausbruche des Bürgerkrieges schlug sich der Herzog nicht sofort zu einer Partei. Von dem kriegerischen Heinrich von Navarra und dem königlich gesinnten Herzoge von Nevers gleichzeitig bedroht und ohne Bürgschaft, daß der Gemeinerath von Nantes sich vom Gehorsam gegen die legale Regierung lossagen werde, beschloß er, die günstige Gelegenheit zum selbständigen Handeln abzuwarten und begnügte sich vorläufig damit, die Zahl seiner Söldner in Nantes zu mehren und die unteren Stände durch die Geistlichkeit dem Könige zu entfremden.

Diesen Verzug ertrug die muthige Herzogin nicht.

Mit beredten Worten schilderte sie der zusammenberufenen Bürgerschaft von Nantes die Gefahr, welche einerseits von Navarra, andrerseits von dem Könige, als dem offenkundigen Beschützer der Hugenotten, drohe, und erreichte die Absetzung des Gemeineraths, die Berufung ihrer entschlossenen Anhänger zur städtischen Verwaltung und dadurch den Beitritt der Bürgergemeine zur Union. Wie hier, so stand in Rennes der Bischof an der Spitze der Ligueurs; wie dort, so unterlag auch hier für den Augenblick die gemäßigte Partei. Aber dem Einflusse des Parlaments und dem an dem Könige hängenden Adel gelang die Reaction, so daß Rennes seitdem den Waffenplatz der Königlichen abgab. Das dortige Parlament erklärte den Herzog und dessen Anhänger für Hochverräther und ihrer Aemter und Würden verlustig, und der König befahl die Verlegung der Universität von Nantes nach Rennes.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Morde Heinrichs III. In Heinrich von Navarra sah man nur den Hugenotten und zum Theil selbst den Fremden und der Krieg nahm seitdem die religiöse Färbung an. Wie gering in jener Zeit die Zahl der Royalisten in der Bretagne war, ergibt sich aus dem Umstande, daß sich auf dem 1590 nach Rennes berufenen Ständetage nur ein Abt und kein einziger Bischof einfand, von neun Domcapiteln nur eins sich vertreten ließ, von vierzig Städten nur sieben erschienen und statt hundert adliger Deputirten kaum vierzig gegenwärtig waren.

Die Stütze der conservativen Partei in Rennes gab nicht sowohl der statt Mercoeurs zum Statthalter ernannte Heinrich von Bourbon, Prinz von Dombes, als das Parlament ab, welches unter der Bedingung, daß die katholische Religion in ihren Rechten nicht verkürzt werde, dem ersten Könige aus

dem Hause Bourbon die Huldigung leistete. Dagegen behauptete sich Mercoeur factisch in dem bei weitem größeren Theile des Herzogthums; für ihn regte sich, trotz der Erklärung des Königs, zur römischen Kirche übertreten zu wollen, der von Spanien influirte Klerus. Geistliche waren es, welche die Befehle des Herzogs durchs Land trugen, in fast allen Gemeineräthen das Wort nahmen und mehr als ein Mal die Führer im Kampfe abgaben. In Quimper, wo der Seneschall Jacques Laurent den Schwur aussprach, daß er vom Könige nicht lassen werde und wenn dieser der eingefleischte Teufel wäre mit Hörnern so lang wie seine Arme, stellten sich Barfüßer an die Spitze des Straßenkampfes, der mit dem Siege der Ligueurs endete. Daß wiederum das Parlament zu Rennes Tonsurirte, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen waren, aufknüpfen ließ, kann unter diesen Umständen nicht befremden. Ereignisse der Art dienten nur zur Steigerung des Fanatismus. In Predigten und Liedern, von denen mehrere hier mitgetheilt werden, pries man zu Nantes den durch Jacques Clement an dem „Holofernes Frankreichs" geübten Mord.

Von den Städten standen, außer Rennes, nur Vitré, wo Protestanten das Uebergewicht hatten und Brest, wo französische Interessen die bretonschen überwogen, auf der Seite der Königlichen. Das durch Handel blühende und unter seinem Bischofe eine fast unabhängige Stellung zwischen der Bretagne und Normandie einnehmende Saint-Malo hing der Union an, aber ohne deshalb dem Herzoge von Mercoeur die Herrschaft einzuräumen. Den im Jacobinerkloster abgehaltenen Sitzungen des Gemeineraths zu Morlaix stand der Erzpriester von Plougastel vor und vertrat die Richtung der klerikalen Partei. Aus Quimper, der Hauptstadt der unteren

Bretagne, hatte der königliche Seneschall flüchten müssen. In allen diesen Weichbilden hatte sich ein revolutionärer Ausschuß der Bürgerschaft der Gewalt bemächtigt, bis Mercoeur seinen mit Geistlichen, Adligen und einigen städtischen Schöffen besetzten conseil d'état et de finances errichtete.

Während solchergestalt die Bürgerschaften in ihren Bewegungen dem religiösen Elemente folgten, wog bei dem größeren Theil des höheren Adels Lust am Kampfleben und Aussicht auf Beute vor. Nur bei Wenigen unter ihnen hatte das Motto Geltung: »hors de l'église point de salut.« Bei ihnen fanden die zum Besten des Landmanns erlassenen Edicte der Stände zu Nantes so wenig Beachtung, wie die Ermahnungen und Drohungen Mercoeurs. Gleich unabhängigen Condottieri durchschwärmten sie raublustig das flache Land; Königliche und Ligueurs galten ihnen gleich, wenn es darauf ankam, ein schweres Lösegeld zu erpressen, und Mancher unter ihnen, wie z. B. der in Liedern gefeierte Fontenelle, gab als verschlagener, wilder Führer von Brigands für lange Zeit den Gegenstand der Sage und Dichtung ab.

Das Landvolk anbelangend, so besaß dasselbe, dem Feudaladel gegenüber, größere Unabhängigkeit als in irgend einem andern Theile des französischen Reichs. Bauern und Grundherrn waren hier einander durch Sprache, Sitte, Nationalgefühl und denselben Grad der Unwissenheit einander näher gerückt. Alle beseelte derselbe Haß gegen das Ausland und als solches betrachteten sie unbedingt Frankreich. Sie sahen in sich die Vertreter der alten Armorica, Celten, die kein Königthum wollten, am wenigsten ein französisches und die deshalb, nicht ohne dem von ihren Pfarrern gegebenen Beispiele zu folgen, durch Gewissen und nationales Gefühl zur Ligue hingezo-

gen wurden. Bei alle dem gaben sie vermöge ihrer Unbändigkeit und Zuchtlosigkeit ein schwer zu handhabendes Werkzeug für Mercoeur ab und mehr als ein Mal wandten sie ihre Waffen ebenso schonungslos gegen den räuberischen katholischen Adel wie gegen die Anhänger des Ketzers von Navarra.

Der Mord seines königlichen Schwagers war für Mercoeur in so weit ein glückliches Ereigniß, als er dadurch dem Vorwurfe der Undankbarkeit entging. Seit diesem Augenblicke ließ er sein bisheriges Schwanken fahren und schlug eine festere Richtung ein. Wenn er aber vorläufig noch, statt des von der Kirche gebannten Heinrich von Navarra, dessen Oheim, den Cardinal von Bourbon, als König anerkannte, so geschah es nur, um Zeit zu gewinnen und um den Rechtsansichten des Volks Rechnung zu tragen. Aus dem letztgenannten Grunde versäumte er nicht, sobald es seinen Interessen nicht widersprach, sich auf den demnächstigen Ausspruch der Generalstände zu berufen, während er im Grunde, gleich allen Liguenrs, nichts weniger wünschte, als daß auf diesem Wege die politischen Verhältnisse des Reichs geordnet werden möchten. Er wollte in seiner Unabhängigkeit durch nichts geirrt sein und war deshalb weit entfernt, dem an die Spitze der Union gestellten Herzoge von Mayenne die Hand zu bieten. Den eigentlichen Kern dieser politischen Richtung des Herzogs erkannte man erst dann, als er selbst durch die Androhung des Bannes von Seiten des Papstes nicht bewogen werden konnte, Abgeordnete von Nantes zu den in Paris zusammengetretenen Generalständen zu schicken. Immer entschiedener zog er sich von der Union zurück, seit diese sich nicht abgeneigt zeigte, die Unterstützung Spaniens durch Abtretung eines Stücks der Bretagne zu erkaufen. Ihm schwebte nichts als der ungeschmälerte und erbliche

Besitz seines Herzogthums vor Augen, in welchem er schon jetzt alle Souverainetätsrechte ohne Widerspruch ausübte. Er creirte, weil Rennes fortwährend der königlichen Partei anhing, ein neues Parlament in Nantes; eben dahin berief er alljährlich die Stände des Herzogthums, um sich von ihnen die für den Krieg erforderlichen Steuern bewilligen zu lassen. Die hierauf bezüglichen, höchst interessanten Protokolle, von deren Existenz man bisher nichts wußte, werden vom Verf. im Auszuge mitgetheilt.

Mit jedem Tage erstarkte die Partei Mercoeurs und verloren die Königlichen an Terrain. Nach dem bei Craon erfochtenen Siege ließ die Herzogin nicht nach, in den Gemahl zu dringen, sich zum Herzoge von Bretagne zu erklären. Dazu schien indessen nach seiner vorsichtigen Berechnung der Zeitpunkt noch nicht günstig, so ohnmächtig auch die durch Spaltungen zwischen Ständen und Parlament in Rennes zerrissene königliche Partei ihm gegenüberstand. Doch war es schon ein bedeutender Schritt, daß er seinen Sohn bei der Taufe als Herzog der Bretagne begrüßen ließ. Dann freilich gestalteten sich die Verhältnisse anders, als Elisabeth von England auf Bitten Heinrichs IV. und um dem wachsenden Einfluß Spaniens im Norden von Frankreich Schranken zu setzen, ein kleines Heer unter John Norris in Paimpol landen ließ. Die Predigten und Wühlereien fanatischer Mönche fanden nicht mehr den bisherigen Anklang beim Volke, es mußten auch hier die Folgen vom Uebertritt des Königs zur römischen Kirche und zwar um so mehr sich geltend machen, als Mercoeur häufig genug gezeigt hatte, daß es nicht das Interesse des Katholicismus allein sei, welches er verfechte. Dazu kam endlich das allgemein sich kundgebende Verlangen nach Frieden und nach Verminderung der unerträglichen Steuer-

laſt, ſo wie die Wandelbarkeit des Adels, der ſich unter dem ritterlichen Könige eine reichere Waffenernte verſprach als unter dem bedachtſamen Herzoge. So geſchah es, daß Heinrich IV., als er endlich ſein Heer gegen die Bretagne führen konnte, faſt nirgends auf ernſthaften Widerſtand ſtieß. Unter dieſen Umſtänden glaubt Mercoeur ſich nur noch durch feſten Anſchluß an König Philipp II. behaupten zu können; aber bald zerfiel er, wie es nicht anders ſein konnte, mit der ehrgeizigen Politik des ſpaniſchen Hofes; ſchien doch den mit der Tochter Heinrichs II. erzeugten Kindern des Königs ein Anrecht an der Bretagne zuzuſtehen. So blieb dem Herzoge nichts übrig, als die vom Bourbon ihm angebotene Gnade anzunehmen.

Berlin

bei Georg Reimer, 1860. Geschichte des Neutestamentlichen Kanon; von Carl August Credner. Herausgegeben von Dr. G. Volkmar, Professor der Theologie an der Universität Zürich. VIII u. 424 S. in Octav.

Dieſes neue Buch verdient ſicher nicht bloß ſeines Inhaltes, ſondern auch ſeines vor wenigen Jahren verſtorbenen Verfaſſers wegen eine nähere Beachtung. Credner war als Theologe vorzüglich immer mit der Erklärung und der Geſchichte der Bibel beſchäftigt, und hat in dieſem Fache ausgezeichnete Verdienſte. Was ihn dabei vor Allem auszeichnete, war ein ſeltener Schatz von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen der mannichfaltigſten Art, welchen er ſich ſchon in frühen Zeiten erwarb und ſein ganzes Leben hindurch eifrig zu mehren ſuchte. Er war edel und weitherzig genug dabei von der Theologie als bloßer Fachwiſſenſchaft auch ganz abzuſe-

hen, und erwarb sich so nicht nur in den verschiedensten Feldern der Geschichte und in manchen selteneren der Sprach- und der Alterthumskunde, sondern auch in Naturwissenschaften gründliche Kenntnisse: und doch kamen solche scheinbar ferne liegende wissenschaftliche Bemühungen nicht selten auch seinen näheren Nachforschungen überraschend zu gute. Dazu lebte eine Aufrichtigkeit, eine Biederkeit, ein reges Gefühl für alles Recht und, wo er es für das Gemeinwohl nothwendig hielt, eine furchtlose Thätigkeit und aufopfernde Hülfsfertigkeit in ihm, welche ihn seinen näheren Freunden und Bekannten theuer machten und auch für die weitere Welt sein Andenken zu erhalten nicht wenig beitrugen. In seiner Jugend beeilte er sich nicht gerade ein öffentliches Amt zu erhaschen: nachdem er mehrere Jahre andre Universitäten kennen gelernt, wurde er spät auch unser Mitbürger; aber da zierten ihn schon ganz dieselben vortrefflichen Eigenschaften, welche weiterhin seine öffentliche Laufbahn auszeichneten; und noch jetzt erinnert sich der Unterz. mit Freude, wie er damals mit dem schon bejahrteren und reiferen Jünglinge hier zusammentraf.

Wir haben uns diese allgemeinere Bemerkung über Credner gestattet, weil uns hier ein von ihm nachgelassenes Werk vor den Geist tritt, welches uns nicht ohne eine gewisse Wehmuth sein ganzes nun zu Ende gegangenes irdisches Leben überblicken läßt. Die Geschichte des NTlichen Kanons wie er sie sich dachte und wie er sie nach manchen von ihm schon früher veröffentlichten Vorarbeiten hier fast völlig ausgearbeitet gibt, ist eine Art von Fortsetzung der zwei Bände seiner schon 1836 erschienenen Einleitung in das Neue Testament, und enthält einen sehr reichen sowie einem großen Theile nach sehr vortrefflich ausgearbeiteten Stoff. Man stößt hier so oft

auf die ausgewählte Gelehrsamkeit ebenso wie auf den sichern geschichtlichen Blick des Verfs, und wird dadurch nicht wenig erfreuet. Allein es ist auch in weiteren Kreisen bekannt, in welche schwere Kämpfe die Geradheit und Aufrichtigkeit Credners allmählich sich immer tiefer verwickelt sah. Juristen und Staatsmänner feindeten ihn an, am meisten aber und am längsten die Theologen einer bekannten neuesten Schule: und selten ist wohl einem wissenschaftlichen Manne so viel Unrecht geschehen wie ihm. Man nehme sein eben erwähntes Werk vom J. 1836, welches zugleich das Hauptwerk seines gelehrten Lebens geblieben ist: waren auch einige Mängel in ihm, so zeugte doch das ganze von einem so sichern geschichtlichen Blicke, einem so fruchtbaren Fleiße und einer so innigen Theilnahme an den großen Gegenständen selbst, daß gerade die christlich und kirchlich gesinnten Männer unserer Zeit die gerechteste Ursache zum Danke gegen den Verf. darin hätten finden sollen. Allein unsre kirchlich Gesinnten waren so unverständig, einen immer bitterern Haß auf ihn zu werfen und ihn aufs empfindlichste zu kränken: und leider ließ auch er sich kränken, und fühlte seinen Geist dadurch allmählich immer mehr umdüstert. Ein Schatten davon ist auch auf dieses Werk gefallen, als hätten ihn jene thörichten Eiferer allmählich immer mehr in die Nähe der gerade entgegengesetzten Schule des ungeschichtlichen Zweifels und der willkürlichen Erdichtung getrieben, von welcher er anfangs so weit sich entfernte. Zwischen den Kämpfen und Stößen dieser beiden einseitigen Schulen sich ganz aufrechten und gesunden Geistes zu erhalten, auch ohne dabei in ein unklares schwächliches Vermitteln zu verfallen, mag schwer genug sein: wir sagen nicht, daß Credner zuletzt ganz in das Lager der willkürlich zweifelnden und

erdichtenden Schule übergegangen sei, da ihn zu viel von seiner altgewohnten Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Klarheit davon abhielt; aber im Einzelnen fühlt man hier an gewissen Spuren die Einwirkung dieser vernünftelnden Schule der neuesten Art. Auch war es sicher schon nicht ohne eine solche Einwirkung, daß er noch vor seinem Tode die Herausgabe seines unvollendeten Werkes einem ihm freilich auch als Landsmann ziemlich nahe stehenden Jünger dieser Schule übertrug, welcher hier nun auch mancherlei längere und kürzere Bemerkungen hinzugefügt hat.

Wie vortrefflich ist z. B. S. 51 ff. die ganze lange Abhandlung über das Lebensende des Apostels Paulus! Eine sichere Vorstellung über dies Lebensende kann in einer Geschichte des NTlichen Kanons, wie sie auch angelegt sein mag, nicht leicht fehlen, ist aber in neuern Zeiten durch allerlei Vorurtheile und Irrthümer sehr verdunkelt. Spätere Schriftsteller erzählen, dieser Apostel sei aus seiner bekannten römischen Gefangenschaft befreiet bis nach Spanien gekommen, dann erst in Rom hingerichtet. Allein sieht man auf ältere und soviel als möglich gleichzeitige Schriftsteller, so besitzen wir jetzt nur das Zeugniß im Sendschreiben des römischen Klemens c. 5 über ein so wichtiges Ereigniß: aber auch in ihm wird dieses nur beiläufig berührt, und die Worte *διδάξας ὅλον τὸν κόσμον καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν* müssen uns heute als Hindeutung auf etwas genügen, was einst in der Geschichte sicher von gewichtigster Bedeutung war. Wo sich uns nun aus dem Alterthume nur kurze Erinnerungen an folgenschwere Ereignisse erhalten haben, da sollte man sie billig immer desto sorgfältiger zu verstehen suchen: und erwägt man genau den ganzen Inhalt, ja selbst die rednerische Haltung

jener Stelle bei Klemens, so geht daraus ganz unverkennbar hervor, daß Paulus auch noch in Spanien als Apostel gewirkt haben muß, weil Klemens dieses wichtige als damals bekannt zwar nur beiläufig erwähnt, aber offenbar das stärkste Gewicht darauf legt. Nur bei Paulus, nicht bei Petrus (und diese beiden stellt hier Klemens allein zusammen) war dieses zugetroffen, sein Andenken aber war durch dieses Ereigniß, daß er wie im Osten so noch im äußersten Westen Herold des Evangeliums geworden, aufs höchste ausgezeichnet: und eben dieses Alles hebt Klemens so bestimmt hervor. Allein jene schon oben erwähnte Schule neuester Art, welche in Deutschland sich der Philosophie rühmt und alle echte Weisheit lieber verleugnet, fand es aus gewissen der Geschichte und deren Weisheit ganz ferne liegenden Gründen ihren sonstigen Zwecken gemäßer zu leugnen, daß Paulus aus seiner ersten Gefangenschaft befreiet sei und bis nach Spanien das Evangelium getragen habe. So setzte sie sich über den Ausdruck jenes alten Sendschreibens, Paulus habe „die ganze Welt“ gelehrt, als über eine Redensart weg, die ja auch bloße Uebertreibung sein könne; aber auch die andre sehr bestimmt lautende Redensart, Paulus sei bis zur Grenze des Abendlandes gekommen, suchte sie so umzudeuten, daß am Ende von der ganzen geschichtlichen Wahrheit nichts übrig blieb. Die heutigen deutschen Philosophen und philosophisch oder wissenschaftlich scheinen wollenden Schriftsteller reden ja so viel von subjectiv und objectiv, wollen alles Denkbare haarscharf nach subjectiv und objectiv spalten, und dünken sich Wunder was, wenn sie mit dem Schalle dieser undeutschen, aber philosophisch klingenden Worte darein fahren. So stellte die Schule die Ansicht auf, das äußerste Abendland, zu welchem Paulus gekommen, sei bloß von

dem Orte des Abendlandes zu verstehen, welchen er (wie die Schule hinzusetzte, nach seiner Subjectivität) erreichte, nämlich Rom und Italien, nicht aber Spanien. Aber Klemens sagt ja gerade umgekehrt so objectiv als möglich, Paulus sei bis zum äußersten Abendlande gekommen, welches nach der Ansicht des ganzen Alterthumes nur Spanien sein kann; und erst dann konnte er ja auch mit Wahrheit sagen, er habe die ganze (römische) Welt mit dem Evangelium erfüllt. Wir sehen hier also ein denkwürdiges Beispiel, wie diese Schule sogar die einfachsten und zugleich die wichtigsten geschichtlichen Zeugnisse zu verdrehen weiß. Und wenn nun dennoch so viele andre Gelehrte neuester Zeit dieser Entstellung der Wahrheit folgten und damit zur Verkennung eines für Manches so wichtigen geschichtlichen Ereignisses beitrugen, so muß man unserm Verf. für seine Mühe, das Richtige von jeder Seite her wieder zur Anerkennung zu bringen, allen Dank wissen. Was aber Dr Volkmar S. 57 nach der so allseitig genügenden Auseinandersetzung Credner's dennoch wieder zur Vertheidigung des neueren Irrthumes beibringt, ist ohne Gewicht, da es ebenfalls nur auf unrichtigen Voraussetzungen beruhet. Nichts ist geschichtlich so sicher, als daß der Apostel Paulus wirklich aus seiner ersten römischen Gefangenschaft befreiet wurde und noch bis Spanien hin das Evangelium verbreitete: alle in unsern Zeiten dagegen erhobenen Zweifel müssen gänzlich wieder verschwinden, weil sie nur aus dem Gegentheile einer wahren Wissenschaft geflossen sind. Die Wahrheit und ebenso der wahre Nutzen aller Geschichte für uns setzt sich bekanntlich aus der großen Menge einzelner sicherer Stücke zusammen: und was soll werden, wenn solche Männer, die der Wissenschaft sich rühmen wollen, die einzelnen Stücke, die wir sicher

erkennen können, vielmehr verdunkeln und der Welt aus den Augen bringen wollen?

Unser Verf. hat sich hier und sonst noch in so manchen Theilen seines Werkes ein besseres Urtheil bewahrt, und der Wissenschaft damit einen wirklichen Nutzen geleistet. Auch rechnen wir nicht zu den Unvollkommenheiten des vorliegenden Werkes die weniger passende Anlage und Vertheilung des gesammten Stoffes. Dieser ist nämlich hier in folgende vier Haupttheile zerlegt: 1. die Bildung des NTlichen Kanons in der ältesten Kirche; 2. die ältesten Verzeichnisse; 3. nähere Bestimmung des Kanons in der morgenländischen Kirche; 4. seine nähere Bestimmung in der lateinischen Kirche. Daß diese vier Haupttheile keine innere Folge geben und keinen rechten Zusammenhang bilden, auch den ganzen weiten Stoff nicht erschöpfen, kann man leicht sehen. Der echte Inhalt würde sich vielmehr in folgenden drei Haupttheilen erschöpfen lassen. Vor Allem müßte gezeigt werden, wie sich Sammlungen verwandter Schriften schon von vorne an bildeten, ehe noch irgendwie daran gedacht wurde, ihnen eine höhere Heiligkeit zuzuschreiben oder sie zu der Würde von kanonischen zu erheben: diesen ältesten und einfachsten, aber dennoch zuletzt festesten Grund eines Kanons neutestamentlicher Bücher richtig zu erkennen und zu beschreiben würde den ersten Haupttheil eines solchen Werkes füllen. In einem zweiten müßte dann gezeigt werden, welche Ursachen zu der höhern Schätzung und Heiligung solcher Bücher führten, und warum schon früher bestandene kleinere Sammlungen zu einer größern Sammlung für heilig zu haltender Bücher vereinigt und mit einzelnen noch hinzukommenden vermehrt wurden.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Geschichte des Neutestamentlichen Kanon von C. A. Credner. Herausgegeben von Dr. G. Volkmar.«

Eine längere Zeit verstrich so im Werden und sich Ausbilden des Kanons: und konnte über die Hauptbestandtheile desselben nie ein ernstlicher Streit lange dauern, so erhoben sich über einzelne an sich nach dem strengen letzten Zwecke des Kanons vielleicht minder nothwendig, aber doch vielleicht sehr nützlich scheinende Bücher manche verschiedene Ansichten, welche schwerer zur Ruhe kommen konnten. Wie nun aber seit Constantin's Zeiten auch über die letzten hier noch schwankenden Fragen eine feste Entscheidung gesucht und inwiefern sie wirklich gefunden wurde, das würde den dritten und letzten Haupttheil einer echten Geschichte des NTlichen Kanons bilden müssen. Da indessen das vorliegende Werk von seinem Verf. unvollendet gelassen ist, so können wir nicht einmal sagen, ob er nicht ebenfalls auf die richtige Eintheilung gekommen wäre, wenn er selbst

die letzte Hand an es gelegt hätte. Ebenso können wir dem sel. Verf. nicht zum Vorwurfe machen, daß einige wichtige Theile des ganzen Gegenstandes in ihm fast gar nicht berührt sind: der Herausgeber hat hier nachzuhelfen gesucht, man vermißt aber dennoch Vieles in ihm, wie z. B. die wichtigen Fragen über den NTlichen Kanon in den verschiedenen syrischen Kirchen und in der äthiopischen Kirche hier überall kaum aufgeworfen werden. Was wir aber wirklich zu tadeln nicht umhin können, ist, daß der Verf. über den Anfang und den ersten Zweck des NTlichen Kanons sich einigen Ansichten mehr als billig zuneigt, welche doch nur durch die neuern Irrthümer jener oben erwähnten Schule in unsern Zeiten emporgekommen sind und leicht zu immer gefährlicheren neuen Irrthümern hinführen können.

Die Grundansicht des Verf. ist, der NTliche Kanon sei erst durch die katholische Kirche, diese aber sei erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden. Allein so oft ähnliche Ansichten in unsern Zeiten schon aufgestellt sind, ebenso grundlos müssen sie bei jeder gründlicheren Betrachtung der wahren Verhältnisse erscheinen. Man kann mit Recht sagen, das Christenthum oder der Islâm sei in dem und dem Jahre entstanden, weil sie aus einzelnen großen Alles umgestaltenden Schöpfungen hervorgegangen sind: wann aber eine katholische Kirche zuerst entstanden sei, ist eine so ganz im Allgemeinen genommen durchaus eitle Frage, weil diese Kirche, wenn sie einen guten Sinn hat, entweder von jeher ihrem Keime nach mit dem Christenthume schon dawar oder nie dagewesen ist. Vergeblich hat man sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach irgend etwas umgesehen, was zur Stiftung einer katholischen Kirche die Veranlassung gegeben hätte; vergeblich beruft sich Credner auf die Reisen Hégésippos',

Polykarpos' und anderer Männer der Art nach Rom um die Mitte des zweiten Jahrh. n. Ch., als ob diese Reisen mit einer solchen neuen Stiftung in einem Zusammenhange gewesen, wovon doch wiederum Niemand etwas weiß. Sagt man, sie sei gegen die Gnostiker gestiftet, so gebe man doch an, wo und wann? aber die Gnostiker waren auch schon vom ersten Jahrhunderte an da (wie wir heute sicher annehmen können), und wir wüßten auch so nicht, warum sie erst seit der Mitte des zweiten gestiftet sei. Oder sagt man, sie sei gegen das Judenchristenthum gestiftet, so kommt man auch hier nicht über ähnliche eitle Vermuthungen hinaus. Ist sie aber ihrem wahren Sinne nach weiter nichts als das Christenthum sofern dieses seiner allgemeinen Bestimmung für die ganze Welt stets lebendig sich bewußt ist und daher auch vor jeder zu einseitigen Richtung oder Meinung und Lehre immer noch zur rechten Zeit sich zu hüten den rechten Trieb und Muth besitzt oder doch besitzen kann, so war sie eben mit der Entstehung des Christenthums selbst gegeben und bildete sich im Kampfe gegen die allmählich emporkommenden Einseitigkeiten nur immer bestimmter aus, war also auch am lebendigsten und fruchtbarsten immer gerade da, wo gegen neue Irrthümer oder gegen gefährliche Verengerungen und Einschränkungen des echten Christenthumes am richtigsten und erfolgreichsten gestritten wurde. Sofern es nun in den frühesten Zeiten des Christenthumes Sitte wurde, daß jede zu einseitige Richtung immer am liebsten einer einzelnen christlichen Schrift als einem Grundbuche und Richtschnur (oder Kanon) ihres Lebens sich enger anschloß, mußte da, wo man sich von solchen Einseitigkeiten freier zu halten suchte, von selbst immer leicht auch eine größere Sammlung solcher Grundbücher sich bilden; und die Verbin-

dung von Paulus-Sendschreiben und ähnlichen Schriften mit einer größern Zahl von Evangelien wurde insofern nothwendig der Grund eines Kanons NTlicher Bücher in einer solchen Kirche, die der echten Bestimmung des Christenthumes sich nicht umsonst erinnernd als die katholische gelten wollte. Allein die Bildung unsres Kanons in seinen wesentlichsten Bestandtheilen lag damit von Anfang an in der höhern Nothwendigkeit dieser Zeiten, und wir haben keinen Grund mit Credner anzunehmen, daß er überall erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts sich gebildet hätte, während eine Menge deutlicher Merkmale, die er nur nicht richtig gefunden und verfolgt hat, für das Gegentheil spricht. Daß man aber in den ältesten Zeiten auch da, wo man mehrere Evangelien und mehrere Sendschreiben zugleich gerne las und aus ihnen lernte, dennoch das Herrnwort weit über das bloß apostolische setzte, versteht sich von selbst.

Wir können daher die Grundansicht des Verfs über die Entstehung des NTlichen Kanons nicht für richtig halten: mit ihr aber hangen andere Ansichten zusammen, welche wir ebenso wenig billigen können. Wir meinen hier besonders zwei.

Einmal behauptet Credner S. 28 ff., das Judenchristenthum sei nicht ein innerhalb der Kirche erst entstandener Rückfall, sondern etwas Ursprüngliches. Allein das Christenthum, wie es bis zu der großen Thätigkeit des Apostels Paulus war, Judenchristenthum zu nennen, ist von der einen Seite thöricht, von der andern ganz verkehrt und ungerecht. Soll nämlich der Name weiter nichts bedeuten, als daß das Christenthum zeitlich und örtlich aus dem Judenthume oder vielmehr aus dem gesammten weiten Kreise der ATlichen Religion hervorging, so ist der Name sinnlos, weil sich ja dies geschichtliche Ver-

hältniß von selbst versteht, und überflüssig dazu. Soll er aber (wie er doch müßte) eine besondre Art von Christenthum bezeichnen, so ist er völlig verkehrt und ungerecht, weil das Christenthum sogleich mit seinem ersten Hervortreten in die Welt auch schon vor Paulus' Wirksamkeit im Wesentlichen durchaus dasselbe ist wie späterhin, und auch damals schon ebenso den vollesten Gegensatz gegen das damalige Judenthum in sich schloß wie dieses ihm auf das feindseligste entgegentrat. Also kann überhaupt erst seit der erfolgreichen Thätigkeit Paulus' von einem sich allmählich bildenden Judenchristenthum die Rede sein, weil erst von dieser Zeit an einzelne Christen der sich immer folgerichtiger entwickelnden christlichen Freiheit zu folgen ein stärkeres oder schwächeres Bedenken trugen und dadurch in die Gefahr eines Rückfalles geriethen. Der Unterschied der Vorstellungen über diesen Anfang des Christenthumes ist bei näherer Betrachtung groß und entscheidend genug: sowie der Verf. ohne diesen ersten Irrthum sicher nicht so leicht in jenen vom Ursprunge der katholischen Kirche und des NTlichen Kanons gefallen wäre.

Wie aber dieser Irrthum vom Judenchristenthume dem Verf. nur aus einer durch die oben erwähnte Schule in unsrer Zeit weit verbreiteten Vorstellung wie von außen angeflogen ist, so verhält es sich ähnlich mit einem andern, welcher nicht minder folgenreich und schwer ist. Credner nimmt es nämlich in diesem Werke als zweifelhaft an, ob das vierte Evangelium und der diesem entsprechende große Brief vom Apostel Johannes sei: und wenn man bedenkt, wie fest er noch 1836 in seinem oben bemerkten andern Werke alle solche Zweifel bekämpfte, so kann man daran leicht ermessen, wie stark die Einwirkung der Schule der Zweifelsucht und Unsi-

chermachung seitdem auch auf ihn gewesen sei. Allein was er hier vorbringt, um solche Zweifel zu begründen und danach die Geschichte des NTlichen Kanons aufzubauen, das ergibt sich bei näherer Untersuchung als grundlos. Er geht nämlich hier zu dem Zwecke auf eine neue Weise von dem sogen. Muratorischen Bruchstücke über den Kanon aus, über welches er auch sonst manche Ansichten ausspricht, welche die genauere Untersuchung nicht bestätigt: wir wollen uns hier jedoch der Kürze wegen an die Stelle über das Johannesevangelium halten. Wenn der uns jetzt seinem Namen nach unbekannte alte Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrh. n. Ch., welcher dieses seinem gesammten Inhalte nach so unvergleichlich wichtige Bruchstück schrieb, sagt, das vierte Evangelium sei von einem der Schüler Christus' verfaßt, so findet Credner S. 158 f. schon darin einen sichern Hauptbeweis dafür, daß dieser Schriftsteller den Verfasser desselben nicht für den Apostel gehalten habe. Allein die zwölf Apostel sind vor Allem Jünger und werden wie sonst so im Johannesevangelium selbst immer so bezeichnet; ja man kann mit Recht sagen, jeder Apostel, welcher etwa ein Evangelium niederzuschreiben sich entschloß, habe dieses stets nicht in seiner Eigenschaft als Apostel, sondern als Jünger gethan, wie denn auch nichts als dieses ein Haupttheil des Sinnes der dortigen Erzählung über die Entstehung des vierten Evangeliums ist. Aber es kommt an dieser Stelle noch hinzu, daß eben vorher gesagt war, Markus und Lukas seien obwohl Evangelisten keine Jünger gewesen: danach wird also Johannes im Gegensatze zu ihnen recht wie absichtlich einer der Jünger genannt. Und so sind auch die andern Gründe, welche Credner hier für seine Meinung anführt, haltlos: vielmehr ist nichts gewisser, als daß

das für die Geschichte des NTlichen Kanons so äußerst wichtige Muratorische Bruchstück keinen andern als den Apostel Johannes einfach für den Verfasser des Evangeliums und der Briefe hält, ohne irgend wie auch nur auf einen Zweifel hinzuweisen, der darüber zu seiner Zeit geherrscht habe.

Neben diesem so vorsichtig zu gebrauchenden Bruchstücke ist es besonders der Anhang zu dem herrlichen Sendschreiben an Diogenetos, in welchem Credner eine Stütze für seine Ansicht sucht. Man hat heute längst bemerkt, daß an dieses Sendschreibens Ende c. 11. 12 das Ende eines ganz verschiedenen Sendschreibens verschlagen ist: aber dieser bloße Schluß eines verlorenen Sendschreibens ist uns schon wegen des ungewöhnlichen Schwunges seiner Worte seinem wahren Sinne nach leicht sehr dunkel. Dazu kommt, daß das Wortgefüge, wie es in unsern Ausgaben sich findet, Vieles zu wünschen läßt: ich bemerke hier nur beiläufig, daß man c. 12 wohl sicher ein bezügliches *ὅ* (was) hinter *εἰδέναι τι* einsetzen, und ähnlich bald nachher vor *οὐδὲ Εὔα* ein *οὗ*, d. i. wo einschalten muß, wenn man einen klaren Sinn erhalten will. So viel kann man indessen bei genauer Untersuchung sicher erkennen, daß der mit so wunderbarem und doch in den Zeiten des Urchristenthumes wieder so leicht erklärbarem Schwunge höchster Begeisterung redende Sendschreiber in der ganzen Schrift, von welcher sich nur dieser Schluß erhalten hat, eine damals neue Richtung im Christenthume bekämpft, welche unter dem Scheine tieferer Erkenntniß (Gnôsis) gefährliche Lehren aufstellte und manche der besten christlichen Lehrer verunglimpfte. Denn der Sendschreiber will in diesem immer höher steigenden Strome seiner Schlußworte ausdrücklich die Gnôsis hochhalten, macht aber auf das aufmerksam, was im Christenthume noch über

ihr stehen müsse, und spielt darauf an, daß man den Geist der echten christlichen Lehrer nicht dämpfen dürfe. Die Kreise aber, in welchen diese übermüthige Gnôsis damals sich erhob, waren sicher heidenchristliche, d. i. mitten in der großen heidnischen Welt hatte sich leider dieser innerchristliche Streit entzündet, bei dem es sich nicht im mindesten von dem Gegensatze des Juden- und des Heidenchristenthumes handelte. Credner gibt nun zwar diese ganze erhabene Rede S. 59 ff. mit vieler Anstrengung in einer uns nicht durchgängig richtig scheinenden eignen Wortfeststellung, Uebersetzung und Erklärung: allein weil er sie nur mit seinen einmal vorgefaßten Gedanken las, so findet er sogleich in den Worten zu Anfange „da ich Apostelschüler geworden, werde ich Heidenlehrer" einen Beweis dafür, daß der Sendschreiber eben zuvor noch ein beschnittener Judenchrist gewesen und nun plötzlich zu der eben damals um die Mitte des zweiten Jahrh. n. Ch. auftretenden katholischen Kirche übergetreten sei. Wer aber jene Worte in ihrem rechten Zusammenhange zu verstehen sich bemühet, begreift, daß der Sendschreiber damit nichts sagen wollte, als, im Christenthume, dessen große Bestimmung die Bekehrung aller Heiden sei, könne Niemand ein rechter Lehrer sein, der nicht zuvor Schüler der Apostel geworden und damit mitten in den vollen lebendigen Athem und Trieb alles echten Christenthumes wie hineingehoben sei. Dies ist gegen ein Winkelchristenthum gesagt oder gegen eine neue gnostische Schule, wie deren um jene Zeiten so viele emporschossen: den Gegensatz aber zur Beschneidung und zum Judenchristenthum, als ob dieses eben damals zuerst beseitigt sei, legt Credner völlig grundlos in alle die Worte. Man bedenke doch, daß unser Sendschreiber ebensowohl gegen den allem Ju-

denchristenthume aufs schärfste entgegengesetzten Markion und dessen Schule behaupten konnte, wer ein Heidenlehrer werden wolle, müsse alle Apostel richtig erkennen und ehren, nicht etwa bloß wie Markion den Paulus: und sollen wir uns die neue Schule, gegen welche unser Sendschreiber redet, etwas näher denken, so müßten wir unstreitig an die Markion's oder eine ähnliche heidenchristliche denken.

Im Zusammenhange mit allen solchen Annahmen steht es nun auch bei Credner, daß er meint, Tertullian habe in seinem NTlichen Kanon keinen einzigen der sogen. sieben katholischen Briefe gehabt, während doch nach allen andern Merkmalen der erste Johannes- und der erste Petrusbrief sehr früh als apostolische Schriften gebraucht wurden. Er trug diese Meinung schon vor einigen Jahren in einer Abhandlung vor, welche noch bei seinen Lebzeiten öffentlich erschien, und wollte sie aus Tertullian's Buche de resurrectione carnis beweisen: ich zeigte aber damals sogleich an einem andern Orte, wie ungenügend dieser Beweis sei. Jetzt gibt der Herausgeber zu, daß Tertullian den ersten und zweiten Johannesbrief wirklich gebrauchte, er verneint aber dasselbe rücksichtlich des ersten Petrusbriefes. Allein zu diesem Zwecke muß Tertullian'en das Buch Scorpiacum abgesprochen werden: die Gründe dazu scheinen uns nicht hinreichend, da die Sprache dieser Abhandlung ganz wie die Tertullian's ist und ihr Inhalt ebenfalls so wie man ihn von diesem Schriftsteller erwarten kann. Seltener als andere NTliche Bücher hat Tertullian ihn allerdings gebraucht: dies hängt wohl damit zusammen, daß in seinem Kanon alle die Johanneischen Schriften als das instrumentum Johanneum zusammenstanden und der Petrusbrief dann als ein ganz vereinzeltes Stück leichter ausgelassen werden konnte. Die Sache ist

aber überhaupt ziemlich unbedeutend, da wir aus andern sichersten Zeugnissen wissen, daß der erste Petrusbrief zu Tertullians Zeiten sonst überall als kanonisch galt.

Alle solche hier von vorne an nothwendigen vielen Einzelforschungen haben unstreitig ungemein viel Schwieriges, und erfordern die höchste Vorsicht und Anstrengung. Die Geschichte der Entstehung des NTlichen Kanons ist von oben an dunkel genug, und dies kann nicht wohl anders sein. Denn dieser Kanon bildete sich von vorne an selbst ganz unmerklich, weil allein aus den innersten Nothwendigkeiten der Sache heraus. Eine von allen Christen anerkannte herrschende Vorgemeinde, welche durch ihr Beispiel und ihren Willen allein hätte Alles entscheiden können, gab es damals nicht, wenn auch einzelne Gemeinden, wie die von Ephesos und von Rom, offenbar großen Einfluß hatten; noch weniger gab es einen Papst. Was sich so mehr aus den innersten Bedürfnissen und Nothwendigkeiten einer Zeit ganz neu herausbildet, tritt erst, wenn es schon vollendeter und wirksamer geworden, an das volle Licht des Tages. Dazu kommt, daß uns aus den nächsten 70 bis 80 Jahren nach der Zerstörung Jerusalems heute sehr viele christliche Schriften entweder ganz verloren oder nur in Bruchstücken und sonstwie in Winkeln versteckt erhalten sind; und dies war eben der Zeitraum der ersten Ausbildung eines Kanons christlicher Schriften. Die ganze Geschichte der christlichen Entwickelung jener Zeit ist uns weniger genau im Einzelnen bekannt: mit ihr auch die der Entstehung des Kanons. Allein wenn wir genau Alles aus jener Zeit was wir noch erkennen können zusammensuchen, so ist das dennoch bedeutend genug; und manche neue wichtige Entdeckung, welche auch auf diese besondre Geschichte einige neue

Lichtstrahlen werfen kann, ist erst in unseren neueren und neuesten Zeiten gemacht, ohne daß Credner sie hier schon benutzt hätte. In der That hat so die Geschichte der Entstehung des NTlichen Kanons in allen ihren wichtigsten Theilen für uns heute nicht mehr so vieles Zweifelhafte und Dunkle als es leicht scheinen kann; und recht eigentlich anziehend für den Forscher und Geschichtskenner, sowie allgemein am lehrreichsten und unentbehrlichsten ist doch nur diese älteste und für alle Folgezeit entscheidendste Geschichte des Kanons.

Seit den Zeiten Constantin's und seines bischöflichen Freundes Eusebios von Cäsarea spinnt sich zwar der Faden dieser Geschichte noch immer weiter durch das ganze Mittelalter bis in unsre Zeiten, wie das vorliegende Buch so lehrreich zeigt: allein da sind es nur noch ein paar wie am Rande liegende Bücher, über deren Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit im Kanon man streitet. Das Morgenland will die Apokalypse, das Abendland den Hebräerbrief nicht aufnehmen; und jenes hat dabei ebenso viel Recht und ebenso viel Unrecht wie dieses. So schleppen sich diese Fragen durch die langen Jahrhunderte hin, als könnten sie nie ganz aufhören und als wollte sich hier nie eine vollkommene Ruhe ausbilden. Aber auch das ist gut, damit man im Christenthume nie zu viel Vertrauen auf ein bloßes Buch setze und wäre es auch aus guten Gründen das heiligste, und nie meine, heilige Schrift solle und müsse wie durch das schärfste Messer von allen andern Büchern abgeschnitten sein. Nur der Islâm fordert die schärfste Sonderung heiliger Schrift nach außen und ihre völligste innere Gleichheit: aber der Qor'ân ist nie ein Heil für die Menschheit gewesen, und wird es noch weniger künftig sein.

H. E.

Mitau und Leipzig

Aug. Neumann's Verlag 1860. Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende von Dr. Joh. Heinr. Kurz, ordentl. Professor der Theologie in Dorpat. Vierte Ausgabe. 780 S. in Octav.

Die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs der Kirchengeschichte findet in dem Umstande ihre Bestätigung, daß von der dritten Auflage desselben bis zu seiner vierten nur zwei Jahre verflossen sind. Verf. ist auch bei dieser Auflage bemüht gewesen, sein Buch durch Ausfüllung seiner Lücken, Verbesserung eingeschlichener Irrthümer und Ausmerzung von Druckfehlern seiner Aufgabe entsprechender zu machen. Zum Gebrauche der Studirenden sind diesmal Zeittafeln beigefügt worden. Die christliche Kirche ist die durch Jesum Christum gestiftete göttliche Heilsanstalt auf Erden, deren Haupt Christus der Gottmensch, und deren göttlicher Pfleger der heilige Geist ist. Da aber, neben der heiligen Regierung ihres göttlichen Hauptes und der heiligenden Fürsorge ihres göttlichen Pflegers, auch die Erkenntniß und der Wille des Menschen in ihr walten, die bei der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur auch unheilig und verkehrt sein können, so hat die Darstellung der Kirchengeschichte darum nicht nur die normalen Entwickelungen in der Kirche, sondern auch ebenso sehr alle Hemmungen und Verirrungen, so lange sie noch zur Kirche in Beziehung stehen, zur Anschauung zu bringen. Dieser Begriff der Kirche ist viel zu allgemein und unbestimmt, als daß er der Kirchengeschichte zur Grundlage dienen könnte, wie es sich sogleich bei der Bestimmung des neuesten Standpunktes der Kirchengeschichte an den Tag legt. Der Anführer der neuesten evangelischen Kirchenhistoriker ist Neander;

aber wenn gleich die Grundlage seiner kirchengeschichtlichen Darstellung als recht anerkannt wird, so werden ihm doch bei dem Aufbau der Kirchengeschichte mancherlei Vorwürfe gemacht, welche seine Nachfolger zu vermeiden haben, wenn sie den Anforderungen der Zeit entsprechen sollen. Neander, nach dem Urtheile des Verfs in Schleiermacher's Gefühlstheologie eingehend, vindicirte der subjectiven Frömmigkeit ihre Rechte in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte, ging mit besonderer Vorliebe den Entwickelungen des inneren Lebens nach, wies das Christliche auch in mißachteten und kirchlich verurtheilten Erscheinungen nach, und fühlte sich vom objectiven Kirchenthume meist als von einer Verknöcherung des christlichen Lebens und der Krystallisirung des Dogma abgestoßen. Als Schüler und Nachfolger Neander's werden aufgeführt Jacobi, Hagenbach, W. Zimmermann, Guericke, Bruno Lindner, denen sich der Verf. anreiht. Von allen diesen wird nur über Bruno Lindner ein bestimmtes Urtheil abgegeben, daß derselbe mit besonderm Fleiße die dogmengeschichtliche Entwickelung verfolge und auch das Mitwirken politischer Factoren gehörig würdige. Neander's Standpunkt wird als ein subjectiver, also ungeschichtlicher bezeichnet; auf ein solches Fundament kann Niemand ein kirchengeschichtliches Gebäude aufführen, und in diesem Falle kann auch von den Fehlern keine Rede sein, welche die Schüler und Nachfolger Neander's zu vermeiden haben. Daher ist auch die Darstellung des neuesten kirchengeschichtlichen Standpunktes eine durchaus unbestimmte.

Die Vorgeschichte der christlichen Kirche, welche von der vorchristlichen Welt in ihren Beziehungen zur christlichen Kirche handelt, gibt keine allgemeine und unfruchtbare Schilderung des religiösen Zustan-

des der Juden und Heiden zur Zeit der Erscheinung Christi, sondern stellt den Gottmenschen in den Mittelpunkt der Entwickelung der Menschheit, schaut im Juden- und Heidenthume die sich gegenseitig setzenden und ergänzenden Factoren menschlicher Bildung an, und zieht aus dieser Betrachtung das Resultat, daß Jesus Christus in der Fülle der Zeit in die Welt gekommen sei, und wie die Menschenwelt vor ihm sich auf ihn bezogen habe, so die Menschenwelt nach ihm in ihm ihren Ausgangspunkt habe. Dem Heidenthume wird nicht nur eine negative Vorbereitung für das Heil, sondern auch zugleich eine positive zugeschrieben, durch welche es befähigt wurde, diesem Heile eine Morgengabe zu bringen, die von hoher Bedeutung für seine Förderung war, und hierin auch von dem vorchristlichen Heidenthume eine göttliche Sanction anerkannt. Das Judenthum hat die Substanz, den göttlichen Stoff und Inhalt, das Heidenthum aber hat die menschliche Form und die weltlichen Förderungs- und Bildungsmittel für die christliche Kirche geliefert. Es wird zwar dem Heidenthume einerseits ein vielfach hoher sittlicher Ernst, und eine bewundernswürdige Energie im staatlichen und bürgerlichen Leben, sowie andererseits der Geistesbildung der Griechen und Römer die Schöpfung von Formen für die Bewegung des geistigen Lebens zugeeignet, welche sich dem neuen Geistesgehalte, der sich aus dem heiligen Lande ergoß, als die geeignetsten Mittel zu seiner formellen Darstellung und Ausbildung darboten, aber damit ist die Bedeutung des Staatslebens und der Wissenschaft des Alterthums bei weitem noch nicht genug anerkannt. Das Heidenthum bot dadurch der christlichen Kirche Elemente dar, die dem Judenthume wesentlich abgingen. Das Judenthum erzeugte aus sich kein selbständiges Staatsleben und darin lag die Ursache von der innern

Trennung und dem endlichen Untergange der jüdischen Nation; das Judenthum brachte keine selbständige Wissenschaft hervor, und darin lag die Ursache, daß die Religion niemals in die Tiefe des Volkslebens eindrang, sondern der Abfall von derselben immer von neuem wiederkehrte. Die griechische Wissenschaft und das römische Staatsrecht sind für die Entwickelung der Menschheit nothwendige Elemente. Als sich dieselben mit der christlichen Religion vereinigten, und neue Zustände der menschlichen Gesellschaft begründeten, kam kein Beispiel vor, daß ein christliches Volk in sich zerfallen und von der Religion abgefallen wäre. Als die christliche Priesterherrschaft diese Elemente in ihrer freien Thätigkeit hemmte, erhoben sie sich wider dieselbe, und begründeten abermals neue Zustände der menschlichen Gesellschaft.

Die allgemeine Eintheilung der Kirchengeschichte ist ebenso großartig als tief. Nach vorausgeschickter Urgeschichte der christlichen Kirche, ihrer Gründung durch Christum und ihrer Gestaltung im apostolischen Zeitalter wird die Geschichte der Kirche in drei Abtheilungen als Entwickelungsgeschichte der Kirche in der antik-klassischen Bildungsform, in der mittelalterlich-germanischen und in der modern-germanischen Bildungsform abgehandelt, welche Abtheilungen dann weiter in die erforderlichen Perioden eingetheilt werden. Bei den vorläufigen Reformationsversuchen im 15. Jahrh. werden die allgemeinen Concilien nur bei dem päpstlichen Schisma namhaft gemacht, ohne daß in der durch dieselben sanctionirten Superiorität der allgemeinen Concilien über den Papst ein reformatorisches Princip anerkannt wird, was aus dem Grunde nicht gut geheißen werden kann, weil das auf dieses Princip sich stützende Episkopalsystem seitdem beständig in der

römisch-katholischen Kirche fortbestanden, und bei gegebener Gelegenheit immer von neuem eine Reform der Kirche angestrebt hat. Von Wycliffe und Hus wird der wahre reformatorische Beruf anerkannt, aber daneben richtig bemerkt, daß sie bloß eine unsichtbare Kirche gelten ließen und deshalb keine sichtbare dauernd zu gründen vermochten, daß sie ferner mit der geschichtlichen Entwickelung meist völlig abbrachen, die Kirche wieder auf die unentwickelten Gestaltungen ihrer apostolischen Anfänge zurückführen wollten, und den festen Boden in der Gegenwart verloren. Die böhmischen und mährischen Brüder, in welchen sich die Reformationstendenz dieser Reformatoren geschichtlich feststellte, mußten bestimmter charakterisirt werden, als es geschehen ist.

Die bemerkte Unklarheit des Verfs über seinen geschichtlichen Standpunkt stellt sich bei den Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin offen heraus. Die herkömmlichen Principien derselben werden wohl angegeben, aber ihre Lehre von der Kirche, welche in unserer Zeit von vorzüglicher Wichtigkeit ist, bleibt unerörtert. Das hierarchische Kirchenthum des Katholicismus, welches sich lange überlebt hat, wird so lange seinen Werth und seine Stellung behalten, bis sich der Protestantismus zu einem positiven Kirchenthume gestaltet hat. Worin aber dieses bestehe, das ist die große Frage der Zeit, welche allein aus den Grundbegriffen der Reformatoren ihre Lösung gewinnen kann Kann die wahre geschichtliche Stellung des Protestantismus nicht in Abrede gestellt werden, so muß derselbe auch die Fähigkeit zur Bildung eines positiven Kirchenthumes in sich tragen. Diese Forderung wird an denselben, wenn in irgend einer Zeit, in der unsrigen gemacht, und daher muß vor allen Dingen in dem Begriffe der Reformatoren von der Kirche das positive Element aufgesucht und festgestellt werden. Dieses positive Element liegt aber jedenfalls in dem lutherischen Begriffe der Kirche, welcher die Gnadenmittel des Wortes und des Sacramentes in sich vereinigt, während der zwinglisch-calvinische Begriff der Kirche einseitig das Wort, und der römisch-katholische Begriff derselben ebenso einseitig das Sacrament hervorhebt. Nach dem Maßstabe dieses lutherischen, echt positiven Begriffes der Kirche muß nach unserm Dafürhalten die Geschichte der Kirche seit der Reformation dargestellt werden, wenn sie einen für unsere Zeit praktischen Standpunkt gewinnen soll

Holzhausen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Juni 1860.

Berlin

Verlag von Dietrich Reimer, 1860. Reisebericht über Hauran und die Trachonen nebst einem Anhange über die Sabäischen Denkmäler in Ostsyrien; von Dr. Johann Gottfried Wetzstein, K. Preuss. Consul in Damaskus. Mit Karte, Inschriftentafel und Holzschnitten. VI u. 150 S. in Octav.

Wer hätte es glauben sollen, daß nicht weit südöstlich von Damasq eins der für uns wunderbarsten Länder der Erde liege, ohne daß wir in Europa bei allen unsern heutigen wissenschaftlichen und sonstigen reichen Mitteln davon bis jetzt eine nähere Vorstellung hätten erhalten können? Und doch ist dieses so. Das Land, welches wir, wenn es mit einem einzigen und dazu uns sogleich verständlicheren Namen bezeichnet werden soll, nur das nordöstlichste Palästina nennen würden und welches uns, weil in der Bibel erwähnt und mit der biblischen Geschichte näher zusammenhangend, noch besonders merkwürdig ist, blieb uns gleichwohl bis in diese letzten Tage

wie der unbekannteste Fleck der Erde, trotzdem daß wir längst aus hinreichenden Zeugnissen des Alterthumes genau wußten, es müsse einst ein sehr wohl angebautes stark bevölkertes Land nicht ohne eigenthümliche Bildung gewesen sein. Die grauenvolle Verwüstung, welche der Islâm je länger je mehr über alle die Gegenden der Erde gebracht hat, welche er am ungestörtesten bis in unsre Zeiten herab beherrschen konnte, traf hier mit der verkehrten Richtung der europäischen Mächte zusammen, welche, obwohl dem Namen nach christliche, durch ihre beständigen inneren Eifersüchteleien und Streitigkeiten sich verhindern lassen, eine bessere Haltung gegen den Islâm einzunehmen und ihn an weiterer Länderverwüstung zu hindern. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts durften europäische Christen sogar in dem großen reichen glänzenden Damasq, dieser uralten echten Hauptstadt Syriens, sich kaum blicken lassen: noch weniger durfte ein Christ die unsichern Umgebungen und alles Land nach Osten hin zu bereisen oder gar wissenschaftlich zu untersuchen wagen. So durchzogen Seetzen und Burckhardt zwar wie verstohlen reisend als die ersten wissenschaftlich gebildeten Europäer das nordöstlichste Palästina, und unser Verf. muß als heute der beste Kenner bezeugen, daß sie mit den äußerst geringen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, in ihrer hülfslosen Lage dennoch sehr viel leisteten: aber sie konnten nicht einmal weit genug östlich vordringen und hörten nur von ferne von den Wundern Hauran's. Erst der englische Geistliche J. L. Porter, welcher Jahre lang in Damasq wohnen konnte, machte in seinem 1855 erschienenen Werke Five Years in Damask auf die Nothwendigkeit die östlichsten Gegenden Hauran's zu untersuchen näher aufmerksam; und in den letzten Jahren sind uns

denn auch durch die Bemühungen zweier unternehmender übrigens sehr verschiedenartiger Männer diese unbekannten Länder zum ersten Male wieder etwas sicherer vor die Augen getreten.

Der eine ist der Engländer Cyrill Graham, ein noch jüngerer Mann, welcher rein aus wissenschaftlichem Eifer jene wie es schien in ein undurchdringliches Dunkel gehüllen Gegenden erforschte, auch mit großem Erfolge seine Reiseforschungen östlich und südlich noch weiter ausdehnte als unser Verf., und nachdem er auf kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt, jetzt aufs neue in einer noch weiter auszudehnenden Untersuchung derselben Gegenden begriffen ist. Er veröffentlichte eine ziemlich kurze Beschreibung seiner Reise im Journal of the R. Geogr. Soc. vol. 28 (1858); und ein noch kürzerer Bericht über die von ihm gefundenen Inschriften mit vier Bilderplatten erscheint von ihm so eben in dem Journal of the R. Asiatic Soc. vol. 17 (1860) p. 286—297. Fast um dieselbe Zeit aber betrat auch unser Verf. den bis dahin so geheimnißvollen Boden: und er war freilich ganz anders dazu vorbereitet. Er war schon seit einer Reihe von Jahren preußischer Consul in Damasq gewesen, hatte hier lange die beste Gelegenheit, sich allmählich auf eine solche wissenschaftliche Reise in die nächsten Gegenden gut vorzubereiten, und war mit Hunderten von Einwohnern der unbekannten Gegenden, welche aus den mannichfaltigsten Gründen das große Damasq aufzusuchen haben, in nähere Berührung getreten Ein europäischer Consul in einer großen morgenländischen Stadt vermag heute leicht nach sehr vielen Richtungen hin aufs einflußreichste zu wirken: aber leider sind die meisten, auch die englischen und die französischen so wenig gut vorbereitet, daß sie bei all ihrem weit reichenden Einflusse und ihren

reichen Mitteln doch zur Förderung der Wissenschaften und ähnlicher höherer Zwecke wenig Gutes ausrichten. Solche Consuln, welche in Damasq, Jerusalem, Bêrut und benachbarten größeren Städten angestellt werden, sollten, wenn sie überhaupt eine gelehrte Bildung haben, dann doch besonders auch in der biblischen Wissenschaft so fest gegründet sein als es heute leicht möglich ist, um von ihrer günstigen Lage für diese so vielen Gewinn zu erzielen, als ihnen die Muße erlaubt. Unser Verf. war wenigstens für manche einzelne Fächer der morgenländischen Wissenschaft schon früh gut vorbereitet, wenn er auch von dem jetzigen Stande der biblischen Wissenschaft weniger genaue Kenntnisse besitzt. Außerdem konnte er, wollte er einmal den Haurân aus wissenschaftlichen Zwecken durchreisen, nicht wohl als einzelner Mann umherwandern: als langjähriger europäischer Consul war er dazu schon zu bekannt, und ein Consul muß in jenen Ländern überall als ein hochmächtiger vielvermögender Mann (wie es auch unter den wüsten Arabern jetzt auf türkisch heißt, als Beg) mit ansehnlichem Gefolge erscheinen, oder er wird für immer verachtet. So umgab sich denn der Verf. mit guter Begleitung und den sonstigen besten Hülfsmitteln, und konnte nun bei eigner regster Theilnahme innerhalb einer Reise von 44 Tagen die unbekannten Länder aufs glücklichste und reichste ausbeuten. Der Reisebericht, welchen er hier vorlegt, ist nur ein vorläufiger: aber er enthält schon so viel des reichsten und unterrichtendsten neuen Stoffes, daß wir uns gerne beeilen, wenigstens auf das Wichtigste davon aufmerksam zu machen und einige eigne Bemerkungen hinzuzufügen.

Das Land, welches der Verf. an vielen seiner Oertlichkeiten so genau erforschte, können wir, wie oben gesagt, das nordöstlichste Palästina nennen,

wenn wir in dem Sinne reden wollen, in welchem man in unsern Zeiten überhaupt den Namen Palästina gerne gebraucht. Denn das alte Volk Israel besaß dieses ganze Land wenigstens in allen Zeiten seiner größern Macht, wenn es auch in den meisten Zeiten nur Stücke von ihm behauptete oder es auch ganz aufgeben mußte. Im A. T. werden daher nur selten Städte und andere Oertlichkeiten von ihm erwähnt: während es durch ein besonderes Geschick gerade in den letzten Zeiten des alten Volkes Israel wieder unter die Herrschaft judäischer Fürsten gerieth. Der Name Ostsyrien, welchen unser Verf. ebenfalls in der Aufschrift seines Buches gebraucht, ist für dieses Land zwischen Damasq und dem Eufrât zu unbestimmt. Da das Land schon in den ältesten Zeiten zum Zankapfel zwischen den aramäischen und den kanaanäisch-hebräischen Völkerschaften wurde und fast immer zwischen ihnen und den allmählich eindringenden arabischen Wüstenstämmen getheilt war, auch wegen der Nähe von Damasq nicht leicht selbst der Mittelort eines eignen größeren Reiches werden konnte, so erhielt es schon damals schwer einen allgemeinen Namen. Auch der Name Haurân, d. i. Höhlenland, welchen wir zuerst im sechsten Jahrh. vor Chr. finden und der späterhin bis heute auch wohl einen allgemeineren Sinn hat, bezeichnet noch heute im engern Sinne nur das höhlenreiche Gebirge in seiner Mitte. Der Verf. fügt daher diesem morgenländischen Namen noch den griechischen die Trachônen (d. i. die rauhen Gegenden) hinzu, um damit deutlicher das Land in seinem ganzen Umfange zu bezeichnen: wiewohl dieser zusammengesetzte Landesname heute auffallend klingt und wir den richtig zu verstehenden einfachen Namen Haurân vorgezogen haben würden.

Man kann nun wohl von Wundern dieses Lan-

des reden, da es uns jetzt, nachdem seine nähere Erforschung nach allen Seiten hin begonnen hat, mit den verschiedenartigsten unerwarteten Erscheinungen entgegenkommt. Einmal hat das Land einen höchst auffallenden vulkanischen Boden: unser Verf. spricht hier viel davon und veranschaulicht Manches durch Zeichnungen; da er jedoch ebenso wie Hr Cyrill Graham kein eigentlicher Sachkenner ist, so wäre wohl zu wünschen, daß diese ganze Bodenuntersuchung einmal an Ort und Stelle weiter ausgeführt würde. Mit dieser Eigenthümlichkeit des Bodens hängt aber das zweite Wunder zusammen, welches das Land zeigt. Außer mannichfachen Arten von Höhlenwohnungen, welche nur von den alten Landesbewohnern gebaut sein können, erblickt man nämlich noch ganze Städte mit schönen Häusern, großartigen Thürmen und Ringmauern, welche man von ferne für bewohnte hält, aber beim Eintreten als von ihren einstigen Bewohnern längst völlig verlassene kennen lernt. Die Häuser sind ganz von Stein, sehr fest gebauet, auch mit den schönsten Verzierungen besonders an den Thüren. Man sollte meinen, kaum gestern seien diese Häuser und kleinen und großen Städte von ihren Bewohnern verlassen: aber seit vielen Jahrhunderten ziehen nur noch die Zelte bewohnenden Araberstämme in diesen Gegenden umher, und benutzen höchstens noch die schönen Wasserbehälter vor den Häusern. So sind diese verödeten Städte, welche nur, weil aus diesen härtesten Steinen gebauet, so fest unter der Sonne jener Gegenden dem Verfalle widerstehen konnten, ein unvergängliches Zeugniß von der Seßhaftigkeit und Kunstfertigkeit der alten Bewohner, welche ein plötzliches Landeselend etwa in Folge der islâmischen Eroberung gezwungen haben muß, ihre Wohnsitze zu verlassen. Welche eigenthümliche Bildung dieses Volk

hatte, kann man auch daran ermessen, daß sich in seinen Bauten eine in gleicher Art nirgends weiter wiederkehrende Kunst offenbart. Als drittes Wunder kommt endlich die Entdeckung einer ganz unerwartet großen Menge der allerverschiedensten Inschriften hinzu, theils auf den Baustücken, theils auf unbehauenen vulkanischen Blöcken, welche am Boden umherliegen; und unter den Inschriften zeigen sehr viele eine völlig unbekannte Schrift. Sowohl Herr Cyrill Graham als unser Verf. haben eine an Zahl sehr bedeutende Menge dieser größtentheils allerdings nur kurzen Inschriften gesammelt, auch einige wenige davon veröffentlicht.

In diesen Inschriften würde sich nun für uns ein guter Theil der Geschichte des einst aus diesem Lande geflohenen seßhaften und offenbar sehr gebildeten Volkes wieder auffinden lassen, wenn ihre Entzifferung völlig gelänge. Es sind einige kufische, sehr viele griechische und römische (unser Verf. hat ihrer gegen 300 gesammelt), mehrere nabatäische, und eine so große Menge in einer bis jetzt völlig unbekannten Schriftart, daß unser Verf. ihrer gegen 260 sammelte, freilich wie es scheint alle ohne Ausnahme sehr kurzen Umfanges. Wer nun sonst die so weit zerstreuten und so schwer zu vereinigenden Spuren altarabischer Schriftarten verfolgt hat, wird leicht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihnen und den hier entdeckten Inschriften finden, wie der Unterz. schon in den Jahrbb. der Bibl. Wissensch. IX, S. 122 f. X, S. 153 darauf hinwies. Frägt man aber bestimmter, aus welchem Volke und welcher Zeit sie seien, so möchte Hr Cyrill Graham in seiner oben erwähnten Abhandlung an die Rephaäer der Urzeit als die uns irgendwie bekannten ältesten Einwohner dieser Länder denken, wiewohl er hinzusetzt, die sogen. Rephaîm hätten gewiß keine semitische Sprache

geredet. Eine solche wird man aber dennoch allen geschichtlichen Zeichen zufolge in ihnen voraussetzen müssen. Dr Wetzstein dagegen sucht in der vorliegenden Abhandlung zu beweisen, diese Inschriften seien erst aus dem Reiche von Ghassân, welches unter römisch=byzantinischer Oberhoheit allerdings in den letzten Jahrhunderten vor der Ausbreitung des Islâm's, wie die ältesten arabischen Geschichtschreiber melden, in Hauran und den benachbarten Gegenden Syriens bestand; und da eine alte Sage meldet, die Könige von Ghassân seien infolge der bekannten großen Auswanderung vieler Südaraber in diese nordwestlichsten Grenzen Arabiens gekommen, so ließe sich auf solche Art vielleicht auch die Aehnlichkeit dieser Schriftzüge mit den himjarischen erklären; auch mit Rücksicht darauf redet unser Vf. sogleich in der Aufschrift seines Werkes von sabäischen, d. i. südarabischen Denkmälern in Ostsyrien. Wirklich ließe sich für diese Vorstellung sagen, die nabatäische Schrift, welche doch auch in diesem Lande einst bekannt und viel gebraucht sein mußte und die wir jetzt auch aus Münzen kennen, sei wahrscheinlich mit dem Untergange des nabatäischen Reiches von Petra erloschen; dieser Untergang aber und die Einverleibung der dortigen Länder in die unmittelbare römische Herrschaft fällt in die Zeiten Trajan's, wiewohl es uns an der näheren geschichtlichen Erkenntniß darüber bis jetzt noch sehr gebricht. Ferner würden sich so (worauf ich dort schon hinwies) die ähnlichen Schriftzüge erklären, welche mit palmyrenischen vermischt sich in Afrika gefunden haben: sie wären von römischen Kriegern aus den Zeiten nach Trajan.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 28. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Reisebericht über Hauran und die Trachonen u.s.w. von Dr. Joh. G. Wetzstein.«

Allein ob die bloßen Könige von Ghassân so mächtig waren, die himjarische Schrift hier im nordwestlichsten Arabien einzuführen, oder ob in dieser Gegend eine allgemeinere altarabische Schrift schon früher bestand, könnte so noch nicht sicher genug erkannt werden. Man wird daher die Entzifferung dieser Schrift selbst abwarten müssen, welche Wetzstein versichert schon nicht ohne Erfolg versucht zu haben; und da die große Menge der Inschriften noch nicht veröffentlicht ist, so vermag nur der, welchem sie alle zu Gebote stehen, hier am leichtesten zum Ziele zu kommen.

Der Verf. nimmt ferner an vielen Stellen seines Buches auf die Erklärung und Geschichte der Bibel Rücksicht; allein grade hier vermissen wir die genauere Kenntniß und die vorsichtige Forschung. Er möchte uns z. B. überreden, die noch heute ziemlich große Stadt Boßra im Hauran sei die im A. T.

ʿAshtera oder Be-ashtera, d. i. Astartenhausen genannte Stadt, als ob diese Laute bloß in jene zusammengezogen seien; und er beruft sich dafür auch auf die griechische Aussprache *Βοστρα*. Allein diese griechischen Laute sind ja nach Uebergängen, welche auch sonst häufig genug vorkommen, rein erst aus *Βοσρά* entstanden; und während das heutige Boßra sehr gut auch das im A. T. bisweilen erwähnte בָּצְרָה sein kann, war die Stadt ʿAshtera oder Astaroth sicher eine ganz andre. Das Jes. 21, 14 erwähnte Thämâ mit seinen reichen Karavanen will der Verf. S. 93 ff. zugleich mit Dûma V. 11 in den zwei heutigen Ortschaften gleichen Namens erblicken, welche im östlichen Haurân nicht weit von einander liegen: allein solche Ortsnamen wie תֵּימָא, d. i. wahrscheinlich aus תֵּימָן verkürzt Südheim und דּוּמָה دُومَة oder دامة d. i. Weiler, kommen so häufig in allen jenen Gegenden westlich vom Eufrât vor, daß man immer erst genauer untersuchen muß, welcher Ort in einem bestimmten Zusammenhange der Rede gemeint sei; in diesen Zusammenhang paßt nun sicher nicht ein Ort im städtereichen Haurân, sondern ein echter Wüstenort im tiefern Süden, wo der Stamm Qeder wohnte; das Wort דּוּמָה aber Jes. 21, 11 bedeutet wahrscheinlich keinen Eigennamen, sondern entspricht unserm Worte Schweigen, da es nur zu einer späteren Ueberschrift gehört, welche dies kleine Orakel als das des Schweigens bezeichnete, weil der Prophet darin auf eine Frage so gut wie gar keine Antwort gibt. Und das Wort יַעַר Wald, dem der Verf. S. 15 f. eine andre Bedeutung aufdringen möchte, wird von dem arabischen وَعْر immer so verschieden sein wie das alte Palästina selbst, wel-

ches allen Spuren nach sehr waldreich war, von dem heutigen waldlos gewordenen Lande. Wir werden für alle die wahren Belehrungen, welche uns die Kenner des heutigen Morgenlandes zuführen, immer sehr dankbar sein, müssen aber wünschen, daß sie nie vergessen, welcher ungeheure Abstand in so vielen Dingen das alte Morgenland vom heutigen trenne. Der Verf. scheint uns in manchen Fragen des Alterthumes zu viel Gewicht auf die Aussagen und Ansichten der heutigen Beduinen und übrigen Muslim zu legen. Uebrigens hat er sich die besten sprachlichen und geschichtlichen Kenntnisse bewahrt, obgleich wir seine Zweifel an der Einerleiheit des heutigen Namens G'aedûr mit dem der alten Landschaft Ituräa nicht theilen können, und nicht erhellet wie nach S. 79 *ἡ κώμη τῶν Φαινησίων*, welches eher einem auch sonst vorkommenden Ortsnamen פִּינֹן entspricht, eine griechische Uebersetzung von Mismie sein könne. Möge der Verf. uns nur recht bald sein ausführlicheres Werk schenken! H. E.

Leipzig

Hinrichs' Verlag 1857. 1858. **Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde** von J. Overbeck. Mit Illustrat. gez. v. H. Streller, geschnitten von J. G. Flegel. Bd 1. X u. 354 S. Bd 2. 336 S. Lexik. Octav.

Das genannte Buch befindet sich voraussichtlich bereits in den Händen vieler Leser dieser Blätter; wir zweifeln jedoch nicht, daß eine Besprechung dieser erfreulichen Erscheinung noch immer willkommen sein werde.

In diesem Buche besitzt endlich die deutsche Litteratur ein Werk, welches in klarer und geschmackvoller Darstellung und mit besonnenem, von feinem

künstlerischen Sinne zeugendem und auf streng wissenschaftliche Durcharbeitung des gesammten Materiales sich gründendem Urtheile die gesammte Geschichte der griechischen Bildnerei nicht bloß den Archäologen von Fach oder überhaupt den Gelehrten, sondern allen Gebildeten erzählt. Das Bedürfniß nach einem solchen Werke hatte das „Torso" betitelte Buch Adolf Stahrs hervorgerufen, über das Overbeck (I, S. 9; vgl. S. 61; II, S. 125) sehr harte Worte ausspricht, und man kann leider nicht sagen, daß er ihm Unrecht thue. Daß man trotzdem dieses Buch in den Händen gar Vieler fand, das bezeugt wohl klarer als irgend etwas die bisherige Lücke in unserer Litteratur. Overbecks Buch nun füllt diese Lücke in durchaus würdiger Weise aus. Es bietet keineswegs bloß eine populäre Bearbeitung und Zusammenstellung des bisher von Andern Erforschten, sondern es ist voll von eigenen selbständigen Forschungen. Davon kann sich jeder Leser leicht überzeugen und des Verfs eigene Forschungen von dem, was er entlehnt hat, sondern, sobald er weiß, daß der Verf. überall, wo er Ergebnisse fremder Arbeiten in sein Buch aufnimmt, gewissenhaft seine Gewährsmänner citirt; und daß er dies gewissenhaft thut, können wir auf Grund sehr genauen Studiums auf das bestimmteste versichern. Aber auch das Entlehnte hat durch die lebens- und lichtvolle neue Form nicht selten bedeutend gewonnen.

Das Gesagte ist eine Anerkennung, die dieses schöne kunstgeschichtliche Werk jedem unbefangenen Sachkenner abnöthigen wird und die wir ihm freudig zollen. Nicht aber soll damit gesagt sein, daß wir überall des Verfs Ansicht theilen. In gar manchen Punkten erscheint uns das Buch noch wesentlicher Verbesserungen fähig, sowohl in Betreff

seiner Anlage im Großen und Ganzen, als in Betreff einzelner Urtheile. Auch offenbare Irrthümer finden sich hin und wieder. Ein Irrthum z. B. ist es, wenn in einer Hindeutung auf Winckelmann von einem strengen, einem hohen, einem schönen und einem anmuthigen Stile gesprochen wird (I, S. 6), anstatt von einem schönen oder anmuthigen, da dies bei Winckelmann nur wechselnde Benennungen desselben Stiles sind. Infolge vielleicht dieses Irrthumes nennt denn auch Overbeck mit großer Ungerechtigkeit gegen Winckelmann die Unterscheidung von Stilen „eine von außen in die Entwickelungsgeschichte der griechischen Kunst hineingetragene", während doch gerade mit dem Worte Stil das Allerinnerlichste der Kunst bezeichnet wird. Ein Irrthum ist es ferner, wenn gleich darauf (S. 9) von F. Thiersch gesagt wird, er statuire nur zwei von Dädalos bis Pheidias und von Pheidias bis Hadrian gerechnete Abschnitte in der Kunstentwickelung Griechenlands. So unbesonnen ist aber Thiersch nicht; Stahr ist es, dem diese Eintheilung allerdings beliebt hat, obwohl dieselbe auch bei ihm nur äußerliche Bedeutung hat. — Doch wir können nicht alle Mängel einzeln aufzählen; es genüge das eben berührte Thema, die Gliederung und damit im Zusammenhange die Charakterisirung der Epochen weiter zu verfolgen und etwas eingehender zu betrachten. Sie bedingt die Anlage des Buches als Ganzes, in seiner Totalität; ihre nähere Erörterung aber wird uns mehrfach Gelegenheit geben, auch Einzelnes zu prüfen und vielleicht zu berichtigen.

Die Epochengliederung ist bei den verschiedenen archäologischen Schriftstellern eine außerordentlich verschiedene; seit Winckelmann haben Heyne, Siebenkees, Böttcher, Beck, H. Meyer, Thiersch, K. O. Müller, Welcker (Rhein. Mus. 1834, S. 454),

Hirt, Schnaase, K. F. Hermann, Hettner, Gerhard, Brunn neue Gliederungen aufgestellt. Die Frage, wie die alte Kunstgeschichte zu gliedern sei, ist gewiß eine sehr wichtige, daß aber über die allgemeinsten Grundsätze bei dieser Gliederung noch verschiedene Ansichten unter den Archäologen herrschen können ist billig zu verwundern, um so mehr, als das Richtige bereits seit langer Zeit gefunden und ausgesprochen worden ist. Schon Beck (Grundriß d. Archäol., Lpz. 1816 S. 65) stellt diejenige Gliederung auf, auf die man als die einfachste und natürlichste immer wieder wird zurückkommen müssen, die Gliederung in eine erste Epoche des Aufstrebens, in eine zweite der Blüthe und in eine dritte des Verfalles der Kunst. Jedes kunstgeschichtliche Werk, das bei seiner Epochengliederung diese Grundlage nicht anerkennt, verschmäht das vorzüglichste Mittel, seinem Leser den Ueberblick zu erleichtern und verdient deshalb Tadel. Und doch begegnen wir dieser Grundeintheilung nur sehr selten. Unseres Wissens haben nur Amad. Wendt (Ueber d. Hauptperioden d. schönen Kunst, Lpz. 1831) und Herm. Hettner (Vorschule d. bild. Kunst d. Alten, Oldenb. 1848) sie festgehalten. Von Hettner, vielleicht dem philosophischesten unter den neuern Schriftstellern über Archäologie, ließ sich dies nicht anders erwarten. Er ist auch der erste und einzige, der die Grenzpunkte dieser drei Epochen in der Hauptsache richtig bestimmt, wenn auch sonst sein Buch mancher gewichtige Vorwurf trifft. Er rechnet nämlich die erste Epoche bis vor Pheidias, die zweite bis vor Lysippos, mit dem er die dritte beginnt.

Wenn wir in dieser Gliederung die einzig naturgemäße erkennen, so verwerfen wir damit keineswegs eine weitere Gliederung in kleinere Zeiträume oder Perioden, nur muß diese innerhalb jener Statt

finden. Bei Overbeck nun aber finden wir statt dessen folgende sieben Zeiträume einander beigeordnet: 1) älteste Zeit bis einschließlich Homer; 2) alte Zeit bis vor Pheidias; 3) die Zeit der ersten großen Kunstblüthe, bis vor Skopas; 4) die zweite Blüthezeit der Kunst, bis einschließlich Lysippos und die Seinen; 5) die Zeit der ersten Nachblüthe der Kunst, die Künstler von Pergamos, Rhodos und Tralles; 6) das Nachleben der griechischen Kunst unter römischer Herrschaft; 7) der Verfall der antiken Plastik. Diese Eintheilung ist in der Hauptsache aus Brunns Geschichte d. griech. Künstler (1. Thl. Braunschw. 1853) entnommen. Daß nun die gesammte Darstellung Overbecks von jener von uns geforderten Dreitheilung beherrscht wird, versteht sich von selbst, nur hätte diese bei der ausdrücklichen Gliederung nicht verleugnet und es hätten die kürzeren Zeiträume ihr untergeordnet werden sollen.

Aber auch diese kürzeren Perioden dürften nach den Ergebnissen gerade von Overbecks Forschungen anders anzusetzen sein, als er es thut. Er hebt ausdrücklich hervor, daß die Entwickelung der Kunst auch da, wo er die „älteste Zeit“ von der „alten“ trennt, eine durchaus stetige ist. Dennoch trennt er hier. Denn, sagt er (I, 66), will man die Continuität der Kunstentwickelung gelten machen, „dann wird man überhaupt schwerlich in der ganzen Entwickelungsgeschichte der bildenden Kunst von den Uranfängen bis gegen die Perserkriege einen genügend begründeten Abschnitt finden“ (eine bedeutsame Bestätigung der Richtigkeit unserer Hauptgliederung im Munde eines Mannes, der unserer Ansicht nicht folgt). Diese Continuität aber müssen wir ganz entschieden gelten machen, sie ist das Einzige, was uns bei der Epochengliederung leiten darf. Was nennen wir denn epochemachend, wenn nicht das

Eintreten eines Princips, durch das die Stetigkeit der Entwickelung unterbrochen und die Geschichte, sei es der Kunst, sei es anderer Erscheinungsformen des Geistes — um ein treffendes Bild zu gebrauchen — einmal mit Siebenmeilenstiefeln gefördert wird? So lange wir also jene Stetigkeit wahrnehmen, haben wir keinen Grund, die Perioden zu trennen. Nach den Ergebnissen also von Overbecks eigenen Forschungen dürfen wir in der Epoche der aufstrebenden Kunst die erste Periode nicht früher als um Ol. 60 schließen. Was uns hierzu berechtigt spricht der Verf. klar aus (S. 102): um diese Zeit zuerst nämlich erscheint ein persönlicher Stil der einzelnen Künstler. Das ist ein Neues, damit wird erst die Kunst gewissermaßen zur Kunst, zur freien Kunst im Gegensatze zum Handwerke. — Die vorhergehende Zeit wird treffend als die des Strebens der Kunst nach Erhebung aus dem Handwerke bezeichnet. Es wäre nun sehr schön, könnten wir auch den Beginn dieses Strebens nachweisen: mit ihm würden wir eine neue Periode beginnen dürfen und, sofern dieser Beginn nicht ganz stetig und allmählich eintritt, auch müssen. Hier aber lassen uns unsere Quellen im Stich; die Ansetzung würde der Willkür Thor und Thür öffnen, und darum verzichten wir darauf.

Die treffende Charakterisirung der Epochen zu rühmen haben wir so eben Gelegenheit gehabt. Nicht minder treffend ist die der einzelnen Künstler. Dies erfahren wir sogleich bei Myron. Diesem seine richtige chronologische Stelle angewiesen zu haben, ist ein großes Verdienst Brunns. Dagegen überrascht es uns, Myron bei Brunn als Idealisten bezeichnet zu finden, denn nach der Zusammenstellung und Auslegung der Quellen über diesen Künstler, die Brunn in genügend objectiver Weise zu behandeln gewissenhaft genug ist, erwartet man ein ganz ande-

res Urtheil. (K. F. Hermann, Kulturgesch. I. S. 159, sagt von Myron: er habe bereits alle Schönheit erreicht, die ohne Geistigkeit und Idealität denkbar war). Treffend dagegen charakterisirt Overbeck ihn als Naturalisten. Brunn mag zu seinem Urtheil der Umstand veranlaßt haben, daß Myron der athenischen Schule angehört, doch scheint mir einen Theil der Schuld eine mißverstandene Stelle des Auct. ad Herenn. (4, 6) zu tragen, die freilich Overbeck, da auch er sie, so gut wie unseres Wissens alle Archäologen, mißversteht, als „ein nicht zu controlirendes Lob“ (I, S. 172) ablehnen muß. Jener Schriftsteller nämlich tadelt die Lehrer der Rhetorik, weil sie einerseits ihre Beispiele von Andern entnehmen, andererseits, weil sie dieselben von Vielen entnehmen. Ueber den letzteren Vorwurf will er zuerst sprechen und nachweisen, daß die Beispiele, wenn sie von Anderen entnommen werden sollen, wenigstens nur von Einem entnommen werden müßten. Er thut dies im 5. Kapitel. Im 6. darauf bespricht er den ersteren Punkt, daß nämlich die Beispiele überhaupt nicht von Andern (Rednern und Dichtern) entlehnt werden dürfen. Er führt dies in Beispielen aus: „Es wäre lächerlich, wenn ein Verkäufer von Purpurgewändern seine Waare anpreisen, aber dem Käufer als Musterprobe ein fremdes Fabricat vorlegen wollte; wenn Triptolemos, als er die Saat, oder wenn Prometheus, als er das Feuer den Menschen gab, diese Dinge erst von anderen Menschen geliehen hätte. Jene Lehrer aber entnehmen, was sie Anderen versprechen, selbst erst wieder Anderen, sie, die neue Quellen entdeckt zu haben vorgeben, die diese Quellen selber sein wollen, dürsten selber. Nicht auf die Art hat Chares von Lysippos gelernt, Statuen zu machen, daß Lysippos ihm einen myronischen Kopf, praxite-

lische Arme, eine polykleitische Brust, *** (eine Lücke in den Handschriften) Bauch und Beine zeigte, sondern vor seinen Augen hat er Alles seinen Meister selbst machen sehen, die Werke der Andern konnte er auch aus eigenem Antriebe betrachten." — Ref. muß leugnen, daß hier irgend welcher Grund vorliege zu der Annahme, der Schriftsteller wolle die myronischen Köpfe rc. als besonders schön oder berühmt bezeichnen. Es kommt ihm in dem ganzen 6. Kap. nur darauf an, das Fremde (beachte das einfache: „die Werke der Andern") dem Eigenen gegenüberzustellen. So nennt er auch bekannte Künstlernamen, um sie dem Lysippos gegenüberzustellen, und er setzt diese Namen in Verbindung mit Körpertheilen, die schon deshalb diese Verbindung als eine zufällige erscheinen lassen, weil ihre Reihenfolge die des menschlichen Körpers selber ist: erst nennt er den Kopf, dann die Arme, dann die Brust, dann Bauch und Beine; auch das Zusammenfassen von Bauch und Beinen scheint entschieden darauf hinzudeuten, daß ihm zuletzt die Aufzählung der einzelnen Theile zu langweilig ward, weshalb er nun die ganze untere Körperhälfte mit einem bekannten, sonst aber gewiß willkürlich gewählten Künstlernamen in Verbindung bringt. Es wäre auch auffällig, wenn der Ruhm in der Bildung der einzelnen Körpertheile sich unter eben so viele einzelne Künstler sollte getheilt haben. Die bisherigen Ausleger scheinen irregeleitet zu sein durch das vorhergehende Kapitel, besonders vielleicht durch die Stelle, wo es heißt, es könne nicht Einer in Allem ausgezeichnet sein, aber diese Ansicht weist der Schriftsteller eben zurück, und wahrlich, er, der lehrt, die Beispiele, w e n n sie von Andern entlehnt würden, sollten wenigstens von nur Einem entlehnt werden, würde sein Beispiel schlecht gewählt haben, wenn die betreffenden Künst-

ler wirklich in den einzelnen Theilen mehr als Andere geleistet hätten. — Wir leugnen nun freilich nicht, daß es möglich sei, daß jene Worte ein Lob enthalten, daß die Wahl der Namen vielleicht in einer halb unbewußten Weise durch ihren Ruhm in Betreff der einzelnen Körpertheile an die Hand gegeben sei; wir leugnen aber — und darauf kommt doch Alles an — daß der Schriftsteller ein Lob beabsichtige. Mit jener vagen Möglichkeit aber zu verfahren wie mit einer ausgemachten Wahrheit, die Stelle als ein Zeugniß zu betrachten, erscheint auf jeden Fall sehr bedenklich. Nichts berechtigt uns dazu. Vielmehr, wenn wir behaupten wollten, der Schriftsteller nenne solche Künstler, die in der Bildung der betreffenden Körpertheile schwach waren, er nenne sie, um es desto evidenter zu machen, daß Lysippos richtig verfahren sei, so würden wir das mit offenbar größerem Rechte thun, als das Gegentheil. Wir behaupten dies nicht, noch weniger aber können wir jene Auffassung theilen. Wir können dies um so weniger, als nicht allein das Lob myronischer Köpfe, sondern auch das praxitelischer Arme etwas Befremdliches hat. Man würde viel eher das Umgekehrte erwarten. Lukianos (imag. 4) nimmt zu einem Musterbilde der Schönheit einen praxitelischen Kopf und Cicero (de div. 2, 21, 48) nennt praxitelische Köpfe als die vollendetsten und schönsten, wogegen der Rhythmus der Bewegung, der an myronischen Werken gerühmt wird, ein Lob der Arme einschließt oder wenigstens erklärlich macht. Den Text des Auct. ad Herenn. aber in dieser Weise durch Umstellung zu ändern, wozu man durch unsre Betrachtung versucht sein könnte, ist sehr bedenklich, und, da wir auch dann leugnen müßten, daß ein Lob ausgesprochen sei, auch unnütz.

Nach Brunns Vorgange bespricht Overbeck die

drei Künstler Kalamis, Pythagoras und Myron gesondert unter der Ueberschrift: „Die letzten Vorstufen der vollendeten Kunst“, jedoch ohne sie von der vorhergehenden Periode abzutrennen. Man nimmt füglich Anstand, eine Stufe der Kunst, die nur durch drei Künstler vertreten ist (mehr nennen wenigstens unsere Quellen nicht), als besondere Periode zu rechnen. Daß diese Stufe aber noch durch andere Künstler möge vertreten gewesen sein, nimmt Overbeck selbst (I, S. 159) mit Recht als wahrscheinlich an. Für eine größere Ausbreitung und Allgemeinheit dieser Kunststufe sprechen laut einige erhaltene Denkmäler, wie das Relief mit dem Rossebändiger (gewöhnlich Kastor genannt, abgebildet bei Overbeck I, S. 148) und das mit Herakles und der Hinde (Müller-Oesterley, Denkm. a. K. I, 49), in welchem letzteren dem Heraklesideale, wie es später Lysippos ausgeprägt hat, schon in gar bedeutsamer Weise vorgearbeitet worden ist. Und da man endlich die Künstler nicht zählen, sondern wägen soll, so würde Ref. kein Bedenken tragen, diese „letzte Vorstufe“ als letzte Periode innerhalb der Epoche der aufstrebenden Kunst anzusetzen und dieselbe so zu charakterisiren: Die Kunst ist frei von allen, auch den in der Religion begründeten äußeren Hemmnissen; sie hat sich zur vollendeten Naturwahrheit und damit auch zur Naturschönheit, noch nicht aber zur Idealschönheit aufgeschwungen. — Man wird kaum leugnen, daß dies dem Früheren gegenüber ein specifisch Anderes und Höheres sei und so diese Periodenabtheilung als berechtigt und geboten anerkennen.

Die Darstellung der folgenden Periode, der ersten der großen Kunstblüthe, eröffnet Overbeck mit einer Einleitung (I, S. 189), die die Bedingungen skizzirt, auf deren Grund die Kunst diesen gewaltigen Aufschwung vollzog. Diese Skizze ist mit schö-

ner Begeisterung entworfen und enthält vieles Treffliche, ohne indeß die tiefer liegenden Fäden, die die Kunst mit der Gesammtgeschichte verbinden, dem Auge bloßzulegen. Die Darstellung der Kunstgeschichte dieser Zeit selbst ist gewiß im Großen und Allgemeinen durchaus treffend, die schöne Form in hohem Grade anziehend und fesselnd; wo aber der Verf. auf die Periode als solche zu sprechen kommt (S. 342), da nöthigt er uns zu häufigerem Widerspruche als irgendwo sonst. Wir führen Einiges in möglichster Kürze an. Mit vollem Recht allerdings dehnt Overbeck Brunn gegenüber, der nur diese Periode als eigentliche Blüthezeit gelten läßt, die Blüthe der Kunst auch über die folgende Periode aus; davon nachher noch ein Wort. In der Charakterisirung beider Perioden aber tadelt er mit großem Unrecht zunächst Winckelmann, der der ersteren hohen, der anderen schönen Stil zuschreibt. Er glaubt nämlich, Winckelmann schließe durch die erstere Bezeichnung die Schönheit, durch die zweite die Hoheit aus. Das ist aber irrig. Es ist nicht genug zu bewundern, wie Winckelmanns künstlerischer und historischer Blick trotz der mangelhaften Hülfsmittel seiner Zeit gewissermaßen ahnend das vollkommen Richtige gesehen hat; aber auch die Wahl des Wortes ist nicht unglücklich, wie Overbeck behauptet. Auch nach heutigem Sprachgebrauch ist ja Hoheit, Erhabenheit nichts Anderes als erhabene Schönheit. Wenn nun Overbeck hervorhebt, daß auch die Schöpfungen der folgenden Periode einer eigenthümlichen Erhabenheit nicht entbehren, so müßte er consequenter Weise auf jede Charakterisirung durch ein Wort verzichten (was er nicht thut); es ist aber eben jede solche Bezeichnung durch ein Wort mit einer gewissen Relativität zu verstehen. Wie könnte sonst Overbeck die drei Künstler Damophon,

Hypatodoros und Aristogeiton (vgl. I, S. 353, Anm. 105) zur folgenden Periode rechnen (wohin sie ihrer Zeit nach allerdings gehören), da er zugibt, daß in ihren Werken sich das Grundprincip unserer Periode darstellt, und also, was er zur Charakterisirung jener zweiten Periode sagt, auf sie nicht passen kann? Er thut dies freilich mit Recht, sollte dann aber auch consequenter Weise eingestehen, daß seine Gesammtcharakteristik der jüngern Periode mit einer gewissen Relativität zu verstehen sei. Es handelt sich eben nach Overbecks eigenem Urtheil darum, wo der Schwerpunkt liegt, und es ist billig, daß er in diesem Sinne auch Winckelmann verstehe. Er selbst bezeichnet als den Schwerpunkt der älteren Periode den Objectivismus, als den den jüngern den Subjectivismus. Refer. kann nicht umhin, der Winckelmann'schen Bezeichnung den Vorzug zu geben. Die vom Verf. gewählten Ausdrücke würden in doppelter Beziehung von der Kunst gebraucht werden können: man kann nämlich entweder von der Persönlichkeit des Beschauers oder von der des Künstlers ausgehen. Im ersteren Falle würde objectiv dasjenige zu nennen sein, was das Kunstwerk für sich ist nach den ewigen und unwandelbaren immanenten Gesetzen der Kunst, unabhängig von unserem Schauen; subjectiv dagegen dasjenige, was das Kunstwerk für uns, für unser Schauen oder unsere Einbildungskraft und in derselben ist, nach unserer persönlichen Auffassung, deren Eigenthümlichkeit auf unsere Rechnung kommt. Hiernach würde Objectivismus derjenigen Kunst zuzuschreiben sein, die das Kunstwerk als reinsten Selbstzweck faßt, Subjectivismus derjenigen, die für das menschliche Auge arbeitet, durch das Kunstwerk auf die Menschen wirken will. Geht man dagegen von der Persönlichkeit des Künstlers aus, so ist objectiv diejenige

Kunst, wo der Künstler außer oder über seinem Werke steht, subjectiv diejenige, wo er seine eigene Persönlichkeit mit in das Werk eingehen, in dem Werke sich spiegeln, aus ihm sprechen läßt. Overbeck nun aber nimmt die Ausdrücke in einer dritten, ganz eigenthümlichen Bedeutung, indem er (S. 344) von der Persönlichkeit der im Kunstwerke dargestellten Figur, sei es eines Gottes oder eines Heroen, oder eines Menschen ausgeht — eine Bedeutung, die wir nicht für zulässig halten. Was er unter Subjectivismus versteht, ist Individualismus, dessen Gegensatz der Universalismus ist. Daß er dies meint, sehen wir deutlich aus Bd II, S. 6. Auch hat er mit dem Ausdruck Individualismus früher (in der Zeitschr. f. d. Alt. Wissensch. 1856, S. 428) die zweite Blütheperiode charakterisirt; er hätte ihn nicht aufgeben sollen (vgl. Hegel, Vorless. üb. Aesth. II, S. 460). Dabei spielt nun freilich der eigentliche Objectivismus und Subjectivismus in der oben von uns als zulässig anerkannten zweiten Bedeutung mit herein, aber es ist uns mehr als zweifelhaft, ob dies mit Recht geschehe, ein Punkt, der uns noch zu manchen Bemerkungen Anlaß böte, wenn wir uns hier nicht beschränken müßten. Jedenfalls aber hätte dies als etwas Anderes nicht mit dem Universalismus und Idealismus vermengt werden dürfen.

Schön und treffend dagegen führt der Verf. aus, wie erst eine Veränderung des Zeitgeistes vor sich gehen mußte, ehe die individuelleren und pathetischeren Gestalten eines Eros, Dionysos rc. ihre höchste ideale Ausprägung erhalten konnten, nur daß wir fast überall den Ausdruck subjectiv durch individuell zu ersetzen haben. Denselben Proceß der Entwickelung will er nun auch in der zweiten Richtung der Kunst nachweisen, die durch Myron und Polyklei-

tos dargestellt wird, aus deren Kunst sich in der folgenden Zeit die des Lysippos hervorgebildet hat. In der That aber ist dieser Proceß ein anderer, was schon daraus ersichtlich ist, daß wir hier die Ausdrücke Objectivismus und Subjectivismus nicht ändern dürfen. Das weist auf ein wesentlich anderes Verhältniß des Lysippos zu Myron und Polykleitos hin und erscheint als eine bedeutsame Bestätigung unserer Ansicht, nach welcher wir mit Lysippas nicht die Blüthezeit beschließen, sondern die Epoche des Sinkens eröffnen.

In der Charakterisirung dieser jüngern Periode nun finden wir den Verf. in lebhafter Opposition gegen Brunn, und wir müssen dieser Opposition beitreten. Brunn, der, wie schon erwähnt, diese Periode nicht mit zur Blüthezeit rechnet, charakterisirt sie durch den Ausdruck „Streben nach äußerer Wahrheit." Mit dieser äußeren Wahrheit will er (Gesch. d. gr. Kstlr. II, S. 89) diejenige bezeichnen, die unmittelbar aus der Benutzung des Modells in das Werk übergeht, die deshalb nicht sowohl das Wesen der dargestellten Dinge angehe, als deren sinnliche Erscheinung, und die auf dem Bestreben beruhe, die Sinne durch den Schein der Wirklichkeit zu täuschen, Illusion zu bewirken. Danach wird es uns nicht wundern, wenn Brunn in der Darstellung selbst ein fast noch größeres Gewicht auf das Streben nach sinnlichem Reiz legt, der dieser in angegebener Weise näher bestimmten äußeren Wahrheit in der That nahe verwandt ist. Diese paradoxe Ansicht hat jedoch ihr Urheber, wie nicht anders zu erwarten, ungemein geistvoll durchgeführt, und sie wird jedenfalls dazu dienen und hat bereits dazu gedient, dieser Periode der antiken Kunstgeschichte neue Aufmerksamkeit zuzuwenden.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Juni 1860.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Geschichte der griechischen Plastik von J. Overbeck.«

Sie selbst aber kann nicht diejenige sein, bei der wir stehen bleiben könnten, und Overbeck hatte sie bereits vor dem Erscheinen seines kunstgeschichtlichen Werkes in mehreren gehaltvollen Aufsätzen in Zeitschriften bekämpft, unter denen wir die Abhandlung in der Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1856, S. 411 auszeichnen. Durch die Gesammtheit der Argumente Overbecks dürfte dann auch Brunns Ansicht gar sehr wankend gemacht sein. Freilich auf das aus Luc. de imag. 23 hergeleitete Argument (a. a. O. S. 419) möchten wir kein großes Gewicht legen und in dem Streite über die weinende Matrone und die fröhliche Buhlerin (S. 425) müssen wir uns entschieden auf Brunns Seite stellen, denn eine Buhlerin durch Aeußerlichkeiten als solche zu charakterisiren, wäre eines Praxiteles unwürdig. Dagegen möchten wir in Betreff einer andern Stelle des Lukianos (amor. 13) noch weiter gehen als Overbeck.

Dort geräth ein Paar von Liebesrittern in Entzücken über die Aphrodite des Praxiteles. Daraus folgert Brunn, es sei in der Statue eine scharf betonte Sinnlichkeit dargestellt gewesen; Overbeck (a. a. O. 416) zeigt nun nach dem Vorgange von Friederichs, wie die Stelle nichts beweise, da Lukianos nicht die Statue, sondern jenes Paar charakterisiren wolle. Wir gehen noch weiter und sagen: die Stelle beweist, daß etwas derartig Sinnliches in der Statue in nicht höherem Grade lag als in jedem nackten Weibe, sonst nämlich würde der ganzen Erzählung die Pointe fehlen. Komisch und charakteristisch ist gerade diese Wirkung auf jenes Paar nur dann, wenn wir voraussetzen, die Wirkung der Statue auf Andere sei eben eine wesentlich verschiedene gewesen. Trüge der Künstler die Schuld, so würde dieser Eindruck jene Leute eben nicht charakterisiren.

Von weit größerer Wichtigkeit aber ist eine andere Stelle, die unseres Erachtens weder von Brunn noch von Overbeck richtig behandelt wird. Quintilianus (12, 10, 9), nachdem er von dem über die Wahrheit hinaus gesteigerten würdevollen Anstande der menschlichen Gestalt bei Polykleitos und der Majestät bei Pheidias gesprochen hat, sagt: „Der Wahrheit sind Lysippos und Praxiteles am besten nahe gekommen (ad veritatem Lysippum ac Praxitelen accessisse optime affirmant). Denn Demetrios trifft der Tadel, daß er darin zu weit gegangen und es ihm mehr auf Aehnlichkeit als auf Schönheit angekommen sei.“ Brunn sagt nun, Praxiteles sei durch sein Streben nach gefälliger Annuth und Weichheit zu einer wesentlich neuen Behandlung der Form gelangt, und deutet diese Wahrheit (veritas) auf eine naturgetreue Darstellung der Oberfläche des Körpers. „Wir haben unsere

Aufmerksamkeit", sagt Brunn (Rhein. Mus. 1857, S. 179), auf das Verhältniß des Künstlers zur Natur zu richten. Der Periode des Pheidias ist eine tief innerliche Auffassung der Natur eigen. Sie schafft von innen heraus, sie bildet weniger der Natur nach, als daß sie ihr nachschafft, so daß sie sogar über die Realität hinaus Gestalten schafft, welche nur in ihrer Uebereinstimmung mit den Bildungsgesetzen der Natur ihre Berechtigung haben. Dem gegenüber schafft die Periode des Praxiteles und Skopas nicht mehr von innen heraus, geht nicht mehr von dem innern Gesetze aus, sondern von dem, was in der äußern Erscheinung der Dinge dem Wechsel oder dem Zufall unterworfen ist." Und weiterhin (S. 181): „Die veritas des Praxiteles und Lysippos findet ihre richtige Deutung in dem Anschließen an die Wirklichkeit."

Brunn hatte geäußert, daß er den Ausdruck: „Streben nach äußerer Wahrheit" nur in Ermangelung eines bessern gewählt habe und daß dieser ihn selbst nicht nach allen Seiten hin befriedige. Overbeck (Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1856, S. 428) schlägt nun dafür den Ausdruck Individualismus vor. Was er damit meint, haben wir oben gesehen, und haben seine Berechtigung anerkannt; daß aber durch ihn für die Erklärung der Quintilianischen veritas viel gewonnen sei, können wir nicht finden, und auch mit seiner ausdrücklichen Erklärung dieses Wortes gewinnen wir wenig; er sagt nämlich: „Die veritas erscheint deshalb als Individualismus, weil sie nicht über die Natur hinausgeht, nicht aus der Natur Abstrahirtes darstellt, sondern sich mit dem Grade der Schönheit und Vollkommenheit begnügt, den die ungestört schaffende Natur im Individuum als ihre vollkommensten Leistungen zu Tage fördert." Wir zweifeln aber, ob man jene

„normale Schönheit und Vollkommenheit der ungestört schaffenden Natur in ihren vollkommensten Leistungen“ passend oder auch nur richtig mit dem Worte veritas bezeichnen könne, oder vielmehr, wir zweifeln nicht, daß man es nicht könne. Veritas ist hier wie überall nicht ein relativer, sondern ein absoluter Begriff: entweder es ist etwas wahr, oder es ist nicht wahr. Hier nun, in der Kunst, ist veritas die reine Naturwahrheit, das treue Copiren nach der Natur, wie dasselbe Princip des Realismus ist. An diesem Begriff herumzudeuteln, ist durchaus unstatthaft. Aber wie kann denn Quintilianus dem Praxiteles eine solche veritas beilegen? Das kann er freilich nicht, thut es aber auch gar nicht. Es steht ja nur da: er ist ihr am besten nahe gekommen. Der Sinn nämlich der Stelle in ganz allgemeiner Paraphrase ist dieser: In der Kunst findest du veritas nicht bei Pheidias und Polykleitos, denn die Majestät bei dem Einen geht eben so weit über die veritas hinaus, wie der würdevolle Anstand bei dem Andern. Du findest sie aber bei Demetrios, dem es mehr auf Aehnlichkeit, als auf Schönheit ankam. Da aber nicht die Aehnlichkeit, sondern die Schönheit Princip der Kunst ist, so ist in der Kunst eine solche strenge veritas ein Zuviel (nimium). In welchem Maße nun die veritas in der Kunst zulässig sei, welches Verhältniß sie zur Kunst einnehmen solle, das siehst du am besten bei Lysippos und Praxiteles. In ihrer Kunst findest du nicht die strenge Wahrheit selbst, wohl aber kann man von ihnen sagen, daß sie sich dieser Wahrheit am besten genähert haben, daß das Verhältniß ihrer Kunst zur Wahrheit das beste sei, daß sie in ihrem Streben nach Wahrheit am besten Maß gehalten haben. So und nicht anders sind die klaren Worte des Quintilianus zu verstehen, denn

accedere heißt nicht erreichen, sondern nahe kommen, sich nähern, und optime ist nicht gleich proxime, das häufiger mit accedere verbunden wird, sondern es ist synonym etwa mit sapientissime, „am verständigsten, in der einsichtvollsten Weise.“— Was lernen wir nun aus der Stelle in Bezug auf Praxiteles? Wir antworten: ziemlich wenig. Wie nahe er der Wahrheit stehe und daß er ihr sehr nahe stehe, das sagt Quintilianus nicht. Die Stelle hat ganz subjective Färbung und das optime ist gar sehr elastisch. Wir lernen nur, daß Praxiteles der Wahrheit näher steht, als Pheidias und Polykleitos, aber nicht so nahe, wie Demetrios. An welche Stelle zwischen diesen beiden Extremen Quintilianus' subjectives und elastisches optime ihn setze, wie groß der Abstand von dem Einen und von dem Andern sei, das läßt sich nicht entscheiden. Angenommen, wir wüßten sonst nichts über die hier erwähnten drei Künstler, als was Quintilianus sagt: würden wir nicht annehmen, Lysippos und Praxiteles seien Künstler von wesentlich gleicher Eigenthümlichkeit, und auch Demetrios gehöre in diese Gattung, nur daß jene Beiden im Realismus nicht so weit gegangen seien wie dieser?

Das ist nun aber die einzige Stelle in der gesammten alten Litteratur, wo veritas, Wahrheit, einem Künstler dieser Periode — nicht beigelegt wird, denn das ist nicht der Fall — sondern in Verbindung mit einem solchen Künstler erwähnt wird. Und da nun diese Stelle sagt, er habe im Streben nach Wahrheit Maß gehalten; da ferner, was wir sonst über Praxiteles wissen, auf alles Andere mehr, als auf die durch das Wort Wahrheit bezeichnete Eigenthümlichkeit führt, so haben wir kein Recht, die Wahrheit als Eigenthümlichkeit der Kunst des Praxiteles zu betrachten, noch viel weniger, sie als ihre

vorzüglichste und Grundeigenthümlichkeit anzusehen, und am allerwenigsten, sie als Grundcharakterzug der ganzen Periode hinzustellen, auch nicht in dem modificirten Sinne, in welchem Brunn sie gefaßt wissen will. Denn wollte Quintilianus das Streben nach Illusion bezeichnen, so konnte er nimmermehr sagen, Praxiteles sei der Wahrheit am besten nahe gekommen, sondern er müßte sich über ihn ähnlich ausdrücken, wie über Demetrios; und sollte eine dem sinnlichen Reiz verwandte Eigenthümlichkeit ausgedrückt werden, wie wäre anzunehmen, daß der biedere Quintilianus das Wort optime gewählt hätte? — Haben wir aber bisher unsere Kräfte mit denen Overbecks vereinigt, um Brunns Meinung zu erschüttern, so müssen wir jetzt wieder diesem zur Seite treten, um gegen Overbeck Front zu machen, den die freilich begreifliche Reaction gegen jene einseitige Richtung über das Ziel hinausführt und ebenfalls einseitig erscheinen läßt. Er möchte den sinnlichen Reiz und die milde Anmuth (den Ausdruck Wahrheit oder äußere Wahrheit müssen auch wir entschieden ablehnen) in die Frage nach dem Gesammtcharakter dieser Periode am liebsten gar nicht einmischen (Gesch. d. gr. Plast. II, S. 113). Dem gegenüber muß es uns doch stutzig machen, daß die tüchtigsten Kenner der alten Kunst von Winckelmann (Gesch. d. K. d. Alt., Wiener Ausg. 1776, S. 482) bis auf die neueste Zeit (Müller, Handb. § 127; vgl. Schelling, Ueb. das Verhältn. d. bild. Künste zur Nat. 1807, S. 43, der die sinnliche Anmuth, die er der Niobe zuspricht, sehr sinnig als Mittel motivirt, wodurch die Kunst das Schreckliche mäßigt) den sinnlichen Reiz der praxitelischen Kunst so sehr betonen. Und in der That, wenn man bedenkt, daß der größte Ruhm des Künstlers auf einer nackten Aphrodite und einem

Eros im ersten Jünglingsalter, also auf jugendlich schönen Gestalten beruhte, so muß man sich doch geneigt finden, ein nicht unerhebliches sinnliches Moment bei diesem Künstler anzunehmen. Aber weit entfernt zu glauben, daß dasselbe die Würde der Kunst beeinträchtige, halten wir vielmehr dafür, daß diese Sinnlichkeit ein wesentliches Moment des antiken Ideales selbst ist, wie des antiken, d. h. griechischen Charakters überhaupt. Und das gibt uns die Berechtigung, auch diese Periode noch der Blüthezeit der griechischen Kunst zuzurechnen, dafern wir mit Recht unter der Kunstblüthe den Höhepunkt in dem Entwickelungsproceß der griechischen Kunst verstehen, wo der Schwerpunkt in die Herausarbeitung des Ideales zu kanonischen Idealgestalten fällt. Das aber ist ganz entschieden auch jetzt noch der Fall. Bei allem Großen und Herrlichen, was die vorige Periode geschaffen hatte, war es doch von derselben theilweise gar nicht, theilweise aber, was mehr sagen will, nicht mit Glück versucht worden, die große Mehrzahl der jugendlichen Gottheiten in solchen Gestalten auszuprägen, die für alle Zeiten maßgebend und mustergültig hätte sein können, und gewiß sagt man nicht mit Unrecht, die Zeit dazu war noch nicht gekommen, jene Künstler waren bei aller ihrer Größe und Genialität nicht im Stande, jene individuelleren Gestalten in kanonischer Gültigkeit zu fixiren; es bedurfte dazu eines Umschwunges in Sitte und Denkart. Jenen Alten war es zu hoher Ernst mit der Kunst, zunächst noch wegen der technischen Schwierigkeiten; sodann aber suchte man auch, so lange das Leben heiter war, in der Kunst den Ernst. Als das Schaffen leichter und das Leben ernster geworden war, da trat der schöne, anmuthige Stil auf, und in ihrer Ausartung, in der tändelnden Kunst ist der Gegensatz zu dem nun-

mehr trüben Ernst des Lebens noch schärfer ausgeprägt, wie ja die Idylle, das anmuthigste Genre der Dichtkunst stets in den trübsten Zeiten blüht.— Aber auch jene anmuthige Kunst gehört dem Ideale an; in der pheidiasischen Periode war erst eine Seite des antiken Ideales plastisch verkörpert, es würde ohne die andere Seite, deren Herausarbeitung der jüngern Periode vorbehalten war, nur unvollkommen in die Erscheinung getreten sein. Wer aber leugnet, daß diese jüngere Periode eine Periode der noch blühenden Kunst sei, der leugnet die plastische Verkörperung dieser anderen Seite des Ideales überhaupt, denn er leugnet, daß die Schöpfungen dieser Periode dem Ideale angehören, auf der Stufe des Ideales stehen. Ein solcher müßte uns aber aus Poesie und Mythologie den Beweis führen, daß im Bewußtsein des antiken Volkes ein höherer Begriff jener jugendlichen Götter lebendig gewesen sei als derjenige, der aus den plastischen Schöpfungen der jüngeren Periode zu dem Beschauer sprach. Ein solcher Beweis aber dürfte sich schwer führen lassen; vielmehr spricht der große Ruhm dieser Künstler im Allgemeinen einerseits, andererseits aber auch die einzelnen Urtheile des Alterthums laut dafür, daß die Vorstellung, die das griechische Volk von seinen Göttern hatte, und die Bilder, die diese Periode schuf, einander vollkommen decken. Wohl schuf die ältere Zeit die am meisten göttlichen Götterbilder; daß diesen gegenüber die von der jüngeren ausgeprägten Götter uns so ungöttlich erscheinen können, davon ist der Grund nach Overbecks treffender Bemerkung (II, S. 113) der, daß ihre Wesenheit eine beschränktere ist, als die menschliche. Sie spiegeln eben nur einzelne Seiten der absoluten Gottheit (und der idealen Menschlichkeit) ab. Das war allerdings eine Beschränkung für die Kunst, die auch noch

fernerweit beschränkt war durch die Gesammtrichtung der Zeit auf das Individuelle und Kleine, durch die Armuth der Staaten u. a. m. Aber in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister: waren die Aufgaben kleiner, so wurden sie doch mit größter Meisterschaft gelöst, waren die darzustellenden Götter individueller, so trat diese Individualität mit nie zu bewundernder Klarheit und Reinheit und in vollendetster Schönheit zu Tage. Die Kunst muß eben schaffen, was in der Zeit lebendig ist, jetzt große Götter, jetzt kleine. Wollte aber Jemand behaupten, die Darstellung des Pathos, der pathognomischen Schönheit, gehe über die Grenzen hinaus, die die Plastik sich selbst zu stecken hat, den würden wir auf den Westgiebel des Parthenon verweisen: dort ist Poseidon eine kaum minder pathetische Figur, die Handlung eine kaum minder bewegte, als die der Niobegruppe. Somit trifft uns, wenn wir die Kunstblüthe auch über diese Periode ausdehnen, nicht der Vorwurf, der in den Worten Brunns (Rhein. Mus. 1857, S. 192) liegt: „Blicken wir auf den Gang einer jeden historischen Entwickelung, so werden wir leicht bemerken, wie sich nirgends in der Geschichte ein eigentlicher Stillstand, am wenigsten ein längeres gleichmäßiges Verharren auf einem Höhepunkte, einer Spitze der Entwickelung findet." Auch wir betrachten diese längere Blüthe nicht als Stillstand, nicht als gleichmäßiges Verharren, sondern sie bezeichnet uns eine stetig fortschreitende Entwickelung, eine Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Richtungen und Seiten der Kunst, die in der älteren Periode, noch nicht gesondert, in jene gewaltige Einheit zusammengefaßt erscheinen. Daß daneben in manchen Beziehungen ein Rückschritt einhergeht, daß einseitige Erscheinungen zu Tage treten, die man nur als Ausartungen richtig bezeichnet, das

kann uns nicht bestimmen, die Periode in ihrer Gesammtheit härter zu beurtheilen, und das kann selbst Brunn nicht gelten machen wollen, der ja selbst den Realisten Demetrios zu der „griechischen Plastik in ihrer höchsten Entwickelung" rechnet, weil die Chronologie dies gebot.

Wenn dagegen eine Erscheinung dieser Art ganz am Ende der Periode auftritt, die nicht von der noch auf der Höhe des Ideales stehenden Kunst überwuchert und überdauert und dadurch von der Epoche der sinkenden Kunst isolirt wird, dann sind wir nicht allein berechtigt, sondern genöthigt, nicht mit ihr die Epoche der Blüthe zu schließen, sondern die der sinkenden Kunst zu eröffnen. Eine solche Erscheinung aber sehen wir in Lysippos. Diese gegenwärtig noch ketzerische Ansicht ausführlich zu begründen, würde sehr leicht sein; wir beschränken uns aber auf Weniges. Nach der Definition, die wir oben von der Kunstblüthe gegeben haben, werden wir die sinkende Kunst als diejenige bezeichnen müssen, wo es mit der Herausarbeitung des Ideales im Wesentlichen ein Ende hat, wo die technische Virtuosität (vgl. Weiße, Syst. d. Aesth. II, S. 10) in den Vordergrund tritt, d. h. wo die künstliche formelle Behandlung, abgesehen von dem dargestellten Objecte und der Form, sofern durch sie das Object in die Erscheinung tritt, eine selbständige Bedeutung für sich in Anspruch nimmt. In Betreff des Lysippos nun lassen sich einzelne Stimmen schon frühzeitig hören, die ihm eine ähnliche Stellung anweisen, wie wir (vgl. A. W. Schlegel, Werke V, S. 90; H. Meyer, Gesch. d. bild. Künste I, S. 123 u. a.). Der Erste aber und bis jetzt der Einzige, der diese Ansicht entschieden vertreten hat, ist unseres Wissens Hettner; aber seine Beweise sind schwach. Wir verweisen auf die Darstel-

lung eines Gelehrten, der unsere Ansicht nicht theilt, nämlich eben auf die Overbecks, die wider ihren eigenen Willen unsre Ansicht ganz vortrefflich begründet. Wer diese Darstellung unbefangen verfolgt, der wird kaum eines Winkes von unserer Seite bedürfen, um sich von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen. Deshalb nur Einiges. Bei Lysippos wie bei Pythagoras wird die vollendetere Bildung des Haupthaares gerühmt, bei Beiden die fein naturwahre Detailbildung, bei Lysippos noch besonders die Feinheiten der Arbeit selbst bei den geringfügigsten Kleinigkeiten. Hier ist darauf aufmerksam zu machen, daß das, was bei Pythagoras in der werdenden Kunst etwas Löbliches, ein Ringen nach Naturwahrheit, der Grundbedingung der Schönheit, ist, bei Lysippos am Ende der Blüthezeit nichts Besseres ist als Virtuosität. Das Auftreten des Virtuosenthums ist aber in der Kunst eben ein bedenkliches Zeichen der Zeit. — Höchst interessant aber ist ein Ausspruch Varros (de l. l. 9, § 18), den auch Overbeck anführt, Lysippos habe das wahre künstlerische Verdienst aller früheren Meister in seinen Arbeiten zu vereinigen gestrebt, und es sei interessant und charakteristisch, daß am Ende der höchsten Blüthezeit der griechischen Plastik ein Künstler, der sich, ohne Schüler eines einzelnen Meisters zu sein, an den unzählbaren Musterwerken der früheren Epochen bildet, durch Wiederaufnahme der eigenthümlichen Bestrebungen Früherer gleichsam die Summe dessen zu ziehen sucht, was die Kunst bis auf ihn im Einzelnen leistete. Wir müssen dieses Zeugniß der guten Quelle wegen respectiren, wenn wir es auch nicht allzu streng damit nehmen. Und damit hätten wir denn auf dem Gebiete der Plastik einen Eklektiker vom reinsten Wasser, und wann der Eklekticismus historisch auftritt, ist ja allbekannt.

Das steht denn auch mit dem von Overbeck hervorgehobenen Mangel an künstlerischer Phantasie im besten Einklange. — Die Proportionsneuerungen führten Lysippos nach Overbecks glücklichem Ausdrucke zu einem subjectiv richtigen Kanon; das ist sehr bezeichnend, wie wir gleich sehen werden. Die Köpfe, worin Lysippos nicht stark war (man vergleiche die nach unserem Gefühl plumpen und groben Züge des Apoxyomenos), macht er kleiner, und wie unnatürlich klein ist der Kopf des Berliner betenden Knaben und des farnesischen Herakles, die anerkannt Lysippische Proportionen zeigen. Das ist denn doch, besonders bei der körperlichen Wucht des Herakles, den Lysippos mit so großer Vorliebe gebildet hat, entschieden ein Zurücktreten des Geistes, ein Hervortreten der Materie! — Overbeck unterscheidet ferner in der Lysippischen Kunst das Moment des Stilvollen und das Moment des Effectvollen. Das letztere beruht auf der Form als solcher und besteht in der Entfaltung der Darstellungsmittel. Beide Momente der Schönheit sind in jedem wahren Kunstwerke eng vereint; auch das zweite findet sich bereits bei früheren Meistern, aber das erstere überwiegt hier noch. Bei Lysippos dagegen hat die Form eine durchaus selbständige Bedeutung. Diese authentischen und sehr wohl berechtigten Worte Overbecks zeigen klar, daß bei Lysippos auch das Effectvolle eine Art Virtuosität ist. Wie aber dieses Effectvolle überall hervortritt, in der feinen Detailbildung, wie in der Colossalität einiger Werke, die nur in dem Belieben des Künstlers ihren Grund hat, das weist Overbeck sehr eingehend nach. Dabei kommt er denn auch auf den Apoxyomenos zu sprechen, der mit dem polykleitischen Diadumenos passend verglichen wird. Der Letztere steht fest auf dem linken Bein, in einer Stellung, die etwas Dauerndes hat. Die

Stellung des Apoxyomenos dagegen ist so beweglich, daß wir glauben müssen, sie werde sich vor unsern Augen verändern. Offenbar hängt auch dieses Moment des effectvoll Schönen mit derselben subjectiven Auffassungs- und Behandlungsweise zusammen, welche sich in der Neugestaltung des Kanon manifestirt und entspringt aus dem Streben, dem Beschauer das Bewußtsein von der Schönheit jeder Form einzuprägen, welches der Künstler in sich trug, ihm die Schönheit zu offenbaren, die seinem individuellen Gefühle entsprach.

Wir sind in dem eben Gesagten getreulich der Darstellung Overbecks gefolgt. Sie rechtfertigt völlig unser Urtheil. Das, was Overbeck das Moment des Effectvollen nennt, erscheint so wie er selbst es darstellt, so sicher als der Beginn der Ausartung der Kunst, daß es ganz überflüssig ist, es erst ausdrücklich zu verdeutlichen. Nur noch ein Wort über den Apoxyomenos. Eine Abbildung en face genügt hier nicht, man muß das Original oder einen Gypsabguß sehen, um sicher urtheilen zu können. Seine Stellung kann man mit der des vaticanischen Apollon vergleichen: er steht gar nicht, ganz entschieden nicht, sondern er schreitet, er schreitet noch ein gut Stück lebhafter als der Apollon, der wenigstens einigermaßen fest auftritt, während hier die Berührung mit dem Boden die leichteste und leisest denkbare ist. Nun fragen wir aber, welcher Athlet wird mit diesem leichten Tanzschritt umherwandern, wenn er sich abschabt? Warum steht er bei einer solchen Beschäftigung nicht ruhig da, wie der Diadumenos? Antwort: weil es dem Künstler so beliebt hat. Man kann nichts Anderes antworten, denn dieser lebhafte Schritt ist rein durch nichts motivirt, und doch ist der erste Eindruck des Beschauers der, daß er nach einem solchen Motiv sucht.

Overbeck (II, S. 83) möchte zu dem dargestellten Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ wir möchten zu dem Apoxyomenos sagen: „Was läufst du denn in der Paläſtra umher? So steh doch still bei deinem Schaben!“ Die ganze Figur ist auf einen theatralischen Effect angelegt, sie soll à tout prix Eindruck machen, aber man merkt die Absicht und man ist verstimmt. — Die Kunst der folgenden Periode, die durch den Laokoon und den farnesischen Stier vertreten ist, ist ersichtlich eine consequente Fortbildung und Steigerung dessen, wovon wir die Keime, schon sehr entwickelt, bei Lysippos wahrnehmen.

Ein großes Gewicht nun hat man auf die Lysippischen Porträtbilder gelegt, und gewiß mögen die Alexanderporträts vortrefflich gewesen sein. Es ist indeß kaum zweifelhaft, daß wir die Kunst des Kresilas, die „edle Männer noch edler darstellte“, wären wir besser über sie unterrichtet, höher stellen würden. Daß aber Lysippos ein Porträt des Sokrates gemacht hat, ist sehr charakteristisch, denn bekanntlich hat Sokrates sehr unschöne Züge. Noch mehr tritt dies hervor bei Aesopos. Von der Aesoposstatue in Villa Albani ist es nicht sicher, ob sie Lysippischen Ursprungs ist. Das Gesicht ist durchaus nicht schön, aber gewiß charakteristisch. Der verkrüppelte Körper aber ist wahrhaft scheuslich und ekelhaft, und zur Ehre des Lysippos wollen wir glauben, daß er an diesem Scheusal unschuldig ist; er würde wenigstens Geschmack genug besessen haben, ein solches Monstrum nicht nackt darzustellen. Beide Porträts aber (denn Lysippos hat doch immer einen Aesopos, wenn auch nicht diesen, gemacht) zeugen für ein Hervortreten des Charakteristischen auf Kosten der Schönheit.

Wir glauben, nicht durch das hier Gesagte allein, wohl aber durch das hier Gesagte in Verbindung

mit Overbecks Darstellung ist erwiesen, daß durch Lysippos die Kunst eine entschiedene Wendung nach unten erhält. Billig also datiren wir von ihm, indem wir bei alle dem einen großen Künstler nicht verkennen wollen, den Beginn der dritten großen Epoche, der Epoche der sinkenden Kunst. Die zweite, die Blüthezeit, die von Pheidias bis vor Lysippos reicht, theilen natürlich auch wir in die bekannten zwei Perioden.

Die Darstellung dieser Blüthezeit in dem Werke Overbecks ist in der That vorzüglich, besonders die Besprechung der erhaltenen Kunstwerke. Hier hatte der Verf. so recht Gelegenheit, seine vorzüglichste Eigenschaft, den sichern künstlerischen Blick und daneben sein augenscheinlich im Umgange mit Künstlern erworbenes Verständniß der künstlerischen Technik im glänzendsten Lichte zu zeigen. Unsere abweichende Ansicht über manche einzelne Punkte von untergeordneter Wichtigkeit unterdrücken wir. Nur Eines heben wir hervor. Der Verf. sieht nach dem Vorgange Anderer in den Niobiden eine Giebelgruppe eines Apollontempels. Daß man hierbei den mittleren Figuren, um das Giebeldreieck herauszubringen, Felsblöcke unterschieben muß, ist mißlich, möchte aber noch hingehen. Aber als ganz irrig müssen wir es bezeichnen, wenn Overbeck die Darstellung nach ihrer inneren Bedeutung als durchaus für eine Giebelgruppe geeignet anspricht (II. S. 45). Freilich verkünden alle Giebelgruppen die Macht und Herrlichkeit des Gottes, den man im Tempel verehrte, in seinen Thaten. Aber im Niobemythus ist Apollon nichts als ein Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit, nichts als ein — Henker. Wohl mußte Niobe gestraft werden, aber der Gott selbst mußte dies als eine traurige Nothwendigkeit empfinden, mußte nach vollzogener Strafe von dem Geschehenen sich unmuthig wegwenden. Dieses Henkeramt aber durch eine

Giebelgruppe an einem Tempel des Gottes zu verherrlichen, das wäre eine Tactlosigkeit gewesen, zu der jene Zeit herabgesunken zu denken wir uns nicht entschließen können, und am wenigsten Männer wie Skopas oder Praxiteles. — Wie man in Griechenland etwas früher über ein solches Vollstreckeramt dachte, das sehen wir aus Aeschylos' Eumeniden (721 Dind.). Dort sagt Apollon selbst zu dem Chor der Rachegöttinnen:

Denn unter allen jung' und alten Göttern giltst
Du ewig ehrlos.

(vgl. ebendas. 190 ff. 197).

Overbeck schließt seine Betrachtung der jüngeren Blütheperiode mit den Worten (II, S. 117): „Der Gipfel liegt hinter uns, wir steigen abwärts, und mag unser Weg zur Tiefe uns zunächst noch durch reizende Gelände führen: die rechte reine Aetherklarheit hört bald auf uns zu umstrahlen, und vor dem weiterschauenden Blicke taucht aus dem Nebel ferner Jahrhunderte schon die unendliche flache Wüste auf, in deren Sande der Strom der griechischen Kunst zu versiegen bestimmt ist.“ Obwohl nun Overbecks Darstellung auch hier in hohem Grade anziehend ist (wir machen besonders auf die schöne Beurtheilung der Laokoon aufmerksam), so wollen wir doch uns und unseren Lesern das unerquickliche Schauspiel der sinkenden Kunst ersparen und schließen mit der Bemerkung, daß wir hoffen dürfen, bald über eine Reihe von Kunstwerken neue Belehrung durch den Verf. dieser Geschichte der Plastik zu erhalten, der kürzlich erst, wie wir hören, von einer längeren Reise durch Italien zurückgekehrt ist. — Die Verlagsbuchhandlung hat die „Geschichte der griechischen Plastik“ auch äußerlich so ausgestattet, daß sie eine Zierde jeder Bibliothek zu bilden geeignet ist. Die zahlreichen von Streller gezeichneten, von Flegel geschnittenen Holzschnitte sind fast durchweg vorzüglich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Juli 1860.

Königsberg

Verlag von Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer) 1860. Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften. Herausgegeben von Dr. Rudolph Reicke, Custos an der Königl. und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg. Separatabdruck aus den Neuen Preuß. Provincialblättern. VI u. 83 S. in Octav.

In der Vorrede wird die Entstehung dieser Beiträge erzählt. Der Verf. hatte in seiner amtlichen Stellung ein Convolut Kantiana zu verzeichnen und theilt daraus mit, fügt auch Nachträge zu Kant's Schriften hinzu, auf deren Entdeckung er durch den Inhalt jenes Convoluts geführt worden ist. Das kleine Werk zerfällt nun in zwei Theile, von welchem der größere aus jenem Convolut gezogen ist, der kleinere aus den Nachträgen zu Kant's Schriften besteht. Der erstere hat mit den Lehren Kant's sehr wenig, fast nur mit seinen äußern Lebensverhältnissen zu thun. Das Meiste, was aus ihnen mitgetheilt wird, ist schon sonst öfters besprochen

worden und wie das äußere Leben Kant's überhaupt wenig Merkwürdiges darbietet, denn sein wahres Leben war, wie es den meisten Philosophen geht, in die Entwicklung seiner Gedanken versenkt, so ist auch das Neue, was uns hier geboten wird, nur von geringer Bedeutung. Doch das Gewicht des Mannes ist so groß, daß unsere Aufmerksamkeit von geringfügigern Umständen, welche ihn betroffen, in Anspruch genommen werden kann und den Mittheilungen des Verf. wohnt überdies ein besonderer Werth bei, weil sie aus der ursprünglichen Quelle entnommen worden sind. In dem erwähnten Convolut findet sich nämlich die Gedächtnißrede, welche nach dem Tode Kant's der Consistorialrath Wald auf ihn in amtlichem Auftrage hielt, zugleich mit den Materialien, aus welchen er schöpfte, meistens in Angaben seiner nächsten Bekannten bestehend, in ganz vertraulicher Weise schriftlich abgegeben. Diese Quelle haben wir in den meisten Fällen als die erste anzusehn, aus welcher zahlreiche Ueberlieferungen über das Leben, die Aeußerungen und die Denkweise Kant's geflossen sind. Wir sind daher dem Verf. Dank schuldig, daß er die bisher noch ungedruckte Rede Wald's mit ihren Beilagen dem Druck übergeben hat. Hierbei war diplomatische Genauigkeit nöthig, doch ist der Verf. unserer Meinung nach in ihr zu weit gegangen, indem er eine bis in die größten Kleinigkeiten gehende Beschreibung des ihm vorliegenden Convoluts gegeben hat. Die Rede Wald's ist an sich von geringer Bedeutung, auch die Beilagen zu ihr größtentheils; den Abdruck des Meisten von diesen Sachen wird man nur dadurch, aber auch hinreichend rechtfertigen können, daß sie das sicherste und frischeste Zeugniß darüber geben, wie Kant in dem Gedächtniß der ihn umgebenden Zeitgenossen lebte. Zwei Stücke der Beilagen jedoch haben dar-

auf Anspruch besonders erwähnt zu werden, die Beiträge von Heilsberg und von Kraus. Der erstere ist schon anderswo vom Verf. bekannt gemacht worden, steht hier aber an besserer Stelle, weil er hier nicht so leicht übersehen werden wird, wie in den Zeitschriften, in welchen er früher abgedruckt wurde. Der andere spricht durch ein reifes sittliches Urtheil an; er rückt auch das in den rechten Gesichtspunkt, besonders zusammengenommen mit den ähnlich lautenden Aeußerungen Pörschke's S. 63, was Wald in seiner Rede über Kant's Beurtheilung der Prediger und des öffentlichen Gottesdienstes mit einem nicht richtig ausgedrückten Tadel bemerkt hatte. Die Nachträge zu Kant's Schriften, welche von S. 66 bis zu Ende folgen, bestehen in einer Recension der Schrift von Moscati über den Unterschied der Structur der Thiere und Menschen, in drei Recensionen einiger vom Dessauischen Philanthropin ausgegangener Schriften, von welcher die mittlere vollständige Beglaubigung hat, endlich aus zwei kurzen Vorreden zu einem Werke Jachmann's über die Kantische Religionsphilosophie und zu Mielcke's Littauischem Wörterbuche. Diese Vorreden sind das Letzte, was Kant selbst in den Druck gegeben hat.

H. Ritter.

Paris

bei Didier et Cie. 1860. Les femmes poëtes au XVIe siècle. Étude suivie de Mademoiselle de Gournay, Honoré d'Urfé, le maréchal de Montlac, Guillaume Budé, Pierre Ramus. Par M. Léon Feugère. XVII u. 391 S. in Octav.

Die vorangeschickten biographischen Notizen über den im ersten Monate des Jahres 1858 im 48sten Lebensjahre verstorbenen Verfasser, der, geboren zu

Villeneuve sur Vanne, eine Professur am College Henri IV., dann am College Louis XIV. bekleidete, gehen wenig über eine Aufzählung seiner selbständig erschienenen Werke und in gelehrten Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen hinaus. Hatten seine Studien im Anfange vornehmlich die ältere Geschichte des byzantinischen Reichs zum Gegenstande, so warf er sich später mit Vorliebe auf die Culturgeschichte Frankreichs während des sechszehnten Jahrhunderts, ein weites, bis zu diesem Augenblicke keineswegs genügend bearbeitetes Gebiet, dessen Erforschung ihm durch den Aufenthalt in Paris wesentlich erleichtert werden mußte.

Das vorliegende Werk wird zum größeren Theile von biographischen und kritischen Skizzen französischer Dichterinnen des sechszehnten und aus dem Anfange des folgenden Jahrhunderts eingenommen und bildet insoweit ein Seitenstück zu den Caractères et portraits littéraires du XVI siècle desselben Verfassers. Es führt dem Leser zunächst eine Reihe begabter Frauen vorüber, die in Lyon ihre Heimath erkannten und deren selbst in größeren litterärgeschichtlichen Werken entweder gar nicht, oder doch nur vorübergehend Erwähnung geschehen ist. An der Spitze derselben steht die 1526 geborene Louise Labé, zu ihrer Zeit — sie war an einen reichen Seiler verheirathet — bekannter unter dem Namen der belle cordière. Des Lateinischen und Griechischen nicht unkundig, mit der italiänischen und spanischen Sprache wohl vertraut, von großer musikalischer Ausbildung, treffliche Tänzerin, auf jedem Sattel gerecht, dabei schön, anmuthig, gewandt in der Unterhaltung, durch ihre Besitzthümer in den Stand gesetzt, gegen Künstler und Dichter eine großartige Gastlichkeit zu üben, wurde sie nah und fern als die nymphe ardente du Rhône von Sängern gepriesen. Ihre

Poesien, meist Elegien und Sonnette, sodann ein längerer Dialog (Débats de Folie et d'Amour), der durch Bewegung und Zahl der in ihm auftretenden Personen eine dramatische Färbung gewinnt, fanden zahlreiche Freunde und haben sich bis zur neuesten Zeit, zum Theil mit erläuternden Bemerkungen versehen, im Buchhandel behauptet. Ein Ueberfluß von Liebessehnen und Liebesklagen, in denen bald die Nachahmung Catulls, bald das Vorbild italiänischer Canzonen unverkennbar hervortritt, künstlich aber mit leichter Hand gruppirt, seltener der Erguß der Wehmuth und Resignation, als einer stürmischen Leidenschaftlichkeit. Ueber Verse, wie:

D'un tel vouloir le serf point ne désire
La liberté, où son port le navire,
Comme j'attends, hélas! de jour en jour,
De toi, ami, le gracieux retour.

vergißt man gern den Schwulst der Declamation, wie er in einigen Sonnetten vorwaltet. So z. B.:

Je vis, je meurs; je me brûle et me noie;
J'ai chaud extrême en endurant froidure;
La vie m'est et trop molle et trop dure;
J'ai grands ennuis entremêlés de joie

Tout en un coup je vis et me larmoie,
Et en plaisir maint grief tourment j'endure;
Mon bien s'en va, et à jamais il dure;
Tout en un coup je sèche et je verdoie.

Dieser eben genannten, 1565 verstorbenen Dichterin zunächst stand deren Freundin Clemence de Bourges, als la perle des demoiselles lyonnaises gepriesen, auch wohl die Sappho des sechszehnten Jahrhunderts genannt. Sie starb in der Blüthe des Lebens, aus Gram über den Tod ihres im Kampfe gegen die Hugenotten gefallenen Verlobten. Sodann die 1520 geborene Pernette de Guillet, die

ihre keuschen Lieder selbst in Musik zu setzen und mit der Laute zu begleiten verstand. Marie de Romieu, welche in dem mit mythologischen Bildern und Sentenzen stark gewürzten Discours de l'excellence de la femme ihrem Geschlecht den Vorrang vor dem Manne vindicirte und den Dichtungen Anacreons einige graciöse Lieder nachbildete. Dieser Dichterschule der Frauen von Lyon kann man die in Toulouse geborene Gabrielle de Coignard zur Seite stellen, in deren Oden und Sonnetten mit der Contemplation die Verheißungen und Tröstungen des Christenthums vorwalten.

Der Verf. wendet sich hiernach zu den Dichterinnen des mittleren und nördlichen Frankreich, bei denen an die Stelle der Leidenschaft des Südens die Betrachtung, häufig eine gewisse Nüchternheit tritt und, so wenig es auch der Verf. einzuräumen geneigt ist, die Muse als ehrbare Frau im Hauskleide einkehrt. Das gilt, wenn wir einzelne liebliche Verse, z. B.:

Les plus beaux jours de nos vertes années
Semblent les fleurs d'un printemps gracieux,
Pressé d'orage et de vent pluvieux.

ausnehmen, von der 1530 zu Poitiers geborenen Madeleine de Roches und ihrer Tochter Catherine, welche mehrfach den Stoff für Poesie den politischen Ereignissen ihrer Zeit entnehmen, Claudian metrisch übersetzten, ihren Spinnrocken mit Oden überhäuften und in überschwänglichen Lobliedern einen Heinrich III. feierten. Von der zu ihrer Zeit hochgefeierten Pariserin Antoinette de Loynes ist uns leider wenig geblieben. Welche Stellung dagegen Anne de Marquets einnimmt, die im Kloster zu Poissy lebte, ohne deshalb den erheiternden Genüssen des Lebens entzogen zu sein, ergibt sich aus dem Umstande, daß sie das bekannte Religionsgespräch von Poissy zum

Gegenstande ihres Sanges zu wählen sich gedrungen fühlte und als poetische Figur den Cardinal von Lothringen in den Vordergrund stellt. Dagegen ergoß die gelehrte Catherine de Parthenay, welche das alte Testament in der Ursprache las und die Correspondenz mit ihrer Mutter lateinisch führte, ihre Klage über den Mord Coligni's und die Gräuel der Bartholomäusnacht, und schrieb für das Theater in La Rochelle die Tragödie von Judith und Holofernes, der schon aus der politischen Stimmung der Beifall ihrer hugenottischen Glaubensgenossen erwachsen mußte. Sie war die echte Tochter des für die Lehre Calvins sein Leben einsetzenden Soubise.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den Dichterinnen aus den höchsten Kreisen der französischen Aristokratie und beginnt, sonderbar genug, mit der durch die Verwaltung der Niederlande bekannten Margarethe von Oestreich, weil sie einst einem französischen Könige verlobt gewesen war und sich gern der französischen Sprache bediente. Mit größerem, wenn schon nicht unbestrittenem Rechte wird Marie Stuart aufgeführt, von der Ronsard sagte:

— Toute beauté
Près de la sienne est laide, et la mère nature
Ne composa jamais si belle créature.

und deren rührende Abschiedsworte an Frankreich das echte dichterische Gepräge tragen:

Adieu, plaisant pays de France,
O ma patrie
La plus chérie,
Qui as nourri ma jeune enfance!
Adieu, France, adieu mes beaux jours!
La nef qui disjoint nos amours
N'a si de moi que la moitié:
Une part te reste, elle est tienne;

Je la fie à ton amitié
Pour que de l'autre il te souvienne.

An diese unglückliche Königin reiht sich Jeanne d'Albret, die heldenmüthige Mutter Heinrichs IV., die glaubensstarke, durch keine Noth und Gefahr gebeugte Anhängerin Calvins. Sodann Margarethe von Valois, des ersten Königs aus bourbonschem Hause Gemahlin, die bei dem Tode eines jeden ihrer zahlreichen Geliebten und Anbeter den Schmerz der Verzweiflung in Versen ausweint, um bald darauf in einer neuen kleinen Liaison Beruhigung und Ersatz zu finden. Hierauf Margarethe, die gelehrte Tochter von Franz I. und Freundin Ronsards, vor allen Dingen deren gleichnamige Muhme, die berühmte Verfasserin anmuthiger Novellen, aus deren Correspondenz mit dem königlichen Bruder der Verf. die poetische Begabtheit erfolgreicher hätte nachweisen können, als aus den hier mitgetheilten Bruchstücken religiöser Dramen und den in der Leichtfertigkeit des französischen Hoflebens sich schaukelnden Chansons.

Bei weitem umfassender als die vorangehenden Untersuchungen ist die **étude sur la vie et les ouvrages de Mademoiselle de Gournay.** Einer alten, aber verarmten Adelsfamilie angehörig, hatte Marie de Gournay als heranwachsendes Mädchen sich ohne fremde Hülfe mit der lateinischen Sprache befreundet und selbst im Griechischen einige Kenntnisse gewonnen, als sie in Paris die Bekanntschaft von Montaigne machte und durch den Verkehr mit demselben in der Liebe für Schriftstellerei bestärkt wurde.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 5. Juli 1860.

Paris

Schluß der Anzeige: »Les femmes poëtes au XVIe siècle. Étude suivie de Mademoiselle de Gournay, Honoré d'Urfé, le maréchal de Montlac, Guillaume Budé, Pierre Ramus. Par M. Léon Feugère.«

Sie war es, welche (1595) die Essais desselben in einer neuen Ausgabe dem Publicum vorlegte und zwar mit Uebersetzung der lateinischen, griechischen und italiänischen Citate, ein Unternehmen, das jedenfalls ihrem Ruhm förderlicher war, als die Herausgabe ihrer moralischen und sprachlichen Abhandlungen und die Uebersetzung einiger Bücher der Aeneide in gereimten Alexandrinern. Sie schließt in dem vorliegenden Werke die Reihe der femmes poëtes, worauf die auf dem Titel namhaft gemachten Studien über Honoré d'Urfé 2c. folgen.

Ref. fügt über die Behandlung, welche der Verf. seinem Stoffe hat angedeihen lassen, nur noch hinzu, daß derselbe die Courtoisie gegen die vor 300 Jahren entschlafenen Damen doch etwas zu weit

treibt; ein herbes Wort über ihr dichterisches Talent zu verlieren, oder gar ihre unaussprechliche Liebenswürdigkeit und Schönheit in Zweifel zu ziehen, fällt ihm unmöglich, und vom Verlangen getrieben, die bisher nicht hinlänglich gewürdigten Verdienste der weiblichen Poeten Frankreichs in Bezug auf die Entwickelung der Sprache und Litteratur zur Geltung zu bringen, flicht er, ohne sonderliche Rücksicht auf Duft und Farbe zu nehmen, Tulpen und Veilchen, Lilien und Tuberosen zu einem mächtigen Bouquet zusammen.

London

Groombridge and Sons, 5, Paternoster Row, 1859. The history of the commercial crisis 1857—58 and the stock exchange panic of 1859. By D. Morier Evans, author of »the commercial crisis, 1847—48«, »facts, failures, and frauds« etc. etc. VIII und 212 u. (appendix) CCXLVII S. in gr. Octav und

Newyork

published by D. Appleton et Co. 1859. The banks of New-York, their dealers, the clearing house and the panic of 1857. With a financial chart. By J. S. Gibbans. Thirty illustrations by Herrick. X und 399 S. in Octav.

Diese beiden Werke wurden in dem folgenden Referat neben einander gestellt, weil sie sich gegenseitig vortrefflich ergänzen. Beide verfolgen neben dem Zweck einer selbständigen Darstellung und Entwicklung einer wichtigen Seite des modernen Creditwesens und einer sorgfältigen Analyse der neueren

Convulsionen des Geldmarkts und des Handelsbetriebs, den andern Zweck, möglichst viel authentisches Material über die einschlagenden Verhältnisse zu liefern. Nach der Ansicht des Ref. ist dies auch der richtige Weg, um dergleichen Werken einen allgemeineren Werth zu geben. Man stellt sich dabei ganz auf den Standpunkt der modernen exacten Naturwissenschaft, wo ebenfalls in dem umfänglich in Monographien niedergelegten Stoff zugleich das Beweismaterial für die aufgestellten Lehren und Gesetze gegeben wird. Es ist gewiß ein charakteristisches Merkmal für die Richtung der neueren Nationalökonomik, daß dieselbe immer mehr das Verfahren und die Methode der verwandten empirischen Wissenschaften zu den ihrigen macht.

Unsere beiden Werke sind aber auch ein paar treffliche Beispiele, wie ungemein verschieden in diesen Disciplinen trotz der Aehnlichkeit oder Gleichheit der Richtung vorgegangen werden kann. Wie schon der Titel angibt, behandelt das englische Werk die Geschichte der Handelskrisis von 1857, ohne sich auf England zu beschränken, sondern namentlich Amerika und das europäische Festland wird mit berücksichtigt. Der Amerikaner beschränkt sich auf Newyork und zieht gelegentlich die Vereinigten Staaten mit hinein. Durch beide Schriften zieht sich sonst als rother Faden die Verfolgung der Speculationsperioden und Handelskrisen hindurch, so daß die Darstellung des Credit- und Bankwesens nicht ganz selbständig gehalten, sondern mit steter Rücksicht auf jene wichtigste Krankheitserscheinung der modernen Geld- und Creditwirthschaft durchgeführt wird.

Im Uebrigen läßt der Engländer aber vorwiegend die Ziffer selbst reden und beschränkt sich auf einen Commentar dazu. Der Amerikaner dagegen behandelt seinen Stoff als Baumaterial für ein

treues Modell der wirklichen, concreten Lebenserscheinungen seines Vaterlands. Offenbar sind Herr Evans wie Herr Gibbans beide ungewöhnlich erfahrungsreiche Praktiker, denen aber doch die nothwendige theoretische Bildung nicht mangelt, mittelst deren allein sie sich über den massenhaften Stoff erheben können. Beide Werke dürfen daher auch den gleichen Anspruch darauf machen, als zuverlässige Quellen benutzt zu werden. Der Fachmann wird vielleicht dem Buch des Engländers den Vorzug geben, weil es ihm den Stoff in ganz beglaubigter, großentheils amtlichen Actenstücken wörtlich entnommener Form vorführt. Es hat daher auch weit mehr den Charakter und Werth eines Repertoriums. Unsere Inhaltsanalyse wird dies zeigen.

Das eigentliche Werk von Evans behandelt auf 212 Seiten in 6 Abschnitten die Geschichte der Handelskrisis. In Abschnitt 1 wird auf den Ursprung und die Antecedentien der Krisen zurückgegangen, wobei uns der Verf. die zu den Krisen von 1825—26, 1836—37, 1847—48 und 1857—58 führenden Speculationsepochen in ihren Hauptmomenten kurz vorführt und daran eine Vergleichung dieser vier Epochen und Krisen anknüpft. Der Vf. steht hier so ziemlich zu der althergebrachten Ansicht, welche namentlich die früheren Speculationsperioden und Handelskrisen Englands auf ein unmäßiges Ausdehnen und plötzliches Zusammenziehen der Banknotencirculation (paper currency), insbesondere seitens der sogen. Landbanken, zurückzuführen, in der vermutheten Operation der Banken die Ursache jener Vorgänge im wirthschaftlichen Leben der Nation zu finden sucht. Die Einseitigkeit dieser Auffassung wird neuerdings wohl ziemlich allgemein unter den theoretischen Oekonomisten anerkannt. Es ist bezeichnend, daß sich derartige falsche theoretische

Ansichten unter Praktikern viel länger in Ansehen erhalten. Der Verf. gibt hier auch längere Auszüge über die leading features der monetary panics aus Werken von S. Sandars und E. Wilson, worin manche werthvolle Bemerkungen über frühere Krisen und einzelne wenig bekannte Daten mitgetheilt sind. — Abschnitt 2 beschäftigt sich damit, die neuere Entwicklung der Gold- und Silberproduction zu verfolgen. Evans schätzt die Goldproduction im Durchschnitt der letzten Jahre auf 33—35 Mill. Pf. St. gegen nur 6 Mill. Mitte der vierziger Jahre, während in demselben Zeitraume die Silberproduction nur von 6¾ auf 8 Mill. angewachsen wäre. Letztere Ziffer scheint uns etwas zu niedrig gegriffen zu sein. — Abschnitt 3 gibt eine übersichtliche Skizze der Geschäftslage vor 1857 und der Verbreitung der Krisis über Amerika, England, die Hansestädte und Nordeuropa. — Absch. 4 geht auf dies Thema tiefer ein, analysirt namentlich die charakteristischen Momente des Zusammenbruchs in 1857 und der ihn vorbereitenden Ereignisse näher und fördert manche neue Auffassung durch eine Gegenüberstellung der vier großen Krisen, welche England im Laufe dieses Jahrhunderts seit dem Pariser Frieden von 1815 getroffen, zu Tage. Manche Einzelheiten über die Geschäftsführung einzelner Firmen und über den Geist der ganzen Geschäftsthätigkeit überhaupt, die hier und im weiteren Verlaufe des Werks gegeben sind, werfen auf die Vorgänge Licht. Diesem Abschnitt findet sich im Wortlaute angereiht der ausführliche Bericht der Bankactecommission, welche vom Parlamente im J. 1857 und abermals, nach der Handelskrisis, im J. 1858 mit der Untersuchung über die Wirksamkeit der Peel'schen Bankacten von 1844 und 45 und die Ursachen der Handelskrisis betraut worden war. Dieser

Bericht ist sehr gut abgefaßt, was bekanntlich nicht von allen englischen Reports, namentlich nicht in dieser Materie, zu rühmen ist, er ist auch in Deutschland schon bekannt gewesen, und u. A. im „Preuß. Handelsarchiv" vollständig übersetzt worden. Seine Darstellung ist im Allgemeinen auch wohl die richtige, sie wird durch viele statistische Einzelheiten und Auszüge aus den **Evidences** der Sachverständigen und Geschäftsmänner unterstützt. Evans schließt sich in seiner eigenen Auffassung meist auch der des amtlichen Berichtes an. Als die hervortretendsten Aenderungen im Jahrzehent 1847—57 erscheinen danach dreierlei Umstände, die außerordentliche Ausdehnung des Handels, die ungeheure Einfuhr von Edelmetall, und die gewaltige Entwicklung des Bank=, namentlich des Depositenbankwesens.

Eine neuerdings stark vertretene Ansicht, wonach die originäre Ursache der Speculation im Beginn der 50er Jahre in dem Einströmen californischen und australischen Goldes nach England und Europa läge, kommt, ohne immer besonders hervorgehoben zu werden, auch in der Auffassung des Commissionsberichts wie der des Verf. zum Vorschein. Daß die enorme Goldproduction einen großen Einfluß auf die wirthschaftlichen Vorgänge im letzten Decennium ausgeübt, ist gar nicht zu bezweifeln. Allein unserer Ansicht nach läuft man doch gegenwärtig schon Gefahr, gar zu ausschließliches Gewicht auf diesen einen Factor zu legen. In früheren Zeiten mußten es stets die Zettelbanken mit ihrer Notenmission sein, und noch heute zu Tage sind es in den Augen der Meisten, u. A. auch unseres Vfs, die nordamerikanischen Zettelbanken, die „durch Vermehrung des Geldes" Veranlassung zu extravaganter Speculation gäben. Die jetzige alleinige Berücksichtigung des neuen Goldes als influenciren=

den Moments ist ein Fehler, der sich auf dieselbe Quelle zurückführen läßt. Der Speculationsgeist kann und wird durch alle solche Momente, wie starke Ausdehnung der Noten, große Einfuhr von Gold und Silber unterstützt, und er nimmt je nach dem Maße einer solchen Unterstützung einen mehr oder weniger lebhaften Aufschwung. Aber weder entsteht er dadurch, noch ist er ausschließlich, um sich weiter bethätigen zu können, auf solche Hülfe, wie die erwähnte, angewiesen. Er weiß auf die mannichfaltigste Art sich die Mittel, deren er zu seiner Mehrung bedarf, zu verschaffen. Verfolgt man z. B. nur einmal die vier großen Speculationsperioden der letzten vierzig Jahre in einem ihrer charakteristischsten Symptome, in der Bewegung der Waarenpreise, so treten uns darin überraschende Aehnlichkeiten, ja zum Theil vollkommen gesetzmäßige Regelmäßigkeiten entgegen. Von dem Niveau des längere Zeit hindurch stabilen Preises aus erhebt sich der letztere plötzlich und steigt ganz gleichmäßig und in fast ganz gleichen Zeiträumen um eine im Großen und Ganzen gleiche Anzahl von Procenten, in allen oder mehreren der Speculationsperioden. Natürlich werden in den letzteren nicht immer dieselben Waaren ganz gleichartig von der Speculation erfaßt, aber die Bewegung bei den Hauptartikeln ist die nämliche, wenn man alle als ein Ganzes betrachtet, und sie bietet selbst bei ein und derselben Waare große Aehnlichkeiten. So stieg z. B. der Preis von Eisen in England in den vier großen Speculationsperioden, die mit den Krisen 1825, 1837, 1847, 1857 endeten, binnen fünfviertel Jahren von 100 auf resp. 183, 160, 170, 164. Man gelangt hier öfters zu ganz frappanten Resultaten, wenn man in specielle Details eingeht. Refer. hat bereits vor 2 Jahren in einer Reihe von Aufsätzen

über Handelskrisen im „Preuß. Wochenblatt" die Aehnlichkeit der Speculationsperioden premirt, eine Aehnlichkeit, welche uns zur Aufstellung eines ziemlich constanten Entwicklungsgesetzes dieser Erscheinungen berechtigen dürfte. Hier an diesem Orte führen wir dies nur an, weil auch in dem erwähnten Commissionsbericht doch wieder zu sehr nach besonderen influencirenden Factoren gesucht wird. Wenn in der That, natürlich cum grano salis verstanden, die Bewegung in den verschiedenen Zeiträumen eine wesentlich gleiche ist, so muß es unrichtig sein, die Bewegung, z. B. der von der Speculation erfaßten Waarenpreise, in einem einzelnen Zeitraume gewissermaßen nur als Function eines diesem Zeitraume ausschließlich eigenthümlichen, nur in ihm wirksamen Factors anzusehen, also in der letzten Speculationsperiode Alles auf Rechnung des Goldes zu setzen.

Der Bericht enthält im Uebrigen sehr werthvolle Bemerkungen über die Wirksamkeit der Bankacte, wobei er freilich wohl von einer gewissen Vorliebe für dieselbe nicht ganz frei ist. Es zeigt sich übrigens aus diesen Partien, wie man in England trotz aller theoretischen Controverse nach und nach zu einer ziemlich gleichartigen Formulirung der praktischen Forderungen gelangt. Man ist davon überzeugt worden, „daß kein Geld- und Creditsystem das mercantile Gemeinwesen vor den Folgen seiner eigenen Unklugheit schützen kann", was freilich die emsigsten Vertheidiger der Acte von 1844, wie Lord Overstone, doch kaum ganz zugeben möchten. In Betreff der Bank von England legt man das Hauptgewicht auf das Parathalten eines genügenden Baarfonds für alle Fälle, darüber sind Tooke, Newmarch und J. St. Mill einig mit Overstone, Norman und Hubbard. Ob freilich das Parathalten

eines solchen genügenden Fonds ein Verdienst der Bankacte, wie die Gouverneure der Bank aussagen, oder des 1844 nicht vorhergesehenen Goldstroms sei, wie Tooke seit lange behauptete, ist noch eine andere Frage. Wir neigen uns entschieden zur letzteren Ansicht.

Der fünfte Abschnitt des Evans'schen Werks bringt aus der Feder eines Mannes, der lange in den Vereinigten Staaten gelebt hat, eine eingehende Schilderung des amerikanischen Speculations- und Schwindelgeistes und des endlichen colossalen Zusammensturzes. Es finden sich hier viele ohne Zweifel wohlbegründete Bedenken über die Richtung ausgesprochen, welche die Volkswirthschaft der großen Republik des Westens seit geraumer Zeit eingeschlagen, namentlich errege das relative Zurückbleiben der Landwirthschaft und die ganz ausschließliche Hervorhebung des »trading interest« die ernstlichsten Besorgnisse. Der Verf. dieses Abschnitts sagt zwar ausdrücklich, wenn die Schuld aller Calamität den Banken so gerne in die Schuhe geschoben werde, so sei das eine Verwechselung von Ursache und Wirkung, allein dennoch legt auch er auf den schlimmen Einfluß der Notencirculation allem Anschein nach zu viel Gewicht. Wenn er von einer extreme and unwarrantable extension der Notencirculation der Newyorker, Bostoner und andrer Banken spricht, so existirt diese eben doch mehr in der Einbildung. Die Aufschlüsse und Belehrungen, welche wir in dieser Hinsicht dem Superintendant der Newyorker Banken in seinem Berichte über den Zustand dieser Institute im J. 1857 verdanken, lassen das außer Zweifel, und das Buch von Gibbans legt auch besonderes Gewicht darauf, daß jene behaupteten Sünden der Notencirculation doch im Grunde nicht da seien. In Amerika wie in England haben sich im

J. 1857 weit mehr Schäden des Depositenwesens, von denen Niemand eine Ahnung hatte, gezeigt. — Uebrigens enthält dieser Abschnitt eine Fülle interessanter Daten, welche durch Auszüge, großentheils statistischen Inhalts, aus dem Newyork Herald, und den Berichten der Handelsagenturen vermehrt sind. Freilich muß dies Material mit Vorsicht benutzt werden. Die Berechnung der Verluste aus dem Sinken der Course und Preise ist oft auf sehr wenig zuverlässige Daten gestützt und die Bankerottstatistik verdient höchstens in Bezug auf die Zahl der Firmen und allenfalls die Höhe der Passiva einigen Glauben, die Berechnungen der aus den Activen der Concursmasse sich ergebenden Dividende ist in dieser summarischen Weise nicht viel werth, um weitere Schlüsse darauf bauen zu können. Die vortreffliche Wirksamkeit der Handelsagenturen bringt das Buch von Gibbans sehr klar zur Anschauung

Der sechste und letzte Abschnitt behandelt die Krisis auf der Londoner Fondsbörse im Mai 1859. Der damalige unerwartete Panik wurde durch die politischen Ereignisse in Italien und die Befürchtung einer russisch-französischen Allianz hervorgerufen. Weitläufige Auszüge aus den Cityartikeln der Tagsblätter gestatten dies Phänomen genau in seinem Entwicklungsproceß tagweise zu verfolgen. Zum Schlusse dieses Abschnitts wird uns nach Monat für Monat eine Skizze der Geschäftslage Englands während des Jahrs 1857 gegeben, wobei die in der Geschäftswelt vorkommenden Bankerotte registrirt sind. Ihre Zahl steigt rasch und im Herbst in furchtbarem Maße, aufgeführt sind im Januar 3, Februar 6, März 7, April 3, Mai 5, Juni 5, Juli 2, August 11, September 9, October 24, November 55, December 44, also im Quartale der

Krisis 123, meist mit sehr bedeutenden Passiven, z. B. ein Londoner Billbanker mit 5⅛ Mill. Pf. St., ein großes Haus im amerikanischen Handel mit über 2 Mill. Die Angabe des Geschäftszweigs ermöglicht interessante Vergleiche der Solidität und der Gefahr im Handel nach der und jener Richtung, mit der und jener Waare. Die Nationalität des Kaufmanns ergibt sich oft aus dem Namen ziemlich sicher. Die englische Fallimentenliste spricht da für uns Deutsche nicht sonderlich günstig, die mehrere Seiten füllende amerikanische zeigt dagegen ungewöhnlich wenig deutsche Namen, was Beides auch mit sonstigen Erfahrungen übereinstimmt. Auch die Hamburger Bankerottliste für die Zeit von November 1857 bis 3. Mai 1858 ist abgedruckt, und weiset 54 eigentliche Fallimente und 159 unter Administration gekommene Firmen auf.— Endlich sind hier zum Schlusse noch die Reden des Schatzkanzlers, Sir Cornwall Lewis und seines Opponenten Disraeli bei Gelegenheit der Motion einer Indemnitätsbill wegen Verletzung der Bankacte im Wortlaute abgedruckt, die ebenfalls noch wichtige Beiträge zur Geschichte der Handelskrisis liefern.

Das massenhafte Material, welches Evans gibt, ist nun zwar großentheils nicht neu, aber es lag in den unförmigen englischen Zeitungen zerstreut. Wer, wie Ref., die Schwierigkeit sich dieses, oft unentbehrlichen Stoffs zu bemächtigen aus eigener Erfahrung kennt, wird dem Verf. für seine Mühe Dank wissen. In dem nun folgenden Appendix, der umfangreicher, wie das eigentliche Werk ist, erhalten wir noch eine Zusammenstellung der englischen Bankerotte seit dem J. 1849 und zwar sind hier zugleich bei der großen Mehrzahl der Firmen die Details des Ratus, der Verhandlungen vor den Gerichten 2c. mitgetheilt, die sich bei dem öffentlichen Verfahren Englands

auch regelmäßig in den Börsenberichten der großen Blätter abgedruckt finden. Ein eingehenderes Studium dieser Berichte ist nun freilich eine sehr mühselige, stellenweise recht trockene Arbeit. Allein andrerseits wird man bei der Durchsicht auch schon einer geringeren Anzahl richtig ausgewählter Fälle durch Aufschlüsse der interessantesten Art belehrt. Betrug, Ungeschicklichkeit, Leichtsinn, Unglück, das Zusammenwirken all dieser Factoren treten uns hier in einem kleinen Bilde entgegen. Während die großen sonstigen statistischen Daten, wie die Cours- und Preisstatistik, die Bank-, Handels-, Schifffahrtsstatistik ꝛc. uns nur das Gesammtresultat zur Anschauung bringen, ist uns hier der Einblick in den Bildungsproceß der großen, durch jene Statistik illustrirten Vorgänge im wirthschaftlichen Leben der Völker gestattet. Für den praktischen Geschäftsmann ist daraus gewiß ungemein viel zu lernen, aber auch der theoretische Nationalökonom wird hier, wie es auch uns gegangen ist, für viele ihm unklare Vorgänge einen Erklärungsgrund finden. Ein Urtheil über die geschäftliche Normalität, welches man aus solchen Bankerottberichten fällt, wird nicht eben günstig für unser gepriesenes 19. Jahrhundert sein. — Auch auf viele andere volkswirthschaftliche und politische Maßregeln und deren Einfluß auf die Vermögenslage der Einzelnen wird durch diese Berichte Licht geworfen. Eines der interessantesten Daten, die uns aufstießen, war folgendes. Es werden sechs Plantagen in britisch Westindien namentlich aufgeführt, deren Gesammtwerth zur Zeit der Sclaverei 435,000 Pf. St. war. Er sank nach deren Aufhebung auf 194,500 Pf., nach der Aufhebung der Lehrlingszeit auf 146,000, und nach der Einführung der Zuckergesetze von 1846 auf 27,500 Pf., das heißt auf 6½ Procent des ursprünglichen Werths. Solche Da-

ten sagen mehr, wie alles Raisonnement der Philanthropen und machen die Sinnesart der Sclavenbesitzer wenigstens begreiflich. Unter den humansten Europäern möchten sich nicht viele finden, die $\frac{19}{20}$ ihres Vermögens der Durchführung eines Princips zum Opfer bringen.

Soviel über das Material, welches Evans zusammengebracht hat, und über die Methode, wie er es behandelt. Ganz anders verfährt Gibbans. Hier ist von einzelnen authentischen Actenstücken, wenigstens im größten Theil des Buchs, nicht viel die Rede. Ebenso wenig erhalten wir, nach unserer deutschen Weise, eine systematische Darstellung, etwa ein Compendium der von den Newyorker Banken befolgten Bankgrundsätze; eine historische Entwicklung fehlt ebenfalls. Auch Praktiker im eigentlichen Sinne des Worts, wie J. W. Gilbart, der bekannte Director der größten Londoner Joint-Stock-Bank, der London- und Westminsterbank, haben uns vortreffliche, ziemlich systematische oder historische Schriften in diesem Fache geliefert. Es wäre also kein unmögliches Verlangen, von dem amerikanischen Praktiker etwas Aehnliches zu erwarten.

Indessen Herr G. verfolgt ein grundverschiedenes Verfahren, hat aber trotzdem dabei ein Werk geliefert, welches dem Hauptzwecke, auf den es ankommt, ein richtiges Verständniß der Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Newyorker Stadtbankwesens zu eröffnen, in ungewöhnlichem Maße entspricht. G. führt uns die Banken unmittelbar in ihrem Geschäftsbetrieb selbst vor Augen. Nachdem er in einem 1sten Kapitel einige allgemeine Bemerkungen über die Zahl und Bedeutung, die Leitung, das Wesen und die Bestimmung, die Eigenthümlichkeiten und die Organisation des Newyorker Banksystems als Einleitung vorausgeschickt, stellt er in den folgenden 13 Kapi-

teln uns den Wirkungskreis jedes einzelnen Bankbeamten, vom Präsidenten und dem Verwaltungsrath (board of directors) bis herab zum Porter dar. Jedes Kapitel beschäftigt sich mit der Thätigkeit, den Aufgaben und Erfordernissen eines im Organismus der Newyorker Banken fungirenden Beamten. Die Namen der letzteren sind nicht immer im Deutschen genau wiederzugeben; die einzelnen Kapitel handeln vom Präsidenten, Kassirer, paying teller, deposit teller, note teller, discount clerk, note department, Buchhalter, General-Buchhalter, assistant teller, check clerk, runner, porter. Dann folgt ein Kapitel über Geschenke an Mitglieder des Bankpersonals, ein weiteres über Bankdisciplin, ein anderes stellt Regeln auf, wie die Kunden sich im Verkehr mit der Bank benehmen sollten. Endlich gibt von den beiden ausführlichen Schlußkapiteln das eine die Entstehungsgeschichte und die Organisation und Wirksamkeit des Newyorker Clearing House's und das andere bringt eine Skizze der Handelskrisis von 1857. Nur in diesem letzten Abschnitt haben wir daher eigentlich authentisches Material vor uns. In dem größten Theile des Werkes beschäftigt sich der Verf. damit, uns fingirte Beispiele vorzuführen, um daran die Betriebsweise der Banken zu erläutern.

Allein gerade hierdurch gelingt es ihm, von dem verwickelten Geschäftsbetrieb, von der überaus bedeutsamen Stellung dieser Institute im nordamerikanischen Handel und der ganzen wirthschaftlichen Thätigkeit da drüben, von dem in alle Verhältnisse des Privatmanns und Gewerbetreibenden hinreichenden Einfluß des dortigen Bankwesens ein so lebensvolles Bild zu entwerfen, wie es ein mehr systematisches Werk niemals zu liefern vermöchte. Und wenn in einem solchen mehr auf theoretische und

praktische Principienfragen eingegangen sein würde, so fehlt es auch im vorliegenden Buche keineswegs an Bemerkungen und Mittheilungen, woraus die leitenden Grundsätze des Newyorker Bankwesens leicht zu entwickeln sind. Der Grundzug des Gibbans'schen Werks ist, alle Abstractionen zu vermeiden, nur concrete Verhältnisse zu erörtern, concrete Fragen zu beleuchten. Wer aber einigermaßen mit dem ihm hier in Fülle gebotenen Material zu handtieren weiß, der lernt daraus für Praxis, wie für Theorie unendlich viel. Man könnte das Buch als eine Enquête bezeichnen, wo Frage und Antwort von einer Person nach einem einigermaßen einheitlichen Grundplan gegeben werden, anstatt des oft ziemlich wirren, breiten und doch nicht Alles klärenden Kreuz- und Querfragens, wie wir ihm in den mancherlei Zeugenverhören vor englischen und continentalen Enquêtecommissionen begegnen. Es ist leicht begreiflich, daß das Buch durch diese Behandlungsart sehr lesbar, und überhaupt nichts weniger als trocken geworden ist, was so viele gute Seelen stets an dergleichen Werken auszusetzen haben. Es bildet hier den größtmöglichen Gegensatz zu der Evans'schen Schrift, während es in seiner Weise fast noch mehr Material häuft. Stellenweise ist es in der That spannend, wie ein Roman. In dieser Beziehung hat der als bloßer trockener Geschäftsmann verschrieene Yankee alle seine europäischen Concurrenten aus dem Felde geschlagen. Eine deutsche Uebersetzung des Buchs schiene uns nicht unerwünscht. Sie würde gewiß in weiteren Kreisen Anklang finden, als wohin dergleichen Werke gewöhnlich dringen. Vor Allem aber möchten wir die Schrift dem Theoretiker empfehlen, dem es oft so ganz an Gelegenheit fehlt, sich ein mehr als schemahaftes Bild vom großen modernen Bank- und Handelsbetrieb zu

entwerfen. Hier hat Alles Fleisch und Blut, der Leser wird in eigener Person in das Getriebe hineingeführt. Uns wenigstens ist bei der Lectüre dieses Buchs mehr denn einmal die Wahrheit des berühmten Göthe'schen Worts von der grauen Theorie und des Lebens grünem vollem Baum recht klar geworden. Aus diesem Grunde hält Refer. gerade vom wissenschaftlichen Standpunkte aus solche Bücher für ganz unschätzbar, und verweilt gern etwas länger bei der Beschreibung der Eigenthümlichkeit des G.schen Werks, um den Nutzen derselben zu zeigen. Leider gibt es derartige Schriften auf unserem Gebiete noch fast gar nicht. Für den Theoretiker wird es in der Regel wegen der ihm mangelnden Detailkenntniß und Routine, jedenfalls wegen der Schwerfälligkeit, mit welcher er sich in diesen, ihm meistens nur durch mühevolles logisches Raisonnement oder beschwerliches Compiliren bekannten Materie bewegt, geradezu unmöglich sein, ein solches im besten Sinn des Worts populäres Buch zu schreiben. Der Praktiker hat selten die Muße, noch seltner die nothwendige formale Vorbildung und theoretische Schule, um diese Aufgabe würdig lösen zu können. Um so anerkennenswerther ist die so trefflich gelungene Leistung des Hn Gibbans. Schade, daß die schlechte Organisation und unregelmäßige Verbindung des nordamerikanischen mit dem deutschen Buchhandel das Werk wohl nur zufällig in die Hände des einen oder andern Fachmanns gelangen lassen wird, wie auch Refer. den Besitz desselben nur einem Zufalle verdankt. Um so wünschenswerther schien ihm eine Hinweisung darauf auch in diesen, für die eigentlichen gelehrten Kreise bestimmten Blättern.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Juli 1860.

London, Newyork

Schluß der Anzeigen: »The history of the commercial crisis etc. by D. M. Evans.« Und: »The banks of New-York etc. by J. S. Gibbans.«

Wir müssen es uns versagen, näher auf Einzelheiten unseres Werks einzugehen, die bei der Behandlungsart desselben begreiflicher Weise nicht gut aus dem Zusammenhang herausgerissen werden können. Eine Vorstellung von der Darstellungsweise des Verf. erhält man durch folgende Uebersicht des Inhalts des zweiten Kapitels. Hier werden Stellung und amtliche Functionen des Bankpräsidenten besprochen. Sodann geht der Verf. auf die wünschenswerthen persönlichen Eigenschaften desselben ein, er müsse wo möglich ein Mann von Erziehung und superior character sein. Auf moralische und psychologische Momente wird hier, wie an andern Stellen mehr Gewicht gelegt, als man von einem Amerikaner zu erwarten geneigt ist. Die Wichtigkeit dieser Factoren auch für die wirthschaftliche Seite premiren, ist zwar charakteristisch für die angelsäch-

sische Raçe, allein dadurch verliert die Thatsache der Berücksichtigung dieser Seiten nicht an Werth. Nun wird uns der Directorenhof vorgeführt, wie er über die Annahme der zum Discont beantragten Wechsel deliberirt. Hier sind eine Menge Beispiele aus dem praktischen Geschäftsleben Newyorks sehr glücklich gewählt. Da wird ein Wechsel eines Hauses zurückgewiesen, welches in zu riskanten Branchen handelt; man streitet über die Solidität oder Unsolidität des californischen Geschäfts, bespricht den Einfluß der Baisse der Zuckerpreise auf den Credit mehrerer großer Firmen dieses Zweiges. Wechsel kleinerer Leute werden genommen, indem ein Director die Thätigkeit eines solchen Geschäftsmanns kennt. Höchst interessant sind die Untersuchungen, welche die Banken regelmäßig über die persönlichen Gewohnheiten, Lage, Aufwand ihrer Kunden anstellen. Es ergibt sich hier, welch günstigen Einfluß eine derartige Organisation des Bankcredits auf die Moralität der geschäftstreibenden Klassen auszuüben vermag. In Newyork bestehen eigene Handelsagenturen, welche es zu ihrem besondern Geschäfte machen, sich in laufender Kenntniß von dem Zustand einzelner Firmen zu erhalten. Wer dann über deren Credit etwas erfahren, z. B. wenn eine Bank sich über die Garantie eines Acceptanten, Giranten eines ihr überreichten Wechsels unterrichten will, erhält von der Agentur gegen eine Provision die erwünschten Aufschlüsse. So existirt in Newyork eine American commercial agency unter der Firma Tappan and M' Killop seit dem J. 1842, sie hat in Boston, Philadelphia, Baltimore, Chicago, Cincinnati, St. Louis und Detroit Schwesteragenturen und in den ganzen Vereinigten Staaten und Canada über 3000 Correspondenten, in ihren Büchern waren 227,048 Firmen registrirt. Neuerdings hat sie eine Filiale

in London errichtet. Die Mittheilungen solcher Bureaus sind zum Theil sehr charakteristisch für amerikanische Zustände, wie folgendes Beispiel zeigt: „J. Marks, Toranto, O. C., Eisenwaaren. Begann das Geschäft 1849 mit baaren 10,000 Doll. nicht sehr erfolgreich die ersten 2 Jahre, zu vergnügungssüchtig, Credit daheim nicht gut. Im Jahre 1852 von einem Eisenbahnwagen überfahren, er verlor das halbe Bein. Erhielt 5000 Doll. Entschädigung. Etablirte sich und begann sofort zu gedeihen. 1853 heirathete er eine Tochter eines unserer reichsten Bürger, der seitdem starb und ein Anwesen von 300,000 D. hinterließ, das unter 12 Kinder zu theilen war. M. ist einer der Testamentsexecutoren. Sein Geschäft hat seit 1852 großen Aufschwung genommen. 1855 realisirte er eine hübsche Summe durch Verkauf einiges unbeweglichen Vermögens und wurde zum Kirchenvorstand erwählt. Credit jetzt A. 1.“ — In alle Familienverhältnisse wird Einsicht genommen, und der Luxus der Töchter, die Jagdliebhaberei des Sohns sind Momente, die ungünstig auf den Credit des Vaters wirken. Und das Alles wird durch eine Art geheimer Privatpolicei im Lande des absoluten Selfgovernment controlirt! Solche Fälle zeigen am besten die höchst eigenthümliche Gestaltung der Dinge jenseits des Oceans im Vergleich zu der bei uns.

Von besonderem Interesse sind weiter u. A. die Vorsichtsmaßregeln, welche zur Verhütung von Betrügereien, z. B. bei Ueberreichung gefälschter Checks, von den Bankbeamten und von den Directoren wieder zur Verhütung von Unterschleifen der Beamten getroffen werden. Der ungemeine Scharfsinn der Betrüger wird in den meisten Fällen durch oft erstaunlich sinnreiche Combinationen, ihnen entgegenzuarbeiten, übertroffen. Der menschliche Verstand fei-

ert auch hier Triumphe eigenster Art. — Die Conflicte zwischen Freundschaft und Geschäftsrücksichten, die Nachgiebigkeit einzelner Bankbeamten gegen Vorgesetzte werden in ihren Folgen trefflich geschildert. Wenn man bedenkt, wie der Ruin eines Instituts das Product einer Reihe zusammenwirkender Factoren zu sein pflegt, so wird man solche Erörterungen gerade auch vom theoretischen Standpunkte aus mit großem Interesse verfolgen. Anziehend und belehrend ist es auch, für den Psychologen, wie den Volkswirth, das Benehmen der Bank und der Kunden, z. B. derer, welche Wechsel discontirt wünschen, in kritischen Momenten geschildert zu finden. Der Oekonomist wird hier für manche Erscheinung überraschende Erklärungen erhalten. Ref. rechnet es dem Verf. zum besonderen Verdienste an, daß er stets den engen Causalnexus zwischen strenger Rechtlichkeit, Klugheit und Vorsicht einer= und wirthschaftlichem Gedeihen anderseits in das richtige Licht zu setzen weiß. Uns dünkt, europäische Geschäftsmänner, die sich in moralischer Hinsicht gern so hoch über den Amerikaner stellen, könnten hier viel lernen.

Das ausgezeichnete Newyorker Clearing House bezeichnet Verf. gewiß nicht mit Unrecht als die Einrichtung, welche mehr als irgend eine andere dazu beitrage, das dortige, vormals auch ziemlich verdächtige Bankwesen auf seine jetzige Höhe der Tüchtigkeit zu erheben. Die 50—60 Stadtbanken als Gesammtheit haben im Organismus der Newyorker und theilweise der ganzen nordamerikanischen Wirthschaft eine ähnliche Stellung errungen, wie sie unsere großen Monopolbanken in Europa einnehmen. Man sieht daraus, daß zwar eine solche Stellung etwas Naturgemäßes ist, daß dieselbe aber keineswegs nur Folge der Erschaffung eines Centralinsti=

tuts sei. 1857 haben freilich manche Stimmen drüben eine Bank wie die von England gewünscht, aber im Ernste dachte doch später wohl Niemand daran, das decentralisirte Bankwesen aufzugeben, dessen Vorzüge wahrlich unser Werk deutlich zu machen weiß. Selbst die Newyorker Stadtbanken suspendirten damals die Baarzahlung, — gewiß ein Unglück, das indessen jeder unserer Banken in einer heftigen Krisis auch widerfahren könnte. Die Banknoten erhielten aber kaum 1 Proc. Disagio. Wo haben wir dgl. Beispiele bei uns? Gibbans' Schrift liefert sehr viel Material zur Beurtheilung des relativen Werths des centralisirten und decentralisirten Bankwesens, mehr als irgend ein anderes uns bekanntes Werk.

Der Abschnitt über die Krisis selbst ist ganz geeignet, manche noch bestehende Vorurtheile zu beseitigen. Er bringt nicht wesentlich Neues. Wenigstens fand Referent in unbefangenen amerikanischen Blättern dieselbe Auffassung. Der Verf. weiset u. A. nach, wie gänzlich unbetheiligt an etwaigen falschen Bankoperationen die Circulation der Noten gewesen. Die nach den wöchentlichen Bankberichten entworfene graphische Darstellung der Bewegung der einzelnen Bankposten ist für Theorie und Praxis des Bankwesens gleich belehrend. Wichtig ist für manche Fragen die Nachweisung, daß die Bankpolitik im Sommer 1857 entschieden unrichtig war. Nach langem, bedenklichem Ausdehnen der Vorschüsse begann plötzlich im August die gewaltsame Verminderung derselben, ohne daß die Banken dazu durch Herausziehen der Depositen schon damals genöthigt gewesen wären. Jetzt, und großentheils erst als Wirkung dieser Maßregeln, verringerten sich die Depositen, wodurch dann später der Zusammensturz

mit herbeigeführt wurde. Die damaligen Fehler gingen aus dem decentralisirten Banksystem nicht hervor, zu verschiedenen Zeiten haben auch Centralbanken die nämlichen begangen. Für die Zukunft lassen sie sich auch in Amerika vermeiden. Die allgemeine Theorie des Bankwesens, der Depositen- wie Zettelbanken, gewinnt im Uebrigen auch aus den amerikanischen Erfahrungen einen neuen Beweis für die Wahrheit des Satzes, daß zur Aufrechthaltung der Baarzahlungen Alles darauf ankommt, einen genügenden Baarvorrath und die übrigen Activa leicht und rasch realisirbar zu erhalten. Manche gute Bemerkung darüber findet sich in den Schlußseiten bei G. Zuletzt kommt derselbe zu einigen Vorschlägen, die Verwendung des Golds zu beschränken, denen weniger beizupflichten sein möchte. Sie verrathen die alte Neigung des Empirikers zur Aufstellung einseitiger theoretischer Sätze. Schließlich verdienen die Illustrationen, die diesem eigenen Buche beigegeben sind, ebenfalls noch einer rühmlichen Erwähnung.

Evans und Gibbans haben uns zwei Werke geliefert, welche ein jedes in seiner Art von dem Fachmann als unentbehrliche Hülfsmittel für alle Fragen des modernen Creditwesens und viele andere damit zusammenhängende Materien erprobt werden dürften. Doch gibt Ref. dem Buche von Gibbans den Vorzug, weil es gerade dem Theoretiker mehr wie irgend eine andere Schrift dieses Gebiets zu einer unbefangenen Beurtheilung behülflich sein wird.

Wien. Dr. A. Wagner.

Paris

bei Auguste Durand 1859. **Histoire de assemblées politiques des Reformés de France. Par**

Léonce Anquez, professeur d'histoire au lycée Saint-Louis. XV u. 519 S. in Octav.

Den Gegenstand der Untersuchungen des Verfs geben nicht etwa die von Calvin angeordneten Synoden und Colloquien ab, auf welchen die Reformirten Frankreichs sich über Lehre und Zucht ihrer Kirche verständigten, sondern die theils im Namen aller hugenottischen Gemeinen, theils für einzelne Provinzen abgehaltenen Versammlungen, auf denen die politischen Angelegenheiten der Glaubensgenossen einer Berathung unterzogen wurden. Die größeren Geschichtswerke über den Hugenottismus, unter ihnen die auch in deutscher Uebersetzung bekannte Arbeit Brownings, welche dem Verf. unbekannt geblieben zu sein scheint, haben hauptsächlich nur die Glaubenskämpfe der französischen Reformirten, ihr Verhältniß zum königlichen Hause und zur katholischen Partei vor Augen und beschäftigen sich nur vorübergehend mit der auf dem Grunde politischer Zustände durchgeführten innern Organisation. Auf eben diesen Gegenstand aber hat der Verf. vornehmlich seine Aufgabe gestellt und die Erzählung der äußeren Ereignisse nur so weit eingeflochten, als sie zum Verständnisse der von Ständen und Gemeinen gefaßten Beschlüsse erforderlich war. Zur Erleichterung der Uebersicht und um die Zustände und Bewegungen innerhalb der ecclesia pressa, wie solche aus Abwehr und Angriff erwuchsen, schärfer zu begrenzen, ist der vorliegende Stoff in drei Abschnitte vertheilt, von denen der erste den Zeitraum vom Abschlusse des Friedens von la Rochelle bis zur Verkündigung des Edicts von Nantes, also vom Jahre 1573 bis 1598, umfaßt. Von wichtigen Beschlüssen, Uebereinkünften und Verträgen ist der wörtliche

Text als Appendice dem Schlusse beigefügt. Eine illuminirte Charte versinnlicht die Begrenzung der für die calvinistische Bevölkerung abgetheilten Militairdistricte mit den Sicherheitsplätzen.

Weil die im Frieden von La Rochelle von der Regierung geschehenen Zugeständnisse sich nicht auf alle Reformirten des Reichs erstreckten und andrerseits für den naheliegenden Fall eines Wiederausbruchs des Krieges Vorkehrungen getroffen sein wollten, wurde eine Tagsatzung in Montauban gehalten, auf welcher man Languedoc, seinem Umfange entsprechend in zwei Generalitäten theilte. Einer jeden derselben stand ein adliger Gouverneur vor, der wiederum von einem ihm beigegebenen ständischen Rath abhing; zugleich wurde eine allgemeine Collecte ausgeschrieben, die Verwaltung der eingezogenen geistlichen Güter einer besondern Commission unterstellt und ein Schreiben an die Regierung abgefaßt, in welchem man die Rehabilitation Colignis und seiner in der Bartholomäusnacht gemordeten Freunde, Freiheit des Cultus und Befähigung zur Uebernahme aller Staatsämter, Errichtung von Gerichtshöfen, die mit Bekennern beider Confessionen besetzt seien, Ueberlassung von festen Sicherheitsplätzen und Niederschlagung jeder gegen Hugenotten als solche anhängig gemachten gerichtlichen Untersuchung verlangte. Weil diese Forderungen, wie sich voraussehen ließ, von der Königin-Mutter verworfen wurden, entschloß man sich auf dem Tage zu Milhaud (December 1573) zu einigen Modificationen der aufgestellten Artikel und traf zugleich, um dem Geschäftsgange eine größere Sicherheit und Raschheit zu verleihen, folgende Bestimmungen: Der einer jeden Generalität beigegebene Rath geht aus der Wahl des Volks hervor; derselbe ist permanent, handhabt die Finan-

zen und das Kriegswesen seines Bezirks, ist zur An- und Absetzung der Kirchspielsvorsteher befugt, hat aber auf keine Weise sich in die Rechtspflege einzumischen; je im dritten Monat tritt die assemblée de généralité zusammen; sie besteht aus Adligen, handhabt die Wahl der Deputirten für die allgemeinen Stände, hat die Aufsicht über Rüstungen, Kriegsmaterial und feste Plätze, und sorgt für die Bezahlung der Söldner; die Diöcesan-Versammlung findet jederzeit am Pfarrorte Statt, ernennt die Mitglieder für die Versammlung der Generalität und überwacht die Steuererhebung innerhalb ihrer Diöcese; die allgemeinen Stände endlich finden sich alle drei Monate in einem von den Commissarien der Generalitäten zu bestimmenden Orte ein, discutiren Steuern und Anleihen und geben die Berufungsinstanz von den Generalitäten ab, deren jede zu ihnen einen Adligen, ein Mitglied des Tiersetat und eine obrigkeitliche Person sendet. Schließlich einigte man sich über einen von jedem Mitgliede der Union zu leistenden Eid, gleich Brüdern und Dienern im Hause des Herrn Gut und Blut für die gemeinsame Sache dranzusetzen, »n'ayant d'autre but que la gloire de Dieu, l'avancement du règne du Christ, le bien et service de cette couronne et le commun repos de ce royaume.“

Auf einer im folgenden Jahre und zwar hart nach dem Tode Karls IX. wiederum zu Milhaud gehaltenen Versammlung wurde Condé zum Generalgouverneur und Protector des Reichs bis zur Ankunft Heinrichs III. ernannt; doch sollte er in die Rechtspflege nicht eingreifen, wider Willen der Bürger und Diöcesanen keinen Beamten absetzen und in Bezug auf Krieg, Frieden und Finanzen nicht ohne Gutheißen der Stände handeln. Von

nicht minderer Wichtigkeit sind die Beschlüsse der Tagsatzung zu Nimes (Februar 1575), welche bis zum Jahre 1588 in Kraft blieben und für alle nachfolgenden Constitutionen der Reformirten die Grundlage abgaben. Der Rath, welcher der Generalität beigeordnet war, blieb unverändert, hieß aber seitdem Provincialrath; die in eine Provincialversammlung umgewandelte assemblée de généralité sollte in allen Provinzen nach Befinden der Umstände von dem höchsten Befehlshaber berufen werden können und aus ihrer Mitte einen Syndicus und Greffier bestellen; die Generalversammlung — diesen Namen erhielten fortan die états généraux — sollte jährlich ein Mal auf Berufung Condés zusammentreten und aus drei Deputirten von jeder Provinz — einem von Adel und zwei vom Tiersetat — bestehen. Es gewann, wie man hieraus ersieht, das demokratische Element ein entschiedenes Uebergewicht. Die Finanzverwaltung anbelangend, so wurde die Bestimmung getroffen, daß für jede Provinz ein receveur général ernannt werden solle, der die Controle über die Einnehmer führe und auf Anweisung des Provincialraths die Zahlungen leiste. Die Besetzung von Befehlshaberstellen in festen Städten, so kam man ferner überein, erfolgt durch den Oberbefehlshaber und zwar aus der Mitte von drei durch den General der Provinz und die Gemeine der betreffenden Stadt aufgestellten Candidaten. Die Mitglieder der neu errichteten Justizhöfe sollten dagegen durch die Provincialversammlungen gewählt werden. Es bildete diese Hugenottengemeine unverkennbar einen vollständig organisirten Staat im großen Staat Frankreich.

Die mit Heinrich III. angeknüpften Verhandlungen, um eine Pacification zu erzielen, hatten keinen,

oder doch nur einen vorübergehenden Erfolg. An die Spitze der reformirten Gemeinen trat der aus Paris geflüchtete Heinrich von Navarra, der Krieg brach wieder aus und keiner der zahlreichen Versuche zur Ausgleichung erreichte sein Ziel. Das Bedürfniß einer Erkräftigung der Regierung führte die Hugenotten auf dem Tage zu la Rochelle (1588) zu folgenden Beschlußnahmen: Der Conseil des zum Oberbefehlshaber ernannten Heinrich von Navarra wird bis auf zehn Mitglieder erweitert, die zu gleichen Theilen von der Provincialversammlung und von der assemblée générale bezeichnet werden; außerdem wählt Heinrich ein Mitglied aus den von der Stadt la Rochelle ihm vorgeschlagenen Candidaten und haben alle Pairs und Prinzen von Geblüt, welche sich für die Sache der Reformation erklären, das Recht, den Sitzungen beizuwohnen. Dieser Conseil, dessen wirkliche Mitglieder einen festen Gehalt beziehen, versammelt sich wöchentlich dreimal bei Navarra, entscheidet über alle Angelegenheiten des Krieges, der Finanzen und der Justiz, schließt Bündnisse und besorgt die diplomatische Correspondenz. Die Generalversammlungen, welche jede Provinz mit zwei Deputirten beschickt, sollen, ähnlich wie die Nationalsynoden alle zwei Jahre, die Provincialversammlungen, gleich den Provincialsynoden, jährlich Sitzungen halten. Die Erhebung der Abgaben erfolgt im Namen Navarras; ihm zur Seite stehen zwei Generalschatzmeister, denen die Obereinnehmer der Provinzen untergeordnet sind.

Die Thronbesteigung des Bourbon ließ die Erwartungen der Hugenotten nicht in Erfüllung gehen. Heinrich IV. wollte Gewissensfreiheit, ohne einer der beiden Religionsparteien die Herrschaft zu gestatten; er konnte sich von der Hoffnung nicht lossagen, die

kirchliche Einheit in Frankreich vermöge eines Nationalconcils wiederherzustellen, um, wie er sich ausdrückte, »faire le mariage de la France avec la paix.« Demgemäß begann er die Unterhandlungen mit den Reformirten, ohne jedoch auf einer der rasch nach einander folgenden Generalversammlungen die Verständigung erreichen zu können, bis endlich durch das Edict von Nantes den Forderungen der einsichtvollsten Männer unter den Hugenotten ein Genüge geschah. Hiermit schließt der erste Abschnitt, dem sich eine Analyse der königlichen Edicte und der von Seiten der Krone mit den Reformirten abgeschlossenen Verträge anreiht.

Der zweite Abschnitt, welchen der Verf. treffend als die époque de transition bezeichnet, umfaßt den kurzen Zeitraum von 1598 bis 1601 und hat zunächst nur die Tageleistungen zu Chatellerault und Saumur zum Gegenstande. Am erstgenannten Orte kam man überein, nicht eher auseinander zu gehen, als bis das Parlament von Paris das Edict von Nantes verificirt und der König in allen Theilen seines Reichs die volle Anerkennung gefunden habe. Mit einer Ungeduld, die von einem gänzlichen Verkennen der politischen Stellung des Königs zeugt, drangen die Reformirten auf unverzügliche Durchführung der zu ihren Gunsten erlassenen Bestimmungen, ohne die Schwierigkeiten einer Erwägung zu unterziehen, mit welcher Heinrich IV. den Parlamenten und dem katholischen Klerus gegenüber, noch zu ringen hatte. Die Ständeversammlung zu Saumur kann als eine Fortsetzung der zu Chatellerault bezeichnet werden. Sie hatte sich zur Aufgabe gestellt, jeder Verkürzung des Edicts von Nantes vorzubeugen und alle während der jüngsten Zeit geschehenen Eingriffe in die Rechte reformirter Gemeinen aufzu-

zeichnen; außerdem galten ihre Verhandlungen der Frage wegen Veröffentlichung der Beschlüsse des Tridentiner Concils, der Wiedereinführung des Ordens Jesu und der Berufung eines allgemeinen Concils, von welchem man die Anbahnung zur Versöhnung beider Kirchen erwartete. Als der König auf Auflösung der Versammlung bestand, weil ihr ursprünglicher Zweck durch Anerkennung des Glaubensedicts von Seiten der Parlamente erreicht sei, wich man der Forderung durch die Erklärung aus, daß es dazu der besondern Einwilligung sämmtlicher reformirten Provinzen bedürfe. Es konnte nicht fehlen, daß die Modificationen, welche das Edict schon in der nächsten Zeit nach seinem Erscheinen auf Andringen der Katholiken erlitt, zu endlosen, meist nicht unbegründeten Protesten Veranlassung gab.

Der dritte und letzte Abschnitt, welcher dem Zeitraum von 1601 bis zu dem 1622 abgeschlossenen Frieden von Montpellier umfaßt, erörtert die Besprechungen von neun Generalversammlungen. Zu Sainte-Foy kam man überein, daß von den beiden Deputirten, welchen die permanente Mission am Hofe zu Theil werde, die Ausführung des Edicts von Nantes zu überwachen und die Vermittler zwischen dem Könige und der reformirten Kirche abzugeben, der eine aus der Mitte des Adels genommen werden solle. Man beschloß die unverzügliche Wiederherstellung der 1598 aufgehobenen Provincialräthe und faßte ein Schreiben an den König ab, welches die dringende Bitte aussprach, das Glaubensedict in seiner ursprünglichen Fassung, also mit Beseitigung der später eingeschalteten Modificationen, in Kraft zu setzen. Die letztgenannte Forderung konnte Heinrich IV. nicht bewilligen; dagegen bewies er in allen andern Punkten eine Billigkeit und ein

Eingehen auf die Wünsche seiner ehemaligen Glaubensgenossen, vor welchem bei diesen die zu jüngst laut gewordenen Klagen mehr und mehr verstummten. Zu einer abermaligen Generalversammlung ertheilte er die Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß er auf derselben durch einen angesehenen Reformirten vertreten und daß die Zahl der Deputirten auf zwei von jeder Provinz beschränkt werde. So erfolgte im Julius 1605 der Zusammentritt der Versammlung zu Chatellerault, auf welcher sich Rosny im Namen des Königs einfand und wo die Aufstellung von sechs Candidaten geschah, aus deren Mitte die Regierung die beiden Deputirten für den Hof zu wählen hatte.

Nach dem Tode Heinrichs IV. bestätigte die Königin-Mutter nicht nur das Glaubensedict, sie gestattete selbst die Abhaltung eines Tages zu Saumur (Mai 1611) behufs einer Neuwahl der Generaldeputation, verlangte aber, daß die Berathung sich auf diesen einzigen Gegenstand beschränke und sandte zugleich zwei Commissarien, von denen Einer katholisch, in die Versammlung. Von Letzterem wurde der Antrag auf Durchführung des Edicts von Nantes in seiner ursprünglichen Fassung mit Entschiedenheit zurückgewiesen und die Forderung gestellt, alle Bittschriften, Gesuche und Vorschläge lediglich durch Vermittelung der Generaldeputation an die Regierung gelangen zu lassen. Weil sich unter den Reformirten selbst Spaltungen zeigten, welche zunächst von den durch den Ehrgeiz einzelner Großen hervorgerufenen Factionen ausgingen, glaubte die Regierung schon mit größerer Rücksichtslosigkeit als zuvor auftreten zu können. Deshalb und wegen mancher herben Rechtsverletzung und Verkürzung der Freiheit von beliebten Wortführern wurde, gegen

den ausdrücklichen Befehl der Königin-Mutter, ein Provincialtag in la Rochelle gehalten, um, freilich erfolglos, ein Gesuch um Erlaubniß zur Berufung einer Generalversammlung abfassen zu lassen. Mit jedem Tage wurde die Stimmung erbitterter; man fühlte, daß der Wiederausbruch des Krieges unvermeidlich sei, von Vielen wurde er sogar gewünscht. Die Herzoge von Bouillon, Rohan und Soubise trugen, als Häupter der Factionen, am wenigsten zur Beruhigung der Gemüther bei. Schon auf dem Tage zu Grenoble, noch mehr zu Nîmes, gab die offene Schilderhebung den Gegenstand der Besprechungen ab. So wurden die reichsten Provinzen Frankreichs abermals durch Bürgerkriege zerrissen, bis der Friede von Montpellier eine vorläufige Ausgleichung herbeiführte.

Paris

Librairie de L. Hachette et Cie 1860. Jeanne d'Arc. Par H. Wallon, membre de l'Institut, professeur d'histoire moderne à la faculté des lettres de Paris. Tome premier. LVIII u. 333, Tome second, 358 S. in Octav.

Die Protocolle des Doppel-Processes der Jeanne d'Arc, wie solche, in Verbindung mit zahlreichen auf denselben bezüglichen Documenten, durch Quicherat zuerst vollständig veröffentlicht sind, haben zu ihrer Zeit eine Anzeige in diesen Blättern gefunden. Auf der Grundlage dieser Quellenschriften und mit Benutzung von länger bekannten Chroniken, Sendschreiben und einzelnen Urkunden, die früher das einzige Material für eine Geschichte der Jungfrau von Orleans abgaben, hat der Verfasser das oben genannte Werk ausgearbeitet. Eine

schmucklose, man möchte sagen, im Vergleich mit der in die Mystik der Legende gehüllten Erzählung des jüngeren Görres, die übrigens dem Verfasser nicht unbekannt geblieben ist, nüchterne Darstellung, mit zahlreichen, dem Schlusse jedes Bandes beigefügten Noten versehen, in welchen die unter einander abweichenden und theilweise mit den im Proceß enthaltenen Aussagen in Widerspruch stehenden Angaben einer Ausgleichung unterzogen, oder die im Text hervorgehobenen Einzelnheiten durch Belegstellen gestützt werden.

Sehen wir von der allgemeinen historischen Einleitung ab, welche die Kämpfe Frankreichs mit England bis zu dem Zeitpunkte enthält, in welchem Orleans fallen zu müssen schien, so wird kaum die Hälfte des ersten Bandes mit der Erörterung des Lebens der Jungfrau bis auf die Stunde ihrer Gefangenschaft in Anspruch genommen; die zweite Hälfte und der ganze zweite Band gehört den Protocollen der peinlichen Untersuchung in Rouen und den in dem Rehabilitationsprocesse enthaltenen Zeugenaussagen und Schlußfolgerungen. Das historische Material hat durch den Verf. so wenig eine erhebliche Bereicherung gewonnen, als die Auffassung der Erscheinung Johanna's, ihrer Mission und ihrer Thaten durch ihn in eine neue Beleuchtung getreten ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Juli 1860.

Paris

imprimerie impériale, 1859. Expédition scientifique en Mésopotamie exécutée par ordre du gouvernement de 1851 à 1854 par M. M. Fulgence Fresnel, Félix Thomas et Jules Oppert, publiée sous les auspices de S. Exc. M. le ministre d'état et de la maison de l'empéreur par Jules Oppert. Tome II: déchiffrement des inscriptions cunéiformes. VI u. 366 S. in gr. Quart.

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes, welcher (so viel wir wissen) noch nicht erschienen ist, soll die Beschreibung der auf öffentliche französische Kosten unternommenen wissenschaftlichen Forschungen in Mesopotamien und der Ergebnisse derselben enthalten. Im Allgemeinen zwar kennt man schon durch frühere kürzere Nachrichten, welche in Zeitschriften zerstreut erschienen, die Aufgaben dieser Unternehmung und die wichtigsten Ergebnisse, welche sie theils wirklich an den Tag gefördert hat, theils gewonnen zu haben meinte. Man fand 1851 in

Paris noch während des Bestehens der damaligen Republik Lust und Geld genug, um mit Daransetzung der ansehnlichsten öffentlichen Kosten eine große Unternehmung ins Leben zu rufen, welche im Wetteifer mit den damals so eifrigen englischen Bemühungen den verwüsteten Boden der alten Sitze einer höhern menschlichen Bildung am Eufrat und Tigris wissenschaftlich erforschen und auf die Entdeckung und Erhaltung der Zeugnisse dieser Bildung ihr Hauptaugenmerk richten sollte. Hr Fulgence Fresnel, welcher damals schon so lange Zeit theils als gelehrter Kenner und Erforscher mancher morgenländischen Dinge, theils als französischer Beamter in Aegypten und sonst in den Ländern am rothen Meere verweilt hatte, wurde zum Leiter dieser neuen großartigen Unternehmung ernannt; Hr Dr Oppert, ein gelehrter Jude, welcher sich in Deutschland mit dem Erlernen des Sanskrits beschäftigt und in Paris eine Arbeit über die persischen Keilinschriften veröffentlicht hatte, wurde als eigentlicher Sprachkenner dem Unternehmen beigegeben, da man hoffte, er werde sich vielleicht nicht ohne Erfolg auch mit den assyrischen Keilinschriften beschäftigen, auf deren Entdeckung und wo möglich Entzifferung die ganze Unternehmung vorzüglich hinausging; aber auch von Fresnel hegte man nach dieser Seite hin einige Hoffnung, da er früher sich um das Verständniß der kaum entdeckten himjarischen Inschriften viel bemühet hatte. Die französische Unternehmung hatte nun, wie schon aus der Aufschrift des hier zu beurtheilenden Werkes erhellet, von 1851 bis 1854 eine geraume Zeit mit den ihr zu Gebote stehenden Kräften ihre Zwecke zu verfolgen: und es ist bekannt, daß sie, weil der assyrische Boden um dieselbe Zeit schon von andern entdeckungslustigen Europäern vielfach in Angriff genommen war, vielmehr nach Sü-

den ihre Schritte lenkte und die babylonischen Trümmerhaufen zum Hauptgegenstande ihrer Erforschung sich auswählte. Indessen starb Herr Fresnel gegen das Ende der für diese Arbeiten bewilligten Frist; die Veröffentlichung der reinen Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung ist bis jetzt in Paris nicht erfolgt; wir empfangen hier aber als zweiten Band des beabsichtigten großen Werkes die Arbeit Oppert's zur Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilinschriften; und gesetzt, diese Arbeit wäre im Großen gelungen, so würde sich die vorläufige Herausgabe des zweiten Bandes leicht entschuldigen, da er den Beweis für vieles im ersten Bande weiter zu Berührende geben könnte.

Aber auch die ungemein vielen und großen Schwierigkeiten, welche sich jedem Versuche einer Entzifferung dieser assyrisch-babylonischen Keilinschriften entgegenwerfen, sind seit etwa derselben Zeit, in welche der Anfang dieser Pariser Unternehmung fällt, immer deutlicher geworden. Es sind jetzt nicht mehr die Zeiten, wie vor zehn bis zwölf Jahren, als Oberst Rawlinson durch Hülfe der großen dreisprachigen Keilinschrift von Bisutun, in deren Besitze er war, die assyrisch-babylonischen Inschriften, welche damals zuerst in überraschend reicher Fülle den Blicken der erstaunten europäischen gelehrten Welt sich aufthaten, leicht entziffern zu können hoffte, wirklich eine Menge Eigennamen von Königen und Städten ebenso wie ganze Sätze völlig sicher entziffert zu haben meinte, und dadurch viele unsrer Schriftsteller bewog, nie gehörte Königsnamen und Geschichten als sicher anzunehmen, welche man dennoch bald wieder aufgeben mußte. Der Unterz. warnte sogleich damals ernstlich vor solchen voreiligen Annahmen, und man ist seitdem wirklich von vielen Seiten her vorsichtiger geworden. Man kann wohl

solche Männer glücklich preisen, welche wie Rawlinson, Oppert und einige Andre eine glückliche Muße vieler Jahre fast rein auf die Entzauberung dieser alten Verzauberungen verwenden konnten und die dazu in der günstigen Lage waren, alle die dazu nöthigen Mittel wie aus erster Hand und in aller erwünschbaren Fülle gebrauchen zu können. Allein da man endlich von allen Seiten genug hat einsehen können, wie schwer es halte, diesen alten Zauber zu lösen, so haben wir jetzt ein Recht zu erwarten, daß jeder, welcher seine Bemühungen vorzüglich diesem einen Gegenstande zuwenden zu können so glücklich ist, auch wohl wisse, wie hier wissenschaftlich zu verfahren sei und nur auf streng wissenschaftlichem Wege das vorgesteckte Ziel zu erreichen suche. Eine Darstellung der ganzen hier zu lösenden Aufgabe wäre also unsrer heutigen Wissenschaft desto willkommner, je sorgfältiger sie alles dahin Gehörende umfaßte und je gründlicher sie zeigte, was durch die bisherigen Bemühungen einer Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilinschriften wirklich schon sicher erreicht sei, oder was noch zweifelhaft, oder vielmehr noch ganz unsicher sei und erst von künftigen besseren Versuchen überwältigt werden könne.

Eins aber vor Allem sollte hier jeder wohl beachten, welcher sich irgend mit der Entzifferung sei es dieser oder anderer Inschriften in wenig bekannten oder völlig unbekannten Schriftzügen beschäftigen will. Inschriften dieser Art können so dunkel sein, daß man auch sogar die Sprache, in welcher sie abgefaßt sind, nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen vorauszusetzen vermag, oder daß ihre Sprache, auch wenn man sie im Allgemeinen sicher voraussetzen kann, doch eine uns noch sehr wenig bekannte ist. Mag man nun irgend welche Sprache bei einer In-

schrift voraussetzen und diese bestimmte darin finden zu müssen überzeugt sein: jedenfalls muß man, sofern man ganze Sätze erklären will, von dieser Sprache selbst zuvor eine vollkommen sichere Kenntniß im Ganzen wie im Einzelnen sich erworben haben. Leicht irrt man aber in der Voraussetzung der bestimmten Sprache; oder wenn man auch den ganzen Sprachstamm sicher voraussetzen mag, zu welchem die zu entziffernde einzelne Sprache gehören muß, so kann eine Mundart an den Tag kommen, welche sehr viel vorher undenkbares Eigenthümliches besitzt. Hier gilt es also wie von der einzelnen Sprache so von ihrem gesammten Sprachstamme, so weit er nur schon bekannt sein mag, aber weiter auch von dem Wesen und den Kräften und Fähigkeiten aller menschlichen Sprache zuvor so richtige und so genaue Vorstellungen sich zu bilden als dieses heute möglich ist. Nur wer éinen Sprachstamm nach allen seinen Stoffen und allen seinen Fähigkeiten richtiger erkannt und dazu von den letzten Grenzen und Gesetzen aller menschlichen Sprache sichere Begriffe sich gebildet hat, kann das Neue, was durch die Entzifferung an den Tag kommen will, mit einiger höheren Zuversicht schätzen und sich nicht völlig zu irren oder allerlei Willkürliches und Grundloses anzunehmen hoffen. Spricht man in unsern Tagen so viel von vergleichender Sprachwissenschaft und rühmt sich dabei wohl etwas Neues, unsern Vorfahren Unbekanntes zu besitzen, so kann das sofern es überhaupt etwas tiefer Begründetes und Nützliches ist nur dieses hier eben etwas näher Bezeichnete sein: sonst sollte man lieber von Sprachwissenschaft, von vergleichender Grammatik und Aehnlichem gar nicht reden, und sich keiner Fertigkeit rühmen, welche erst in unsern Tagen erworben sei. Will man freilich bloß etwa einige Eigennamen von

bekannten Königen, Städten, Ländern entziffern, so wäre eine so vollkommne besondre Vorbereitung nicht gerade überall nothwendig: so wie Grotefend schon im J. 1802 einige Eigennamen in der persischen Keilschrift ganz richtig entdeckte, aber auch zugleich so selbstbescheiden war, fast durchaus nichts Anderes über den vollen Sinn jener Inschriften fest behaupten zu wollen, weil er sich damals keine hinreichend selbständige Kenntniß der Sprachen dieses Kreises zutrauete.

Dr Oppert nun will hier zwar vorzüglich die assyrisch-babylonischen Keilinschriften entziffern, und zwar so viel als möglich ganz vollständig: er beginnt jedoch seine Auseinandersetzung mit einer Darstellung der ersten Entzifferungsversuche der Keilschrift überhaupt. Hier gibt er wie billig alle Ehre Grotefend'en, welcher schon im J. 1802 eine ziemliche Anzahl von Buchstaben der persischen Keilschrift so richtig bestimmte, daß alle weitere Fortschritte in der Entzifferung dieser selben Art von Keilschrift für solche, die mit gehörigen Sprachkenntnissen und mit neuentdeckten Inschriften hinzukamen, verhältnißmäßig leicht waren. Wenn Oppert hier bemerkt, es sei recht denkwürdig, daß die ersten festen Schritte in diesen Entdeckungen von Grotefend in Hannover (vielmehr damals in Göttingen) und von Rask in Kopenhagen, also rings um Hamburg (wie es scheint Oppert's Vaterstadt) gemacht wurden, so finden wir in den bloßen Oertlichkeiten hier gar keinen Zauber, der uns etwa bereden könnte, eben da auch die Vollendung dieser Entzifferungen zu erwarten. Menschliche Fähigkeiten und Erfindungen sind nirgends so in irdische Kreise gebannt, am wenigsten auf lange Dauer oder wie durch dunkeln Zauber.

Ganz andre Schwierigkeiten erhoben sich als man die übrigen Arten von Keilinschriften in nähere Be-

trachtung zu ziehen anfing und zu entziffern unternahm. Diese wurden größtentheils auch erst allmählich bekannter, und noch sind viele Inschriften der Art, obwohl wieder entdeckt und insofern wenigstens aus ihrer alten Finsterniß befreit, doch nicht für die gelehrte Forschung veröffentlicht. Es sind dies die zwei Keilschriftenarten, welche sich fast überall zugleich in Inschriften neben den persischen finden, als ob die persischen Oberkönige, wie sie drei Hauptstädte und Hauptsitze in verschiedenen Ländern hatten, so auch in den entsprechenden drei Hauptsprachen ihres Reiches zu den Unterthanen und allen Menschen der Erde in ihnen hätten reden wollen. Da die eine dieser beiden noch die meiste Aehnlichkeit mit den später in den assyrischen und babylonischen Trümmern gefundenen zeigt, so hat man sie jetzt sehr allgemein die assyrische genannt und in allen dieselbe Sprache vorausgesetzt. Die andre, in welcher einige Entzifferer seit den letzten acht bis zehn Jahren weder eine semitische noch eine arische, sondern eine nordische (oder tatarische) Sprache entdecken wollten, nennt unser Verf. die medisch-skythische, nach der Voraussetzung als wäre sie in Medien, aber von einem eingedrungenen nordischen Volke gesprochen; und unterscheidet von diesen drei Hauptarten von Keilschriften noch drei andre, die er die susische, die armenische und die kasdo-skythische nennt, die beiden ersten von den Ländern, wo sie gefunden sind. Er nimmt nun zwar stellenweise auch auf die zweite Hauptart Rücksicht, welche er die medisch-skythische nennt: aber eigentlich ist es doch nur die assyrische, welche er in diesem Werke zu entziffern unternimmt; und sie ist in der That heute die für uns wichtigste, da sie uns bereits in so vielen und großen Inschriften der verschiedensten Art vorliegt. Aber sie gibt sich auch leicht als die

älteste und ursprünglichste aller zu erkennen, da sie nicht weniger als gegen vierhundert Zeichen enthält und uns so ähnlich wie die ägyptischen Hieroglyphen eine noch äußerst anfängliche und umständliche Schrift darstellt, aus welcher andere stufenweise immer mehr vereinfacht und mitten in dieser Vereinfachung auch umgebildet werden konnten. Die zuerst entzifferte persische war auch deshalb am leichtesten zu entziffern, weil sie wie eine rein alphabetische Schrift aus der geringsten Zahl von Zeichen besteht.

Die Entzifferung aller Keilinschriften leidet aber desto mehr an den größten Schwierigkeiten, da wir keine einzige Doppelinschrift besitzen, in welcher derselbe Inhalt sowohl in einer uns bekannteren Sprache und Schrift als in Keilschrift ausgedrückt wäre. In dieser Hinsicht war sogar die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen und übrigen mit diesen zusammenhangenden Schriftarten leichter, da man hier einen Stein von Rosette hatte, von welchem man sicher ausgehen konnte. Während die gesammte griechische und ägyptische Bildung noch in die engste gegenseitige Berührung kam, ja beide bis auf eine gewisse Stufe mit einander verschmolzen, so daß dort ägyptisch-griechische Doppelinschriften entstehen konnten, blieb griechische und assyrisch-persische Bildung immer in feindseligster Unversönlichkeit und gegenseitiger Entfremdung neben einander stehen; und während die assyrisch-babylonische Bildung schon zu Alexanders Zeit längst alle ihre ursprüngliche Kraft verloren hatte, wurde alles Persische von den Griechen sogar leidenschaftlich zerstört.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 12. Juli 1860.

Paris

Schluß der Anzeige: »Expédition scientifique en Mésopotamie exécutée par ordre du gouvernement de 1851 à 1854 etc. par J. Oppert.«

Die Seleukiden faßten in Babel wenig festen Fuß; die Parther waren ein ganz neues Volk und mischten griechische und altbabylonische Bildung sehr unvollkommen. So sind griechische Inschriften vielleicht nie neben Keilinschriften eingehauen; wenigstens ist bis jetzt keine Doppelinschrift der Art gefunden. Und wären die Königsnamen, welche man in den Inschriften von Persepolis voraussetzen konnte, nicht die allbekannten gewesen, so wäre es sicher auch Grotefend'en nicht schon im J. 1802 so leicht gelungen, den Grund zur Entzifferung der persischen Keilschrift zu legen. Nachdem aber diese Entzifferung bis zu einer hohen Stufe gelungen ist, schlägt unser Verf. in seinen Versuchen die übrigen Keilschriftenarten und vorzüglich die assyrische zu entziffern denselben Weg ein, welchen schon Andre vor ihm für den durch die Lage der Dinge allein ange-

zeigten hielten. Er vergleicht die Eigennamen der persischen Keilinschriften mit denen auf den entsprechenden assyrischen, sucht danach die Laute oder die sonstige Bedeutung möglichst vieler Schriftzeichen in diesen zu bestimmen, und unternimmt es dann von diesem Grunde aus ganze Sätze nach der Voraussetzung zu verstehen, daß eine semitische Sprache hier verborgen sein müsse.

Da dieser Weg aber, wie der nähere Versuch zeigt, bei weitem nicht ausreicht, um die große Menge assyrischer Schriftzeichen an sich sicher zu verstehen, so hat man sich bald noch nach andern Hülfsmitteln umgesehen. Die ungemein große Menge assyrischer Schriftzeichen ruft leicht den Gedanken wach, ob sie nicht ähnlich wie die ägyptischen aus einer reinen Bildschrift hervorgegangen seien und sich noch wesentlich in der Art und Weise einer solchen bewegen. Zwar an eine Entlehnung aus der ägyptischen Bildschrift oder auch nur an eine allmähliche Nachahmung ihres Musters wird Niemand leicht denken: schon auf den ersten Anblick sind sie beiderseitig völlig verschieden, und geben beide ein ewig sprechendes Denkmal wie grundverschieden die uralte assyrische oder vielmehr babylonische und die ägyptische Geistesbildung von einander waren. Aber an einen ähnlichen Ursprung könnte man doch hier leicht denken: und unser Verf. meint in den mesopotamischen Trümmerhaufen noch einen näheren Beweis dafür gefunden zu haben. Es haben sich nämlich einige sehr abweichende Schriftzeichen gezeigt, welche aus einfachen dünnen, aber künstlicher in ein Bild zusammengestellten Strichen bestehen, so daß man da von Keilen nicht reden kann: diese nennt der Verf. nach dem bei der ägyptischen Schrift gewöhnlich gewordenen Sprachgebrauche die hieratischen Zeichen, und leitet von ihnen die gewöhnliche

Keilschrift erst durch Zwischenstufen ab. Die Hauptsurkunde darüber ist freilich nach S. 62 mit vielen andern ähnlichen Schätzen durch den unglücklichen Schiffbruch im Tigris verloren gegangen, von welchem vor mehreren Jahren die Zeitungen meldeten: doch ist am einstigen Dasein solcher viel einfacherer Stricheschrift nicht zu zweifeln. Allein obwohl auch die älteste ägyptische und sinesische Schrift allmählich mehr zu bloßen Strichen vereinfacht ist, so bleibt immer noch ein großer Unterschied in dem ganzen Wesen dieser und der Keilschriften. In jenen zeigen sich eine Menge runder Striche, wie es nicht anders sein kann, wenn die Bilder aller möglichen Gegenstände bis auf ihre Grundstriche vereinfacht werden: die Keilschrift aber ist auch in ihren ersten Anfängen eine Schrift von lauter geraden Strichen, da sogar der Widerhaken, welcher offenbar aus zwei schräg auf einander gerichteten geraden Strichen hervorgegangen ist, in der assyrischen Schrift bei weitem noch viel seltener angewandt wird, als in der persischen Keilschrift. Diese ist daher eine wahre Stabschrift; und ich habe in den gel. Anz. 1859 S. 176 beiläufig erklärt, in welchen geschichtlichen Zusammenhang uns dieser denkwürdige Ursprung zurückweise. Könnten wir also wiederfinden, nach welchen Grundsätzen diese kurzen oder langen Stäbe oder Keile zusammengelegt und auf die verschiedenste Weise wie gemischt wurden, so würden wir das ganze Wesen und die Bedeutung dieser Schriftart leichter begreifen. Der Verf. aber geht von diesem Gedanken des Ursprunges der Keilschrift nicht aus; und was er S. 62 ff. 107 ff. über die von ihm sogenannten h i e r a t i s c h e n Bilder beibringt, reicht doch zu wenig aus, um recht unterrichtend und leicht weiterführend zu sein. Wir würden meinen, daß sich künftig gerade nach dieser Seite hin noch weit

ausgedehntere und tiefere Erforschungen anstellen ließen.

Der Verf. nimmt aber ebenso wie Rawlinson und andre seiner Vorgänger noch ein anderes Mittel zu Hülfe, welches die Entzifferung zu erleichtern scheinen kann. Er meint, ein und dasselbe Zeichen könne auch ganz verschiedene Laute bezeichnen: z. B. zwei einfach liegende in der Mitte verschlungene Doppelkeile können bi, bat, mit (vit), til, mik (vik), hur gelesen werden. Eine so auffallende Eigenthümlichkeit einer Schrift ließe sich nun keineswegs mit den Unvollkommenheiten vergleichen und entschuldigen, welche auch einigen alphabetischen Schriften ankleben können. Durch überflüchtiges Schreiben sind allerdings in einigen Schriftarten manche ursprünglich ganz verschiedene Züge sehr nahe oder ganz bis zur Verwechselung sich ähnlich geworden, so daß man beim Lesen immer erst auf den Sinn und Zusammenhang der Rede wohl merken muß, um bei solchen Buchstaben den richtigen Laut zu treffen: die Kufische und schon vor dieser die Pehlevischrift können hier besonders als Beispiele dienen. Allein das sind immer nur einzelne wenige Buchstaben oder Theilchen eines Wortes, deren Züge so vieldeutig geworden; und auch so sucht jede Schrift dem entstandenen Mangel an völliger leichter Deutlichkeit immer wieder auf andre Art abzuhelfen. Hier aber würde unter einer fast unabsehbaren Fülle der allerverschiedensten Schriftzeichen dennoch dasselbe mehrere ganz abweichende Werthe haben, und nicht bloß verschiedene Buchstaben, sondern auch verschiedene Sylben und Worte bedeuten können. Sollte die assyrische Keilschrift wirklich so unglaublich unklar gewesen sein, obgleich sie der etwa einreißenden Unklarheit durch eine Fülle so vieler ihr zu Gebote stehender Zeichen so leicht hätte vorbeugen können,

so könnte sie höchstens durch eine Reihe der ungünstigsten geschichtlichen Zufälle dahin gebracht worden sein. Hier würde es also von Wichtigkeit werden, wenn diese Keilschrift wirklich, wie der Verf. weiter meint, eigentlich ganz fremden Ursprunges und von einem völlig verschiedenen Volke aus zu den Assyrern gekommen wäre. Der Verf. stellt den Satz auf, sie sei turanischen (nach richtigerer Benennung türkischen oder nordischen) Ursprunges, zunächst also für eine Sprache völlig verschiedenen Stammes angewandt, und dann erst von den Assyrern auch für ihre semitische Sprache gebraucht. Dann ließe sich vielleicht vermuthen, die Assyrer hätten gewisse Schriftzeichen zuerst in den bei dem fremden Volke ihm gegebenen Bedeutungen aufgenommen, dann auch dasselbe Bildzeichen nach ihrer eignen Sprache gelesen und ihm einen verschiedenen Laut beigelegt. Allein auch so läßt sich eine solche Vorstellung nicht vollziehen. Hiernach könnte ein Zeichen doch höchstens zwei ganz verschiedene Laute geben. Aber etwas Aehnliches wird man wohl in aller Völker und aller Zeiten Schriftgeschichten ganz umsonst suchen. Und diese Schrift war ja wesentlich auch die babylonische, also die Schrift eines Volkes uralter Bildung, bei welchem eine Entlehnung der Schrift aus dem sogenannten Turan noch viel schwerer denkbar ist als bei den Assyrern.

Ein anderes Hülfsmittel reichen dem Verf. so wie seinen Vorgängern endlich noch die von Layard in Nineve aufgegrabenen kleinen Platten, in welchen man sogleich assyrische Syllabarien zu finden meinte. Dieses Hülfsmittel einer Entzifferung wäre, wenn es sicher angewandt würde, eins der nächsten und ergiebigsten: um so mehr wäre zu wünschen, daß diese kleinen Platten sobald als möglich vollständig veröffentlicht und leicht benutzbar gemacht würden.

Der Verf. theilt daraus nur Einiges mit. Eine solche Veröffentlichung schiene uns nützlicher als die Mittheilung von zehn bis zwanzig unvollkommnen Versuchen der Entzifferung ganzer Inschriften; getrauete sich aber Jemand, diese Syllabarien zugleich selbst genauer zu erklären und ihren durchgängigen Nutzen zu zeigen, so würde sich der um diese neu aufkommenden Forschungen die wichtigsten Verdienste erwerben.

Der Verf. aber sucht von S. 1—120 nur seine Entzifferung ihren allgemeinen Grundlagen nach zu erklären: auf eine Abhandlung über die bis dahin unerhörte Art einer semitischen Sprache, welche er in den Inschriften gefunden zu haben meint, läßt er sich nicht ein, sondern bespricht nur beiläufig Einzelnes davon. Er erläutert dann von S. 121—256 mehrere assyrische Inschriften von den dreisprachigen persischen, da deren Entzifferung wegen des daneben stehenden persischen Wortgefüges leichter scheint; und unternimmt endlich von S. 257–362 die Entzifferung mehrerer einsprachigen assyrisch-babylonischen. Unter der großen Menge dieser wählt er jedoch nicht solche aus, welche, wie man schon sicher wissen kann, die Thaten von Königen einfach nach einer Zeitfolge erzählen, sondern andre von scheinbar viel verwickelterem Inhalte und künstlicherer Sprache. Es scheint uns aber, daß man die Entzifferung so schwerer Stücke wie alle diese Inschriften im Allgemeinen sind, stets vielmehr mit denen beginnen sollte, welche etwas leichter sind und an deren Verständnisse Jedermann erst recht für die vielen noch rückständigen schwierigsten Aufgaben sich üben muß. Was sich hier auch mit den geringsten Hülfsmitteln thun lasse, versuchte der Unterz. selbst schon vor mehreren Jahren nicht ohne Erfolg (s. gel. Anz. 1851 St. 60—62); und nur

der Mangel an Zeit hinderte ihn damals darin fortzufahren.

Aber fragen wir schließlich, ob der Verf. solchen allerdings so großen Schwierigkeiten gegenüber sich vor Allem auch mit dem Hülfsmittel gerüstet habe, welches nach dem oben Gesagten hier überall das nächste sein muß, mit einer sicheren und so viel als möglich umfassenden Sprachwissenschaft, so können wir leider diese Frage nicht bejahen. Da der Verf. hier vorzüglich nur solche Inschriften erklären will, bei welchen er eine semitische Sprache voraussetzt, so könnten wir auf das allerlei Bunte, was er aus andern Sprachen und Sprachstämmen beibringt, wohl weniger Rücksicht nehmen; obgleich bei dem ungeheuern Zusammenmischen von Stoffen aus den verschiedensten Sprachen, woran Viele heute sich so sehr vergnügen, von Sprachkennern vielmehr umgekehrt auch alles Einzelne aus welcher Sprache auch desto strenger genommen werden sollte. Der Verf. entziffert z. B. S. 360 f. zwei Worte ussu tipsárruti als bedeuteten sie „die Grundlagen des Königsreiches": es fällt ihm also bei dem ersten Worte ein אשׁ gründen, bei dem andern das allerdings assyrische und aus dem A. T. bekannte Wort טִפְסַר ein; allein dieses, fügt er sofort hinzu, bedeute allenfalls nur „den welcher unter dem Könige (סר) steht", sowie das persische پاشا an sich den Unterkönig bedeute. Wie kann man aber das bekannte Wort „Pascha" für persisch halten? sogar wenn es (wie niemals) پاشاه geschrieben würde, könnte es das nicht bedeuten. Man kann die Frage aufwerfen, ob es mit dem in der späteren Geschichte des A. Ts auftauchenden פַּחָה (פֶּחָה) einerlei sei, aber geschichtlich kennen wir das Wort nur als türkischen Stammes, und es mag mit dem türkischen باش

Haupt am nächsten verwandt sein. Nach S. 186 f. meint der Verf. ein sanskritisches Wort *juga* könne Kampf, eig. Gemenge bedeuten: denn von dieser dem *ζεύγνυμι* entsprechenden Wurzel komme auch das persische جنگ Kampf. Allein die Sanskritwurzel *jug'* führt nirgends weder einfach noch in Zusammensetzungen auf den Begriff des Kampfes, von welchem sie eher das gerade Gegentheil bedeutet: der Verf. verwechselte diese Wurzel wohl mit युध्; das persische جنگ aber hängt sicher mit dem nur etwas ursprünglicher und härter lautenden چنگ Faust so zusammen, wie pugnare mit pugnus, und hat mit jenem sanskritischen jug' gar nichts gemeinsam. Wenn nun der Verf. hierauf die Ansicht gründet, ein assyrisches Wort צַלְחָא könne als von אצל وصل verbinden sich ableitend so viel als Kampf bedeuten, so sehen wir wie gebrechlich dies Alles sei. Oder wenn er S. 232 leugnet, daß das Arabisch-Persische دفتر von *διφθέρα* komme, so finden wir nicht die geringste Ursache für ein solches Bezweifeln und Leugnen. S. 265 will er das persische جهان Welt (welches dem sanskritischen जगत् entspricht) von dem zendischen gaêtha (welches vielmehr گیتی ist) ableiten und leugnen, daß diese Worte persisch seien!

Aber wollen wir, wie gesagt, diesen weiteren Sprachkreis ganz übersehen und uns nur an das Semitische halten, so müssen wir leider sagen, daß der Verf. nach den hier fast auf jeder Seite hervorstechenden deutlichsten Merkmalen sich noch gar keine wissenschaftliche Erkenntniß desselben erworben hat. Wir könnten auch dabei übersehen, daß die Art wie

der Verf. die assyrischen Worte, welche er durch seine Entzifferung findet, in hebräischer Schrift ausdrückt, keine Erkenntniß des Wesens semitischer Schrift zeigt: denn solche Schriftarten wie תְא־, תֵּא, מַחְרִבַ wie sie durch dieses Werk beständig vorgezogen werden, widerstreben allen Gesetzen semitischer und zunächst hebräischer Schrift. Uebler aber wirkt es unstreitig ein, daß der Verf. der einzelnen semitischen Sprachen nicht hinreichend kundig ist. Wir wollen hier die über so viele einzelne Wörter aufgestellten ungenauen oder auch schiefen Ansichten nicht vorführen, wie z. B. ein Wort keesa, welches im Aethiopischen so viel als *Mensch* bedeuten soll S. 315, auf einer reinen Verwechselung mit ብእሲ (beesî) zu beruhen scheint; oder wie ein semitisches Wort *kat* in der ihm gegebenen Bedeutung *Hand* von einer Wurzel קוה abstammen soll, als bedeute diese *erfassen* und *drehen*. Man ersieht aus alle dem nur, daß der Verf. sich hier nirgends mit der rechten wissenschaftlichen Sicherheit bewegt. Aber man nehme einmal einen solchen Grundsatz wie ihn der Verf. wiederholt (S. 144. 340. 349 und sonst) ausspricht, ein Wort könne innerhalb des Semitischen oder gar innerhalb einer einzelnen semitischen Sprache leicht zwei ganz entgegengesetzte Bedeutungen empfangen: und man wird begreifen, wie unsicher alle die Wortbedeutungen sein können, welche er für das Assyrische aufstellt und in der Entzifferung für richtig hält. Es ist umsonst, daß er hier anführt, im Hebräischen bedeute בֵּרֵךְ *segnen* und *fluchen* (vielmehr bloß *lebewohlsagen*), נכר *anerkennen* und *verwerfen* (vielmehr bedeutet die Wurzel nur das Harte und Starre, wovon von der einen Seite das Widerstrebende und Fremde sich benennt, von der andern Seite aber auch das neuthätige הִכִּיר *erkennen*, eigentlich etwas *fest* und

sicher sehen entspringt): in allen solchen scheinbaren Gegensätzen können wir heute leicht das Richtige erkennen; die alten arabischen Sprachlehrer mit ihren أضداد oder entgegengesetzten Wortbedeutungen sind uns heute keine Lehrer mehr; und sogar das אבה wollen neben dem أبى weigern wird den nicht irre führen, welcher bedenkt, wie leicht der menschliche Wille zum Trotze wird. Ein Sprachgesetz aber wie es der Verf. hier aufstellt »dans aucune famille des langues la négation est si voisine de l'affirmation que dans les langues sémitiques« wird Niemand billigen, der entweder das Semitische kennt, oder nur überhaupt begreift was menschliche Sprache sei: will man aber auf solche Ansichten und Gesetze gar die Entzifferung einer unbekannten Schrift und Sprache bauen, so möchte nur zu sicher das Ende schlimmer werden als der Anfang. Oder was sollen wir sagen, wenn der Verf. S. 219 f. in einem von ihm entzifferten Worte iṣut die Bedeutung wenig finden will, es von יצא ableitet, als bedeute es ausgehen = abnehmen, zu Ende gehen (יָצָא, ወፅአ ist vielmehr wachsen), und nun sogar noch hinzufügt, die semitischen Sprachen hätten eigentlich kein Wort für wenig und قَلِيل bedeute zu wenig! Man kann hier sagen: quot verba tot vana!

Wir haben von keiner Seite her ein Vorurtheil gegen die Sprache, welche aus diesen Inschriften zu entziffern ist: sie trete nur wie sie ist sicher hervor aus ihrem zweitausendjährigen Schlafe, und sie wird alle die Zeichen und Merkmale einer wirklichen geschichtlichen Sprache an sich tragen; wir werden sie schon richtig würdigen und in den Kreis weisen können, welchem sie ihrem Ursprunge und Wesen nach entstammt. Es ist der Vorzug und die Güte

alles echt Geschichtlichen, daß auch das kleinste Stück von ihm richtig wiedererkannt sich leicht in das größere Ganze wieder einfügt, aus welchem es sich vereinzelt hat: und unsre Sprachwissenschaft ist heute wenigstens schon so weit fortgeschritten, daß sie diesem Dienste genügen kann. Allein jedes unrichtige Erwecken führt den alten Todten doch nicht ins wahre Leben zurück; und so lange die Entzifferung dieser Inschriften uns nur eine so unsichere Sprache wiedergibt, kann man es schwer hindern, daß nicht auch noch immer ganz andre, wenn auch noch ungenügendere Versuche gewagt werden, den Zauber zu lösen; wie wir in den gel. Anz. 1859 St. 49 erst neulich wieder ein Beispiel davon sahen.

An dieser Stelle haben wir nicht den rechten Raum, um mit dem Hinweisen auf alle die übrigen Versuche genauer zu bestimmen, wie weit alle Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilinschriften schon gelungen sei. Dr Oppert veröffentlichte schon 1857 eine längere Abhandlung über eine Inschrift von Borsippa, welche dann unter der Aufschrift Études Assyriennes auch besonders erschien. Diese wurde in den gel. Anz. 1858 S. 190 ff. etwas näher beurtheilt: das vorliegende größere Werk des Verf. war wohl schon damals im Drucke, da es etwa dieselben Grundgedanken und Verfahrungsweisen, welche in jener hervortreten, nur ausführlicher entwickelt. Wir können nun die Leser jetzt auch auf jene Beurtheilung zurückweisen, da sie Manches enthält, was hier zu wiederholen unnöthig wäre. Kein Sachkenner wird leugnen, daß die mit so vielen großen Schwierigkeiten umgebene Entzifferung dieser wichtigen Inschriften auch unter den Irrthümern derer, welche sie versuchten, bereits einige Fortschritte gemacht hat und fortwährend macht, zumal wenn man ihr eine so langwierige und durch besondre

Umstände so begünstigte Bemühung widmet, wie es unserm Verf. verliehen war: aber die Wissenschaft wird auch immer genau zuzusehen haben, von welcher Art diese Fortschritte seien und wie weit man hier auf sichere Ergebnisse rechnen könne. Wir hoffen aber auf diesen Gegenstand bald bei einer andern Veranlassung zurückzukommen. H. E.

Turin

Topografia G. Favole e Comp. 1859. Di Giaveno, Coazze e Valgiove cenni storici con annotazioni e documenti inediti per Gaudenzio Claretta. 350 S. in Octav.

Der eigenthümliche Reichthum der Geschichte des italiänischen Mittelalters läßt sich nur dann im vollen Maße überschauen, wenn wir auch über die kleineren und die dem Feudalverband nicht ganz entwachsenen Ortschaften genügende Zusammenstellungen erhalten. Unter dem Manchen, was in der neuesten Zeit, zumal in den altsardinischen Landen trotz der politischen Aufregung und den nivellirenden Tendenzen, welche gerade hier vorherrschen, hiefür geleistet ist, nimmt auch das vorliegende Erstlingswerk des Verf. einen ehrenvollen Rang ein. Derselbe beschreibt uns die Schicksale der nicht unbedeutenden Commune Giaveno (jetzt mit 9930 Ew.), welcher er selbst entstammte, so wie der beiden zu ihrem mandamento gehörigen Ortschaften Coazze und Valgioje, dem alten Grenzpunkt des longobardischen Reichs gegen die Franken, welche sämmtlich noch keinen Geschichtschreiber gefunden hatten. Außerordentlichen Fleiß in der Sammlung aller diese Orte betreffenden Urkunden und Chronikenstellen, zu welchem Zweck der Verf. in den Turiner Archiven emsige Studien unternahm, und sich dabei des Raths

und der Hülfe der vornehmsten Koryphäen der sardinischen Geschichtschreibung zu erfreuen hatte, zeichnen das Werk aus, gleichwie eine sehr besonnene Kritik. — Doch finden wir eine selbständige Geschichte einer Commune von allgemeinem Interesse nicht. Nur die Lage am Ausgang der Pässe von Susa, wodurch es kam, daß schon Carl M. nach dem Chron. Novalic. nach der Besiegung des Desiderius zuerst hierhin gelangte, und auch später Giaveno öfters der Gegenstand von Angriffen und Plünderungen einfallender Heere ward, und die Verbindung mit dem nahen berühmten Kloster S. Mich. di Chiusa, welchem es 1103 durch Schenkung des Grafen Humbert von Savoyen zufiel, worauf es zu diesem in ein ähnliches Verhältniß trat, wie S. Germano zu Montecasino, verliehen dem Orte eine gewisse relative Wichtigkeit. — Diese nahm später besonders dadurch zu, daß bei der Aufhebung der Abtei von S. Michele 1622 der Cardinalcomthur Moritz von Savoyen dort nicht nur prächtige Gärten, sondern auch eine Collegiatkirche von 10 Canon. und 1 Probst gründete, welcher Stiftung der größte Theil der Güter der Abtei zugewiesen wurde. Da bei diesen reichen Pfründen die Giaveneser sich vorzugsweise dem geistlichen Stande zuwendeten, brachte die Commune eine Reihe sehr ausgezeichneter Kleriker hervor, deren Biographien nebst der des Dichters Gabriele Sclopis, des Vaters des noch lebenden berühmten Rechtshistorikers, der Vf. ausführlich mittheilt. Am bekanntesten darunter ist Giovbatt. Prever durch seine Bekehrung Giannone's geworden. Wir lesen S. 172 seinen ausführlichen Bericht über die Umwandlung dieses eifrigen Bekämpfers der päbstlichen Auctorität in weltlichen Angelegenheiten in einen gehorsamen Sohn der Kirche. Einige Stellen der Briefe von S. Petr. und S. Paul. sollen dazu

hingereicht haben, ihr zu einem freiwilligen Widerruf zu bewegen; da so wenig selbständige Studien und so wenig gründliche philosophische Durchbildung in den Schriften Giannones sich zeigen, mag eine so rasche Bekehrung nicht unglaublich sein. Freilich haben wir nur den einseitigen Bericht des Bekehrers, der allerdings dem Gefangenen die Aussicht auf Freiheit zum Preise seines Widerrufs im Voraus abgeschnitten haben will. —

Die im Anhang aus den Originalen mitgetheilten Documente bilden eine willkommene Beigabe; doch war das Meiste schon früher gedruckt, so z. B. auch das interessante Document über den ersten piemontesischen Landtag in Giaveno von 1286; wie dasjenige über den Tausch der Güter der Abtei S. Mich. in Frankreich mit den Diöcesanbestandtheilen des Bisthums Grenoble jenseits der Alpen, woraus das Bisthum Chambéry erwuchs. Vielleicht hätte der Leser den ausführlichen Abdruck dieser und anderer Urkunden des 17. und 18. Jahrh. mit den weitschweifigen Kanzleiformeln gern erlassen; dagegen sind wir dem Verf. Dank schuldig für die Mittheilung der Inquisition, die 1371 von päbstlichen Commissären gegen den Abt Peter von S. Mich. unternommen ward, zunächst freilich im Interesse der päbstlichen Kammer wegen verweigerter Zehnten, dann aber auch wegen der vielfachsten Verschleuderungen, käuflicher Justiz und der unerhörtesten Schandthaten, selbst Mord und Nothzucht, welche uns einen tiefen Blick in die aufgelösten Zustände des 14. Jahrh. thun läßt. — Während wir über die jetzigen administrativen und ökonomischen Verhältnisse des Ortes alle nur mögliche Auskunft erhalten, war es leider dem Verf. unmöglich, dasselbe für die frühere Zeit zu leisten. Selbst Statuten, die doch sonst einer etwas ansehnlichen italiänischen Commune

nicht leicht fehlen, waren nicht zu finden; der Verf. weiß nur eine ganz allgemeine Bestätigung der consuetudini in Giaveno und andern Ländern der Abtei von Emanuel Filibert a. 1561 anzuführen, außer wo die Geldstrafen gegen ragione commune gemindert seien. Und doch möchte doch gerade hier, wo die Commune aus einer Reihe besonderer S. 138 genannter Complexe bestand, eine Kenntniß dieser consuet. uns manches Eigenthümliche gelehrt haben.

Bemerkenswerth ist jedoch, was von den Rechten einiger vorzüglichen Vasallen der Abtei in Giaveno gemeldet wird. Nach S. 97 hatten die Wilelmetti oder Raimundi das Recht der Mühle, Fischerei, trugen eine asta des Baldachins bei den Processionen der Aebte, und ernannten den Podestà (sicher für alle Lande der Abtei; in Giaveno selbst waren nach den Doc. des 17. Jahrh. nur Consuln). Auch die de Feis von den Conti di Piosasco trugen (S. 98) von der Abtei Lehen in Giaveno, während in dem nahen Coazze die Ursini, auch Bersatori und Falconieri genannt, sehr ansehnliche Besitzungen hatten. So ansehnliche Rechte und Güter pflegten nur den angesehensten schon früher ansässigen Geschlechtern gegeben zu werden, welche die Stifter gern in ihre Ministerialität zogen, um ihre Macht für sich unschädlich zu machen, bei neuen Erwerbungen zumal den frühern dortigen Reichsvasallen. Ich glaube, daß wir in den benannten Geschlechtern nur Abkömmlinge des Markgrafen Arduin, des Bruders von Olrich Magnifredi von Susa zu sehen haben, welcher in Avigliana wohnend das Land zur ersten Gründung von S. Michele geschenkt hatte. Im Jahre 1026 (D. 266 M. hist. p. Chart. I) ward seinen Söhnen Boso und Guido vom Kaiser $\frac{1}{3}$ von Avigliana &c. und $\frac{1}{3}$ von Caramagna bestätigt; Giaveno wird nicht angegeben, konnte aber leicht als

Pertinenz von Avigliana verstanden sein; im Privileg an den Markgrafen Olrich von 1001 (D. 199) wird diesem auch nur ein Drittel von Avigliana und Giaveno zugestanden; alle Orte waren wohl unter den 3 Brüdern gleich getheilt; Olrich und seine Nachkommen von weiblicher Seite, die Grafen von Savoyen, hatten aber als unmittelbare Reichsbeamten die fürstliche Stellung über Arduin's Nachkommen, die dann als ihre vicecomites erscheinen. D. 1436 Boso fil. Merlonis von Avigliana a. 1098, 1134 (Cibr. Mon. d. Sav.) Boso vicecom. von Avigliana und Walther Castlan von Piosasco, 1193 Merlo, Obert, Ardizzo von Piosasco im Besitz der Burg Testona ꝛc. Die Wilelmetti oder Raimundi stammten sicher wie die neben ihnen wohnenden de Feis von Raimund von Piosasco a. 1288 D. 1040. — Die früheren vicecomites der Grafen von Savoyen wurden am natürlichsten nun die vicedomini der Abtei S. Michele für die von den Grafen ihnen cedirten Besitzungen. Daraus ist auch einfach die Stellung der Ursini zu erklären. S. 212 wird aus einer neuesten Abhandlung des sehr verdienten Professor Adriani eine Stelle angeführt, wonach die weitläufigen Besitzungen dieses Geschlechts unmittelbar an die der Herrn von Piosasco grenzten. Sie haben nichts mit denen von Rom gemein, wenn dort auch bemerkt wird, daß sie in späterer Zeit von diesen Fideicommisse als Familiengenossen erhielten.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Juli 1860.

Turin

Schluß der Anzeige: »Di Giaveno, Coazze e Valgiove cenni storici con annotazioni e documenti inediti per Gaudenzio Claretta.«

Im 15ten und 16ten Jahrhundert verbreitete sich bei einiger Assonanz der Namen leicht die Ansicht solcher Geschlechtsgemeinschaft, zumal mit römischen Geschlechtern, die nun einmal als die vornehmsten galten; am bekanntesten die Tradition von der Einheit der Colonna und Zollern (Saüle, Söller), die selbst zur Erfindung von Sagen führte. Der Name der Versatori, Falconieri läßt in den identischen Ursini einfach die Oberbärenjäger der Abtei erkennen. Bekanntlich kommt das ministerium der Venatores im Mittelalter in allen größeren Lehnshöfen vor, und sicher war ein Zweig der vicedomini von Piosasco mit diesem Hauptzweig der Verwaltung eines zum größten Theil aus Wäldern bestehenden Gütercomplexes betraut. Auch finden wir bei den Versatori im 13ten Jahrhundert in den M. h. P. und den Urkunden des Ver-

fassers dieselben Namen gebräuchlich, wie bei den Herrn von Piosasco. Theod. Wüstenfeld.

Bielefeld

Verlag von Velhagen u. Klasing 1860. Theologisch-homiletisches Bibelwerk. Die heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes mit Rücksicht auf das theologisch-homiletische Bedürfniß des pastoralen Amtes in Verbindung mit namhaften evangelischen Theologen bearbeitet und herausgegeben von J. P. Lange. Des Neuen Testamentes fünfter Theil: Der Apostel Geschichten, theologisch bearbeitet von G. V. Lechler, D. und ordentl. Professor der Theologie und Superintendenten in Leipzig, homiletisch von K. Gerok, Amtsdekan in Stuttgart. 365 S. in Lex.-Octav.

Eine schöne und werthvolle Bereicherung hat die theologische Litteratur durch die vorliegende Bearbeitung der Apostelgeschichte empfangen. Können wir unsre Freude nur aussprechen über den Gedanken und die Ausführung des ganzen Lange'schen Bibelwerkes, so in besonderem Maße über diesen Theil desselben. Denn seit Alters war ja die Apostelgeschichte ein wenig gelesenes und behandeltes Buch, und was Chrysostomus schon vor Zeiten deshalb beklagte, ist nicht viel besser geworden in den späteren Zeiten. Wie rächte sich aber diese Vernachlässigung, welche so gar wenig die Herrlichkeit dieses Geschichtsbuches zu würdigen wußte, in der neuesten Zeit durch eine willkürliche und ungerechte Kritik der Apostelgeschichte. Das trieb ja freilich zu eifrigerer Durchforschung, zur Vertheidigung derselben, die angeregten Untersuchungen waren aber doch zu sehr nur kritischer Art. Diese sind gegenwärtig zu einem gewissen Abschluß gekommen, aber es erschien doch

eigentlich kein eingehender, umfassender Commentar über unser Buch außer dem von M. Baumgarten, der neben aller seiner Tüchtigkeit und Gedankenfülle den Inhalt der Apostelgeschichte doch zu oft in so willkürlicher und seltsamer Weise behandelt, daß eine besonnene Auslegung das nicht finden kann, was in den Worten liegen soll. Um so erfreulicher ist eine neue eingehende Bearbeitung, wie sie uns hier vorliegt, ruhend auf gründlicher, besonnener wissenschaftlicher Forschung, ausgezeichnet durch Frische und lebensvolle Darstellung. Wenn Lechler selbst in der Vorrede von dem Genuß spricht, den ihm dieses erneuerte Studium bereitet, so prägt das sich am Buche selbst deutlich aus.

Als Bearbeiter eines Theiles des oben genannten größeren Werkes folgt Lechler der Idee und Anlage des Ganzen, welche bekanntlich vor Allem eine wissenschaftlich-exegetische Auslegung der Schrift liefern, darauf gegründet aber Gesichtspunkte und Andeutungen für praktische Anwendung des Wortes bieten will. Gegen diese Anlage des Werkes überhaupt werden wohl öfter Bedenken laut, als würde es eine zu große Erleichterung besonders den praktischen Geistlichen bieten, ja als wäre Gefahr da, daß selbständiges Fragen und Forschen durch solche Hülfsmittel Schaden leiden möchte. Solche Bedenken sind gewiß nicht begründet. Denn einmal zeigt ja eben die Anlage des Werkes selbst, die primäre und hervorragende Stellung, welche der wissenschaftlichen Interpretation gegeben wird, daß alle praktische Auslegung und Anwendung Thorheit ist, wenn sie nicht entspringt aus jener, in ihr die sichere Begründung gefunden. Dann aber gibt es doch so manche nur praktische Bearbeitungen der Schrift, daß ein rasches Hinweggehen über die wissenschaftlich-exegetische Grundlage dadurch sicherlich nicht vermieden werden kann

daß die praktische Seite der Auslegung überhaupt gemieden wird und exegetische Werke sich nur an jene andere Seite halten. Und in der Praxis möchte es sich doch wohl so herausstellen, daß ein Geistlicher, welcher weder Interesse, noch Lust oder Fähigkeit hat, in dem, was er praktisch erbaulich der Gemeinde auslegen oder bringen will, vorerst wissenschaftliche Klarheit und Sicherheit zu suchen, sondern rasch zu den homiletischen Abschnitten dieses Werkes greift, unter solchen Umständen doch immer noch Besseres der Gemeinde bringen wird, als wenn er seinem eignen Kopfe ganz überlassen bliebe. Gerade dabei aber müssen wir es bedauern, daß die praktische Seite dieser Bearbeitung der Apostelgeschichte nicht von demselben Verfasser ist, der die exegetische und christologisch-dogmatische Seite behandelt hat. So tüchtig auch die homiletischen Andeutungen sind, so Treffliches von Gerok aus älteren und neueren praktischen Behandlungen, wie auch aus dem Schatze eigner Erkenntniß und Erfahrung zusammengefügt ist, die homiletischen Andeutungen sind dadurch doch zu selbständig geworden, nicht fest genug zusammengeschlossen mit dem, was exegetisch gewonnen wurde. So tritt eine Disharmonie schon darin entgegen, daß die Uebersetzung, welche Lechler der exegetischen Ausführung stets im genaueren Anschluß an den Urtext voranschickt, bei den homiletischen Andeutungen nicht ebenso, wie doch gefordert werden muß, befolgt wird. Das Band zwischen beiden Seiten des Buches ist nicht innig und fest genug

Vorangeschickt wird der Auslegung des Einzelnen die allgemeine Einleitung in die Apostelgeschichte, welche bei allem Trefflichen und Ansprechenden, das sie bietet, doch viel zu kurz behandelt ist. Reichlich vier Seiten, wenn auch eng gedruckt, umfassen sie ganz. Unter § 1 wird die Eigenthümlichkeit der

Apostelgeschichte geschildert, ihre Bedeutung für die Geschichte der ersten Entwicklung der Kirche hervorgehoben. Treffend weist der Verf. für die Beurtheilung des Zweckes, den die Apostelgeschichte verfolgt, auf den Befehl und die Verheißung des Herrn, wie Lucas sie sofort Kap. 1, V. 8 an die Spitze stellt. Die Entwicklung der Kirche von Jerusalem und den Juden aus bis in die Heidenländer und nach Rom hin, das ist richtig als der Mittelpunkt dieser Schrift hingestellt. Mit keinem Wort wird freilich anderer Auffassungen gedacht, und es ist doch bekannt, wie verschieden Zweck und Bedeutung der Apostelgeschichte aufgefaßt sind. Und je weniger sich behaupten läßt, daß in unsrer Zeit schon überwiegende Einstimmigkeit in der Beurtheilung des Werthes der Apostelgeschichte erreicht ist, desto mehr vermißt man die Berücksichtigung bedeutenderer anderer Ansichten. Ist es ja doch nicht gegen das Princip des Werkes, auch polemisch zu verfahren gegen andere Ansichten, in der Erklärung des Einzelnen geschieht es später so oft. Darauf behandelt § 2 die Abfassung der Apostelgeschichte. Mit Recht wird Lucas als Verfasser genannt und als Abfassungszeit ungefähr das achte Jahrzehend angegeben. Auch hier finden wir dieselbe Kürze, die Redaction sucht in einer Anmerkung das Uebergehen der neueren Angriffe auf diese Schrift zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, aber eine allgemeine Orientirung in den kritischen Streitpunkten konnte doch gegeben werden, ohne „eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes“, und daß jene Angriffe schon als zu sehr beseitigt betrachtet werden könnten, als daß eine neue Bearbeitung der Apostelgesch. auf sie eingehen müßte, das muß doch wohl bezweifelt werden. Es folgt in § 3 die Litteratur der theologisch-homiletischen Behandlung unserer Schrift. Das Wichtige ist angeführt, als

fehlend fiel uns besonders auf das tüchtige Buch von Lekebusch über die Composition und Entstehung der Apostelgeschichte. Schriften wie die von Zeller durften billig übergangen werden. Der 4te § unternimmt es, aus dem Grundgedanken der Apostelgesch. ihre organische Gliederung oder Eintheilung zu bestimmen. In treffender Weise wird die Art derselben bemerkt und im Auge behalten, daß sie den Blick zuerst bei Jerusalem festhält, dann in immer weitere Kreise hinausführt, bis Rom als das *τέλος* der damaligen Welt den Ruhepunkt bietet. Der ganze Inhalt gliedert sich dem Verf. in 5 Abtheilungen: 1) Die Gründung der Kirche Christi als Kirche für Israel und die ganze Menschheit (Kap. 1 und 2); 2) Die Gemeinde Christi zu Jerusalem in ihrer Entfaltung und Führung, mit ihren Kämpfen und Siegen, Thaten und Leiden (Kap. 3—7); 3) Die Kirche Christi in ganz Judäa und Samaria, und im Uebergang zu den Heiden (Kap. 8—12). 4) Ausbreitung der Kirche Christi in heidnischen Landen durch den Heidenapostel Paulus, auf 3 Missionsreisen, von denen er jedesmal nach Jerusalem zurückkommt und zwischen den Heidenchristen und der judenchristlichen Urgemeinde die Einigkeit pfleget und erhält (Kap. 13—21, V. 16); 5) Die Gefangenschaft des Apostels Paulus, welche dazu dienen muß, daß er nicht nur vor seinem Volk, dem hohen Rath, obrigkeitlichen und fürstlichen Personen Zeugniß von Jesu ablegen kann, sondern auch nach der Weltstadt Rom geführt wird, um dort vor Juden und Heiden von Jesu Christo zu zeugen (Kap. 21, V. 17—Kap. 28 Schluß). Die einzelnen Abtheilungen gliedern sich dann noch in mannichfaltiger Weise zu kleineren Abschnitten.

Die Behandlung im Einzelnen ist fast durchaus eine sorgsame und sehr fleißige, nur hie und da fin-

den sich einzelne Ungenauigkeiten, wie z. B. bei der Erklärung von Kap. 24, 22, wo in der Uebersetzung begonnen wird: „Felix aber vertagte ihre Sache" mit Auslassung der unten als entschieden unecht zurückgewiesenen Worte ἀκούσας δὲ ταῦτα ὁ Φ., die 9te Erläuterung aber S. 323 weist auf jenen Vers hin eben durch die Worte, welche in der Uebersetzung fehlen („Da aber Felix solches hörte"); oder Ungenauigkeit in der Citation, wie S. 349 bei der Erklärung von Kap. 27, V. 17 behauptet wird, Meyer wolle unter Syrte im Allgemeinen Sandbänke verstanden haben, was nicht richtig sei, während Meyer gerade das Gegentheil auch will, Lechler aber in seiner Uebersetzung merkwürdigerweise Syrtos durch „Sandbänke" selbst übersetzt. Die ganze Auffassung der Schrift aber, wie sie in diesem Buch uns entgegentritt, ist eine echt evangelische, freie und doch innerlich fest gebundene, wenige Ausführungen machten auf uns den Eindruck, als gebe der Verf. zu viel dem Streben nach, die volle Geschichtlichkeit gegenüber der negativen Kritik auch da zu behaupten, wo, wie uns scheint, doch gerade das Resultat seiner Exegese zu großen Bedenken gegen die geschichtliche Treue treiben mußte, wenn dasselbe begründet wäre, oder als vergäße er bei der Beurtheilung bisweilen die historischen Verhältnisse und Bedingungen, unter denen die Apostel standen. Das Erste trat uns besonders entgegen bei dem Sprachwunder am Pfingstfest, wenn Lechler es ansieht, als ein wirkliches momentanes Reden in nie gelernten fremden Sprachen, zur Angabe des Zweckes dieses seltsamen und nach unsrer Ueberzeugung weder im Text begründeten noch auch, zumal unter den damaligen Verhältnissen, überhaupt nur denkbaren Wunders hinweist auf die vorbildliche Bedeutung für die Ueberwindung des ganzen Erdkreises, und ernstlich die

volle Thatsächlichkeit desselben behauptet. Das Letztere trat uns bisweilen entgegen bei der Rechtfertigung des Paulus in seinem Benehmen gegenüber Heiden und Juden. Die Art, wie der Verf. z. B. S. 314 (Anmerkung 3) unsern Anstoß am Benehmen des Paulus in Jerusalem (als er vor Gericht sich und seine Sache herauszieht durch Erregung der Parteiung unter Sadduzäern und Pharisäern) zu entfernen sucht, ist schwach, und wir meinen, es muß einfach zugegeben werden, daß nach unsern ausgebildeteren Begriffen vom sittlich Rechten ein solches Benehmen unlauter und sündig wäre, Paulus aber erst durch allmählichen Proceß sich mehr und mehr losringen konnte von der Anschauung seiner Zeit und seines Volkes, das Christenthum ein Sauerteig ist, der nur langsam den ganzen Teig durchsäuert. Aehnlich bei der Erläuterung zu der Vertheidigungsrede des Paulus vor Felix, bei der wir uns doch eigentlich wundern, daß Paulus so wenig offen mit seinem Bekenntniß zum Christenthum (das ihm vorgeworfen wurde) hervortrat, behauptet Lechler S. 324 (Anmerkung 2) gerade entgegengesetzt, daß Paulus in jener Rede eile zu einem Bekenntniß vom Christenthum, worin ein Zeichen seiner göttlichen Gesinnung zu finden sei.

Aber dergleichen Einzelheiten verschwinden vor der Trefflichkeit des Ganzen, und wir freuen uns, diese ansprechende und gegenwärtig unstreitig beste Bearbeitung der Apostelgeschichte dem theologischen Publicum, ja selbst gebildeteren Laien aufs beste empfehlen zu können, zumal auch die Anschaffung sehr erleichtert ist theils dadurch, daß die einzelnen Abtheilungen des Lange'schen Bibelwerkes auch für sich bezogen werden können, theils durch den verhältnißmäßig geringen Preis des Buches.

D. Harries.

Leipzig.

Fr. Fleischer 1860. Anthropologie der Naturvölker von Dr Theodor Waitz a. o. Prof. d. Philos. in Marburg. 2ter Theil. XXIV u. 524 S. in Octav. Mit einer Karte und sieben Abbildungen. (Dieser zweite Theil führt auch den besonderen Titel: Die Negervölker und ihre Verwandten).

Mit ganz besondrem Vergnügen zeigen wir den so eben erschienenen zweiten Theil dieses ausgezeichneten Werkes an, begnügen uns aber mit einer kürzern Besprechung, nachdem wir den ersten Theil (im 33., 34. 35. Stück d. J. Februar u. März der Anzeigen) ausführlich angezeigt haben.

Es war gewiß ein recht guter Gedanke, ähnlich wie früher von C. Ritter, so auch von unserm Verf., grade mit Afrika bei der speciellen Darstellung zu beginnen, offenbar dem am meisten abgerundeten und abgeschlossenen Erdtheil, der uns, obwohl in seiner centralen äquatorialen Region noch vom Fuße keines Europäers betreten, doch grade in ethnographischer Hinsicht, sowohl durch die neuesten erfolgreichen Bemühungen ausgezeichneter Reisenden, als durch den Sclavenhandel unter allen außereuropäischen Erdtheilen doch noch am meisten bekannt ist.

Wie wir schon früher vermutheten, so schließt der Verf. den Nordrand Afrikas ganz von seiner Untersuchung aus und beginnt mit den eigentlichen Negervölkern, wohin er die Mandingo's und Serrakolet, die Joloffen mit ihren westatlantischen Verwandten, die Sonrhay, Haussa und Bornu, die Aschanti, Dahomey und Yoruba, die Völker am unteren Niger (Ibos und Nussi), die Bewohner von Adamaua und am Benue, die Baghirmi, Bewohner von Wadai und Darfur und endlich die in den Nil-

ländern mehr oasenartig oder in Mischung zerstreuten Negervölker rechnet.

Ein zweiter Abschnitt ist den Hottentotten und Buschmännern, ein dritter den Caffern und wegen ihrer ethnographischen Zusammengehörigkeit zugleich den Congovölkern gewidmet.

Im dritten Abschnitte werden die Malgaschen, die Bewohner von Madagascar abgehandelt, wo eine nicht mehr auseinander wirrbare Vermischung von wollhaarigen Negervölkern mit Malaien Statt gefunden hat.

Den Fulahs ist sodann ebenfalls eine besondre Betrachtung gewidmet, als den ins nordwestliche Negerland eingedrungenen, mehr braunen wollhaarigen afrikanischen Menschenformen, deren überall mit Negern eingegangne Mischung, so wie die Dunkelheit ihrer Geschichte uns freilich die Rechtfertigung einer Abtrennung von den eigentlichen Negern etwas schwierig macht.

Schließlich werden die nordöstlichen echt afrikanischen Völker: die Nuba, Bedscha, Abyssinier, Galla, Somauli und Danakil unter dem Namen der äthiopischen Raçe einer zusammenfassenden Betrachtung unterworfen.

Die physische Beschreibung ist nicht in dem Maße vollständig und reichhaltig, als die culturhistorische, was wir durchaus nur loben können. Theils war der Verf. hier mehr in seinem Elemente, theils ist erstere nicht mit gleicher Gründlichkeit zu geben, da die vorzüglichsten Reisenden und Völkerbeschreiber doch nur der culturhistorischen Seite mehr ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Sehr ausführlich, anziehend und gründlich und doch dabei übersichtlich sind die Betrachtungen über materielle Cultur, Landwirthschaft und Handel, Wohnung und Familienleben, politische Verfassung und

Rechtszustand, Religion, Temperament und Charakter, intellectuelle Begabung rc. Daß das Wesen der Sclaverei mit Rücksicht auf die Zustände der Neger in Amerika einer ausführlichen Betrachtung unterworfen wurde, war natürlich.

Wir freuen uns, daß der Verf. einer phantastischen Philanthropie und einer falschen Begeisterung für Neger-Emancipation gegenüber mit dürren Worten und unsres Bedünkens sehr richtig sagt: „diese englische Neger-Emancipation (auf den westindischen Colonien) wird zu allen Zeiten als eine der großartigsten moralischen, nationalökonomischen und politischen Thorheiten dastehen, welche die Cultur-Geschichte aufzuweisen hat."

Jede Seite des Werks zeigt uns, wie gewissenhaft der Verf. die Litteratur in den Quellen benutzte, die er in alphabetischer Ordnung auf 8 Seiten der Einleitung vorausgestellt hat. Nur Billigung kann es finden, wenn derselbe auch gegen die neuesten und vorzüglichsten Berichterstatter, wie Barth, eine strenge, immer würdige Kritik übt, wenn er andre, zuweilen allzu sehr discreditirte Reisende, wie Levaillant, wieder mehr zu Ehren bringt, d. h. sie da ausnützt, wo sie Zutrauen verdienen. Auch dem Referenten hat die Kritik Lichtenstein's gegen Levaillant immer zu herbe geschienen, und in Bezug auf die, wenn auch mit Vorliebe, geschilderten Hottentotten, scheint uns Levaillant immer große Beachtung zu verdienen.

Was die Abbildungen betrifft: Angola-Neger und Creolen-Neger nach Rugendas; Suaheli-Mann und Frau von Mombas nach Guillain, Maderakal aus Tigre nach Lefebvre, Somali Mann und Frau nach Guillain, so scheint uns die Auswahl recht zweckmäßig; es sind nicht überall bekannte und zugängliche Darstellungen, und die Ausführung auf Stein

von Honig in Göttingen, dem Zeichner von Stilling's Rückenmarks-Atlas, ist recht sauber und die wenn auch etwas trockene Behandlung immerhin allzu geleckten Darstellungen vorzuziehen.

Als eine ganz vorzügliche, den Werth des Bandes ungemein erhöhende Zugabe ist die in Farbendruck ausgeführte ethnographische Karte von Afrika von Otto Delitsch zu betrachten.

Die Verlagshandlung hat durch eine nicht luxuriöse, aber vollkommen genügende Ausstattung allen Vorschub geleistet.

Die rasche Erscheinung dieses Bandes gibt uns die Hoffnung, daß auch die beiden andern Bände, die wohl noch folgen werden, nicht lange Zeit werden auf sich warten lassen. Aber wir möchten dem Verf. in der That recht angelegentlich den Wunsch an das Herz legen, sich nicht auf die sogenannten bloßen Naturvölker zu beschränken, sondern es sich zur Lebensaufgabe zu machen, auch schließlich die Culturvölker Asiens, Europa's und Nordafrika's in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Der Verf. steht noch in den Jahren, um einen solchen Plan fassen und ausführen zu können; er wird gewiß allgemein Dank dafür ernten. Naturgeschichte, Geographie und Geschichte haben an einem solchen Unternehmen ein gleiches Interesse. Seit Prichard liegt kein ähnliches Werk mehr vor, und nicht leicht wird ein solcher Plan von einem Andern mit gleicher Begabung wie in vorliegender Weise von Waitz wieder aufgenommen werden können.

Rudolph Wagner.

Christiania

bei W. C. Fabritius. **Al-Mufasṣal. Opus de re grammatica arabicum, auctore Abu'l-Ḳâsim Maḥ-**

mûd bin 'Omar Zamaḥs'ario. Ad fidem codicum manuscriptorum edidit J. P. Broch, theol. cand. Breviter praefatus est C. A. Holmboe. VI u. 230 S. in gr. Octav.

Wir verzeichnen hier gerne das Erscheinen dieses Werkes, aus einer doppelten Ursache. Theils erscheint es als ein erfreuliches Zeichen, daß auch die erst in unserer Zeit gegründete norwegische Universität in die Reihe derer tritt, auf welchen die morgenländischen Wissenschaften mit rühmlichem Eifer getrieben und auch morgenländische Drucke in nützlicher Weise veröffentlicht werden. Theils verdient das unseres Wissens hier zum erstenmale gedruckte Werk auch an sich eine nähere Beachtung und richtige Beurtheilung. Sein Verfasser Zamachschari, welcher um das J. 1170 n. Ch. als einer der unermüdlichsten und fruchtbarsten arabischen Schriftsteller blühete, ist uns schon durch eine ziemliche Menge anderer, theils vollständig, theils in Auszügen gedruckter Werke durch den besondern Eifer und den nicht geringen Scharfsinn bekannt, womit er sich der Erklärung der arabischen Sprachdenkmäler und der wissenschaftlichen Vertheidigung des Islâm's nach der besondern Schule annahm, welche er für die richtige hielt; denn er folgte in der islâmischen Theologie einer sehr eigenthümlichen Richtung. Wenn sich ein solcher Mann entschloß ein Schulwerk zur Erklärung des Arabischen als Sprache zu verfassen, so kann man von ihm leicht das Beste hoffen, was in diesem Fache während jener Jahrhunderte geleistet werden konnte; und wirklich ersehen wir aus der Vorrede zu diesem Werke, daß er rein aus wissenschaftlichen Gründen es ausarbeitete, die er hier seiner Gewohnheit gemäß mit sehr scharfen Waffen

hervorkehrt. Sein Werk wurde so eins der besten seiner Art, ausführlich erörternd, wohlgereihet und sehr umfassend trotz aller Vermeidung des weniger Nothwendigen. Auch veranstaltete er selbst später einen Auszug aus ihm, welchem er den arabisch umgebildeten persischen Namen Unmûdeǵ gab, wohl weil er ihn mehr für Perser und andere nördlichere Muslim bestimmte. Sind nun in neuern Zeiten zwar schon viele kleinere und größere Werke der arabischen Sprachlehrer aus der Zeit der Blüthe dieser Wissenschaft unter den Muslim selbst in und außer Europa durch den Druck verbreitet, so verdiente doch sicher dieses am meisten den Druck. Man kann nun künftig den Druck weiterer Werke derselben Art für überflüssiger halten: und die Sorgfalt unserer heutigen Gelehrten müßte sich von jetzt an mehr auf das schwierigere Aufsuchen und Erforschen der Ueberbleibsel der ältesten Werke dieser Wissenschaft hinwenden. Denn die wirklichen ersten Anfänge dieser sprachlichen Wissenschaft unter den Arabern richtig zu erkennen, ist von großem Nutzen; und Alles was wir für diesen Zweck noch erforschen können, sollte nun bald sorgfältig zusammengestellt werden.

Halten wir übrigens das hier veröffentlichte Werk billig für das beste in seiner Art, hervorgegangen aus der Zeit, wo diese Wissenschaft unter den Muslim am höchsten blühete, und selbst für viele ähnliche zum Muster geworden: so können wir gerade an ihm auch am deutlichsten die großen Mängel einsehen, von welchen sich die Sprachwissenschaft im Kreise jener arabischen Schriftsteller nie gründlich befreiete. Denn wie wenig auch bei ihm eine des Namens werthe Sprachwissenschaft durchdrang, kann man schon aus der allgemeinen Eintheilung des wei-

ten Stoffes schließen, welche er vorzog. Alle Worte der Sprache zerfallen auch ihm nach der einmal in jenen gelehrten Schulen feststehenden Annahme in Nomen, Verbum und Partikel: schon diese Eintheilung ist unklar und unrichtig, weil die Partikel gar kein ursprüngliches und nothwendiges besonderes Wort ist, aber sie galt einmal in allen jenen Schulen herkömmlich so völlig als über allen Zweifel erhaben, daß wir uns nicht viel wundern, wenn auch Zamachschari nach ihr sein Werk zunächst in drei Theile zerlegt. Weil er aber fühlte, daß doch auf diese Art nicht alle die Spracherscheinungen gut in einem dieser drei Theile gelehrt werden könnten, so ließ er ihnen S. 158 noch einen vierten Theil folgen, wo er das sogenannte Gemeinsame (المشترك) abhandeln wollte: darunter versteht er Spracherscheinungen, an welchen entweder alle jene drei Wortarten oder wenigstens zwei von ihnen gemeinsam Theil nehmen. Allein wie man nicht versteht warum das so sei, so handelt Zamachschari hier in der That nur die allerverschiedensten Gegenstände ab, welche rein zufällig hieher wie in einen Anhang sich verloren haben und die dann hier wiederum nur wie zufällig in zehn Abschnitte gebracht werden. Uebersieht man diese zehn Abschnitte, so betreffen die meisten das, was wir heute die Lautlehre nennen würden: allein es mischen sich auch viele andre Spracherscheinungen hier ein, welche mit der Lautlehre nichts zu thun haben. Und so kann man schon aus dieser willkürlichen Vertheilung aller Stoffe auf die Unvollkommenheit schließen, welche damals dieser ganzen Wissenschaft noch anklebte und die sich freilich auch fast bis in unsre Zeiten herab in aller Sprachwissenschaft erhielt. Für jene Zeiten freilich

war der Zusatz dieses vierten Haupttheiles schon sehr verdienstlich, da man diese Gegenstände überhaupt in solchen Werken noch sehr wenig abhandelte. Auch ließ ihn Zamachschari in seinem kleinern Werke aus, sowie er in den gewöhnlichen Büchern dieser Wissenschaft fortwährend fehlte.

Für die Herausgabe des Werkes hat der norwegische Herausgeber mehrere Handschriften benutzt, welche ihm zugänglich waren, jedoch ohne weiter die verschiedenen Lesarten zu bemerken, welche er in ihnen vorfand. Auch sonstige Erläuterungen fehlen völlig: jedoch hat der Herausgeber von S. 200 an sehr ausführliche und nützliche Inhaltsverzeichnisse angehängt. Wir haben indessen beim Untersuchen gefunden, daß das Wortgefüge, welches hier gedruckt erscheint, durchgängig sehr zuverlässig ist; auch hat es der Herausgeber an allen Stellen, wo der etwas weniger feste Leser leichter anstoßen kann, durch die Punctation verdeutlicht. Bei der höhern Rede aber, welche Zamachschari in seiner langen Vorrede einführt, hätte der Herausgeber weit besser gethan, die einzelnen Sätze nach den Reimen und nach den Gesetzen der Pause deutlich zu unterscheiden und in ihre richtigen Lautverhältnisse zu setzen. Man fehlt noch immer so oft gegen dieses Gesetz, während schon die Rücksicht auf den Leser und das leichtere Verständniß des Gedruckten jeden Herausgeber sich ihm zu fügen zwingen sollte.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Juli 1860.

Rom

bei Joseph Spithöver, 1860. Variae lectiones Vulgatae latinae Bibliorum editionis quas Carolus Vercellone sodalis Barnabites digessit. Tom. I. complectens Pentateuchum. CXII u. 592 S. in gr. Quart. Mit einer Bildplatte.

Wir beeilen uns hier ein Werk vorzuführen, dessen erster Band nach zwei verschiedenen Seiten hin sehr wichtig ist und dessen demnächst zu hoffende Fortsetzung und Vollendung nicht minder einen bedeutenden wissenschaftlichen Nutzen verheißt.

Bekannt genug ist, wie die erst seit etwa tausend Jahren sogenannte Vulgata in der päbstlichen Kirche von dem Jahre 1592 an, in welchem sie in Rom nach einer unter unmittelbar päbstlicher Entscheidung festgestellten Gestalt erschien, als allein in dieser Gestalt amtlich und öffentlich gebrauchbar galt, und gesetzlich dort noch immer so gilt. Nicht bloß im öffentlichen Gottesdienste und für den niederen Unterricht, sondern auch für den wissenschaftlichen Beweis in kirchlichen Lehrstücken und in öffentlichen

Verhandlungen sollte die Bibel nur in dieser lateinischen Uebersetzung und innerhalb dieser nur in dem amtlich festgestellten Wortgefüge gebraucht werden: so wurde es dem letzten Zwecke nach schon im J. 1546 auf der Tridenter Kirchenversammlung bestimmt; und was in diesem kurzen Befehle bestimmt war, wurde nach vielfachen langen Vorbereitungen und Zurüstungen endlich in den Jahren 1590 bis 1592 durch die zu Rom unter unmittelbarer päpstlicher Aufsicht und Gutheißung erschienenen Ausgaben vollkommen ausgeführt. Für diese besondre Kirche wenigstens und wo möglich für die ganze lateinische Welt sollte mit dieser ein für allemal feststehenden Bibelart nun für alle Zukunft jeder irgendwie bedenkliche oder gefährliche Streit über den Sinn der Worte und Stellen der Bibel abgeschnitten sein: ähnlich wie der zweite und der dritte Chalife den Qorân in einem einmal für immer gültigen Wortgefüge festgestellt hatten. Die alte griechische Bibel mußte man freilich als ein altgeschichtliches Denkmal ebenso stehen lassen wie die hebräische: beide aber verloren neben dieser neugesetzlichen Bestimmung ihre beste Bedeutung, und alle übrigen Uebersetzungen, wo man sie wie z. B. für die morgenländischen Christen nicht wohl entbehren konnte, mußten sich wie immer möglich dieser **Vulgata** nachbilden lassen. Verschiedene Lesarten, wie sie sich bei der **Vulgata** in alten Handschriften und sonstigen Urkunden fanden, hatten nun keinen rechten Sinn und Nutzen mehr, ja sie mußten eher gefährlich scheinen, um nicht wieder den Streit über die rechte Lesart und den rechten Sinn der Bibel zu entzünden: so erschien denn jene „authentische" Ausgabe ohne alle verschiedene Lesarten, ja ohne die Gründe zu erklären, worauf die in ihr etwa vorgezogenen Lesarten beruheten; auch hatte die gelehrte

Bearbeitung und Erläuterung der Vulgata nach den alten Handschriften, welche sich von ihr erhalten hatten oder sonstigen Urkunden, wenn auch nicht geradezu verboten, doch nun keinen rechten Zweck mehr. Ein Zurückgehen auf die Urschriften und Ursprachen der Bibel und eine Berücksichtigung derselben konnte zwar für rein wissenschaftliche Zwecke nicht geradezu verboten werden (und insofern konnte sich jenes Beispiel, welches früher die Chalifen und schon vor diesen einst die Rabbinen gegeben hatten, doch nicht ganz wiederholen): aber wenn es nicht bloß einseitig bezweckte den Sinn und die einmal feststehenden Lesarten der Vulgata zu vertheidigen, so mußte es eher gefährlich erscheinen, wurde nicht gerne gesehen, für überflüssig gehalten, und schlief allmählich fast überall völlig ein.

Von dem sehr kurz lautenden Beschlusse und Befehle der Tridenter Kirchenversammlung 1546 geht also hier Alles aus, was sich 1590—1592 und seitdem immer mehr vollendete: aber die Frage, wie es zu jenem Beschlusse kam, wird in den sehr ausführlichen Prolegomena des vorliegenden Werkes übergangen, und auch wir können sie hier übergehen. Dagegen erheben sich unabweislich einige andre gewichtige Fragen, welche ganz hieher gehören. Läßt sich die Einrichtung, Ausführung und Heiligung einer solchen Bibelübersetzung (abgesehen von den weiteren Folgen, welche darin liegen) auch nur wissenschaftlich rechtfertigen oder doch entschuldigen? Oder wenn seit dem Erscheinen solcher amtlichen Ausgaben wie die päpstlichen von 1590—1592 jede wissenschaftliche Forschung und Erkenntniß hier (wenn man die Sache streng nimmt, und auch nach dem Zeugnisse der Geschichte) eigentlich überflüssig wird, oder doch vielleicht für lange Zeiten erlahmt und abstirbt, läßt sie sich auch nur in dem Kreise derer

selbst, welche es angeht, auf immer zurückweisen? Und wenn jene allein für amtlich und gesetzlich geltenden sollenden Bibelübersetzungen ohne eine Erklärung ihrer inneren Berechtigung erschienen, auf welchen wahren Gründen beruhen dann auch nur die bestimmten Lesarten, welche sie geben? und sind sie doch sicher menschlich zu Stande gekommen, wie entstanden sie in der wirklichen menschlichen Geschichte? Es ist nun eben der hohe Nutzen und der eigenthümliche Vorzug des hier zu beurtheilenden Werkes, daß es uns in den beiden Theilen, in welchen es wesentlich besteht, in seinen einen so reichen bis dahin wenig gekannten Stoff enthaltenden Prolegomena und in seinem großen langen Hauptheile von welchem es den Namen trägt, so viele wichtige Beiträge reicht, alle solche Fragen richtig zu beantworten. Aber so neu in seiner Art und so nützlich dieses große Werk ist, ebenso eigenthümlich ist die Veranlassung, welche es ins Leben gerufen hat und die wir hier doch vor Allem etwas näher beschreiben müssen.

Ein wenn auch nur dunkles Gefühl, daß man die Gründe der besondern Lesarten der Vulgata, soweit sie sich wissenschaftlich angeben ließen, doch nicht für immer der Welt vorenthalten dürfe, mußte sich dennoch allmählich sogar in Rom selbst bilden. Zwar vergingen seit 1592 über zwei Jahrhunderte, bevor dieses Gefühl dort auch nur bei einzelnen sachkundigeren Männern sich etwas kräftiger regte: aber die Wissenschaft blieb ja deswegen nicht stehen; die richtige Schätzung der Vulgata machte mit der Einsicht, wie ungenügend manche ihrer Lesarten seien, auch außerhalb des gesammten Kreises der römischen Kirche immer stärkere Fortschritte; auch an den äußern Endorten dieser Kirche wollte man sich mit dem bloßen Dunkel, welches über den Lesarten der

Vulgata schwebte, immer weniger begnügen; und in den jüngsten Zeiten erhuben sich die Zweifel an der Richtigkeit derselben immer offener und unwiderstehlicher. Aber diese Zweifel konnten ja auch leicht übertrieben werden; und eine nähere Untersuchung sowie eine offene Darlegung konnte vielleicht wirklich die Uebertreibung oder gar die Grundlosigkeit solcher Zweifel aller Welt zeigen. Man weiß, wie schlimm auch der nur halb begründete Verdacht wirkt, wenn er einmal in Folge einer langen Erfahrung mächtig wird: und hatte der Verdacht hier etwa gar keinen Grund? oder konnte man nicht hoffen, ihn durch gute Mittel zu entfernen? Wenigstens waren diese noch nie versucht. Allein als in Rom selbst unter den dem päpstlichen Stuhle wie örtlich so auch geistig sehr nahe stehenden fachkundigeren Männern in den neuesten Zeiten solche Betrachtungen sich erheben mochten, stieß man auf ein ungeahnetes Hinderniß, eine wissenschaftliche Untersuchung und wo möglich Rechtfertigung der Lesarten der Vulgata zu versuchen. Man wußte zwar noch im Allgemeinen, daß in Rom nach der Einleitung und Einrichtung der Päpste eine Menge gelehrter Arbeiten, wie Vergleichung der besten Handschriften die man leicht finden konnte und andere der Art, der endlichen Feststellung des gültigen Wortgefüges vorausgegangen, daß mehrere sogenannte Congregationen ernannt waren, um das große Werk vorzubereiten, und daß die Gutachten dieser (wie wir heute sagen würden) sachverständigen Ausschüsse zuvor gehört waren: aber man konnte die Aufzeichnungen dieser nicht wiederfinden, und hielt sie wohl gar für verloren; ja man konnte Schlimmeres vermuthen. Da traf es sich glücklich, daß der Barnabiter-Mönch in Rom A. M. Ungarelli im J. 1830 einen alten Druck der Vulgata fand, an dessen Rande eine

Menge genauer Bemerkungen über verschiedene Lesarten stehen: diese ergaben sich ihm bei weiterer Untersuchung als die Arbeiten der von Sixtus V. unter der Aufsicht des Cardinals Antonius Carafa niedergesetzten Congregation, welche bei der päpstlichen Ausgabe benutzt werden sollten. Ungarelli war, ein seltenes Beispiel seiner Art in Rom aus neuerer Zeit, in biblischen und andern morgenländischen Wissenschaften sehr ausgezeichnet, und wohl der einzige Mann in Rom, der einen solchen Fund machen und zugleich gut benutzen konnte; dazu hatte er den besten Willen dem päpstlichen Ansehen zu nützen; und theilte er noch immer zu sehr die bekannten römischen Vorurtheile gegen die heterodoxi, haeretici ꝛc., so liebte er doch bis zu einer gewissen Stufe freie Untersuchung, und war nicht ohne Scharfsinn. So forschte er denn seitdem mit großer Unermüdlichkeit auch nach allen den übrigen Arbeiten und Hülfsmitteln, aus welchen die päpstliche Ausgabe der Vulgata geflossen sei, und suchte sich ein vollkommen klares Bild über die ganze Geschichte der Entstehung derselben zu entwerfen. Nach langjährigen Bemühungen der Art schrieb er alsdann eine kurze, aber sehr lehrreiche Geschichte der Entstehung der päpstlichen Vulgata, welche hier von S. XVII bis LXXVI den Hauptheil der Prolegomena bildet und wozu der Herausgeber nur einzelne, jedoch ebenfalls sehr lehrreiche Anmerkungen hinzufügt. Der vortreffliche Mann wollte nach den von ihm gesammelten Hülfsmitteln auch ein die Entstehung und Begründung der Lesarten der amtlichen Vulgata erläuterndes großes Werk herausgeben, kam aber mit der Ausarbeitung nur bis zum Ende der Genesis, versenkte sich später in ganz verschiedenartige wissenschaftliche Arbeiten, und starb plötzlich im J. 1845. Einige Monate vor seinem Tode hatte er jedoch sei-

nem Schüler und barnabitischen Mit-Mönche C. Vercellone die Vollendung und Herausgabe seiner großen Arbeit über die Vulgata aufgetragen und ihm alle seine reichen Sammlungen übergeben: und wirklich hätte die Fortsetzung seines Werkes wenigstens in Rom selbst in keine bessere Hände fallen können. Vercellone ist in Deutschland schon durch seine vor kurzem erschienene Vollendung der großen Mai'schen Ausgabe der LXX nach der Vaticaner Handschrift bekannt: doch war jene Arbeit nur wie plötzlich über ihn gekommen, so daß er darin nicht Alles was wohl möglich gewesen wäre leistete; an diesem Werke aber über die Vulgata hat er seit 1845 sichtbar mit ungemein großem Fleiße gearbeitet, und veröffentlicht es jetzt weit vollkommner, als es Ungarelli vormals vollendet haben würde.

Die beste Antwort auf die mittlere jener drei großen Fragen gibt also jetzt das Erscheinen dieses wichtigen sorgfältig vorbereiteten gelehrten Werkes selbst: und indem es ausdrücklich mit päpstlicher Billigung erscheint, so ist damit der Beweis gegeben, wie schwer man im Herzen jener Kirche selbst heute noch dieselbe Geistesrichtung einhalten kann, welche 1590—1592 dort zum völligen Siege gelangte. Die päpstliche Vulgata genügt heute in jener Kirche selbst nicht mehr ohne alle wissenschaftliche Begründung: daß man dieses dort endlich selbst eingesehen hat und dem Mangel abzuhelfen für gut hält, ist ein großer Fortschritt, welchen die ganze neueste Zeit der früheren abgewonnen und zu welchem sicher unsre deutsche Wissenschaft am meisten mitgeholfen hat. Wir können uns dessen freuen, wiewohl ohne alle Selbstüberhebung: denn spät will nun geschehen was doch einmal geschehen mußte; aber wir dürfen auch das bedeutsame Zugeständniß nicht übersehen,

welches darin liegt, noch die weiteren Folgerungen, welche sich daraus von selbst ergeben.

Nicht minderen Gewichtes und Nutzens ist die Antwort, welche dieses Werk auf die dritte der obigen Fragen unwillkürlich gibt. Bekanntlich wurde die wirkliche Ausführung des Tridenter Beschlusses als sie endlich in den beiden ersten päpstlichen Ausgaben 1590—1592 ans Licht trat und Gesetzeskraft beanspruchte, schon damals von vielen Seiten her nicht zum besten aufgenommen. Eine ungemein große Anzahl von Drucken der Vulgata war schon von den allerersten Zeiten der Erfindung des Bücherdruckes an bis zum J. 1590 erschienen: alle diese Ausgaben waren aus freier Arbeit hervorgegangen; und waren die ersten Ausgaben sehr unvollkommen und unzuverlässig, wie das unter den Anfängen alles Bücherdruckes kaum anders sein konnte, so hatten sich doch allmählich auch sehr edle wissenschaftliche Bemühungen geregt, die Ausgaben durch Vergleichung der besten Handschriften und ähnliche rein wissenschaftliche Mittel immer vollkommner zu machen, um hier nur an die Namen eines Rob. Stephanus in Paris und Hentenius in Löwen zu erinnern; auch die verschiedenen Lesarten guter Handschriften waren zur Auswahl für verständige Leser den Löwenschen Ausgaben schon in reicher Menge beigefügt, und schon damals wollte sich bei der Vulgata ganz dasselbe gelehrte Verfahren ausbilden, welches sich etwas später bei der griechischen Bibel bis in unsere Tage hin immer sicherer feststellte und welchem heute Niemand die volle Berechtigung abspricht, auch nicht einmal in Rom selbst.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.

Den 19. Juli 1860.

Rom

Schluß der Anzeige: »Variae lectiones Vulgatae latinae Bibliorum editionis quas Carolus Vercellone sodalis Barnabites digessit. Tom. I. complectens Pentateuchum.“

Welche andre Macht kann in allen solchen Fällen überhaupt ersprießlich thätig werden und die rechten Ziele verfolgen als die Wissenschaft allein? und wenn die beiden ersten päpstlichen Ausgaben 1590—1592, welche alle die übrigen überflüssig machten, zwar bei den Jesuiten hohe Freude, in andern Kreisen aber höchstens sehr gemischte Empfindungen hervorriefen, so lag dieser Unzufriedenheit noch mehr unter als etwa das Murren vieler Drucker und Herausgeber wegen Schmälerung ihres bisherigen Gelderdienstes. Aber diese beiden ersten päpstlichen Ausgaben erschienen dazu selbst unter den seltsamsten Verhältnissen, welche so wenig man damals in der großen weiten Welt sogleich in ihr Geheimniß eindringen konnte, doch nicht verfehlten, das päpstliche Ansehen sogleich auf diesem selben Felde, welches es

sich eben für immer allein zu eigen machen wollte, empfindlich bloßzustellen. Denn die endlich 1590 von Sixtus V. als die allein gültige erschienene Ausgabe wurde alsbald wieder noch von demselben Papste wo nicht zurückgenommen doch nur mit vielen künstlich angebrachten Verbesserungen verbreitet, dann nach seinem Tode völlig so weit es gelingen wollte gewaltsam vernichtet; und eine sehr verschiedene erschien dann endlich 1592 unter Clemens VIII., welche nun vielmehr als die allein gültige gesetzlich werden sollte und die sich (um das äußere päpstliche Ansehen zu retten) ungeachtet ihrer großen Verschiedenheit dennoch in der Aufschrift für das Werk Sixtus V. ausgab. Die Geschichte der Entstehung dieser beiden ersten Ausgaben wurde aber damals sogleich vorzüglich auf den Rath und unter der Hülfe der Jesuiten in ein so absichtliches volles Dunkel eingehüllt, daß sie erst jetzt durch die lobenswerthen Bemühungen Ungarelli's in ihrer Wahrheit wieder aufglänzen will: und wir schätzen diesen Inhalt des vorliegenden Bandes für seine Hauptzierde. Es verhielt sich aber damit in der Kürze so:

Nachdem es gelungen war, jenen Tridenter Beschluß zu Stande zu bringen, trafen die damals herrschenden Päpste allerdings Anstalten, die als allein gültige einzuführende Ausgabe durch eine Anzahl gelehrter Männer vorzubereiten, und setzten zu dem Zwecke mehrere Congregationen nieder: doch machten sie erst nach dem völligen Schlusse jener Kirchenversammlung im J. 1563 Ernst damit; und auch so kam man erst im J. 1588 unter Sixtus V. zu dem festen Vorsatze, das Werk in möglichst kurzer Zeit zu beendigen. In eine solche Congregation setzte man zwar gerne die gelehrtesten und arbeitsamsten Männer, sorgte aber immer dafür, daß wenigstens die meisten derselben in dem Sinne dach-

ten und stimmten, welcher dem Zwecke des Tridenter Beschlusses am besten entspräche: dessen Zweck war aber allein die Befestigung und wo möglich Erweiterung der bisherigen päpstlichen Herrschaft auch vermittelst derjenigen Lesarten der Vulgata, welche ihr am günstigsten waren. Dazu hatte auch eine solche von einem Papste niedergesetzte Congregation keine entscheidende Stimme, welche sich der Papst vielmehr allein vorbehielt: und grade Sixtus V. hatte eine besondre Eitelkeit als Bibelherausgeber und Bibelbestimmer zu gelten, wie er bereits 1588 die LXX herausgegeben hatte. So suchten denn zwar die von ihm niedergesetzten sachverständigen Männer (die sogenannten Sixtiner) unter Cardinal Carafa mit großer Mühe aus einer Menge guter Handschriften und andern Hülfsmitteln die besten Lesarten zusammen, und bemerkten sie in dem schon oben erwähnten sogenannten Correctorium: als es aber zum Drucke kam, setzte Sixtus V. eine große Zahl von Lesarten bloß nach eignem Gutdünken gegen ihren Willen fest. Sobald nun das ganze Werk 1590 veröffentlicht wurde, fanden manche dem römischen Hofe nahestehende Männer besonders an diesen von Sixtus V. selbsteigner Hand noch zuletzt veränderten Lesarten (den sogen. Sixtuslesarten) Anstoß: der Papst suchte bei den nächsten Abdrücken die er ausgehen ließ an manchen Stellen durch aufgeklebte oder sonst künstlich ausgeführte Verbesserungen zu helfen, aber diese schienen noch immer ungenügend, und die ganze Ausgabe gerieth etwas ins Stocken. Es waren eben verschiedene Grundsätze der Herstellung einer gültigen Vulgata, welche den Papst hier von seiner eignen Congregation trennten: daß manche Männer von dieser seine eigenmächtigen Veränderungen und deren wiederum eigenmächtige theilweise Aufhebung ungerne sahen, läßt sich leicht den-

ken; und leicht hätte so im innersten Hause aus der eingetretenen Entfremdung ein arger offener Streit entstehen können, als Sixtus V. noch frühzeitig genug starb. Unter Gregor XIV. wurde alsbald eine neue Congregation ernannt, welche die ganze Arbeit wie von vorne begann; die von der Sixtinischen Ausgabe veröffentlichten Abdrücke wurden eifrigst zurückgezogen und wie immer möglich vernichtet, so daß man jetzt nur noch sehr wenige von ihnen erhalten findet; und Alles aufgeboten nun wenigstens sobald als möglich die endgültige Ausgabe zu veröffentlichen. Daß Sixtus V. noch vor seinem Tode seine eigne Ausgabe zurückgezogen und damit selbst verdammt habe, ist unrichtig; richtig aber, daß dennoch auf den Rath des bekannten Jesuiten Bellarmin, um das päpstliche Ansehen in der Welt zu retten, die nun folgende und nach sehr verschiedenen Grundsätzen bearbeitete Ausgabe, welche 1592 unter Clemens VIII. erschien, in ihrer Aufschrift die Sixtusausgabe genannt*) und in der Vorrede bemerkt wurde, Sixtus habe die erste als durch Druckfehler entstellt selbst noch verworfen. Alles dieses zeigt (ohne daß Vercellone widersprechen kann) Ungarelli, und ist ehrlich genug weiter zu bemerken,

*) Diese Ausgabe von 1592 hat auf dem ersten Blatte die Aufschrift Biblia sacra Vulgatae editionis. Romae ex typographia Apostolica Vaticana MDXCII; auf dem zweiten B. S. V. E. Sixti Quinti pont. max. jussu recognita atque edita. Ich habe hier den Abdruck der hiesigen Univers. Bibl. (welche aber auch eine Ausgabe von 1590 besitzt) vor Augen. Ganz unrichtig wird die Aufschrift der Ausgabe von 1592 in Eichhorn's Einleitung ins A. T. II. S. 436 der letzten Ausgabe (1823) so angegeben B. S. V. E. Sixti V et Clementis VIII pont. max. auctoritate recognita. Damit wäre die amtliche Lüge wenigstens besser verdeckt gewesen: aber man weiß nur zu gewiß, daß diese Aufschrift sich erst auf weit späteren Drucken findet.

die Ausgabe von 1592 habe weit mehr Druckfehler *) als die von 1590, und es seien nicht im geringsten die bloßen Druckfehler wegen welcher diese verworfen wurde. Aber auch noch zuletzt wagte wenigstens einer aus der Congregation, der Spanier Valverde, in einer Eingabe an Clemens VIII. eine Ausgabe zu fordern, welche nach besseren Grundsätzen als den von der Mehrheit befolgten bearbeitet wäre; und wäre sein (hier zum erstenmale veröffentlichtes) Gutachten angenommen, so würde wenigstens eine um Vieles bessere Vulgata gesetzlich geworden sein. Aber der Papst ließ ihm beständiges Stillschweigen auferlegen, wie Ungarelli S. LXVII erzählt.

Wir haben hier nicht Raum, was in diesem Werke aus den zuverlässigsten Urkunden und mit bester Glaubhaftigkeit über die Entstehung der amtlichen Vulgata Alles mitgetheilt wird, weiter zu verfolgen, können jedoch versichern, daß es in seinem ganzen Umfange eine nur zu deutliche Antwort auf die dritte der obigen Fragen gibt. Wie nun aber auch die endgültige Ausgabe von 1592 entstanden sein mag, vielleicht ist dieses nach so langen und so mannichfachen Vorbereitungen und unter solchen Schwierigkeiten zu Stande gekommene Werk doch auch, wenn man es ruhig näher untersucht, ein so ausgezeichnetes und wenigstens nach allen wichtigen Beziehungen hin so vollkommnes, daß man billigerweise nichts leicht noch Besseres erwarten oder fordern kann. In der That beschränkt sich hierauf das Lob, welches sowohl Ungarelli als Vercellone der einmal für immer kirchlich festgestellten Ausgabe der Vulgata ertheilt. Von päpstlicher Untrüglichkeit ist hier fast keine Rede mehr; es wird zugegeben, daß

*) Die vielen Druckfehler dieser Ausgabe von 1592 und der folgenden von 1593 wurden erst in der von 1598 angezeigt.

diese oder jene Lesart der römischen oder vielmehr päpstlichen Vulgata auch wohl nicht gerade die beste sein könne, da ja jene Ausgabe von 1592 ein menschliches und menschlich unvollkommnes Werk sei. Sehr wohl! Die deutsche Wissenschaft hat nie etwas Anderes beweisen wollen; und auch hier ereignet sich heute das Wunder (wenigstens wollen es Viele noch nicht glauben), daß die besseren und wissenschaftlich gebildeteren unter den heutigen Päpstlichen wenn auch langsam eben dahin kommen, wo unsre deutsche Wissenschaft längst angelangt ist. Allein nun meint man von jener Seite, dieses Werk sei doch wohl das beste, welches damals festgestellt werden konnte: aber wie wenig das der Fall sei, folgt aus allem eben Erzählten. Und nun will man wenigstens alle die Lesarten der Vulgata von 1592 (abgesehen von offenbaren Druckfehlern) noch immer so viel als möglich vertheidigen und entschuldigen, sie den unstreitig besseren doch gerne gleichstellen, und flüchtet sich hinter allerlei Vorwände und Scheingründe, um die Vulgata von 1592 oder wenigstens so wie sie größtentheils einst aus Hieronymus' Feder floß als ganz richtig darzustellen; ja auch offenbare Schreibfehler, welche sich in sie während des Mittelalters eingeschlichen haben, möchte man gerne noch schützen, wenn päpstliche Kirche ohne sie nicht wohl bestehen zu können scheint.

Dies ist nämlich ein Hauptzweck der großen Variantensammlung Vercellone's. Wir können die vielen Verdienste, welche er sich hier erworben hat, aufs freudigste anerkennen. Er hat eine Menge der besten Handschriften neu verglichen, und auch alle die übrigen Hülfsmittel, welche zur Erkenntniß der Geschichte der Vulgata und ihrer Lesarten dienen, mit dem größten Fleiße benutzt: schon die Beschreibung dieser Handschriften und übrigen Hülfsmittel

ist bei ihm sehr lehrreich. Ganz neu ist bei ihm die genaue Nachweisung wie die Urheber der päpstlichen zwei Urausgaben überall im Einzelnen verfuhren, auf welche Gründe sich die Sixtiner, Sixtus selbst, die Gregorianer und die Clementiner stützten, und was sich Alles für ihre verschiedenen Lesarten sagen lasse. Aber indem er sich wissenschaftlich in ein Urtheilen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Lesarten der Vulgata einlassen will, irrt er meistens sehr, zeigt eine unangenehme Unbekanntschaft mit den sichersten Ergebnissen unserer heutigen Wissenschaft, und erreicht seinen eben angedeuteten Zweck fast nirgends. Die Ursachen der Unvollkommenheiten der Vulgata sind sehr mannichfach. Hieronymus selbst, in den meisten biblischen Büchern ihr Urheber, verstand unter seinen Zeitgenossen die Ursprachen besser und hatte ein feineres Gefühl für das richtige Uebersetzen als irgend ein Anderer: aber wie äußerst unsicher seine Uebersetzung oft ist, kann heute Jedermann aus unserer Wissenschaft leicht erkennen; und wie viele Fehler sind dann erst nach ihm in den langen Jahrhunderten des Mittelalters unvermerkt in sein Werk eingeschlichen, ohne durch die Ausgabe von 1592 in ihrer bequemen Ruhe gestört zu sein! Wir wollen jedoch das ungenügende Verfahren Vercellone's hier wenigstens an einigen deutlichen Beispielen sehen, die wir aus einer unabsehbaren Menge nur wie zufällig auswählen.

Gen. 1, 21, wo von der Thierschöpfung die Rede ist, scheint dem Verf. das anima *motabilis* als beweglich ein ganz unlateinisches Wort, und er möchte dafür mit einigen Handschriften mulabilis lesen; denn er meint mit Beda, nur der Mensch habe eine anima immutabilis. Allein der Gegensatz zwischen dem Sterblichen und Unsterblichen ist hier völlig fremd; und das Latein des Hieronymus

ist ja nicht immer ganz klassisch; dazu konnte er das entsprechende רְמֶשֶׂת unmöglich durch veränderlich übersetzen. — Gen. 2, 18 sagt Gott nach Hieronymus als Schöpfer faciamus; und nur eine Handschrift hat dafür *faciam*. Allein nach dem Hebräischen spricht Gott hier nicht in der Mehrheit von sich: und wer jene Erzählung wirklich versteht, wird nicht zweifeln, daß das auch allein als das Richtige hieher gehört und daß die Lesart in der Mehrzahl rein willkürlich aus der ganz verschiedenen Stelle 1, 26 sich hieher verschlagen hat. Auch hat sich Hieronymus hier offenbar nur durch die LXX irre führen lassen. Wollte unser Verf. also hier urtheilen, so hätte er Hieronymus' Irrthum gestehen sollen: allein er schweigt davon. — Weit wichtiger ist aber, daß unser Verf. in der so viel besprochenen Stelle 3, 15 die offenbar ganz irrthümliche Lesart *ipsa* (für ipse) conteret caput tuum dennoch nicht entschieden verwirft. Dies ist freilich die Stelle, welche die päpstliche Kirche auf die Jungfrau Maria zu ziehen liebt, und am Ende ist es doch nur eben diese dort kirchlich einmal und in neuester Zeit noch mehr als früher feststehende Ansicht über die Maria, welche unsern Verf. keine reine Sprache führen läßt. Jeder Sprachkenner weiß, daß ein weibliches sie hier im Hebräischen durch die gesammte Wortverbindung ebenso wie durch den allgemeinen Sinn der Rede völlig unmöglich ist: aber es läßt sich auch nachweisen, daß Hieronymus selbst hier *ipse* setzte und daß ipsa nur durch ein altes Mißverständniß in das Wortgefüge gekommen ist. Allein die Sixtiner, Gregorianer und Clementiner forderten *ipsa*; und unter vielem Hin- und Herreden meint unser Verf. dennoch, der Sinn ertrage beide Lesarten, man müsse aber populorum offensionem vermeiden und deshalb doch ipsa vorziehen. — In der ebenfalls so

berühmten Stelle Gen. 49, 10 übersetzt Hieronymus donec veniat *qui mittendus est*: er half sich hier also bei dem dunkeln Worte sehr gewaltsam so, daß er שְׁלֻחָה für שִׁילֹה las und dieses als „der zu Sendende“ erklärte. Unser Verf. spricht weder eine Billigung noch eine Mißbilligung dieses Verfahrens aus. — Bei Ex. 20, 2 bemerkt der Verf., alle die ältesten Handschriften machten Ego sum Dominus cet. v. 2 zum ersten, Non habebis deos cet. v. 3 ff. zum zweiten Gebote. Allein wie völlig unrichtig das sei, ist jetzt durch die stärksten Gründe bewiesen: man wird also auch in dieser wichtigen Frage das Ansehen der Vulgata nicht schützen können. — Viel Mühe gibt sich der Verf. um die Uebersetzungen des Wortes טוֹטָפוֹת Ex. 13, 16 appensum quid ob recordationem und Deut. 6, 8 et movebuntur 11, 18 collocate eos zu vertheidigen: allein man ersieht schon aus der ganz verschiedenen Art, wie Hieronymus es an den drei Orten übersetzt, daß er über seine Bedeutung völlig im Unsichern war; und dazu ist die Wortverbindung et erunt et movebuntur Deut. 6, 8 doch gar zu seltsam; ja man sollte meinen, Hieronymus selbst habe hier noch nicht die letzte Hand an sein Werk gelegt gehabt. — An einigen Stellen aber gibt unser Verf. die Unrichtigkeit der Uebersetzung zu. Ex. 32, 28 wo die Zahl der im Kampfe am Sinai Gefallenen bestimmt wird, hatte Sixtus V. die Lesart 33,000 gebilligt; es war nun freilich sehr billig, daß die Clementiner dafür 23,000 herstellten, und wirklich ist dies die Lesart der ältesten und der meisten Handschriften. Allein sie war gewiß nur aus 1 Cor. 10, 8 in einige alte christliche Handschriften geflossen, und so von Hieronymus aufgenommen. Dennoch will der Verf. nach dem Hebräischen 3000 lesen, obgleich nicht ohne Unbilligkeit

gegen die alten Zeugnisse für 23,000. Gibt man nun die Unrichtigkeit der Uebersetzung auch nur an einigen Stellen zu, warum soll man mit derselben Freiheit nicht überall verfahren und gestehen, daß überhaupt die Vulgata, auch wenn man sie heute noch rein aus Hieronymus' Händen hätte, für uns kein Muster einer richtigen Uebersetzung sein kann? — Deut. 6, 13 und 10, 20 hat die Vulgata ei (deo) soli servies; allein das soli ist offenbar nur ein Zusatz, welcher in alte christliche Handschriften schon vor Hieronymus aus Matth. 4, 10 floß; die Sixtiner wollten es daher mit den Löwenern auslassen, aber Sixtus stellte es wieder her und es blieb in der amtlichen Vulgata stehen. Unser Vf. will es nun zwar 6, 13, nicht aber 10, 20 festhalten, für welches Schwanken doch kein entscheidender Grund vorliegt. Zwar erklärt sich nun das Eindringen dieses *soli* sehr leicht aus dem Sinne der Redensart selbst: und will man etwas freier übersetzen, so kann man es hier leicht beibehalten, zumal es im Hebräischen nur fehlt, weil dieses den Nachdruck des Gedankens, daß man Gott allein dienen solle, weit kürzer auf andre Weise durch die bloße starke Voranstellung des אֹתוֹ bewirkt. Allein wenn man hier den Zusatz allein als einen unwillkürlich und unschuldig eingedrungenen vertheidigt, warum erhebt man denn gegen die ganz ebenso unschuldige Lutherische Uebersetzung von Röm. 3, 28 die heftige Beschuldigung und verbietet besonders wegen ihrer alle Verbreitung derselben?

Schon dies Wenige was uns hier aus dem reichen neuen Inhalte des Werkes anzuführen der Raum gestattet, wird hinreichen, die rechte Antwort auch auf die erste der drei obigen Fragen zu geben: es wird einleuchten, daß unser Verf. mit seinem übrigens so äußerst verdienstlichen Werke doch den näch-

sten Zweck, welchen er erreichen wollte, verfehlt hat. Es war eine Verirrung, die Vulgata überhaupt, und noch mehr sie in jener besondern Ausgabe von 1592 so einzig hoch, ja im Wesentlichen über die Bibel in ihren Grundsprachen selbst zu stellen: dies können wir heute noch viel leichter erkennen als vor 300 Jahren, und es sollte von allen Seiten ruhig zugegeben werden. Wir freuen uns sehr, daß so gelehrte Männer wie Ungarelli und Vercellone sich der richtigen Erkenntniß immer stärker nähern: doch wie gerne man dort wenigstens an der äußern Gestalt des alten Glaubens festhalten möchte, zeigt uns unter Anderm auch schon die Ueberschrift Vulgata latina Bibliorum *editio*, welche unser Verf. vorzieht. Eine bloße Bibelübersetzung ἔκδοσις syr. ܡܦܩܬܐ zu nennen, wurde zwar auch in den morgenländischen Kirchen früh Sitte: nichts desto weniger ist es ein ungenauer und leicht irreführender Sprachgebrauch, weil die schlichten Leser dadurch nur zu leicht verleitet werden, die bloße Uebersetzung ohne Weiteres der Urschrift gleichzusetzen. Und wie wenig Hieronymus selbst diese Aufschrift billigen würde, kann man schon aus seinem Prologus zur Genesis (Tom. IX der Vallarsischen Ausgabe) deutlich genug erkennen, so wie es ja überhaupt um alle Uebertreibung in der Werthschätzung seiner Bibelübersetzung zu vermeiden nichts Nützlicheres und nichts von selbst Naheliegenderes gibt als die Vergleichung alles dessen was wir noch heute in den vielen Werken des Hieronymus lesen können. Man sollte doch überall zunächst fragen, wie der Urheber eines Werkes selbst über es gedacht habe.

Indessen empfehlen wir den vorliegenden Band zum fleißigen Gebrauche, und wünschen eine recht baldige Vollendung des ganzen Werkes. Es ist dies

eins von jenen schönen Werken, welche mehr enthalten als man nach der kurzen Aufschrift, welche sie an der Stirne tragen, erwarten sollte. So theilt der Verf. gelegentlich (jedoch so viel wir sehen erst vom Deuteronomium an) einige Lesarten des so berühmten Cod. Vat., d. i. der ältesten Handschrift der griechischen Bibel, mit, welche der Cardinal Angelo Mai in seiner neulichst erschienenen Ausgabe dieser Handschrift dennoch nicht bemerkt hat, die aber auch von unserm Verf. selbst als dem letzten Vollender und Herausgeber des Mai'schen Werkes nicht beachtet und wenigstens nachträglich dort aufgenommen wurden. Wir bemerken dieses ausdrücklich als einen denkwürdigen neuen Beitrag zu der sonst schon so wenig rühmlich bekannten Geschichte jenes großen Werkes von Angelo Mai. Aehnlich gibt der Verf. in diesem ganzen Bande, besonders aber in dem Anhange S. 585 ff. sehr unterrichtende Bemerkungen über die Itala, da ja diese älteste lateinische Uebersetzung noch lange Zeiten hindurch mit der neuern des Hieronymus zugleich gebraucht und so beide Uebersetzungen stellenweise stärker gemischt wurden. Seit den Verdiensten, welche sich vor hundert Jahren Sabatier und Blanchini um die Itala erwarben, erwacht auch für diese in der neuesten Zeit wieder eine größere wissenschaftliche Theilnahme, und neue wichtige Bruchstücke von ihr werden allmählich wieder veröffentlicht. Wir weisen daher bei dieser Gelegenheit auf die Fragmenta versionis latinae antehieronymianae hin, welche Dr Ernst Ranke in zwei kleinen Bänden (Marburg, 1856 und 1858) veröffentlicht hat, zumal sie unserm Verf. bis jetzt unbekannt geblieben zu sein scheinen.

H. E.

Berlin

Verlag von Gustav Schlawitz 1857. Der Prophet Jesaia, übersetzt und erklärt von D. Moritz Drechsler. Dritter Theil, die Capitel 40—66 enthaltend. Nach dem Tode Drechslers fortgesetzt und vollendet von Franz Delitzsch in Erlangen und August Hahn in Greifswald. Oder: Des Propheten Jesaia letzte Reden, Capitel 40—66, übersetzt und erklärt von D. August Hahn in Greifswald. Mit Beilagen von D. Franz Delitzsch in Erlangen. 416 S. in Octav.

Der Drechslersche Commentar zum Jesaia, durch des Verf. Tod unterbrochen, erscheint hiermit dergestalt fortgesetzt und vollendet, daß D. Hahn die eigentliche Arbeit übernommen, und D. Delitzsch Beilagen hinzugethan hat, wobei es jedenfalls zweckmäßiger gewesen wäre, wenn diese Zugaben mit den nöthigen Trennungszeichen in den Text aufgenommen worden wären, als daß sie hinten angehängt werden. Was das Verhältniß des Herausgebers zum Verfasser anbelangt, so wurden ihm die Papiere Drechslers, welche sich auf diesen Theil der Jesaianischen Weissagungen bezogen, zwar übergeben, er fand sie jedoch weder geeignet, als Grundlage für die Auslegung zu dienen, noch boten sie auch überhaupt für die Erklärung ein wesentlich förderlich scheinendes Material, weshalb er nur bei der Bearbeitung der ersten Kapitel hier und da einzelne Bemerkungen Drechslers mittheilt, aber auch diese geringe Benutzung der Drechslerschen Papiere im weitern Verlaufe der Auslegung als wenig zweckdienlich nicht fortgesetzt hat. Die Arbeit des Herausgebers ist also eine selbständige.

Der vorliegende Commentar zeichnet sich dadurch aus, daß er die seit Döderlein angefochtene Echtheit

der Jesaianischen Orakel von Kap. 40—66 in Schutz nimmt, und für seine Behauptung folgende Gründe anführt. Der Bestand des Tempels in Jerusalem und des gesetzlichen Gottesdienstes in demselben wird in unsern Weissagungen mehrfach ausdrücklich bezeugt. In unsern Weissagungen wird wiederholt der ausgedehnteste greuelhafteste Götzendienst als neben dem gesetzlichen Jehovadienste bestehend dem Volke zum Vorwurfe gemacht; eine solche Herrschaft des Götzendienstes fand aber in Israel wohl nur in den Zeiten vor dem Exile Statt, und daß Israel auch während des Exils noch unter dieser Herrschaft des Götzendienstes gestanden habe, läßt sich nicht erweisen. In unsern Weissagungen wird an mehrern Stellen die unter dem Volke herrschende Ueppigkeit und Schwelgerei, seine Zwietracht, Streit- und Mordsucht, die grausame Unterdrückung, deren die Obern gegen die Niedern, und die treulose Widersetzlichkeit, deren die Niedern gegen die Obern sich schuldig machten, geschildert, welche Schilderungen vollkommen den Verhältnissen des Volkes vor dem Exile entsprechen, sich aber schwerlich mit den exilischen Zeiten vereinigen lassen. In unsern Weissagungen wird mehrfach ausdrücklich erklärt, daß Jehovah bisher seit der Urzeit die Sünden des Volkes in Langmuth, ohne strafend gegen dasselbe einzuschreiten, angesehen und getragen habe. Endlich wird in unsern Weissagungen das Gericht dem Volke als die unausbleibliche, in der nächsten Zukunft über dasselbe zu verhängende Strafe seines sündhaften Lebens und Treibens in vielen Stellen erst angedroht. Von diesen aufgezählten Gründen hat nur der erste, daß an mehrern Stellen der Tempel noch als stehend bezeichnet werden soll, ein eigentliches Gewicht; allein die angegebenen Stellen beweisen nicht, was sie beweisen sollen. Kap. 63, 18 redet

von einer Plünderung des Heiligthums, Kap. 65, 11 von dem heiligen Berge als dem Sitze wahrer Gottesverehrung, die daselbst wieder aufgerichtet werden soll, und Kap. 66, 6 redet allerdings vom Tempel, aber da Gott zuvor gesagt hat, daß er kein äußerliches Heiligthum mit einem äußerlichen und heuchlerischen Gottesdienste begehre, so wird an dieser Stelle von einem solchen falschen Tempel geredet, den Gott nicht zu seinem Wohnsitze nehmen werde. Abgesehen von den übrigen Gründen sind es besonders zwei Umstände, welche die fraglichen Orakel dem Jesaia absprechen. Zuerst die namentliche Erwähnung des Cyrus Kap. 44, 28 und 45, 1. Der Name wird einfach als geschichtliche Person genommen und keine Deutelei desselben versucht; allein daß sich die Weissagung auf concrete geschichtliche Personen erstrecke, ist nicht erwiesen worden, und kann auch nicht erwiesen werden. Zweitens die verschiedene Christologie unserer Weissagungen von der des Jesaia. Die Christologie des Jesaia hat zu ihrem wesentlichen Momente die Herrschaft des göttlichen Gesetzes im menschlichen Geschlechte unter einem jüdischen Könige, als dem Stellvertreter Jehovah's; dagegen gründen unsere Orakel das Gottesreich auf die Erbsünde, das Leiden des Messias und auf die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts. Dieser verschiedene Standpunkt muß durchaus festgehalten werden, wenn man diese Orakel in ihrer religiösen Tiefe auffassen und erklären will. Unsere Orakel rühren wahrscheinlich von einem Propheten aus der Jesaianischen Schule her, und wurden deshalb mit den Orakeln des Jesaia in Verbindung gesetzt.

Die Auslegung ist im Ganzen befriedigend, und nur wider einige Stellen erlauben wir uns einige Bemerkungen. Kap. 47, 3 wird übersetzt: Ich will

Rache nehmen, und ich will nicht treffen einen Menschen, was heißen soll, Jehova wolle Babel so vollständig aller seiner Herrlichkeit entkleiden, daß er nicht einmal einen Menschen mehr darin finde, daß es völlig menschenleer vor ihm dastehe. Allein פָּגַע heißt, Jemand feindlich anfallen, und zu אָדָם ist das כְּ similitudinis zu ergänzen, so daß der Sinn ist, Gott werde Babel anfallen nicht wie ein Mensch, sondern auf außerordentliche Weise. Daß Verfasser Kap. 53, 12 die wohlbegründete und allgemein angenommene Erklärung, der Messias werde, vermöge seines hohenpriesterlichen Amtes, Fürbitte für die Sünder thun, mit der nichtssagenden, er werde die Uebertreter treffen lassen, vertauscht, hätten wir nicht erwartet. Nach der Uebersetzung: Siehe, fort und fort fremd sein wird Niemand weg von mir; wer fremd ist mit dir, wird an dich fallen, soll Kap. 54, 15 heißen, alle Völker werden sich an den Gottesstaat anschließen. Dieser Sinn ist richtig, aber einfacher ist jedenfalls die Construction, wenn man גּוּר für wohnen nimmt und übersetzt: Siehe, Nichts wird außer mir wohnen; wer mit dir wohnt, wird dir zufallen. Die Auslegung von Kap. 65, 20, der Sünder wird hundert Jahre alt verflucht werden, gibt keinen Sinn, sondern חָטָא ist in der Bedeutung von verfehlen zu nehmen, und der den Sohn von 100 Jahren Verfehlende, der keine 100 Jahre alt wird, soll als ein Verfluchter gelten, der zu früh gestorben ist.

Holzhausen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Juli 1860.

Berlin

L. Oehmigk's Verlag 1850. Lehrbuch der christlich kirchlichen Archäologie von Heinrich Ernst Ferdinand Guericke, Dr. der Theologie und Philosophie und Prof. der Theol. zu Halle. Zweite wesentlich verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. 323 S. in Octav.

Die kirchliche Archäologie gehört unter diejenigen Disciplinen, welche sich von der Kirchengeschichte abgelöst, und zu selbständigen Wissenschaften gestaltet haben. Eine selbständige Wissenschaft hat ebensowohl einen selbständigen Zweck, als sie eine bestimmte, in sich abgeschlossene Materie verlangt. Ueber diese wichtigen Punkte sind aber die Archäologen keineswegs einig, sondern sie weichen sowohl in der Bestimmung der Zeit, wie weit sich die Wissenschaft erstrecken soll, als auch in der Bestimmung der Gegenstände, welche in dieselbe aufgenommen werden sollen, und über die Art der Eintheilung und Behandlung dieser Gegenstände vielfach von einander ab. Der Gründer der Archäologie ist der

Engländer Joseph Bingham, und es ist nicht zufällig, daß ein Mitglied der anglicanischen Kirche, welche unter allen Kirchen den Zusammenhang mit der alten katholischen Kirche am lebendigsten festgehalten hat, diesen Beruf gehabt hat, sondern dieser Umstand gibt einen Fingerzeig zur Auffindung des wahren Zweckes der Archäologie. Wie es bei allen Wissenschaften der Fall ist, so geht es auch der kirchlichen Archäologie. Die Wissenschaften entstehen nach einem innern Triebe, und erst allmählich fängt der menschliche Geist an, sich ihres Zweckes klarer bewußt zu werden. Verfolgen wir die Spur weiter, daß die kirchliche Archäologie den Zusammenhang der neuern kirchlichen Zustände mit der alten katholischen Kirche herstellen, beleben und unterhalten soll, so liegt darin, daß die getrennten Kirchenparteien der neuern Zeit in der alten katholischen Kirche eine gemeinsame Wurzel und eine wesentliche Beziehung zu derselben haben. Darin liegt für die kirchliche Archäologie eine im höchsten Grade wichtige geschichtliche Aufgabe. Die getrennten kirchlichen Parteien sollen sich dereinst, wenn die innern Parteikämpfe überwunden sind, auf Grundlage der alten katholischen Kirche, zu einer neuen, herrlichern katholischen Kirche wiedervereinigen. Zu diesem Zwecke sollen sich die getrennten Kirchenparteien in das Studium der alten katholischen Kirche vertiefen, und aus diesem Grunde wird auch die kirchliche Archäologie von allen Kirchenparteien auf gleiche Weise bearbeitet. Die Archäologie erstreckt sich mithin auf die alte Kirche, und ist diese mit dem sechsten ökumenischen Concile abgeschlossen, so ist dieses Concil eben auch der Grenzpunkt der Archäologie. Weiter liegt es nach diesem geschichtlichen Standpunkte in der Idee der Archäologie, daß sie die alte katholische Kirche als vollständigen, in sich zusam-

menhängenden und durchgebildeten Organismus nach seiner äußern und innern Seite, oder die äußere und innere Verfassung der alten katholischen Kirche in ihrer gegenseitigen Beziehung und Durchdringung darstellen soll. Der Standpunkt des Verf. ist von dem entwickelten nicht wesentlich verschieden. Die kirchliche Archäologie hat nach ihm die historische Entwickelung der zwiefachen kirchlichen Formen, wie sie sich entweder auf die socialen Zustände der Kirche, oder auf den kirchlichen Cultus und das damit Zusammenhängende beziehen, genetisch zu verfolgen und bis zur Zeit Gregor des Großen oder bis 600 nach Chr. darzustellen, welche Aufgabe vom Verf. mit gründlichem Quellenstudium und tiefem Eindringen in das kirchliche Leben ausgeführt wird.

Bei der christlichen Ehe, der Grundlage des christlichen Lebens, mußte von der christlichen Definition derselben, wie sie in den Worten Tertullians: nulla spiritus carnisve discretio, atquin vero duo in carne una, gegeben ist, ausgegangen werden, weil alsdann erst die Knüpfung des ehelichen Bandes unter Berathung der Geistlichen, die Bekränzung der Brautleute, als Bild der Siegeskrone gegen die Wollust und bewahrter Keuschheit, die Trauringe, als Bild gegenseitiger Treue und innigster Vereinigung, der Genuß des h. Abendmahls von Braut und Bräutigam und die Einsegnung der Neuvermählten durch den Bischof ins rechte Licht treten. Bei den gemischten Ehen mußte wohl unterschieden werden zwischen den Ehen mit Heiden und zwischen den Ehen mit Häretikern und Juden, welche die Grundlehren der christlichen Religion boshaft verwarfen; denn nur auf die Ehen mit solchen beziehen sich die kirchlichen Verbote von Concil. Eliberit. an. 305. can. 16. Concil. Aurelian. II. a. 533. c. 19. Concil. quinis. Trull. an. 692. c. 72.

Von der christlichen Gemeindeverfassung wird keine bestimmte Erklärung gegeben, und deshalb wird der Unterschied unter lehrenden und regierenden Presbytern in der alten Kirche verworfen, wodurch der Ansatz zur Bildung einer selbständigen Gemeindeverfassung in den christlichen Kirchen geleugnet und die Reformationstendenz von Wiklef, Huß und Calvin des geschichtlichen Bodens beraubt wird. Daher steht auch das, was von der kirchlichen Zucht richtig gesagt wird, daß der ernsteste Erweis des christlichen Gemeingeistes in der kirchlichen Zucht bestand, welche widerchristliches Wort und Werk, wo es offen hervortrat, in Vollmacht der durch Christus der Kirche übergebenen Gewalt der Schlüssel nach apostolischer Ordnung zur möglichsten Behauptung des heiligen Charakters auch der äußern christlichen Gemeine, zur Bewahrung ihrer Glieder vor der Gefahr bösen Beispiels, zur Verstopfung der Lästermäuler von außen, zur heilsamen Erschütterung und Bußerweckung des Gezüchtigten, durch Ausschluß von Kirchengemeinschaft und Communion ausschied, ohne geschichtlichen Zusammenhang da. Ebensowenig wird bei den Diakonen und Diakonissinnen von den kirchlichen Anstalten für Arme, Kranke, Alterschwache, Waisen, Findlinge, für Herberge und Pflege der Fremden gehandelt, sondern diese Materie steht unter dem Namen der Philadelphie für sich da, während grade hierin das kirchliche Gemeindeleben seine eigentliche Thätigkeit und Wirksamkeit fand. Die Anfänge zur Bildung einer kirchlichen Gemeindeverfassung sind in der alten Kirche jedenfalls vorhanden gewesen, namentlich in der nordafrikanischen Kirche, wo jedoch Verf. nicht weiß, welche Stellung er den Laienältesten, Seniores plebis, geben soll. Jedenfalls waren es höhere Rücksichten, welche die Bildung einer selbständigen Gemeindeverfassung hinder-

ten. Die Montanisten, Novatianer, Donatisten, welche dieselbe vertraten, waren sämmtlich vom Sectengeiste durchdrungen, und brachten einen Auflösungsproceß in die Kirche, welchem entgegengetreten werden mußte. Die kirchliche Reaction gegen die Gemeinde erfolgte in der Person des karthagischen Bischofs Cyprian, dessen Schrift de unitate ecclesiae dem Episkopate eine Stellung in der Kirche gab, wobei die Bildung einer Gemeindeverfassung unmöglich war. Nicht viel besser, als den alten Secten, erging es Wiklef, Huß und Calvin mit ihrer Gemeindeverfassung, die auch einen unkirchlichen Geist hatte, und deshalb entweder gar nicht, oder nur unvollkommen ins Leben getreten ist. Eigenthümlich geht es in dieser Sache dem Verf. Erst hat er die Gemeindeverfassung negirt, und darauf negirt er auch die Kirchenverfassung. Vom Episkopate wird die ursprüngliche Gleichheit mit dem Presbyterate behauptet, und Rothe wird mit seiner Behauptung innerhalb der evangelischen Kirche, daß das eigentliche Episkopat nach eigener testamentarisch apostolischer Anordnung sich gebildet habe, abgewiesen. Das ist die alte Streitfrage, welche schon Jahrhunderte lang gedauert hat, ohne entschieden zu sein, und welche auch von diesem Standpunkte aus nicht entschieden werden kann. Der Standpunkt muß in dieser wichtigen Sache geändert, und es muß forthin gefragt werden, ob die Kirchenverfassung positiver oder geschichtlicher Art sei. Positiver Art kann die Kirchenverfassung nicht sein, der Stifter der Kirche kann derselben keine positive Verfassung vorgeschrieben haben, weil sonst die christliche Kirche jedenfalls ein auf Zeit und Raum beschränktes Institut wäre. Also ist die Kirchenverfassung geschichtlicher Art, und da die christliche Kirche ein wesentliches Institut der

Menschheit ist, so muß ihre Verfassung für jede Periode ihrer Geschichte die rechte sein. Die Vorsteher der christlichen Kirche heißen Presbyter, so lange sich dieselbe auf den jüdischen Boden beschränkte. Sobald sich die Kirche in der heidnischen Welt zu verbreiten begann, kamen zu den Presbytern die Bischöfe hinzu, die allerdings zuerst mit den Presbytern identisch sind. Aber wozu für dieselbe Sache zwei verschiedene Namen, wenn nicht im Episkopate wenigstens dem Keime nach das höhere Amt begründet lag? Schon bei dem apostolischen Vater Ignatius finden wir das Episkopat als höheres Amt dem kirchlichen Auflösungsprocesse durch die Häresie gegenübergestellt, beim Cyprian noch mehr, und in dem höchsten Grade im Papste. Nachdem durch das Papstthum die höhere kirchliche Einheit festgestellt worden war, suchten alle diejenigen Elemente des kirchlichen Lebens wieder zu ihrem Rechte zu kommen, welche bei der Feststellung der höhern kirchlichen Einheit verkürzt und unterdrückt worden waren. Hieraus ging die Reformation hervor. Vermöge dieser hat die evangelisch-lutherische Kirche, nach der Ansicht des Verf., das Episkopat zu apostolischer Nüchternheit zurückgeführt. Dieselbe hat wesentlich in apostolischem Sinne das Episkopat und Presbyteriat identificirt, indem man nur formal, zu menschlich guter Ordnung und im Respecte vor einer altkirchlichen Einerleiregel, einer eigentlich episkopalen Superioritätsordnung, wo sie göttlichem Rechte nicht widerstrebe und menschlichem gemäß bestehe, die Anerkennung nicht versagte, sondern, während sie in jedem Pastor einen Bischof sehe, nur insofern an dem specifisch-episkopalen Amte (sei es in persönlicher, sei es in collegialisch-consistorialer Form) festhielt, als man etwa höhere Geistliche mit einem

Theile der episkopalen Würde und des bischöflichen Amtes, auch wohl mit diesem, oder einem verwandten Namen bekleidete. Wo liegt hierin ein Standpunkt oder auch nur ein Wink für die evangelisch-lutherische Kirche bei ihrer gegenwärtig so sehr verwirrten Verfassungsangelegenheit?

In dem Abschnitte vom Cultus vermissen wir eine Definition des Kirchenjahres. Statt dessen wird gesagt, daß durch das Andenken an die großen Thatsachen des Evangeliums von jeher dem Christen jeder Tag geheiligt worden sei, daß man indeß bald, theils dem Bleibenden in alttestamentlicher Analogie, theils dem Bedürfnisse der geistlich sinnlichen Menschennatur und der Pflicht stets lebendigen Dankes für Gottes herrliche Erbarmung gemäß, bestimmte Tage und Zeiten hervorhob, damit ihre Feier auf alle übrigen Tage belebend zurückwirke. Was hier gesagt wird, ist nicht unrecht gesagt, aber es trifft die Idee des Kirchenjahres nicht, des Trägers des kirchlichen Lebens, ohne dessen Wiedererweckung an einen neuen Aufbau der Kirche nicht zu denken ist. Bei dem Osterstreite wird die römische Ansicht als eine in ihrer Totalität des freien Geistes der christlichen Kirche würdigere als die jüdisch-christliche bezeichnet; dieselbe war aber die einzig mögliche, wenn es in der christlichen Kirche, mit Grundlage des Sonntags, zu einem bestimmten Festcyclus kommen und dadurch die Grundlage zu einem Kirchenjahre gelegt werden sollte. Nachdem von den christlichen Hauptfesten gehandelt worden ist, wird in einer Anmerkung vom Kirchenjahre geredet, und hier finden wir folgende Stelle, welche zu einer Definition des Kirchenjahres allerdings sehr wohl zu gebrauchen ist: „Mit dem Advent begann das kirchliche Jahr mit der Vorbereitung auf das fröhliche Fest der Mensch-

werdung Christi, das Fest der Offenbarung Gottes als des Vaters, dem in Ostern und Pfingsten die Feste des Sohnes und heil. Geistes folgten. Die nachweihnachtliche Epiphanienzeit stellte das prophetische Amt Christi in ihrer Feier dar, die Fastenzeit das hohenpriesterliche, die Paschal= und Pentekostalzeit das königliche, worauf endlich die dann folgende ganze Trinitatiszeit, als Nachhall des letztern, die Christen, die durch das Pfingsten Wiedergebornen, als Wiedergeborne erscheinen ließ.“ Bei den Marienfesten durfte nicht unerwähnt bleiben, daß sich in der Maria, nach dem Hohenliede, die Braut Gottes oder die Kirche darstellte, und daß der Mariencult wuchs, je mehr die Kirche zu einem positiven Organismus wurde, indem man mit der Maria zugleich seine Ehrfurcht gegen die Kirche darlegte. Indem in unsern Tagen Pius IX. die unbefleckte Empfängniß der Maria sanctionirt hat, hat er damit zugleich das positive katholische Kirchenthum als das unbefleckte, reine und wahre sanctionirt. Mag dieses Kirchenthum innerlich beschaffen sein, wie es will; im Gegensatze gegen die Umwälzungstendenz der Zeit hat es in den Augen Vieler einen hohen Werth. Man hat häufig gesagt, der Papst habe einen unüberlegten Schritt gethan, und ohne Noth einen die römischkatholische Kirche innerlich trennenden Zwiespalt auf das Neue belebt; allein zu einer unüberlegten Handlungsweise ist dieser Papst viel zu klug, und er weiß recht wohl, was er gethan hat. Im spätern Mittelalter, heißt es vom Fronleichnamsfeste, kam noch ein ganz neues und heterogenes Fest hinzu, die Krone aller Feste der katholischen Kirche und das glanzvollste aller, nämlich die Transsubstantiationsfeier in dem Frohnleichnamsfeste. Dieses Urtheil darf nur auf die Form der realen Ge=

genwart Christi im Sacramente und in der Kirche, nicht auf die reale Gegenwart Christi an sich, welche im Gegensatze der dieselbe leugnenden Häresie durch das Fest vertreten wird, dieses Urtheil darf nur auf die Vermittlung der realen Gegenwart des Gottmenschen durch die Priester und die Wandlung der Elemente bezogen werden. Ueber den rechten Mittelweg, welchen die lutherische Kirche bei den Festen traf, lautet das treffende Urtheil des Verfs: „Die Kirche der reinen Reformation, die evangelisch-lutherische, behielt alle wahrhaft archäologisch begründeten Feiertage kindlich bei, namentlich alle Gedächtnißtage der Apostel und anderer gotterleuchteten und gottgeheiligten Glieder Christi, ferner die evangelisch begründeten und vielmehr den Herrn selbst, als seine Gebärerin meinenden unter den Gedächtnißtagen der heiligen Jungfrau, endlich auch das Michaelisfest, so wie die mit dem Oster-, Pfingst- und Weihnachtscyclus wirklich zusammenhängenden. Nur führte sie alle diese Feste, denen sie auch selbst ein Fest zum Gedächtniß der reformatorischen Gottesthat angereiht hat, auf ihre wahre Bedeutung und bezugsweise auf eine untergeordnete Feier, die ja ohnehin nur dem wahrhaft Göttlichen ihres Objects gelte, zurück. Dagegen hat die Ultrareformation, die ja in ihrer strengsten puritanischen Gestaltung selbst die drei hohen Feste und ihre Cyclen nach der Consequenz ihres Princips festlich zu begehen sich weigert, durch hyperpneumatische Abrogation alles Laubgewindes an den Pfeilern des Kirchenjahres, ja im Grunde dieses Pfeilerbaues selbst, sich auch und zumal in diesem Stücke die historisch archäologische Basis selber entzogen, und durch Aufnahme eines modificirten Festes aller Seelen in einem Todtenfeste, wie durch vagirendes prunkendes Begehen ei-

ner Masse von Missionsfesten hat eine gewisse modern ultrareformatorische Fraction natürlich auch grade am wenigsten jene Basis wiedergewinnen können.“ Ueber das Todtenfest haben wir zu einer andern Zeit erklärt, daß die Kirche den Todten kein Fest feiere, weil Gott ein Gott der Lebenden und nicht der Todten sei, und daß dieses Fest, wenn es anders eine Bedeutung haben solle, das Fest der Seligen heißen müsse, um die lebendige Gemeinschaft der diesseitigen Gemeinde mit der jenseitigen auszudrücken. Endlich hätten wir bei der Einrichtung der christlichen Kirchengebäude eine Erörterung des Verhältnisses derselben zu dem jüdischen Tempel gewünscht, insofern in den christlichen Kirchen das Allerheiligste mit dem Heiligen verbunden wurde und die priesterliche Vermittlung mit Gott wegfiel, und insofern weiter der Vorhof mit dem Heiligen durch das Schiff der Kirche verbunden wurde, so daß sich die Gemeinde dem Heiligen nahen durfte und Gott, der nicht mehr der dunkle, sondern der offenbare war, in dem Gekreuzigten oder dem Crucifixe auf dem Altare angebetet wurde.

Von dem kirchlichen Gottesdienste wird statt einer Definition desselben gesagt, der christliche Gottesdienst habe aus Handlung des Wortes und Sacraments in Wechselbeziehung mit der Gemeinde bestanden, also aus gemeinsamer Schriftlesung und Betrachtung, Gebet und Gesang, wozu dann noch ein gemeinsames Brudermahl mit der Feier der Communion kam; die Taufe ward meist abgesondert verrichtet. Da in dieser Auffassung das Sacrament nicht als der Mittelpunkt, sondern nur als Anhang des Gottesdienstes erscheint, so muß dieselbe als eine verfehlte angesehen werden. Bei der Lehre von der Taufe wird über das apostolisch Symbol gesagt,

daß aller Grund vorhanden sei, das apostolische Symbol als apostolisches anzuerkennen, möge es in seiner integrirenden Gestalt nun wirklich unmittelbar von den Aposteln selbst herrühren oder nicht. Indem bemerkt wird, daß es, als Vorbereitung auf die Theilnahme an der Communion, in der alten Kirche an einem eigentlichen Beichtacte gefehlt habe, daß aber doch die älteste Kirche ein Analogon der Beichte in ihrer ernsten Kirchenzucht gehabt habe, und wenn darauf fortgefahren wird, daß die spätere Ohrenbeichte, als integrirendes Element des nunmehrigen katholischen Bußsacraments, die Bußeinrichtung ins Extrem trieb, welches dann erst die Praxis der Privatbeichte in der evangelischen Kirche auf die rechte heilsame Ordnung zurückführte, so kennen wir keine Praxis, sondern nur eine Unpraxis der Privatbeichte in der evangelischen Kirche, welche auch, trotz der Versuche in der neuern Zeit, die Privatbeichte wiederherzustellen, eine Unpraxis bleiben wird, und meinen, daß man bei dieser wichtigen Frage zu der alten Kirche zurückgehen und untersuchen müsse, wiefern sie die Buße zur Vorbereitung auf das heilige Abendmahl, oder zur Kirchenzucht rechnete, die einen wesentlichen Theil der Gemeindeverfassung ausmachte. Holzhausen.

München

1860. Catalog der Antiken-Sammlung aus dem Nachlass des kgl. bayer. Geh. Rathes, Professors Dr. Friedrich von Thiersch. II u. 30 S. in Octav.

Wir wollen nicht versäumen, auf die obige Sammlung aufmerksam zu machen, welche nicht bloß wegen ihres Begründers und einstmaligen Besitzers,

sondern auch wegen ihrer Bedeutsamkeit unser größtes Interesse in Anspruch nimmt. Es ist der Wunsch der Schüler und Freunde Thiersch's, daß dessen Sammlung ungetrennt erhalten bleiben und für das klassische Kunststudium fruchtbar gemacht werden möge. Ihre Erwerbung erscheint besonders für Lehranstalten und kleinere Museen äußerst empfehlenswerth. Die Angehörigen des Verewigten sind bereit, auf an sie ergehende Anfragen über die Verkaufsbedingungen weitere Auskunft zu ertheiltn.

Der von Hrn Dr C. von Lützow unter Beihülfe der Herren Prof. J. von Hefner und Dr H. Thorbecke einsichtsvoll abgefaßte Catalog, welcher in Commission der Kaiser'schen Buchhandlung zu München erschienen ist, führt 612 verschiedene Stücke auf:

I. Bronzen, a. statuarische Werke, ägyptische N. 1—21, griechische, etruskische und römische N. 22—44, b. Gefäße und Geräthe N. 45—207; darunter die großen Bronzegefäße, welche Thiersch aus der Verlassenschaft des Hofraths Linckh in Stuttgart erwarb. Die meisten der übrigen Bronzen stammen aus dem italiänischen und deutschen Kunsthandel.

II. Arbeiten in Stein und verwandten Stoffen, a. statuarische Werke, ägyptische N. 208—238, griechische und römische N. 239—276, b. architektonische Fragmente N. 277—291 (eine sehr lehrreiche Abtheilung; in ihr sogar ein Bruchstück von einer Säulenbasis aus Mykenä von grünlichem Stein, mit Schuppen und Spiralornamenten füllt, dasselbe, welches in den Abh. der bayer. Akad. der Wissensch. I. Kl., Bd VI, 1, Taf. I, A, abgebildet ist).

II. Terracotten, a. statuarische, ägyptische N. 292—294, griechische und römische, N. 295—360

(darunter Terracottafigürchen aus dem griechischen Mutterlande und aus Großgriechenland, welche sich auch durch Schönheit besonders auszeichnen; die unter N. 314 aufgeführte Gruppe von der Insel Nisyros, Aphrodite und Eros oder, nach Andern, Adonis darstellend, hat Thiersch Vet. artif. opera vet. poet. carmin. optime explicari, Taf. 5, herausgegeben), b. Lampen und andere Geräthe N. 361—399, c. bemalte Thongefäße N. 400—510.

IV. Arbeiten in Glas und Edelstein, a. geschnittene Steine und Pasten N. 511—549 (die laut eines handschriftlichen Verzeichnisses aus dem Nachlasse des berühmten Göttinger Philologen Chr. G. Heyne stammen), b. verschiedene Luxusgegenstände N. 550—562 (darunter die schönen Fragmente von »murrina cocta«, welche Thiersch in den Abhandl. d. bayer. Akad. d. Wiss. I. Kl., Bd 1, zu S. 505 bekannt gemacht hat), c. gewöhnliche Glasgefäße N. 563—580.

V. Griechische Inschrift, N. 581.

VI. Gypsabgüsse (außer einigen bekannten auch manches seltenere Stück aus den Münchener öffentlichen Sammlungen enthaltend), a. Statuen und Köpfe N. 582—599 (der unter N. 592 verzeichnete „colossale Bakchuskopf, aus Schorn's Besitz, in Deutschland Unicum“ ist ohne Zweifel der Marmorkopf im Leydener Reichsmuseum, welchen Schorn in den Monum. ined. d. Inst. arch. Vol. II, t. 41 herausgegeben hat, vgl. Denkm. d. alten Kunst Bd II, Taf. 31, N. 345), b. Reliefs N. 600—612 (darunter eins bezeichnet als „Götterzug, ähnlich dem capitolinischen und korinthischen Puteal, auf zwei langen Streifen: Zeus, Here, Hephaistos, Aphrodite, Hermes, Artemis (nach r.), und Herakles, Demeter, Apollon, Athene, Ares,

Poseidon (nach l.)", dessen Original mir unbekannt ist).

Herr von Lützow hat die Stücke, welche durch Schönheit oder Seltenheit besonders hervorragen, durch gesperrte Schrift bemerklich gemacht; die, an deren Echtheit er Zweifel hegte, durch Sternchen neben den Ziffern bezeichnet. Es sei uns erlaubt, hier wenigstens ein paar Bemerkungen in sachlicher Beziehung zu machen.

Unter N. 243 wird zwischen den Arbeiten in Stein und verwandten Stoffen der „Torso eines Genius" von 8" 6''' Höhe (nach dem Pariser Zollstabe) aufgeführt, von dessen Flügeln man nur noch die bronzenen Ansätze an den Schultern bemerke. Also, insofern wir die letzten Worte nicht mißverstehen, ein Beleg für den neulich in Gerhard's Denkmälern und Forschungen (März 1860, Seite 27 fl.) in Zweifel gezogenen Umstand, daß auch bei Marmorwerken so geringen Maßstabes dergleichen Dinge aus Bronze hinzugefügt wurden.

Unter N. 376 wird eine Lampe aus Thon angeführt mit der Inschrift: *ΑΛΕΕΑ ΚΟΙΝΤΟΣ*. Ist das erstere Wort richtig gelesen, und hat sich der Verfertiger der Inschrift geirrt? Daß dieser *ΑΛΕΞΑ* geben wollte oder hätte geben sollen, unterliegt uns keinem Zweifel. Da Herr von Lützow angibt, daß jene Inschrift „im Umkreise" stehe, soll wohl *ΚΟΙΝΤΟΣ ΑΛ*. gelesen werden Nun ist aber *ΚΟΙΝΤΟϹ ΑΛΕΞΑ* als angeblicher Steinschneider auf einem im Florentiner Museum befindlichen Sardonyxfragment bezeichnet. *ΑΥΛΟϹ ΑΛΕΞΑ ΕΠΟΙΕΙ* kommt auf einer Glaspaste des britischen Museums vor. Die Inschrift *ΑΛΕΞΑ* findet sich allein mehrfach auf geschnittenen Steinen, um den Künstler anzudeuten. Einmal trifft man

auch den Namen im Nominativ: *ΑΛΕΞΑΣ ΕΠΟΙΕΙ*. Alle Fälle sind mehr als bedenklich. Vergl. H. Brunn Gesch. der griech. Künstler Bd II, Abth. 2, S. 543 fl. und S. 630 fl. Demnach unterliegt es uns, bis wir eines Besseren belehrt werden, keinem Zweifel, daß auch die Thiersch'sche Lampe ein modernes Machwerk ist, welches inzwischen der Inschrift wegen auch so ein namhaftes Interesse hat.

Indem wir uns versagen, auf die bemalten Thongefäße im Einzelnen genauer einzugehen, obgleich mehr als eines dazu einladen könnte, und nur die Frage stellen wollen, ob das „Kreuz", welches auf dem Carneol unter N. 523 Amor in der Linken halten soll, nicht als Fackel mit Querstab zu fassen sei, wollen wir nicht unterlassen auf den Carneol unter N. 533 besonders aufmerksam zu machen. Die Darstellung ist „Sol auf der Quadriga, die Geißel schwingend, über seinem Haupt den Mond zwischen zwei Sternen, hinter ihm die Sphinx." Bekanntlich hat Welcker die Sphinx auf die Sonne bezogen. Ich stimme so ziemlich mit ihm überein, nur daß ich an den Sirius denke, der, wenn er zuerst in der Morgendämmerung erscheint, die heißeste Zeit des Jahres herbeiführt. Gegen uns hat neulich Stephani gesprochen. Er scheint der Meinung zu sein, daß meine Ansicht bloß auf Bildwerken beruhe. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Sie basirt sich vielmehr zunächst auf die bekannte Beziehung des Löwensymbols und auf die Mythen von der Sphinx. Ich meine nur, daß von jener Auffassungsweise auch auf Bildwerken Spuren vorkommen. Und in dieser Meinung bestärkt mich die in Rede stehende Gemmendarstellung nicht wenig.

Schließlich noch eine kurze Behandlung der unter

N. 581 mitgetheilten Inschrift, da mir eine anderweitige Besprechung derselben nicht bekannt ist. Wir vernehmen über dieselbe nur, daß sie sich auf einem weißen grobkörnigen Marmor von 11″ 8‴ □ befindet und auf den Seiten etwas beschädigt ist. Der Marmor bietet sie nach Herrn von Lützow in folgender Weise:

ΔΕΚΑΚΑΙΔΙΣΣΟΥΣΠΛΗ
ΑΣΖΩΗΣΛΥΚΑΒΑΝΤΑΣ
ΚΑΙΠΟΘΕΣΑΣΑΡΕΤΗΝΣΤ
ΡΓΟΜΕΝΗΝΟΛΙΓΟΙΣ
ΗΛΥΘΕΣΕΙΣΑΙΔΗΝΖΗΤΟ
ΥΜΕΝΟΣΟΙΣΑΠΕΛΕΙΠΕΣ
ΠΑΣΙΓΑΡΑΛΓΗΔΩΝΕΣΘΛΟ
ΠΟΙΧΟΜΕΝΟΣ.ΕΙΔΕΤΙ
ΝΦΘΙΜΕΝΟΙΣΚΡΙΣΙΣΩΣ
ΟΓΟΣΑΦΙΘΑΝΟΝΤΩΝ.
ΩΓΕΝΕΣΟΙΚΗΣΕΙΣΕΙΣΔ
ΜΟΝΕΥΣΕΡΕΩΝ

Sie bezieht sich also auf einen dreizehn- oder vierzehnjährigen Sogenes und ist folgendermaßen zu lesen:

— δεκα καὶ δισσοὺς πλήσας ζωῆς λυκάβαντας
καὶ ποθέσας ἀρετὴν στεργομένην ὀλίγοις,
ἤλυθες εἰς ἀΐδην ζητούμενος οἷς ἀπέλειπες·
πᾶσι γὰρ ἀλγηδὼν ἐσθλὸς ἀποιχόμενος.
εἰ δέ τις ἐν φθιμένοις κρίσις ὡς λόγος ἀμφὶ θανόντων,
Σώγενες, οἰκήσεις εἰς δόμον εὐσεβέων.

Friedrich Wieseler.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Juli 1860.

Berlin

Verlag von Wiegand und Grieben 1859. Dr. A. Neanders theologische Vorlesungen, herausgegeben durch Dr. J. Müller. II. Auch unt d. Titel: Auslegung der beiden Briefe an die Korinther, herausgegeben von Wilibald Beyschlag, Hofprediger zu Karlsruhe. VIII und 384 Seiten in Octav.

So ist denn endlich aus dem Nachlaß des seligen Neander ein exegetisches Werk ans Licht getreten. Die theologische Gelehrtenwelt wird es begrüßen als das Werk eines Meisters, dessen Andenken ewig in der evangelischen Theologie fortleben wird. Seine Gabe lag bekanntlich vornehmlich auf dem historischen Gebiete. Allein seine Geschichte der Pflanzung und Gründung der christlichen Kirche hat gezeigt, daß er auch für Exegese berufen war, und man mußte auf einen fortlaufenden Commentar zu einem biblischen Buche von ihm gespannt sein. Um so größern Dank verdient der Herausgeber, der mit seinem verklärten Bruder die Ausarbeitung der vor-

stehenden Vorlesungen Neanders über die Briefe an die Korinther übernommen hat.

„Ihrer Ausarbeitung lagen“, wie der Herausgeber angibt, „vier fleißige Nachschriften vor: eine aus dem Jahre 1820, welche mit großer Sorgfalt angefertigt, doch eine noch unentwickelte Gestalt des Collegiums aufwies; eine zweite aus dem Jahre 1843, die namentlich in den frühern ausführlicher behandelten Partien ein sehr frisches Bild des an anregenden und anwendenden Bemerkungen reichen Vortrags gab, und zwei aus dem Winter 1848—49, die späteste und gereifteste Gestalt dieser Neanderschen Vorlesung enthaltend. Von diesen beiden letzten haben die Bearbeiter die ausführlichere, offenbar wörtliche Nachschrift im Ganzen zu Grunde gelegt, indeß auch jede mögliche Bereicherung aus andern Quellen eingewoben, jede erheblichere abweichende Meinung der frühern Vorträge anmerkungsweise zugefügt und so ein möglichst getreues und vollständiges Bild einer Neanderschen exegetischen Vorlesung herzustellen gesucht.“

In der That sind die Herausgeber sehr geschickt verfahren; das durch ihre Verarbeitung entstandene Buch ist durchaus lesbar und an keiner Stelle eine Zusammenstellung von Bruchstücken.

Die Vorlesungen entsprechen ihrem nächsten Zwecke, Studirende in die Exegese der apostolischen Briefe einzuführen. Sie beschränken sich auf das Wesentlichste und haben die für Studirende nothwendige Kürze. Der Auslegung eines jeden Kapitels sind kurze Einleitungen vorangestellt, Wegweiser für Anfänger. Fremde Erklärungen werden nicht, wie es in den Commentaren leider üblich geworden, massenweise herbeigezogen, sondern nur spärlich, nur da, wo sie besonders interessant sind, oder wo ihre An-

führung oder Widerlegung zu der Feststellung der richtigen Auslegung etwas austrägt.

Die Vorlesungen sind so ganz in Neanders eigenthümlicher, aus seinen Schriften uns bekannter Weise gehalten worden. Bei aller Wissenschaftlichkeit zieht sich durch dieselben ein frommer Ton hindurch.

Die Methode ist die, daß N. nicht sofort seine eigne Auffassung thetisch hinstellt, sondern unter den verschiedenen möglichen sorgfältig abwägt und erst dann entscheidet.

Wo er die Meinungen Anderer bestreitet, thut er's mit freundlicher Milde und gerechter Würdigung, auch nimmt er sie in Schutz gegen ungerechte Angriffe. So Bertholds Auffassung von den *ἄρχοντες τοῦ αἰῶνος τούτου* 1 Kor. 2, 8.

Die Erklärung ist einfach, natürlich und nüchtern; den modernen scheinbar geistreichen Künsteleien und Verdrehungen des Textes ist N's gesunde Natur bis ans Ende abgeneigt geblieben.

Die philologische Seite der Exegese tritt in dem Commentare nicht in den Vordergrund. Doch ist das Kritische wohl erwogen, vgl. zu 1 Kor. 2, 1 und 4, und einzelne Bemerkungen zeigen N's bekannte große Tüchtigkeit auf dem philologischen Gebiete. Indeß hin und wieder hat er nicht angegeben, wie man die Textesworte zu construiren hat, während es sich keineswegs von selber versteht, wie 1 Kor. 16, 1 u. 15. Zuweilen wird man in sprachlicher Hinsicht sich anders entscheiden müssen. So bei 1, 26, wo er bemerkt, das Prädicat zu *οὐ πολλοὶ κτλ.* ergänze sich leicht aus *κλῆσις*, während es doch viel einfacher ist, *εἰσὶ* zu suppliren. — Ferner 3, 13 soll zu *ἀποκαλύπτεται* entweder *ἔργον* als Subject anzunehmen, oder gar kein bestimmtes Subject zu denken sein: es offenbart sich

im Feuer, was echt oder unecht ist. Aber das Erste ist unmöglich, weil sonst eine Tautologie entstände, das Zweite, weil es als zu unbestimmt nicht dem Stile des Paulus entspricht. *Ἡμέρα* ist Subject. Das Feuer, von dem P 3, 13 spricht, soll nach N. Sinnbild eines fortgehenden Läuterungsprocesses sein, der in den Entwicklungsgang der Kirche hineinfallen werde. *Ἡμέρα* sei entweder in dem allgemeinen Sinne Zeit aufzufassen oder es sei an den Tag des Gerichts zu denken, als den terminus ad quem, bis zu welchem der Läuterungsproceß fortgehe. Aber sprachlich ist es nicht zu rechtfertigen, *ἡμέρα* im Sinne von Zeit aufzufassen. Es kann damit nur der Tag der Parusie Christi gemeint sein. In dieser Bedeutung steht das Wort Hebr. 10, 25. Unzweifelhaft gewiß ergibt sich dieselbe für unsre Stelle aus 4, 3 ff. Aber man darf nicht mit N. an den Gerichtstag als terminus ad quem denken, weil *ἡμέρα* in *ἀποκαλύπτεται* Subject ist und *τὸ πῦρ αὐτό* und *ἐν πυρί* von demselben Feuer verstanden werden muß. Aus diesen sprachlichen Gründen muß man die Meinung aufgeben, als sei hier von einem in den Entwicklungsgang der Kirche fallenden Läuterungsproceß die Rede. 4, 6 will N. die Auslegung von *ἃ γέγραπται* wieder geltend machen, wonach Paulus sich auf das zurückbeziehe, was er unmittelbar vorher geschrieben. Aber nach neutestamentlichem Sprachgebrauch kann *γέγραπται* nur auf das A. T. bezogen werden. Irrthümlich sagt übrigens N., jene Auslegung sei von allen neuern Exegeten verworfen. — Die Worte 4, 7: *εἰ δὲ καὶ ἔλαβες* deutet er so: wenn du auch, so gut wie andere etwas empfangen hast. Aber da müßte *καὶ σὺ* stehn. Die Worte sind concessiv aufzufassen. — *Κριτήρια* 6, 2 meint N. von den zu beurtheilenden Sachen verstehen zu dürfen. Aber

in diesem Sinne kommt das Wort im Griechischen nicht vor. — 11, 25 verbindet er *ἐν τῷ ἐμῷ αἵματι* mit *διαθήκη*. Aber das dazwischenstehende *ἐστίν* macht es unmöglich. — 15, 51 folgt N. der lect. rec., übersetzt aber: wir werden nicht Alle entschlafen, aber wir werden Alle verwandelt werden. Aber da müßte statt des *πάντες μὲν οὐ κοιμηθησόμεθα* vielmehr *οὐ πάντες μὲν κ.* stehn.

Vor Allem ist es N. darum zu thun, in die Gedanken des Apostels liebevoll einzudringen, und seine Vorlesungen sind sehr reich an feinen, sinnigen Bemerkungen über dieselben, besonders über die entlegenern Partien des Textes. Hierin liegt hauptsächlich die Stärke des Commentars.

Treffend ist die Bemerkung über *ἡγιασμένος* 1, 2. N. beachtet die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, nach der es Gott geweiht heißt. Aber er hebt hervor, der Begriff fließe von selber ins Subjective über; schon im A. T. sollte dem von Gott verliehenen Vorzug der Geburt eine theokratische Gesinnung entsprechen; in weit anderer Weise wirke in dem Christen die Erlösung, das entsprechende geheiligte Leben. — Ueber *κλητός* 1, 2 sagt er: die Berufung ist keine bloß äußerliche, sondern in demselben Sinne, wie die Heiligung ein Geschenk Gottes, denn Paul. stellt *κλητοί* und *ἐκλεκτοί* nicht wie die synoptischen Evangel. entgegen, sondern zusammen. — Bei V. 4 macht N. auf die Weisheit des Apost. in seinem hier angewandten schonenden Verfahren aufmerksam, vermöge dessen er, eben weil er an den Kor. so Vieles zu tadeln habe, mit demjenigen anhebe, was er an ihnen loben könne, und sich dadurch das Vertrauen der Leser gewinne. Sodann fügt er hinzu: „Darin, daß dem Apost. das von Gott gewirkte Gute zuerst vor die Seele tritt, haben wir ein Merkmal seiner Anschauung von der

Geschichte. Er umfaßt zuerst in Liebe das Gute, an welches sich hernach erst das Schlimme mit trübender Einmischung anschließt; er dankt zuerst Gott für das Gute, das er hervorgerufen, und erblickt im Bösen die Reaction der menschlichen Natur gegen die göttliche Wirkung. — Einer trefflichen Erörterung über *χάρισμα* begegnen wir bei V. 7. Daselbst geht N. auch auf den Zusammenhang der beiden Gedanken: an keinem Charisma Mangel haben und die Offenbarung Christi erwarten, ein und sagt darüber: „Wir haben uns zu erinnern, daß im N. T. die Wirkungen des heil. Geistes allezeit als eine Versiegelung des christlichen Lebens angeschaut werden, als ein *ἀῤῥαβών* der zukünftigen Seligkeit, welche wir schon hinieden schmecken sollen im heil. Geist. So sind hier die Gnadengaben des h. Geistes als die Unterpfänder der Gemeinschaft des Heilandes gedacht, bis die Gläubigen in den Vollgenuß dieser Gemeinschaft eintreten werden; weil sie diese Unterpfänder haben, gehn sie jenem letzten Ziele getrost entgegen.“ — Indem N. bei V. 21 geltend macht, der Gedanke, die Welt erkannte in der Weisheit Gottes Gott nicht durch ihre Weisheit, stehe nicht im Widerspruch mit Röm. 1, 19 f., macht er die treffende Anmerkung, daß daselbst nur von der Allmacht Gottes und der durch sie ermöglichten Anerkennung seines Daseins die Rede sei, hier von der Weisheit Gottes und einer befriedigenden Erkenntniß seines Wesens. Richtiger wäre es indeß zu sagen, daß dort vorzugsweise von der Allmacht die Rede sei, es steht daselbst: *ἥ τε ἀΐδιος αὐτοῦ δύναμις καὶ θειότης*. Mit Recht hat N. ferner V. 21 *οὐκ ἔγνω* und *τοὺς πιστεύοντας* betont. „Was vorher die Erkenntniß vollbringen sollte und nicht konnte, das ist nun durch den Glauben bewirkt.“— Von *κλητοῖς* V. 24 sagt N., die Wahl des Aus-

drucks erinnere an die eigenthümliche Weise des Paulus, nicht sowohl die subjectiv menschliche Aneignung, als vielmehr die objectiv göttliche That überall hervorzuheben. — Ueber *δύναμιν* V. 24 bemerkt N., es entspreche den *σημείοις* V. 22 ebenso, wie *σοφίαν* der dortigen *σοφίᾳ*. *σημεῖα* seien eben solche Thatsachen, in denen sich die in die Welt eingetretene göttliche *δύναμις* offenbare. „Nicht ohne Grund", fährt er fort, „steht *δύναμις* vor *σοφία*, nicht bloß, weil die Beziehungen auf V. 23 diese Folge bedingen, sondern es ist auch die natürliche Aufeinanderfolge beider Begriffe; erst muß das Evangelium als eine Gotteskraft ins Leben aufgenommen sein, ehe die Vernunft die in demselben beschlossene göttliche Weisheit zu erkennen vermag." — Vortrefflich sind bei der Auslegung des 2ten Kap. die Erörterungen über *σοφία* und deren Inhalt, so wie über *τέλειοι* und *νήπιοι*. V. 7 hebt N. bei *πρὸ τῶν αἰώνων* hervor: Wenn wir die Form zeitlicher Vorstellung abstreifen und das prius der Zeit in ein prius der Idee übersetzen, so ist die Anschauung des P. die, daß bereits der Schöpfung ein göttlicher Rathschluß zum Heile der Welt zu Grunde liegt. „Gott wollte sich in der Welt verherrlichen, sein Reich in ihr erscheinen lassen, darum schuf er sie." — Treffend äußert sich N. über *ἄρχοντες τοῦ κόσμου τούτου* 2, 8: „Wir haben darunter geistige Weltregenten zu verstehn, solche, die den Ton in der Welt angeben, und so kommen wir allerdings auf die Weisen dieser Welt. Diese werden durch die Ausbreitung des Evangeliums vernichtet. Wie kann nun P. sagen, daß diese *ἄρχοντες* Christum gekreuzigt? Das haben zunächst Pilatus und das Synedrium gethan, und im letzteren waren allerdings *γραμματεῖς*. Aber so eng ist sein Gedanke nicht zu fassen. P. betrachtet die, welche unmittelbar an

der Kreuzigung betheiligt waren, als die Repräsentanten des Weltgeistes." In 4, 16 findet N. die Bewährung der vorausgeschickten Bemerkung des Apostels, daß es ihm nicht darum zu thun sei, die Kor. zu beschämen." — Bei 6, 12 macht N. die feine Bemerkung, daß P. mit den Worten *ἀλλ' οὐκ ἐγὼ ἐξουσιασθήσομαι ὑπό τινος* die, welche auf ihre Freiheit pochen wollten, von ihrem eignen Princip aus angreife. „Wer das an sich Gleichgültige meint unter allen Umständen thun zu müssen, es um höherer Rücksichten willen nicht auch einmal unterlassen kann, der hat seine Freiheit, indem er sie recht gebrauchen will, vielmehr daran gegeben, der hat dem Adiaphoron Macht über sich eingeräumt." — Ueber *οἰκοδομεῖν* 8, 1 ist bemerkt: „Das ganze christliche Leben wird angeschaut als ein Gebäude, gegründet auf den einen Grund, Jesum Christum, ein Bild, welches in dem Ausspruche des Herrn von dem auf Sand gebauten Haus seinen Anschließungspunkt hat." — Die Worte 9, 16: *ἀνάγκη γάρ μοι ἐπίκειται* werden von N. so aufgefaßt: „Das Evangel. zu verkünden, drängt den Apost. eine sittliche Nothwendigkeit, er kann nicht anders. Das würde sich aber ebenso gut von jedem andern Apost. sagen lassen, dieser allgemeine Gedanke kann daher den Sinn des Apost. nicht erschöpfend enthalten; wir müssen vielmehr an das denken, was ihn von den Andern unterscheidet. Die Andern hatten sich aus freien Stücken an Christum angeschlossen; er war gleichsam von Chr. gezwungen worden, wehe ihm, wenn er der göttlichen Berufung hätte widerstehn wollen."—

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 26. Juli 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Dr A. Neanders theologische Vorlesungen, herausgegeben durch Dr J. Müller.“

Ueber den Satz 9, 23 *ἵνα συγκοινωνὸς αὐτοῦ γένωμαι* erklärt sich N. so: „P. fügt das hinzu um der Kor. willen, die vor sich selbst so reich, so fertig waren und bekennt ihnen gegenüber seine Unfertigkeit.“ — Zu dem Abschnitte 11, 2 ff. notirt N.: „Indem P. eine Frage der ganz äußerlichen Sitte abhandelt, ist es charakteristisch, wie er das Kleinste nur im Zusammenhange mit dem Größten anfaßt und aus dem Grundprincip des christlichen Lebens auch das Abgelegenste zu durchdringen weiß. Nicht mit der Sitte selbst beginnt er, sondern mit der Idee, nach welcher sie gerichtet werden soll.“— Kap. 11, 19 weist N. sinnig nach, wie fern es im christlichen Anschauungskreise begründet sei, daß *αἱρέσεις* eine schlimme Bedeutung im christlichen Sprachgebrauch erhalten habe. — Besonders reich an Gedanken ist die Auslegung des 12ten Kap. Treffend

hebt N. bei V. 4 hervor, eine Wirksamkeit des h. Geistes in der menschlichen Natur könne nirgend stattfinden, ohne daß Charismen hervortreten, und, indem die Verschiedenheit derselben durch die Verschiedenheit der natürlichen Eigenthümlichkeit bedingt sei, ergebe sich die Bedeutung der letztern im Christenthume. Sodann weist er darauf hin: „Die menschliche Natur in ihrer naturgemäßen Entwicklung sollte von dem übernatürlichen Princip angeeignet werden; da dieselbe aber nicht von vorn herein allseitig angeeignet sein konnte, so wurde dieser Rückstand durch die übernatürlichen Charismen ersetzt.“ Endlich betont N., daß die Charismen der apostolischen Zeit die Vorbilder derer seien, die allezeit in der christlichen Kirche sein werden. — Von dem *προφήτης* V. 10 sagt N., was die Art seiner Begeisterung betreffe, so stehe er zwischen dem *διδάσκαλος* und *γλώσσαις λαλῶν* in der Mitte. Treffend erinnert er, wie dasjenige, was denselben von dem letztern unterscheide, die Fähigkeit, das ihm Geoffenbarte Andern in einer verständlichen Form mitzutheilen, bereits im klassischen Sprachgebrauch, besonders bei Plato, begründet ist. — Interessant ist seine Auffassung der zweiten Reihe der Charismen. V. 9 u. 10 bis *πνευμάτων*. „Sie umfaßt“, sagt er, „in so fern das Gleichartige, als diese Charismen alle von mehr unmittelbarem Charakter sind, auch die *διάκρισις τῶν πνευμάτων* muß als unmittelbarer Takt gedacht werden.“ — Ueber *ἀποκάλυψις, γνῶσις, προφητεία, διδαχή* 14, 6 spricht sich N. so aus: „Wir haben hier nicht 4 Arten des Vortrags, denn bloß *διδ.* und *προφ.* können einen Vertrag bezeichnen. *ἀποκ.* und *προφ.* gehören zusammen wie Inneres und Aeußeres; ebenso *γνῶσις* und *διδαχή*. Denn *ἀποκ.* ist eine Einwirkung des göttlichen Geistes auf das Bewußtsein, die ihm Verborgenes erschließt; die *προφ.* aber setzt die em-

pfangene Offenb. voraus. διδ. dagegen ist der regelmäßige Vortrag der durch Vermittlung des Geistes zu Stande kommt; ihr liegt die Gnosis zu Grunde, die erworbene christliche Erkenntniß, welche der διδάσκαλος als etwas Bleibendes besitzt."

Eine besonders anziehende Eigenthümlichkeit des Commentars ist die, daß der hochbegnadigte Kirchenhistoriker überall in demselben sich kundgibt. Die Auslegungen, welche er mit Vorliebe berücksichtigt, sind solche, welche mit eigenthümlichen Lehrgestaltungen, die in der Kirchengeschichte vorgekommen, zusammenhängen; so die Auslegungen des Origenes und der Gnostiker. Das einzelne Wort des Apostels weiß er im Zusammenhange mit den geschichtlichen Verhältnissen der apostolischen Kirche und dem Zustande des Heidenthums jener Tage aufzufassen. Sodann gibt sich der erfahrene Kirchenhistoriker darin zu erkennen, daß er, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, einen feinen und zarten Sinn für alles Lebendige an den Tag legt, das Wesentliche und Allgemeingültige von dem Zeitweiligen und Individuellen wohl zu unterscheiden, aber auch im Letztern den Kern des Erstern immer wieder aufzuweisen versteht und von den ältesten geschichtlichen Erfahrungen des Evangeliums auf die spätesten und neusten lehrreich hinüber zu deuten weiß.

Zum Erweise des Gesagten mag Einiges angeführt werden. Zu 1, 5 sagt N.: „Es gab eine tiefer eindringende und eine populärere Erkenntniß, γνῶσις und σοφία, und in ihrer Unterscheidung sind hier bereits spätere Gegensätze der Dogmengeschichte im Keime vorgebildet; ebenso gab es verschiedene Arten des Vortrags, wie die προφητεία und διδασκαλία. Grade in diesen Stücken zeichnete sich die Gemeinde in Kor. aus. Diese Vorzüge hingen zusammen mit der hellenischen Eigen-

thümlichkeit, in der eine theoretische Neigung und der Trieb der beredten Darstellung besonders hervortrat; sie führten freilich die Versuchung mit sich, die bloße Erkenntniß zu überschätzen und im Vortrag vor den Leuten glänzen zu wollen." Bei V. 7 bemerkt N.: „Hätte P. zu einer andern Zeit gelebt, so würde er des Todes als des Eingangs in ein höheres Dasein Erwähnung gethan haben; damals war die eigenthümliche Ansicht, welche wir hier finden, für ihn eine nothwendige, daß Chr. noch in der Zeit der lebenden Generation wiederkommen werde. Die Apostel, ohne bestimmte Auskunft über Zeit und Stunde der Parusie Christi, ließen ihrer Sehnsucht nach derselben freien Lauf." — In V. 22—24 sieht N. einen Gesichtspunkt entwickelt, von dem aus auf die ganze Kirchengeschichte ein Licht fällt. „Zwei Standpunkte treten dem Evangelium feindselig entgegen schon in der Erfahrung des Apostels: Wundersucht und Weisheitsdünkel. Dieselben erzeugen sich in allen Zeiten von neuem, ein einseitiger Supranaturalismus und ein einseitiger Rationalismus wetteifern immer wieder mit einander. Alle äußere Anfechtung und innere Gefährdung des Christenthums lassen sich auf diese Gegensätze zurückführen. Indem das reine Evangel. beide ausschließt, geht es doch zugleich, wie der Apostel andeutet, auf das ihnen zu Grunde liegende echtmenschliche Bedürfniß ein und befriedigt dasselbe nach beiden Seiten hin. — Die Wahrheit der Worte des Apostels V. 27 f. beleuchtet N. durch den Hinweis, daß das Evangel. in seinen verachteten Bekennern eine Kraft des Handelns und Leidens erzeugt hat, die über das natürlich-menschliche Maß hinausging. „Sie allein haben sich dem Despotismus der römischen Kaiser nicht gebeugt. Desgleichen hat es ihnen eine Gewißheit und Festigkeit der Ueberzeugung

mitgetheilt, welche die stolze griechische Weltweisheit nirgend besaß." — Die Gemüthsstimmung des Paulus, die sich 2, 3 kund gibt, erklärt N. nicht bloß aus seiner körperlichen Schwachheit, sondern auch daraus, daß er eben von Athen herkam, wo er den *σοφοῖς κατὰ σάρκα* vergeblich gepredigt, und ebenso in Kor. vergeblich in der Synagoge das Evangel. verkündigt hatte. — Den erhabenen Aussprüchen am Ende des dritten Kap. stellt N. ähnliche Sentenzen der Alten zur Seite, besonders die Paradoxa der Stoiker. In dem Analogon derselben mit den Aussprüchen des P. erblickt N. den vorhandenen Rest des Adels der menschlichen Natur; aber er hebt den verschiedenen Sinn beider hervor. — Bei 6, 7 zeigt er, daß das Wort: warum leidet ihr nicht lieber Unrecht, anstatt daß ihr vor die Gerichte lauft, zunächst für die damaligen Verhältnisse gilt; aber er weist auch nach, inwiefern es für alle Zeiten seine Bedeutung hat. — Interessante Bemerkungen über die vorchristliche Auffassung von der Ehe finden sich bei der Erklärung des 7ten Kap. — Zu 9, 14 sagt N.: „Wir haben hier einen neuen Beweis (cf. 7, 25), daß schon P. eine Sammlung von Reden Jesu haben mußte. Wir bemerken, daß P. sich auf Worte Christi besonders da beruft, wo es sich um eine äußere Einrichtung handelt. Wir finden zwar auch sonst Anspielungen auf Worte Christi, namentlich auf solche, die der Bergpredigt angehören, aber nicht solche ausdrückliche Citate. Wo P. von innerlichen Dingen redet, da redet er auch aus der innerlichen Nothwendigkeit der christlichen Anschauung heraus, ohne sich auf äußere Zeugnisse zu berufen." — 9, 20 gibt N. Veranlassung, Folgendes zu bemerken: „Es erhellt aus diesem Verse, wie grundlos die Behauptung Baurs ist, der Verf. der Apostelgeschichte habe dem Paul. Gesetzes-

beobachtungen nur aus apologetischen und conciliatorischen Beweggründen angedichtet; wenn wir auch sonst vom Leben des Ap. nichts wüßten, aus dieser Stelle müßten wir schließen, daß er nicht anders gehandelt haben könne, als wie die Apostelgesch. es darstellt." — Ueber die Worte 12, 10 *ἄλλῳ δὲ προφητεία, ἄλλῳ δὲ διακρίσεις πνευμάτων* hat N. dieses gesagt: „In dem, was hier als unmittelbare Gabe hervortritt, sehen wir das vorgebildet, was die Kritik zu allen Zeiten der Kirche leisten soll. Der Begeisterung muß die prüfende Besonnenheit allezeit zur Seite gehn; darum gilt es, in Kirche und Wissenschaft die Kritik zu achten und zu pflegen. Die *προφητεία* und die *διάκρισις πνευμάτων* sind Wirkungen desselben Geistes; der, welcher die *διάκρισις* haben soll, muß also von demselben Geiste beseelt sein, wie der *προφητεύων*, darum wird die negative Kritik als eine gesunde und christliche nie ohne den Hintergrund der positiven christlichen Anschauung sein können."

Fassen wir nach dieser Charakteristik der hauptsächlichsten Seiten des vorliegenden Commentars denselben als Ganzes ins Auge, so müssen wir dankbar bekennen, daß er für die Auslegung der Br. an die Kor. Vortreffliches geleistet und dieselbe um einen Schritt weiter gebracht hat. Studirenden ist er ganz besonders zu empfehlen. K. Gunkel.

Turin

Dall' officina tipografica di Ignac. Rebotta 1858. Tavole genealogiche delle nobili case Ponziglione e Ferrero Ponziglione antiche patrizie di Moncalieri e di Cherasco, illustrate con nuove aggiunte sovra autentici documenti da Giov-batt. Adriani. 11 Tabellen nebst 27 S. Commentar in Quart.

Daselbst

1857. Indice analitico e cronologico di alcuni documenti per servire alla storia della città di Cherasco e delle antiche castella di sua dipendenza dal secolo X al XVII etc. raccolti e ordinati per cura di Giovbatt. Adriani. 166 S. in Octav.

Daselbst

G. Cassone e Comp. 1858. Degli antichi Signori di Morozzo e dei Conti di esso Luogo di Magliano e di S. Michele Marchesi di Roccadebaldi e Bianzè Memor. stor.-genealogiche corredate di documenti inediti. 212 S. in Quart (anonym, aber unter Leitung von Giov. batt Adriani von Emanuele Morozzo verfaßt).

Der unermüdliche Fleiß, womit der Verf. in mehreren bereits früher von mir angezeigten Werken die Resultate seiner Forschungen über piemontesische Specialgeschichte niedergelegt hatte, zeigt sich auch in den 3 vorliegenden Arbeiten, in welchen derselbe theils eine Ergänzung früherer Schriften, theils selbständige Zusammenstellungen liefert, deren vornehmster Nutzen eben in der Mittheilung bisher unbekannter oder doch nur sehr zerstreut sich vorfindender Nachrichten besteht.

Das erste dieser Werke ist freilich nur von sehr particulärem Interesse. Mit großem typographischen Luxus ausgestattet und nur in wenigen Exemplaren für Bibliotheken ꝛc. gedruckt, bildet es nur ein Supplement zu der schon früher von mir angezeigten Biographie des Referendars Ferrero Ponziglione. Es gibt die schon hier gedruckten genealogischen Tafeln über dessen Familie nochmals mit einigen Zusätzen und fügt jetzt auch das Wenige bei, was sich über die Ponziglione finden ließ, deren Güter und Namen die Ferreri durch eine Erbtochter

im Anfange des 17ten Jahrh. in ihr Haus brachten. Dann folgt ein Verzeichniß aller Bücher, in denen von Gliedern dieser Familie die Rede ist, und der Schriften der Familienglieder selbst, unter denen jedoch nur der am Ende des vorigen Jahrh. lebende, um Jurisprudenz, Agricultur und Geschichte seines Landes mannichfach verdiente Ct. Vincenz Amadeo, wie der jetzt lebende Ct. Vincenzo Mauro, Parlamentsdeputirter und gründlichst gelehrtes Mitglied der historischen Commission, eine nennenswerthe litterarische Thätigkeit entwickelten. Der Katalog auch derjenigen Werke, welche Gliedern der Familie gewidmet sind, die sie betreffenden (neueren) Inschriften, die sehr sauber gezeichneten Wappen derjenigen Familien, mit denen die Ponzigl. durch Heirath seit dem 16. Jahrh. verwandt wurden, einige Portraits und die Zeichnung der 1846 in der Kirche S. M. de popolo von Cherasco durch den Ct. Vincenzo neu errichteten Kapelle S. M. de Rosario vervollständigen diese Familienmemoiren.

Ungleich wichtiger ist dagegen die Documentensammlung über Cherasco. Der Verf. hatte eine kurze Skizze der Geschichte dieser sehr merkwürdigen Commune bereits in dem Buche über den Referendar Ponzigl. gegeben. Ich bedaure, bei der Anzeige dieses Werks nicht Gelegenheit zur Einsicht einer sehr interessanten Abhandlung gehabt zu haben, welche derselbe schon 1853 über die Herrn von Manzano und Sarmatorio hatte drucken lassen, welche eine große Zahl zumal für die Gründungsgeschichte von Cherasco wichtiger Urkunden enthält, von denen hier nur ein Auszug gegeben ist, und dessen Kenntniß ich jetzt der gefälligen Zusendung des Verf. verdanke. Indem ich meine Conjectur über die Abstammung der Herrn von Manzano dahin berichtige, daß nach dortigen urkundlichen Bewei-

sen dieselben von jenem Alineus stammen, welcher nach dem Cron. Novalic. mit Arduin, dem Oheim von Arduin I. von Susa nach Italien kam, und wie dieser sich zunächst zumal in den Grafschaften Auriate und Bredulo niederließ, sind wir durch dies Werk und den vorliegenden Indice zugleich zu wesentlicher Erweiterung unserer Kenntnisse über die Geschichte von Cherasco gelangt. Es begnügte sich der Verf. nicht, die Documente zu registriren, welche diese Stadt unmittelbar betreffen, sondern er hat auch die Urkundenauszüge über alle Ortschaften und deren Signoren gegeben, die in Friedrichs II. Zeit in Cherasco vereinigt wurden, nebst denjenigen Acten von Alba, Asti, Fossano und Mondovi über die Thatsachen, welche hierauf irgend von Einfluß waren. Die Emancipationsbestrebungen der Grundholden, denen in Piemont in der Mitte des 12. Jahrh. bereits so ansehnliche Städte, wie Coni und Mondovi ihren Ursprung verdankten, nahmen durch die eigennützigen Bestrebungen der großen Communen Asti und Alba, so wie des gleichfalls schon aus Zusammenziehung mehrerer signorilen Ortschaften erwachsenen Alessandria einen immer großartigeren und für den Landadel bedrohlicheren Charakter an, indem unter der Aegide dieser Städte eine ganze Reihe kleinerer Communen sich bildeten, welche theils in eine mehr moralische Abhängigkeit des Einflusses, der Bundesgenossenschaft, der Handelscommandite zu ihnen traten, wie z. B. Chieri zu Asti, theils gänzlich abhängige Orte mit einem ein für allemal fixirten Zins, aber ohne die Plackereien der Signoren, welche um so drückender sein mußten, als die Nothwendigkeit sich gegenüber den größeren Communen zu behaupten, sie zu ungewöhnlicher Anspannung ihrer Kräfte nöthigte. Kein Wunder, wenn auch am Ende die kaiserliche Gewalt das allgemeine Heranziehn von Pfahlbürgern zu ihrem

Gunsten ausbeutete, ruhte jedoch seit dem System Heinrich's V. ihre Herrschaft in Ober- und Mittelitalien vor Allem auf der Ausbeutung und Erweiterung der Reichsvogteien, und verschmähte schon Friedrich I. bei seiner Bekämpfung des republikanischen Geistes der Städte nicht die Mittel, welche ihm die Recuperation ehemaliger reichsfreier Leute gegenüber den Usurpationen der Communen und Grafen gab. So kam es, daß, nachdem schon 1200 und 1201 Alba zuerst die Einwohner, und dann dadurch auch die Signoren von Manzano zu dem Versprechen gezwungen hatte, mit Aufgabe früherer Verhältnisse zu dem rivalisirenden Asti sich in Alba oder einem andern neu zu gründenden Orte nach Belieben des Pod. niederzulassen, ohne daß dies jedoch damals zu Stande kam, die Politik Friedrichs II. diese Verhältnisse benutzte, um, allerdings von seinem Reichsvicar Manfred Lancia und den Albensern im eigenen Interesse zunächst dazu veranlaßt, in Cherasco einen der ghibellinischen Centralpunkte für das echtguelphischen Ideen entsprossene Pfahlbürgerthum zu stiften, gleichwie er schon vorher nach Urkunden bei Cibrario (storia di Chieri p. 281) Chieri unter seinen speciellen kaiserlichen Schutz genommen und es von aller Jurisdiction der frühern domini befreiend, unmittelbar unter den Kaiser gestellt, dann 1239 18. Febr. an den Reichsvicar Manfred Lancia rescribirt hatte, daß Alle, welche nicht villani, angarii, adscriptitii, censiti seien, frei ihre Wohnung nach Chieri verlegen könnten (die Clausel war natürlich nur des Scheins wegen). Wie dann nach unserm Indice 1240 24. Oct. 30 capi di Casa von Cervere dem Kaiser und seinem Sohn Conrad Treue schworen, sowie habitantiam loci Fossani (einer andern solcher Pfahlbürgerburg) und societatem des damals kaiserlich gesinnten Alessandria, so ist es durchaus aus demselben Gesichts-

punkt gehandelt, wenn 1243 der Markgraf Lancia und der Podestà von Alba, denen von Bra erlaubte, ad honorem Dei et imperatoris Friderici einen Ort anzulegen, wo sie sicher vor den steten Injurien ihrer Signoren leben könnten. Dazu zog man nach Oger Alferius noch eine Menge benachbarte Orte; die Herrn von Manzano mußten mit ihren Leuten ebenfalls hinüberwandern, wenn sie nicht sich alle ihrer Einkünfte beraubt sehen wollten. Allerdings dauerte dann dies rüstige Fortschreiten dieser Art der kaiserlichen Bestrebungen nur bis zum Concil von Lyon, welches, wie es überhaupt das Glück des Kaisers beendete, zumal bei dem gegründeten Mißtrauen, welches fortan stets Friedrich's Seele gegen seine eigenen Agenten erfüllte, ihn zu einer nur für den Augenblick sorgenden Politik nöthigte. So kann es dann kein Wunder nehmen, wenn der Markgraf Lancia selbst, dessen Ansehn wankte, schon 1246 1. August mit Asti, gegen welche in ihrer Treue sehr schwankenden Stadt diese neuen kaiserlichen Gründungen zumal gerichtet waren, einen Vertrag schließt, daß die neue Feste Cherasco von den Einw. von Bra, Monfalcone, Carascotto, Cervere verlassen und sie selbst gänzlich zerstört werden solle, wenn es dann dem Kaiser selbst auch wichtiger scheint, die Freundschaft mit Asti als der ältesten und mächtigsten Commune dieser Landschaften um jeden Preis zu erkaufen, so daß wir sub N. 122 plötzlich ein Rescript des neuen Reichsvicars Berchthold von Hohenburg vom Juli 1247 finden, welches alle nach Cherasco Ausgewanderten bei hoher Strafe zur Rückkehr in die früheren Wohnungen auffordert. Es bildete doch nun auch Asti in der That diejenige Citadelle, welche schon durch den Instinct der Selbsterhaltung das völlige Obsiegen der guelfischen Macht Carl's von Anjou in diesen Gegenden verhinderte, als seit 1259 die meisten jener kleinen Pfahlbürger-

communen, die damals im kaiserlichen Reichsvicariat einen Schutz gegen Asti und die angrenzenden oder eigenen Signoren gesucht, der zwar guelfischen aber ihrem innern Wesen nach ganz conformen Signorie Carl's von Anjou sich unterwarfen. Wenn Cherasco unter den ersten Orten war, welche sich so die provençalische Hoheit gefallen ließen, so zeigt dies wenigstens, daß des Kaisers Räumungsbefehl nicht zur Ausführung gekommen war; in dem spätern Freiheitskampf der Astiganen gegen Carl's universalmonarchische Bestrebungen mußten dagegen die Cheraschesen hart für ihren Guelfismus büßen. Eine ununterbrochene Fortdauer der angovinischen Hoheit scheint jedoch erst seit 1305 eingetreten zu sein, wo der Seneschall Raimund de Leto im Einverständniß jetzt selbst mit Asti, dessen Kraft durch Factionen gebrochen war, die Einwohner aller jener kleinen Communen zur Huldigung zwang. Wie sehr diese Factionen auch in Cherasco wütheten, davon gibt außer der Existenz eines capit. societat. populi 1299 besonders ein Rescript (Nr. 11) von Carl II. a. 1308 Kunde, worin der Seneschall dringend gemahnt wird, dahin zu wirken, daß zwischen intrinseci und fuorusciti zumal in Alba und Cherasco ein dauernder Friede hergestellt und die gehässigen Namen der Guelfen und Ghibellinen ganz vermieden würden, worauf bekanntlich das Streben des unmittelbar darauf in Italien erscheinenden Heinrich VII. ging. — Seit den Zeiten Johanna's I. war die provençalische Herrschaft in Piemont gegenüber den mächtig rivalisirenden Staaten Savoyen, Montferrat und Mailand nicht mehr haltbar; Cherasco wechselte seitdem sehr häufig den Herrn, bis es endlich dauernd beim Hause Orleans als Pertinenz der Grafschaft Asti durch die Erbschaft der Valentina Visconti und seit 1530 beim Hause Sa-

voyen blieb. Die Documente des Verfs, lange nur von localer Bedeutung, gewinnen an Interesse seit den Kriegen zwischen Carl V. und Franz I., wobei Cherasco wie so viele Städte von Piemont und der Lombardei die furchtbarsten Drangsale, zumal durch die hungrigen und beutesüchtigen kaiserlichen Truppen zu erdulden hatte, zumal 1524 (die Zahl 1525 kann nur verdruckt sein) 11. Dec. ward es durch dieselben schrecklich geplündert und dann noch viele Thürme und Vorstädte der bessern Vertheidigung wegen niedergerissen, obwohl das kaiserliche Heer sogleich wieder vor den Franzosen zurückwich. Hier gibt der Verf. viele Auszüge aus dem Werk des Historikers der Stadt Voersius, welcher um 1620 schreibend, noch sehr wohl authentische Traditionen benutzen konnte, die für die Geschichte dieser oberitalischen Kriege überhaupt gelesen zu werden verdienen. Als Grenzstadt wiederholten Angriffen beider Mächte ausgesetzt und auch von den Franzosen bei ihrer Eroberung von 1557 furchtbar geplündert, vermochte sich Cherasco erst beim allgemeinen Frieden unter dem Restaurator des Staats Emanuel Filibert einigermaßen zu erheben, so daß es zur Ertragung der neuen finanziellen und kriegerischen Anstrengungen im Stande war, welche der unruhige Geist seines Sohnes Carl Emanuel ihm auflegte. Die Documente enden mit dem hier 6. April 1631 geschlossenen Frieden, welcher den mantuanischen Successionsstreit beschloß; und werden dann nur noch die Notizen über 2 Exemplare der Statuten (14. Jahrh. und Copie des 16. Jahrh. mit Zufügung eines einzigen neuen Titels) und der Katalog der gedruckten oder handschriftlichen Werke angereiht, welche über Cherasco handeln, freilich meist nur kleine Gelegenheitsschriften, aber doch auch einige allgemeine Zusammenstellungen, deren Kenntnißnahme dem Historiker

Piemonts nicht wenig Beihülfe zu gewähren verspricht. — Ist es mir gestattet, in Betreff dieser aus 390 Nrn. bestehenden Documentensammlung einen Wunsch zuzufügen, so wäre es derjenige, daß es dem Vf. gefallen hätte die Auszüge aus den eigentlichen Communalurkunden in der für Communalgeschichte überhaupt interessanten Periode (13. u. 14. Jahrh.) so ausführlich einzurichten, daß dieselben eigentliche Communalregesten gebildet hätten, deren Existenz in Italien durchgängig fehlt, obwohl sie ausnehmenden Nutzen leisten würden. So wäre für jene Periode eine Specification derjenigen Punkte der Statuten, welche Communal- oder Zunftverfassung betreffen, die Angabe der einzelnen Vertragspunkte bei den Notizen über die Verträge selbst, und ein genaues Verzeichniß der Pod. Cap. di pop. und anderer höherer Beamten, wie es nach S. 163 der Verf. im Mſ. von einem Cesare Gallamano bis 1785 fortgeführt besitzt, sehr lehrreich gewesen.

Der Schrift über Cherasco schließt sich in mancher Hinsicht das Werk von Emanuel Morozzo über die Signoren (später Grafen) von Morozzo an, das wie die oben erwähnte längere Abhandlung von Adriani über die Herrn v. Manzano einen Theil der von mehreren Schriftstellern ausgearbeiteten »Narrazioni sulle famiglie nobili della monarchia di Savoia bildet und aus dem 4ten Theil derselben besonders abgedruckt ist. Es enthält die Geschichte einer Familie, die zu den ältesten reichsunmittelbaren Herrn von Piemont gehörte, aber wie die unmittelbar benachbarten Herrn von Manzano gezwungen wurde, sich einer emporstrebenden Pfahlbürgercommune, der von Mondovi, zu unterwerfen. Zunächst traten 1240 diese Signoren in ein Zwitterverhältniß zu den einander benachbarten gleichmächtigen Orten dieser Art, Coni und Mondovi, mußten versprechen, Häuser in beiden

Orten zu haben, beiden exercitus und cavalcatae zu leisten, nachdem die von Coni schon lange zuvor die Hintersassen von Morozzo an sich gelockt, dessen gänzliche Desolation sie beabsichtigt und auch hier die Signoren sich an Asti gewandt, dessen Bischof sie 1237 ihre Territorien zu Lehen auftrugen, um dessen Schutz gegen die zumal auch gegen Asti gerichteten Bestrebungen der kaiserlichen Villae francae zu genießen; später sehen wir die Herrn von Morozzo nur als Bürger von Mondovi, ausgenommen den Zweig der da Brayda, welche sich in Alba niederließen. — War in dem früheren Werk über die Herrn von Manzano die Ansicht ausgesprochen, daß die von Morozzo als Theil derselben anzusehen seien, so finden wir hier dieselbe verlassen, und nach einer Urkunde von 981 einen Erembert. filius Rozonis von Carpadengo, auch fil. Gezonis de Stolesano in einer Bestätigungsurkunde eine Schenkung von ihm an das Kloster Fruttuaria durch Heinrich II. genannt, als Stammvater dieser berühmten Familie erklärt. Ich glaube, daß nach den vom Verf. in der älteren Abhandlung S. 300 und 314 gegebenen Documenten, wonach 1078 einem Albert filius Robaldi de Sarmatorio durch die Markgräfin Adelasia von Susa ausdrücklich auch der Besitz von Bagiennae (Bene) und Morozzo bestätigt wird, und er dann 1103 hierüber mit dem Bischof und Consuln von Asti transigirt, es ganz unmöglich ist, die Identität der spätern Herrn von Morozzo mit einem Zweige der Herrn von Sarmatorio und Manzano zu bezweifeln ist; daß aber ebenso wenig in Abrede gestellt werden kann, daß Morozzo sich früher in Besitz jenes Erembert befand, dessen Sohn Anselm noch 1019 dort Schenkungen vornahm, wie es der Vater gethan hatte. Deshalb ist sicher jener Robald von Morozzo, der a. 1021 ohne Angabe des

Vaters genannt wird, für identisch mit jenem Robald III. von Sarmatorio 1018—1064, der durch eine Heirath mit Anselm's Tochter Morozzo dieser Familie zubringen mochte, dem Vater jenes Albert zu halten, dessen Bruder dann jener Robald sein wird, der 1086 mit einer ganzen Reihe von Söhnen erscheint, und von dem an die Genealogie unbestritten ist. Die ältere Linie muß jedenfalls sehr angesehen und lange ansässig im Lande gedacht werden; ich trage kein Bedenken, sie von einem Erembert abzuleiten, welchem Lothar I. a. 838 als seinem fidelis die St. Evurlas im Comitat Asti schenkte, wohl verwandt mit jenem Graf Erembert Sohn des Grafen Ermenulf, der nach Giulini I. 238 a. 845 die Kirche S. Primo in Leginno am Lago maggiore gründete. Wir finden auch noch 940 (Dipl. 88. Mon. hist. patr.) einen Erimbert unter den Vasallen des Pfalzgrafen Ubert in Asti, wie 944 (Dipl. 92) einen Anselm unter den bischöflichen Vasallen gerade bei einem Verkauf von Land in der judiciaria B r e d u l e n s i als Zeugen, wo die Herrn von Morozzo ihre Güter hatten. Die nach S. 31 von einem früheren Genealogen Dolfi ausgesprochene Ansicht einer Abstammung vom Grafen Obert von Asti a. 940 (oder doch Familiengemeinschaft) möchte nicht so ganz zu verwerfen sein; wenn ein neueres Document seinen Vater Guusubert ex gen. Francorum nennt, so wäre dieser Name = Gozbert, abgekürzt Gozo, Gezo wieder derselbe, den wir beim Vater des Erembert von Stolezano antrafen, und die Familie mächtig genug, um den König Hugo zu bestimmen, einem Gliede derselben die Grafschaft über Asti zu verleihen.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Juli 1860.

Turin

Schluß der Anzeige: »Degli antichi Signori di Morozzo e dei Conti di esse Luogo di Magliano e di S. Michele Marchesi di Roccadebaldi e Bianzè Memor. stor.-genealogiche corredate di documenti inediti.«

An die Markgrafen von Ivrea, wie Dolfi meinte, ist aber natürlich keinenfalls zu denken. — Zur Ausarbeitung der Abhandlung, welche ein Muster von Genauigkeit und Umsicht in genealogischer Forschung genannt werden kann, lagen dem Verf. doch schon große Hülfsmittel vor. Es sind ganze §§ aus einem libro alfabetico des Abbate Luigi Francesco Morozzo über die Glieder seiner Familie entnommen, wie aus einem handschriftlichen Werk von Clemente Doglia über dieselbe Familie von 1791, welche aber stets als Eigenthum dieser Verfasser kenntlich gemacht sind. Eine eingehendere Behandlung der berühmten Familie da Brayda, deren Identität mit einem Zweige der Morozzo urkundlich nachgewiesen ist, wäre vielleicht wünschenswerth gewesen;

so fehlt z. B. ein Giovanni da Brayda de Alba, welcher als Podestà von Lucca (Ildef. de S. Luegi Deliz. di erud. Tosc. IX. 44) mit Wilhelm v. Alba Jud. des Generalvicars von Tuscien für Carl von Anjou a. 1276 dem Frieden von Renonichi mit Pisa beiwohnt; der Letztere ist sicher auch von Brayda, und Giovanni's Bruder gewesen, während Giovanni noch 1278 Podestà von Florenz wurde. Auch sonst fehlt manche Notiz über die einzelnen Personen, auch wo sie nicht bloß als Zeugen in Urkunden vorkommen, wie z. B. über Albert de Brayda als Pod. von Coni 1243 ꝛc. ꝛc. — In neuerer Zeit erlangte die Familie eine besondere Berühmtheit, indem seit den Zeiten Emanuel Filibert's fast fortwährend Glieder derselben die höchsten Magistraturen des Landes bekleideten. Von allgemeinerer Bedeutung erscheint jedoch die Wirksamkeit des berühmten Artillerie-Capitäns Giuseppe Franz Ludovico, March. von Bianzè, dem deshalb ein besonders langer Artikel gewidmet ist, zunächst in Chemie, dann aber in allen Zweigen der Naturwissenschaften und Statistik ausgezeichnet, gleichsam der Schöpfer der physischen Studien in Piemont, in lebhaftestem Verkehr mit allen bedeutendsten Männern seiner Wissenschaften in Frankreich. Man findet hier den vollständigen Abdruck seiner Biographie von Ct. Prospero Balbo aus T. XV der Soc. Ital. der Acad. d. Scienze, mehrere Auszüge aus seiner Correspondenz und ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke. — Sicher ist es sehr erfreulich, daß man in Italien zumal im sardinischen Staat bei allem Eifer für die Gestaltungen der Zukunft, dahin strebt, die große Masse des urkundlichen Materials für die Kenntniß der Vergangenheit, nicht nur zugänglich zu machen, sondern auch zugleich in einer Weise zu

bearbeiten, wie sie dem jetzigen Standpunkt der historischen Wissenschaften entspricht.

Theod. Wüstenfeld.

Pest

H. Geibel's Commission 1859. Jahresbericht über die biostatistischen und Sanitäts-Verhältnisse des Pest-Piliser Comitats, für das Jahr 1857. Von Dr. Ed. Glatter, k. k. Comitats-Physikus. 67 S. in gr. Octav.

Erlangen

F. Enke's Verlag 1860. Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Von Dr. Aug. Hirsch in Danzig. I. Band, Zweite Abtheilung. S. 301 bis 612 in gr. Octav.

1. Indem Refer. hier aus der oben genannten noso-statistischen Arbeit einen kurzen Auszug zu geben versucht, wünscht er nur das Wenige zu liefern, was jener eben noch fehlt, d. i. die einfache Darlegung der wirklich wichtigen Ergebnisse einer durch Mühe und Eifer bewundernswürdigen Collectiv-Wirksamkeit. Außerdem soll Gelegenheit genommen werden, über derartige statistische Ermittelungen überhaupt, welche ja eine noch neue aber dringende Aufgabe der Volkswirthschaft geworden sind, einige Bemerkungen zu machen.

Das Comitat hatte, in 7 Bezirken, zu Anfange des genannten Jahrs eine Bevölkerungszahl von 231174 Ew., vertheilt auf 83.7 Q. Meilen, das sind 2768 Ew. auf die Q. Meile. Nach der Nationalität bestand sie aus: Ungarn 123048, Deutschen 52980, Slowaken 41888, Serben 5789, Israeliten 7469. Die drei allgemeinen biostatisti-

schen Verhältnisse ergaben sich, nach 30jährigem Durchschnitt, in folgender Art:

Der Mortalität 1:24.5 = 40 p. Mille (in den Bezirken schwankend von 1:27.5 bis 1:23.7) (im Jahre 1857 an Zahl 9340).

Der Copulation 1:56.0 = 18 p. M. (in den Bezirken schwankend von 1:58 bis 1:44) (an Zahl 2111).

Der Nativität 1:18.5 = 55 p. M. (von 1:17.6 bis 1:19.9 (im Jahre 1857 an Zahl 12446).

Die Mortalität des Jahres 1857, betragend 9340, vertheilte sich auf die Monate der Art, daß (besonderer Weise) zwei Maxima erscheinen, eines im Winter und ein anderes im Sommer. Dies Jahr hatte eine positiv anomale Temperatur (über die mittlere von 40 Jahren), im Jan. um 2.3° R. (0.3° anstatt —2.0°), im Juli um 1.4° (18.5° anstatt 16.9°); die Mortalität war auch eine anomal etwas geringere 1:24.7 (anstatt 1:24.5) *). Im 1sten Lebensjahre starben 3994 = 1:2.3 = 434 p. M. der ganzen Mortalität (im ersten Monate allein 1800); sucht man aber nach dem Verhältniß dieser Mortalität zu der großen Nativität, so wird es nur 1:3.1 = 322 p. M., letzteres ergibt aber wohl immer den richtigen Maßstab.

Wir finden hier dann unternommen, was, so viel Ref. weiß, sonst noch nirgends versucht worden ist, d. i. neben der Mortalität auch die Morbilität, so weit es möglich war, statistisch zu erheben. Fast ausnahmslos legt hier jeder Arzt und Wundarzt am Ende jedes Monats ein Verzeichniß vor aller ihm

*) Die Erfahrung hat schon beinahe sicher bewährt, daß, im gemäßigten Gürtel, ein wärmerer Winter günstiger für das Mortalitäts-Verhältniß, eine gesteigerte Sommer-Wärme aber ungünstiger sich erweist, als der normale mittlere Durchschnitt.

zur Behandlung gekommenen Erkrankungen. Im Jahre 1857 umfaßte dies Material jedoch nur 14862 behandelte Erkrankungen und darunter 805 Todesfälle (also 9 Proc. aller). Aus der oben angegebenen Summe der Gestorbenen, die weit größer ist (9340), kann man schließen, daß nicht der zehnte Theil derselben in ärztlicher Behandlung gestorben ist, und man kann berechnen, daß die Zahl der Erkrankungen im Jahre 160000 (unter den 232000 Ew.) beträgt, also etwa zwei Drittel aller Einwohner. Auch die Todtenschau besteht hier schon längere Zeit, aber auch nicht die ganze Bevölkerung umfassend; die Zahl der beschauten Gestorbenen erreichte nicht die Hälfte der ganzen Mortalität, 4035. Dann wird die Morbilität nach den einzelnen Krankheiten im Procent betrachtet; zuerst die epidemischen Formen, dann die mehr von den Jahrszeiten abhangenden, wobei die allgemeinen Gesetze gute Bestätigung erhalten, dann wird die jahreszeitliche Vertheilung in den einzelnen Monaten noch besonders beschrieben, mit Angabe der meteorischen Zustände, dann wird die räumliche Vertheilung auf die 7 Bezirke beachtet und auch auf die 5 Nationalitäten. Eine Tabelle, enthaltend eine Uebersicht der Morbilitäts- und der Mortalitäts-Verhältnisse nach den Monaten *), ist nicht befriedigend, weil sie der Classification und des Hervorhebens der wichtigsten Gruppen entbehrt; zwei andere Tafeln indessen veranschaulichen gut die jahreszeitliche Vertheilung einiger

*) Mit den hiesigen Morbilitäts-Erscheinungen werden zur Vergleichung zusammengestellt die in den beiden größten Krankenhäusern zu Wien vorgekommenen. -- Die Frage, ob große Krankenhäuser in dieser Hinsicht zum Maßstab dienen können für die ganze Gemeinde, ist zwar noch näher zu untersuchen, aber sie scheint im Allgemeinen schon bejaht werden zu müssen.

vornehmlichen Formen. Schließlich heißt es von der jahreszeitlichen Vertheilung S. 52; „Der Winter zeigte die größte Sterblichkeit für die Entzündungen und für die Tuberculose der Respirationsorgane, — der Sommer für die Gastrosen und für die Convulsionen der Kinder, — der Frühling für Malaria-Kachexie, — der Herbst für Ruhr und Typhus.“ Der Sommer erwies sich pernicios mehr den Kindern (was eigenthümlich ist), der Winter mehr dem Greisenalter.

Wir sehen also, daß das hiesige Mortalitäts-Verhältniß im Ganzen keineswegs zu den günstigen gehört (indem man als allgemeine Scala dafür annehmen kann von 1 : 16 bis 1 : 50); aber es bestätigt sich dann wieder das Gesetz, daß je größer die Mortalität ist, auch um so bedeutender der Ersatz durch Copulation und Nativität zu sein pflegt. Welche Mortalitäts-Ursachen dies ungünstige Verhalten verschulden und welche andere hier fehlen mögen, ist leider noch nicht deutlich zu ersehen, nur aus Mangel an Comparabilität in der Anordnung der Befunde. Aber es ist ersichtbar, daß einen bedeutenden Factor bildet die sehr große Sterblichkeit im ersten Lebensjahre (1 : 2.3 der ganzen Mortalität, wenn auch nur 1 : 3.1 der Nativität). Dies ungünstige Verhältniß scheint eine klimatische Eigenthümlichkeit des östlichen Theiles von Europa zu sein, sogar im Königreich Sachsen ist es noch unter dem gewöhnlichen (das man etwa auf 1 : 4 ansetzen kann), es ist dort nicht viel geringer als 1 : 3, während es im westlichen Europa in manchen Orten nur 1 : 5 bis 1 : 7 beträgt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Hygiene durch Diät und Lebensweise eine große Einwirkung darauf ausüben kann. Außerdem kommen in diesem ungarschen Lande wahrscheinlich besonders in Betracht: die Malaria-

Kachexie, die Gastrosen, die Pneumonien, die Phthisis und der Typhus.

Man kann in der That nicht umhin zu bedauern, in dieser Arbeit so viel Mühe und wissenschaftlichen Eifer verschwendet zu sehen, nur aus Mangel an Richtung auf die eigentlich wichtigen Punkte, auf deren Ermittelung es immer vor Allen ankommt und deren Ermittelung auch weit weniger Aufwand von Mühe verlangt. Man kann als solche Punkte gewisse Cardinal-Fragen bezeichnen, dies sind folgende 8: 1. das Mortalitäts-Verhältniß des 1sten Lebensjahres, 2. — der Phthisis, 3. — der entzündlichen Krankheiten der Respirations-Organe, 4. — der Gastrosen, 5. — der Malaria-Leiden, 6. — der vornehmsten epidemischen Krankheiten (namentlich Typhus, Dysenterie, Cholera 2c.), 7. — der Puerperien, 8. — etwaige endemisch eigenthümliche Formen. Diese 8 Fragen mögen der Beachtung der betheiligten Aerzte zunächst empfohlen sein, zu großer Erleichterung ihrer nosostatistischen Bemühungen und zur sicheren Förderung der eigentlichen Zwecke, das sind Vergleichung, Erkenntniß der Besonderheiten mit ihrer Causalität und dann Verbesserung. Auch bei schwierigen Umständen und bei den gewöhnlichen Mitteln zur Registrirung der Todesfälle lassen sich jene 8 Cardinalfragen bis zu gewissem Grade genügend beantworten. — Das hier zu findende Unternehmen, auch die Morbilität statistisch zu ermitteln, verdient als ein werthvoller Versuch Anerkennung, aber schwerlich wird es lange fortgesetzt werden, weil es ermüden muß, doch nicht das Ganze umfassen kann, und auch schon gelehrt hat, in wiefern es überhaupt ausführbar ist. Dazu eignen sich besser geschlossene Genossenschaften, Truppenkörper, große Krankenhäuser u. s. w. Selbst in dem kleinen Canton Genf ist nicht versucht, was man hier

in Ungarn versucht findet. — Auch die beabsichtigte noch genauere Unterscheidung der Nationalitäten verspricht keine besonderen Ergebnisse. — Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, er habe nicht die auf den statistischen Congressen vorgeschlagene Terminologie angewendet, weil subtilere Diagnose nicht von allen Todtenbeschauern zu erhalten seien, so ist zu bemerken, daß seine Bezeichnungen nicht eben davon verschiedene sind, daß aber auch gar nicht ausführbar und gar nicht zu erwarten ist, alle in jener Terminologie erwähnten Krankheits-Formen sollten statistisch berücksichtigt werden. Aber freilich eine geeignete und einfache fernere Classification derselben ist immer nothwendig, als das größte Hülfsmittel, und dazu hat sich am geeignetsten erwiesen diejenige übersichtliche Eintheilung, welche in England seit mehr als zwanzig Jahren gebraucht wird, nämlich in drei Klassen, in Zymotische (die epidemischen rc.), in Dyskrasien (oder von unbestimmtem Sitze), und in Localisationen. Wegen der großen praktischen Schwierigkeiten wird dann ferner das Verfahren am leichtesten gemacht, um dies noch einmal zu wiederholen, wenn die überall wichtigsten Gruppen von Mortalitäts-Ursachen zunächst als Aufgaben hingestellt werden, das sind oben genannte 8 Cardinal-Fragen. Wenn etwa der Verf. und seine Mitarbeiter die Beantwortung derselben auch nur von einem Jahre versuchen wollten, würden sie sicherlich von dem Gewinn des einfachen Verfahrens sehr bald überzeugt werden.

2. Die oben genannte Fortsetzung der schon in diesen Blättern (1859 Mai) besprochenen historisch-geographischen Pathologie von A. Hirsch in Danzig erlaubt sich Ref. ferner hier mit einigen Bemer-

kungen zu begleiten, in der Absicht, um, bei aller Anerkennung des Verdienstlichen, doch auch rechtzeitig Irrthümer von der jungen Wissenschaft abzuwenden. In der ersten Abtheilung waren die acuten Infections-Krankheiten, in dieser zweiten Abth. sind die chronischen constitutionellen Krankheiten abgehandelt, wenigstens ein großer Theil derselben.

Aussatz. Mit Recht vermeidet der Verf. die Benennungen „der Griechen und der Araber", welche in der That nichts zum Verständniß beitragen, weil keine klare Vorstellung damit verbunden ist. Nach Ref. Meinung ist am richtigsten zu unterscheiden, als zwei bestehende wesentlich verschiedene Formen, die Pachydermia elephantiasis und die Lepra, welche letztere wieder in mehreren unwesentlich verschiedenen Gestalten sich äußert (L. maculosa, squamosa, ulcerosa, tuberosa, anaesthetica, gangraenosa s. mutilans). Der Verf. berücksichtigt hier die Pachydermia gar nicht und auch wenig jene mannichfachen Gestalten der Lepra, sondern spricht nur von letzterer im Ganzen als „Aussatz". Ferner kann man dem Ausspruche nicht beistimmen, daß klimatische Verhältnisse bei der Verbreitung des Aussatzes „vollkommen irrelevant" seien. Denn unstreitig enthält die heiße Zone die günstigsten Bedingungen dazu; die Lepra wird abnehmend an Intensität und Frequenz nach den höheren Breiten und nach der senkrechten Erhebung hin; wenn sie auch auf manchen Küsten der Polar-Zone in dem Spedalsked (Lepra arctica) wieder gefunden wird, so ist sie hier doch weit weniger intensiv und frequent, ähnlich etwa wie die Ophthalmien auf beiden extremen Zonen häufig vorkommen, aber doch weit schwächer auf der kalten (Ophthalmia nivalis). Der Verf. sagt aber S. 332, daß es „vollkommen ungereimt erscheine, den Aussatz

als eine Krankheit der Tropen zu bezeichnen.“ Jedoch schreibt er feuchtem Boden einige Mitwirkung zu. Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Lepra zu denjenigen Krankheiten gehört, welche fehlen in wirklich trocknen Klimaten, d. h. in tief saturirten, mit starker Evaporationskraft, oder in durstigen; daher sie in der Mitte großer Continente, außer in der Nähe großer Gewässer, kaum vorkommt, z. B. nicht in der Sahara, in Central-Asien u. a. — Syphilis. Der Verf. ist der Meinung, daß diese Krankheit seit den ältesten Zeiten in Europa bestanden habe, und daß sie jetzt in ihrer geographischen Verbreitung eine fast über die ganze Erde reichende Allgemeinheit zeige. — **Framboesia.** — **Button Scurvy** (in Irland). — **Veruga** (in Peru an der Westseite der Anden). — Kropf und Cretinismus. Der Angabe muß widersprochen werden, daß die Seeküsten sich einer „wirklich absoluten Immunität davon erfreuen.“ Der Verf. führt selber an das Vorkommen derselben auf kleinen Inseln, Azores und Madeira; denen sind noch hinzuzufügen Ceylon (Point de Galle) und die Philippinen; ferner ist zu widersprechen der Aussage, in Neu-Granada finde sich nur Kropf, ohne Cretinismus; hinzuzufügen ist noch, daß der Cretinismus sehr wahrscheinlich auf der heißen Zone im Tieflande gar nicht bestehet, und daß, so unbekannt die causa efficiens des Kropfes ist, doch immer zunächst der Rath gegeben werden muß, das Trinkwasser zu ändern. Zu leugnen ist nicht, daß in folgenden Aussprüchen wenigstens Unklarheit entgegentritt, S. 434: „Kr. und Cret. sind in ihrem Vorkommen an keine bestimmte geologische Formation gebunden, sie können auf einer und derselben Bodenbildung bald vorherrschen, bald fehlen“. — „sie herrschen extensiv und intensiv am mächtigsten auf der älteren Forma-

tion, sparsam auf den jüngeren Gebilden, Oolith, Kreide, Tertiär-Gruppe und Diluvium." — **Ergotismus.** — **Acrodynia.** — **Pellagra**, wird als Wirkung einer anhaltenden Nahrung von verdorbenem (durch ein Epiphyt) Mais angesehen, jedoch bleibt auffallend, daß dabei eine Exacerbation in der Sommerwärme und daß Erblichkeit anerkannt bestehen (S. 487). — **Burning of the feet** (in Ostindien). — Scrofulose. Da eine geographische Uebersicht dieser Krankheit kaum vorher unternommen ist, so wird die hier gegebene um so verdienstlicher, aber muß man auch um so mehr wieder (absichtlich ist hier dies Wort gebraucht, theils in Erinnerung an die erste Abtheilung, theils aber, weil der Verf. fortfährt, im Ton einer Autorität Vorgänger gering zu schätzen und selber nicht geringe Flüchtigkeiten zu begehen, so daß es Pflicht des Referenten ist, den Rath auszusprechen, dies Handbuch, sowohl als Sammlung von Thatsachen, wie in den eignen Folgerungen, stellenweise mit großer Vorsicht zu gebrauchen) als Fehler anmerken die Angabe (S. 503), es sei irrig, den klimatischen Verhältnissen einen wesentlichen Einfluß auf das Vorkommen der Scrofulose zuzuschreiben, diese sei im hohen Norden ebenso verbreitet wie in den gemäßigten und heißen Gegenden, und es sei wohl keine Frage, „daß man im Stande ist, die Krankheit nach irgend einer Gegend hin zu verpflanzen, wo sie bisher unbekannt gewesen ist." Der Verf. findet die Causalität nur in diätischen oder in socialen Verhältnissen, jedoch auch in örtlicher Boden-Feuchtigkeit. Dem wird nicht widersprochen, wenn man, wie es sein muß, entschieden die wichtige Thatsache festhält, daß die Skrofeln im hohen Norden nicht gefunden werden. Der Verf. führt auch gar kein Zeugniß an für das Gegentheil, d. h. für

ihre dortige Anwesenheit; er erwähnt zwar der zuverlässigen Forscher in Schweden, M. Huß und Berg, aber nicht, daß dieselben bezeugen, die Skrofeln hätten eine Grenze nach Norden hin. In der That man findet die Skrofeln von den Reisenden nicht erwähnt im polarischen Asien, Europa und Amerika, etwa jenseits der Isotherm-Linie von 3° R., nicht unter den Jakuten, Samojeden, Grönländern und anderen Eskimos u. s. w.; wäre Alkohol-Genuß eine hinreichende Ursache, würden sie sich gewiß unter den Samojeden erweisen. Positiv geleugnet werden sie in Island (von Schleisner), nicht erwähnt in Finnland (Rabe), kaum genannt in Archangel (Rud. Richter), auch schon „selten" genannt auf den Faröer (Panum). Mit dieser Ansicht stimmen andere geographische Forscher überein, z. B. Meyer-Ahrens (Prager Vierteljahrschr. für Heilkde 1857) und J. Boudin (Géogr. et Statist. médic. 1857); das letztgenannte Buch ist unserem Verf. gewiß nicht unbekannt geblieben (weshalb auch kein Grund davon zu finden ist, daß er der darin wiederholten Angabe über den Befund der Skrofeln in Frankreich, nach den Conscriptionslisten, nur „eine allerdings sehr bedingte Verläßlichkeit" zuspricht S. 469). In Uebereinstimmung mit unserer Ansicht von einer klimatischen Temperaturgrenze der Skrofeln steht ferner die Begrenzung derselben in senkrechter Erhebung in den Alpen, welche auch etwa mit der Hypsotherm-Linie von 3° R. anzusetzen ist. Dies wird nicht nur berichtet vom Davos-Thale in Graubünden, über 4000′ hoch (und wahrscheinlich auch im Engadin wird die Bestätigung sich finden), sondern auch als allgemeine Thatsache in den höheren Wohnorten der Alpen spricht diese Abnahme der Skrofeln bestimmt aus Lombard (Des climats de montagne 1857). Freilich ist Rhachitis davon zu

unterscheiden, sie scheint jene Grenze nicht zu theilen. — Scorbut. Gewiß ist hier die Diät die wirksamste Bedingung, aber auch ebenso gewiß enthält das polarische Klima eine vorzügliche disponirende Causalität. Es muß daher in mehrfacher Hinsicht auffallen, wenn Verf. hierüber sagt (S. 552), „das Vorkommen des Scorbuts ist wesentlich bedingt durch eine an gewissen vegetabilischen Nährstoffen arme Diät", und einige Zeilen weiter, „es wäre übrigens wohl denkbar, daß die eigenthümliche Nahrungsweise der Bewohner des äußersten Nordens, der Finnen, Lappen, Samojeden u. A., die vorzugsweise auf animalische Kost angewiesen sind, in einer uns bisher ganz unbekannt gebliebenen Weise für den Ausfall der vegetabilischen Diät einen Ersatz leisteten, da dieselben notorisch selten oder gar nicht von Scorbut heimgesucht werden." Der Scorbut gehört aber in Grönland, Island, Nord-Scandinavien, Archangel, Finnland, Ochozk, Kamtschatka, anerkannt zu den vornehmsten endemischen Krankheiten, fehlt auch nicht unter den Samojeden (nach Schrenk), ist freilich aber nur exceptionel vermißt in Nischne Kolymnsk an der Nordostküste Sibiriens (nach Wrangell). Man traut in der That manchmal kaum den eignen Augen, wenn man derartigen Behauptungen des Verf. begegnet. — Chlorose. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, was hier, wieder in Widerspruch mit dem Thatbestande, geleugnet wird, daß die Chlorose auf der polarischen Zone (wo die Plethora zur physiologischen Disposition gehört) fehlt. — Geophagie. Hier ist die G. anaemia s. cachectica der Neger gemeint; das nicht mit Kachexie verbundene Erdessen einiger Indianer-Stämme, nur eine Gewohnheit, dient wenigstens immer zur Vergleichung. — Diabetes. Er scheint, nach Verfs Untersuchungen auch auf der hei-

ßen Zone nicht zu fehlen (jedoch die Albuminurie). — Gicht. Als ihre eigentliche Heimath wird die gemäßigte Zone angesehen; auf der heißen ist sie unter den Eingebornen kaum zu finden, und es bietet diese den gichtischen Europäern einen heilsamen Aufenthalt, obwohl dann die Rückkehr in das kühlere Klima mißlich bleibt. — Rheumatismus. Er findet sich in allen Zonen und Orten; aber gerecht ist die Klage des Verf., daß man noch nicht über die Verbreitung des sog. „akuten Gelenk-Rheumatismus" entscheiden könne, weil die Angaben diesen nicht gehörig unterscheiden. Er findet zwar, daß die Bezeichnung „Erkältungs-Krankheit" passend sei für den Rheumatismus, zumal wegen Einwirkung der Variabilität der Temperatur und der Feuchtigkeit, allein nun folgt wieder eine sonderbare Behauptung, nämlich der Verf. meint gefunden zu haben, daß in dieser Hinsicht die klimatischen Verhältnisse keine Bestätigung ergäben, und er zählt mehrere Klimate auf von kalter, feuchter und veränderlicher Beschaffenheit, wo doch das Rheuma nicht häufig sei. Wenn aber der Verf. überhaupt die klimatischen Verhältnisse zugleich mit seinen geographisch-pathologischen Forschungen genauer beachtet hätte (was er ja abgelehnt hat), so würde er auch zu dieser irrigen Meinung nicht gekommen sein. Z. B. das Klima des östlichen Theiles von Nord-Amerika gehört nicht zu den „kaltfeuchten"; denn hier ist die Evaporationskraft bedeutend, auch sagen die Berichte darüber nur (aus Canada), daß das Rheuma dort seltner sei als in England, Gibraltar und auf den Bermudas. In den variabeln Klimaten, besonders wenn es auch windig ist, zeigt sich in der Regel, wie Ref. gefunden hat, häufiger rheumatisches Leiden; daher leiden daran meistens die Seefahrer und die Gebirgsbewohner, obwohl letztere freilich weniger

als die hinaufsteigenden Unterländer, welche noch weniger abgehärtet sind. — Beriberi. —

Der Schluß des ganzen Werkes wird als binnen Kurzem erscheinend angekündigt. Es scheint nicht die Absicht des Verf. gewesen zu sein, den ganzen Bestand der Krankheiten geographisch zu behandeln, denn Jeder sieht leicht, daß hier noch manche der chronisch-constitutionellen fehlen, wie in der ersten Abtheilung manche der acuten Infections-Krankheiten. Wenn der Verf. am Schluß etwa noch eine Revision vornähme und Einwendungen, die er erfahren hat, entweder widerlegte oder anerkennte, würde dies der jungen Wissenschaft überhaupt zu Gute kommen, deren noch wenige, aber zunehmend sich vermehrende, Mitarbeiter das Recht und die Pflicht haben sich gegenseitig zu controliren, weil eine sichere Grundlage zuverlässiger Thatsachen ihre erste Bedingung ist. — —y.

Florenz

Tip. le Monnier 1859. Della arte militare in Italia doppo il risorgimento, prolessione di Mariana d'Ayala. In Octav.

Diese Schrift gibt uns Gelegenheit, auf einen fruchtbaren Militär-Schriftsteller Italiens aufmerksam zu machen, welcher seit 1823 eine Reihe von wichtigen Werken für die Kriegswissenschaft veröffentlicht hat. Der Marchese d'Ayala ist aus Messina gebürtig, und war als Artillerie-Officier größtentheils in Neapel in Garnison, wo die Artillerie-Officiere sich ernstlich zu beschäftigen pflegen, aber auch vor allen Andern geachtet werden. Er gab in Neapel mehrere militairische Werke heraus, von denen wir nur die Geschichte der Artillerie, das Leben des General Colletta, ein militärisches Wörterbuch

in italiänischer und französischer Sprache, und das Leben der berühmtesten neapolitanischen Heerführer von dem Tage von Bitouto an, bis auf die gegenwärtige Zeit erwähnen. Als der König von Neapel im Jahre 1848 den ausgezeichneten Diplomaten Leopardi nach Turin schickte, um mit Sardinien gemeinschaftliche Sache gegen Oesterreich zu machen, war unser d'Ayala in derselben Lage, wie wir Deutschen im Jahr 1813 gegen die Franzosen. Die Italiäner wollten den Einfluß der Fremden nicht leiden, der sich hauptsächlich in der weltlichen Herrschaft des Papstes zeigte, die den Anweisungen Metternichs folgte. Die Verhältnisse änderten sich aber bald, der König von Neapel entsagte dem Bündnisse mit Sardinien, und unser d'Ayala gehörte zu den Compromittirten, die ihr Vaterland verlassen mußten. Der Großherzog von Toscana ernannte ihn sofort zum Kriegsminister, aber als dort Guerrozzi zu weit ging und der Großherzog sich entfernte, trat auch d'Ayala ab, und lebt jetzt in Turin, wo ihm die Stelle als Bibliothekar bei dem Herzog von Genua übertragen ist. In der vorliegenden Schrift, welche als Einleitung in die Geschichte der Kriegswissenschaft anzusehen ist, zeigt der Verf., daß seit dem Verfalle des römischen Reichs die nordischen Barbaren nichts mehr von Kriegs-Wissenschaft wußten, und erst, nachdem die italiänischen Städte das Lehnwesen gebrochen hatten, die Kriegs-Wissenschaft wieder hervorgesucht wurde. Ganz Europa hatte noch keinen Schriftsteller über die Kriegskunst, als Egidius Colonna, der Lehrer von Philipp dem Schönen von Frankreich, in seinem Werke: de regime principum, die Bahn brach.

Neigebaur.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Juli 1860.

Berlin

Commissions-Debit Perthes-Besser und Mauke in Hamburg und Schwers'sche Buchhandlung in Kiel 1859. Generalkarte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Fürstenthümern Lübek und Ratzeburg, und den freien und Hansestädten Hamburg und Lübek, entworfen und herausgegeben vom Hauptmann F. Geerz.

Dazu von Demselben:

Geschichte der geographischen Vermessungen und der Landkarten Nordalbingiens vom Ende des 15ten Jahrhunderts bis zum Jahre 1859. Mit einer kritischen Uebersicht aller bezüglichen geographischen, geognostischen, ethnographischen und historischen Karten und Pläne, nebst Beiträgen zur physischen Geographie und geschichtlichen Topographie. 277 S.

Der Verf. hat bereits durch seine früheren kartographischen Leistungen einen rühmlichen Namen sich erworben, insbesondere durch die von ihm 1845 im Maßstabe von 1:276000 der natürlichen Länge herausgegebene Karte der Herzogthümer Holstein und

Lauenburg sammt dem Fürstenthume Lübeck und den freien und Hansestädten Hamburg und Lübeck *).

Durch die gegenwärtig vorliegende Arbeit hat derselbe nun das längst gefühlte Bedürfniß einer möglichst zuverlässigen, vollständigen und gleichmäßig ausgeführten, auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen basirten Generalkarte beider Herzogthümer (mit den angrenzenden deutschen Territorien) befriedigt, damit abermals ein glänzendes Zeugniß seines einsichtsvollen, unermüdlichen, aufopfernden Fleißes geliefert, und ein neues Verdienst um die Kartographie und um seine Heimath sich erworben.

Den Werth dieser Arbeiten können nur Diejenigen vollständig würdigen, welche es wissen, mit welchen Schwierigkeiten der Verf. in Bezug auf das Material rc. zu kämpfen hatte. Er hat seine besten Lebensjahre an diese Aufgabe gesetzt, und es darf behauptet werden, daß kein Lebender die Herzogthümer statistisch und topographisch so gründlich und detaillirt kennt, als er. Seine Fachbildung und Landeskunde eröffneten ihm durch außergewöhnliche Beförderung aus dem Privatleben die Bahn der öffentlichen Wirksamkeit. Er wurde in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts zuerst als Inspectionsbeamter beim Wegewesen der Herzogthümer angestellt und fungirte dann während des deutsch-dänischen Krieges 1848—50 theils als Oberquartiermeister der schleswig-holsteinischen Armee, theils als Generalquartiermeister der deutschen Reichstruppen, in

*) Die erste kartographische Arbeit des Vfs wird die Revision der Stielerschen Karte von Dänemark und den Herzogthümern für die Ausgabe von 1835 sein. Zu seinen neuesten Arbeiten gehören mehrere Karten aus dem Kriegsschauplatze in Schleswig von dem letzten deutsch-dänischen Kriege.

welchen verschiedenen Stellungen er eine ausgezeichnete und überaus nützliche Thätigkeit entwickelte.

Als eine wohlverdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen und praktischen Befähigung ist es anzusehen, daß er nach dem unglücklichen Ausgange des gedachten Krieges in den königl. preußischen Dienst berufen und zum Vorsteher der geographischen und Graveur-Section des k. preußischen großen Generalstabes in Berlin ernannt wurde.

Wir wenden uns zunächst zu der Denkschrift, welche der Verf. als Beigabe zu der Karte veröffentlicht hat, um über die von ihm benutzten Quellen und den Plan seiner Arbeit Auskunft zu geben. In der That aber hat diese Denkschrift eine von diesem Zwecke unabhängige, durchaus eigenthümliche litterairische Bedeutung, indem sie eine auf selbständiger Forschung beruhende historische und kritische Darstellung der Kartographie Nordalbingiens liefert: unter welchem Namen der Verf. der Kürze halber die auf seiner Karte dargestellten Länder zusammenfaßt.

Der Verf. theilt diese Geschichte in fünf Perioden und datirt die erste Periode von der ersten Karte von Deutschland und dem Norden, welche von Georg Alten entworfen, von Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurf in Holz geschnitten und durch Anton Koberger gedruckt ist; sie befindet sich in Hartmann Schedelij liber cronicarum etc. Nuremb. 1493.

Auf dieser seltenen Karte erscheinen (wir referiren nach dem Verf., welcher dieselbe aus eigener Anschauung kennt) die Umrisse Nordalbingiens, Dänemarks und Skandinaviens noch in einer höchst rohen und unrichtigen Gestalt.

Für Nordalbingien enthält die Karte nur die Namen Hamburg, Lubick und Albis fluv., außerdem

steht auf der ganzen cimbrischen Halbinsel nur der Name Dacia, und zwar im nördlichen Theile Jütlands. Hamburg liegt noch an der Elbmündung und nördlicher als Lübeck; die Inseln Fühnen, Laaland, Falster ꝛc. fehlen gänzlich; dagegen zeigt die Karte östlich von Lübeck eine große imaginäre Insel Schönlandt; Fehmern liegt zwischen den Mündungen der Oder und Weichsel; nördlich von Fehmern und südlich von Schweden die Insel Silandia (Seeland), welche mit Fehmarn zusammen noch nicht so groß ist, als die angebliche Insel Schönlandt ꝛc.

Aus der Unvollkommenheit dieser veröffentlichten Karte darf indessen nicht gefolgert werden, daß von den nordalbingischen Ländern und Städten vor 1493 keine besseren Manuscript-Karten vorhanden waren, mögen sie nun auf Papier, Pergament, Holz oder Metall gezeichnet oder gravirt gewesen sein. Geerz führt u. A. an, daß von der Landschaft Eiderstedt schon um die Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Specialkarte als Manuscript existirte. (S. das Weitere über die erste Periode S. 13—20).

Zweite Periode 1552—1651.

Im Auftrage des Königs Christian III. bereiste Marcus Jordanus, Professor der Mathematik zu Kopenhagen um das Jahr 1550 Dänemark und entwarf eine Karte des dänischen Reiches, die er 1552 veröffentlichte. Von demselben erschien 1559 die erste Karte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, die, wie Geerz vermuthet, mit der in diesem Jahre ausgeführten Eroberung von Ditmarschen im Zusammenhange steht.

1585 wandte sich der Herausgeber des Theatrum urbium, Georg Braun an den Statthalter der Herzogthümer Heinrich Rantzau mit der Bitte, ihm für sein Theatrum etwas über Dänemark zu liefern, worauf Rantzau den Professor Jordanus ersuchte,

eine Karte von Dänemark auf Grundlage seiner früheren Arbeiten zu entwerfen, was dieser auch ausführte. So entstand die Karte, welche im 4ten Bde des Theatrum *) abgebildet ist. — Diese Arbeiten des Jordanus scheinen auch der Karte zu Grunde zu liegen, welche unter dem Titel: »Typus Chersonesi Cimbricae« der Beschreibung dieser Halbinsel von Heinrich Rantzau (in Westphalen monum. ined. Tom. I) beigefügt ist.

Etwa gleichzeitig, vielleicht noch früher als Jordanus scheint der Landmesser und Maler Böckel Karten über Dänemark und die Herzogthümer veröffentlicht zu haben. G. führt speciell eine von Ditmarschen an, welche Böckel nach der von den Dänen und Holsteinern beschafften Eroberung dieses Ländchens entwarf und dem Könige Friedrich II sowie den Herzögen Johann und Adolph zueignete: Thietmarsiae, Holsatiae regionis partis, typus. Antverp. apud Joannem Liefrink 1559.

Unter Rantzau's Auspicien wurden auch viele Ansichten und Pläne von Städten der Herzogthümer für Braun's Theatrum geliefert. Rantzau beschäftigte hiefür verschiedene Landmesser, wie solches die von dem Mathematiker Nic. Reimer herausgegebene Geodaesia Ranzoviana und die durch Rantzau selbst zum Drucke beförderte Schrift des Predigers Alb. Meyer in Lindholm: Methodus apodemica describendi regiones, urbes etc. zeigt.

Auf die Arbeiten des Marcus Jordanus, Peter Böckel und Georg Braun gründen sich die späteren Karten und Pläne von Abraham Ortelius († 1598), Dan. Cellarius, Gerhard de Jode, Quade und Dan. Meisner, während die interessante Karte über Hol-

*) Dieses Werk ist in wenigstens 4 Ausgaben vorhanden, von welchen G. als die vollständigste bezeichnet die zu Cöln 1612—1618 herausgekommene: Civitates urbis terrarum, descriptione topographica, morali et politica illustratae.

stein von Gerhard Mercator, dem berühmtesten Kartographen des 16ten Jahrhunderts († 1594) schon auf entschieden besseren Materialien beruht, die größtentheils der Statthalter Rantzau geliefert zu haben scheint. Dieselbe ist wahrscheinlich 1585 zum ersten Male veröffentlicht worden.

Die zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ausgeführten großen Bedeichungen an der Schleswigschen Westküste, die Trockenlegung des Börmer-Sees und Megger-Sees, die Erbauung der Städte Friederichstadt und Glückstadt ꝛc. hatten die des Wasserbaus kundigen Niederländer in die Herzogthümer geführt, welche auch die Kartographie wesentlich förderten. Hierher gehören die drei Karten über Holstein und den größten Theil Schleswigs von Wilhelm Blaeu († 1638), Heinrich Hondt († 1643) und Nicolaus Piscator (Clas Jans Visscher). Desungeachtet kann das Bild, welches diese Karten vom Lande geben, noch nicht den geringsten Anspruch auf geometrische Schärfe machen. (G. S. 21 f. 28 f.).

Beiläufig bemerkt erscheinen auf den Karten dieser zweiten Periode fast alle Ortschaften in Nord- und Mittel-Schleswig mit deutschen und friesischen Namen.

Dritte Periode 1652—1779.

Auf Befehl des Königs Christian IV. und Herzogs Friedrich III. bereiste der Mathematiker Johann Meyer von 1638 bis 1648 die Herzogthümer, um selbige zu vermessen und zu kartiren. Schon vier Jahre später erschienen 37 General- und Specialkarten über die Herzogthümer, welche der „Newen Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswich und Holstein“ von Caspar Danckwerth 1652 gr. Fol. beigegeben sind. Geerz bezweifelt, ohne den großen Verdiensten Meyers um die Kartographie seiner Heimath irgendwie zu nahe treten zu wollen, sicher nicht mit Unrecht, ob es Meyer selbst

bei dem größten Fleiße möglich gewesen, die Herzogthümer in dieser kurzen Zeit und mit wahrscheinlich ungenügenden Geldmitteln *) auch nur annähernd geometrisch richtig zu vermessen oder neben seinen astronomischen Ortsbestimmungen ꝛc. die Messungen seiner Gehülfen genügend zu controliren.

Gewiß ist es, daß Meyer außer den Städten und Flecken alle Meerbusen, Landseen, größeren Flüsse und auch speciell manche Gegenden, wie das Amt Husum, die Landschaft Eiderstedt, die Wilstermarsch ꝛc. wirklich geometrisch, wenn auch mit höchst unvollkommenen Instrumenten vermessen hat.

Dagegen gründet sich ein großer Theil seiner Karten offenbar nur auf ungefähre Schätzung, Abschreitung, eingezogenen Erkundigungen und älteren Handzeichnungen. Immerhin aber hatte die Kartographie Nordalbingiens durch die Meyerschen Karten so große Fortschritte gemacht, daß kein anderes Land in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts so gute Karten aufweisen konnte. Dieselben hatten einen so großen Ruf, daß sie schon 5 Jahre nach ihrem Erscheinen dem berühmtesten Atlas des 17ten Jahrh. von Johann Blaeu (Amsterdam 1657) in origine einverleibt wurden. Astronomische, wenn auch nicht zahlreiche Bestimmungen hatten bereits ein ziemlich richtiges geographisches Netz geliefert und dadurch die Orientirung wesentlich berichtigt. Die Küsten und Inseln hatten eine durchaus veränderte und im Ganzen schon richtige Gestalt angenommen. Die Watten, Moore und Kirchspielsgrenzen erscheinen hier zum ersten Male ꝛc.**). Der

*) Prälaten und Ritterschaft verweigerten die 1651 von den beiden regierenden Landesherren für dieses Unternehmen geforderte Beihülfe von 12 Schill. (9 Sgr.) à Hufe, welche die Aemter und Städte hiefür leisteten.

**) Vgl. Geerz S. 55. An einer andern Stelle seines Werkes, S. 168 ff., tritt G. auch für die schon vielfach

Werth seiner Leistungen wird auch dadurch bestätigt, daß seine Karten während eines Zeitraums von ungefähr 150 Jahren *fast* als die einzige Basis aller späteren Karten gedient haben, wie G. S. 40 ff. nachweist. Alle die Karten, welche nach 1652 von Johann Jansonius, Nicol. Visscher d. J., Danckerts (Vater und Söhnen), F. de Wit (Vater, Sohn und Enkel), P. Schenk d. A., G. Valk, Homann, Ottens, Homann d. J., P. Schenk d. J., Seutter, Lotter, Homann's Erben, Fester (in Pontoppidan's Danske Atlas) und Güssefeld bis zum Jahre 1807 über Schleswig und bis zum Jahre 1797 über Holstein erschienen sind, gründen sich auf die Meyerschen Karten. Die wenigen guten Karten, die in dieser langen Periode herauskamen, betrafen meistens die Elbe und die Küsten der Nordsee; einige Karten verdankten dem Kriege und den Wassernöthen ihren Ursprung. (Desfällige Litteratur: (G. S. 47—52).

Die Ursache der an sich sehr auffallenden Erscheinung, daß über die Herzogthümer Schleswig und Holstein oder über Theile derselben in einem Zeitraume von mehr als 100 Jahren (bis 1777, wo Pastor Bolten eine Specialkarte der Landschaft Stapelholm veröffentlichte) keine einzige von einem Inländer bearbeitete Karte herauskam, während man über die Unbrauchbarkeit der in Amsterdam, Nürnberg und Augsburg angefertigten Karten-Fabricate nicht in Zweifel sein konnte, findet G. darin, daß man allgemein die Sicherheit des Landes durch Herausgabe von Karten für gefährdet hielt.

discutirte Glaubwürdigkeit der *historischen* Karten Meyers über das alte, durch Natureingriffe in seinem Territorialbestande so sehr veränderte Nordfriesland in die Schranken und verspricht auf diese interessante Frage in einer besonderen Abhandlung zurückzukommen.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 2. August 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Generalkarte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg ꝛc.; Geschichte der geographischen Vermessungen und der Landkarten Nordalbingiens vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1859 von F. Geerz."

Sechs Jahre nach dem Erscheinen der Danckwerthschen Landesbeschreibung mit den Meyerschen Karten waren nämlich die Schweden als Feinde in die Herzogthümer gedrungen (1658) und hatten bei dieser Gelegenheit ihre Bewunderung über die Genauigkeit des gedachten Werkes ausgesprochen, was wohl zunächst die Veranlassung zu der irrigen Annahme gab, daß es den Schweden nur durch diese Karten möglich geworden, die entlegensten Oerter zu plündern. Sogar ein juristischer Schriftsteller, Cl. Weiß entblödete sich nicht, jene beiden Autoren für Landesverräther zu erklären. (G. S. 53). Die Furcht, in den Verdacht des Landesverrathes bei den Regierungen und Zeitgenossen zu kommen, scheint noch auf lange hin die Neigung von In-

ländern zu kartographischen Arbeiten gelähmt zu haben. —

Vierte Periode 1780—1841, woran sich die fünfte Periode von da bis zur Gegenwart schließt.

Ein großes und bleibendes Verdienst erwarb sich die K. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen um die geographische Landeskunde durch die unter ihrer Leitung ausgeführte, auf Triangulation basirte Vermessung und Kartirung Schleswigs, so wie des größten Theils von Holstein. Diese Landesvermessung begann, so weit sie das Herzogthum Schleswig betrifft, wahrscheinlich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts und endigte in Holstein 1821.

Die in 1:20000 ausgeführte Aufnahme ist ziemlich generell gehalten, indem die Dörfer nicht mit den Gebäuden, Wegen und Gärten, sondern nur durch Kreise angedeutet wurden. Feldwege, Gräben, Kirchspielsgrenzen sind unberücksichtigt geblieben und die Berge nur skizzirt (ohne Zusammenhang und ohne Horizontalen oder Böschungswinkel) aufgenommen worden. Nach dieser Aufnahme sind reducirt erschienen: 5 Specialkarten über Schleswig, das südliche Jütland, Fühnen und kleinere dänische Inseln im Maßstabe von 1:120000 (die erste 1780, die letzte 1825); dann eine Generalkarte von Schleswig 1:240000 (1836 von Olsen) und eine Generalkarte von Dänemark und Schleswig 1:480,000 (1841 von Olsen). Von diesen Karten nehmen die beiden Generalkarten den ersten Rang ein. Die 5 Specialkarten dagegen leiden in ihrem Detail an erheblichen Mängeln hinsichtlich der Jurisdictions-Grenzen, der administrativen Eintheilung, der Rechtschreibung ꝛc. Auch fehlen viele hydrographische Namen und die Zeichnung der Bergformen ist ohne

Zusammenhang und in veralteter Manier ausgeführt, so daß sich weder die relativen Höhenunterschiede, noch die Grade der Böschungen auch nur in den generellsten Unterschieden auffinden lassen. Ferner ist die Bearbeitung der einzelnen Blätter nicht gleichförmig, was allerdings daraus sich erklärt, daß zwischen dem Erscheinen der ersten und der letzten Specialkarte von Schleswig ein Zeitraum von 45 Jahren liegt (G. S. 78). Unter den Karten, welche der Hauptsache nach auf die Karten der Gesellsch. d. W., so weit sie bis dahin erschienen waren, sich gründen, im Uebrigen aber selbständige wissenschaftlich bearbeitete Werke sind, ist die Golowinsche Karte vom Herz. Schleswig (1806 1:272000) und die Gliemann'sche Sammlung von 11 schleswigschen Amtskarten (1825—1829; sämmtlich 1:240000) hervorzuheben. (Näheres G. S. 79 ff.). — Die das Herzogthum Holstein betreffenden vier Blätter wurden, obgleich zwei derselben bereits für den Stich vorbereitet waren, nicht veröffentlicht, weil die Gesellschaft der Wissenschaften die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die bedeutenden Fortschritte derjenigen Wissenschaften und Künste, die auf die kartographische Darstellung influiren, die Publicirung dieser Karten nach dem ursprünglichen Plane unzweckmäßig gemacht hatten. Dieselbe beschloß deshalb 1821, sie nach einem neuen Plane bearbeiten zu lassen und übertrug die Ausführung dieses Planes dem berühmten Professor Schumacher, welcher bereits 1816 vom Könige Friedrich VI. den Auftrag erhalten hatte, eine Gradmessung in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein, so wie eine topographisch-militairische Vermessung des Herzogthums Lauenburg auszuführen.

Indessen stellte die Gesellschaft 1842 (von welchem Jahre G. die fünfte Periode datirt), ihre ei-

gene kartographische Wirksamkeit ein und übertrug die topographische Aufnahme, so wie die Herausgabe ihrer Karten für die Zukunft dem dänischen Generalstab. In Folge dessen wurden alle kartographischen Zeichnungen, Platten und Abdrücke, die in dem Archive der Ges. d. W. und auf der (von Schumacher 1823 gegründeten) Altonaer Sternwarte sich befanden, dem dänischen Generalstab übergeben. Unter Schumachers Direction war von 1822 bis 1841 etwa der dritte Theil von Holstein und ein kleiner Theil von Lauenburg in 1:20,000 aufgenommen worden. Nach dem ursprünglichen Plane sollten unter seiner Leitung 16 Specialkarten, 1 Generalkarte und verschiedene Städtepläne von Holstein und Lauenburg erscheinen. Beendigt worden ist nur eine Specialkarte: Section Glückstadt 1843 in 1:80000, c. 5 Q. Meil. enthaltend, gezeichnet vom Capitain von Bentzen und im Felde von Geerz 1842 revidirt; ferner ein Grundriß von Altona*) und ein Grundriß von Glückstadt; sodann als Probeblatt der Original-Aufnahme (1:20000) die Karte von Segeberg (1 Q. M.) und als Probe der Specialkarten (1:80000) das Δ Barmstedt-Hörnerkirchen-Wahrenberg und das hamburgische Dorf Volksdorf. Die schon 1842 im Stich reichlich zur Hälfte beendigte, vortrefflich ausgeführte Section Altona, welche im Norden bis Barmstedt, im Osten bis Stapelfels, im Westen bis Elmshorn und im Süden bis Harburg

*) Altona im Jahre 1836; gezeichnet vom Capit. Nyegaard, gestochen von Selmar Siebert 1:4000 (1840), mit einem gedruckten Berichte Schumachers von 1839. Dieser Grundriß (von den, hier im Texte genannten Arbeiten allein in den Buchhandel gekommen) ist eine in jeder Beziehung so ausgezeichnete Arbeit, daß G. versichert, ihm sei kein ähnlicher Plan über eine andere deutsche Stadt bekannt, welche auch nur entfernt mit diesem an Genauigkeit und Eleganz sich messen könne.

reicht, gez. v. Cap. v. Bentzen, hat der dänische Generalstab bis jetzt nicht beendigen lassen. Das generelle Resultat der Schumacherschen Vermessungen von 1822 bis 1841 so wie der das nördliche Holstein betreffenden früheren Vermessungen der Gesellsch. d. W. (1809—1821) ist zu der mit vieler Sorgfalt bearbeiteten und sehr schön gestochenen, jedoch bei dem kleinen Maßstab von 1 : 320000 mit zu vielem Detail überladenen Bentzen'schen Karte der Herzogthümer Holstein und Lauenburg rc. benutzt worden (Kopenh. im k. Seekarten-Archive 1848).

Wir müssen hier noch einmal in das 18te Jahrhundert zurückkehren, um der damaligen kartographischen Thätigkeit des dänischen Generalstabes Erwähnung zu thun. Während nämlich die Vermessungen der Gesellschaft der Wissenschaften im Herzogthume Schleswig ihren Fortgang hatten, wurde auf Veranlassung des dänischen Generalquartiermeisterstabs (wie er damals hieß) eine topographisch-militairische Vermessung über Holstein, das Hamburger, Lübecker und bischöflich Lübeckische Gebiet, so wie über den nördlichen Theil Lauenburgs unter der Direction des Majors v. Varendorff in den Jahren 1787—1794 im Maßstabe von 1:20000 ausgeführt. Eine vorgängige Triangulation hatte nicht Statt gefunden. Man hatte die Messung im Osten und Westen an der Meeresküste begonnen, so daß die durch die mangelnde Triangulation entstehenden Fehler hauptsächlich auf die Schlußkarte — Gegend von Nortorf zwischen Neumünster und Rendsburg, welche dadurch sehr zusammengedrängt wurde — fallen mußte. Die Messung selbst ist detaillirter ausgeführt, als die der Gesellschaft der Wissenschaften; das Terrain ist noch in Backenberg'scher Manier, jedoch mit praktischem Blick aufgenommen und zusammenhängender als auf den Karten der G. d. W.

Diese Karte ist nicht veröffentlicht worden, hat aber bis auf die Gegenwart in der Hauptsache verschiedenen Karten als Basis dienen müssen, ohne daß irgend ein Herausgeber seine Quelle genannt hat. Zuerst wurde nach dieser Vermessung und den von der G. d. W. ausgeführten Ortsbestimmungen 1798 eine Generalkarte von Holstein ꝛc. publicirt, die aller Wahrscheinlichkeit nach vom Lieutenant v. Wimpfen gezeichnet ist, indessen auch, weil nach dem Titel angeblich von B. . . . entworfen, die Binzer'sche Karte genannt wird (1:260,000. Zweite verbesserte Auflage, Schleswig 1801). Von dieser Wimpfen'schen Karte erschien 1804 in London ein Nachstich, welcher wiederum als Grundlage zu der sog. geogr. militairischen Karte des Herzogthums Holstein 1:185000; 4 Blätter) Hannover 1814 gedient hat. Dieselbe ist von einem hannoverschen Officier während der Kriegsjahre 1813—14 angefertigt worden: nach dem sachkundigen Urtheile von Geerz ein so schlechtes Machwerk, daß noch nie eine Karte von einem deutschen Lande mit einer so beispiellosen Unzuverlässigkeit bearbeitet worden ist *).

Im Maßstabe von 1:200000 nimmt ferner die Wimpfen'sche Karte 8 Sectionen der zu Weimar in 204 Blättern erschienenen sog. topogr. milit. Karte von Deutschland ein. Nach Wimpfen's Arbeit ist auch die viel verbreitete und in mehreren Auflagen erschienene Karte von Holstein ꝛc. von v. Baggesen und von Hedemann (1:285000, Kiel, zuerst 1827)

*) Und doch sind hauptsächlich nach dieser elenden Karte wieder die holsteinischen Sectionen der großen Reymannschen Karte von Deutschland (1:200000) gezeichnet worden. Doch legen wenigstens die von Heinrich Berghaus und Ludwig Grimm bearbeiteten Sectionen Zeugniß ab von wissenschaftlicher Auffassung und kritischer Behandlung des freilich unverbesserlichen Materials (G. S. 74).

entworfen worden. Doch ist die Umgegend von Kiel, Rendsburg und Hamburg nach neueren Materialien gezeichnet und das Herzogthum Lauenburg hinzugefügt; die administrative Eintheilung ist richtiger dargestellt, als auf den früheren Karten, auch die Rechtschreibung der Ortsnamen wesentlich verbessert; das 1803 neu geschaffene Fürstenthum Lübeck ist hier zum ersten Male richtig in seiner territorialen Begrenzung angegeben. S. 75 ff. führt G. noch eine Reihe von Kartenwerken an, welche auf die Varendorfische Vermessung des Generalstabes und die Wimpfen'sche Karte sich stützen, wie die Karte von Norder- und Süder-Ditmarschen von Christensen 1833, die der Glückstadt-Elmshorner Eisenbahnlinie von 1845, welche einen großen Theil der Crempermarsch enthält, die Karte der Grafschaft Ranzau von Rauert 1852, welche drei Karten von ihm gerühmt werden; sodann mehrere durch Kanal-Projecte veranlaßte Karten ꝛc.

Der bereits im Eingange von uns erwähnten Geerzischen Generalkarte über Holstein, Lauenburg ꝛc. liegen schon die geographischen Ortsbestimmungen von Schumacher zum Grunde. Für den nördlichen Theil Holsteins war der Verf. in den Stand gesetzt, einen Theil der, von der G. d. W. von 1809 bis 1821 ausgeführten Aufnahmen zu benutzen; außerdem standen ihm für ganz Holstein die Originalblätter der v. Varendorff'schen Vermessung, so wie eine große Anzahl ökonomischer Nivellements-, Kanal- und Wegekarten zu Gebote. Diese Materialien wurden theils vom Herausgeber selbst, theils von Landmessern, Forstbeamten und andern localkundigen Personen an Ort und Stelle revidirt. Ferner gestattete der damalige Generalquartiermeister v. Steinmann in liberalster Weise dem Verf., die Zeichnung der Generalstabskarte von Lauenburg vor

Veröffentlichung derselben und die Materialien der in Ditmarschen 1842 ff. auf Veranlassung des Generalstabs ausgeführten Recognoscirung zu benutzen. Auch durfte der Verf. einen Probeabdruck seiner Karte mit einem Theile der Vermessungen des Prof. Schumacher vergleichen und danach berichtigen. So konnte er nach 8jährigen unsäglichen Mühen und Anstrengungen und eigenen großen pecuniären Opfern 1846 eine Karte an die Oeffentlichkeit treten lassen, welche die bisherigen Generalkarten über Holstein rc. weit hinter sich ließ *). Von dieser Karte lieferte der Verf. 1847 auch eine physisch-topographisch illuminirte Ausgabe, auf welcher man zum ersten Male die Begrenzung des Marschlandes angegeben findet. —

Der dänische Generalstab konnte in den ersten 4 Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wegen seiner äußerst beschränkten Geldmittel nichts Umfassendes leisten. 1839 gab derselbe eine Karte von der Umgegend Rendsburg's heraus, die nach G's Urtheil einen Vergleich mit den besten Karten anderer Generalstäbe nicht zu scheuen braucht. Auch die 1844 von demselben herausgegebene Karte vom Herzogthume Lauenburg erklärt G. für einen schätzenswerthen Beitrag zur Landeskunde.

Von den neuesten Arbeiten des dänischen Generalstabes kritisirt G. S. 135 ff. eingehender die 1857 u. 58 in 1 : 120000 erschienene Karte von

*) Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, das Fürstenthum Lübeck und die freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck. Bearbeitet und gezeichnet von F. Geerz 1838—1845 1:276000. (Die Platte in 1:275000, mithin 1 rheinl. Zoll = 1 geogr. Meile), Schleswig 1845. Gestochen von Mädel II. Die Karte ist seit 3 Jahren im Buchhandel vergriffen, eine neue berichtigte Ausgabe indessen bald zu erwarten.

dem Festlande Schleswig und der Insel Alsen, bearbeitet auf Grundlage der Vermessungen der G. d. W. nach einer 1849 begonnenen, 1854 vollendeten topographischen Recognoscirung und Croquirung dieses Terrains. Die Angabe der Bergkuppen mit der absoluten Höhe ist auf dieser Karte wahrhaft ängstlich vermieden worden. Für Schleswig — selbst bis in den Süden desselben hinein — ist eine neudänische Orthographie gewählt, die weder mit der seit mehreren Jahrhunderten in den Kirchenbüchern Schuld- und Pfand-Protokollen, Steuerregistern ꝛc. üblichen Schreibweise, noch mit der im Munde des Volkes lebenden Aussprache, noch mit den vor 1857 von demselben Generalstab, desgleichen von der G. d. W. und von der dänischen Admiralität publicirten Karten in Einklang zu bringen ist, auch vielfach der klar vorliegenden etymologischen Ableitung der Ortsnamen von vorne herein widerspricht: offenbar ein politisches Manoeuvre, um der projectirten Danisirung Schleswigs in die Hände zu arbeiten. —

Die Karten des dänischen Seekarten-Archivs sind, soweit sie die schleswig-holsteinische Westküste betreffen, nur hinsichtlich der Peilungen und der Darstellung der Watten selbständige Arbeiten, im Uebrigen aber durchweg lediglich Reductionen der veralteten Vermessungen der G. d. W., die der gegenwärtigen Configuration der Küsten gar nicht mehr entsprechen *). —

Wir haben aus des Verfs geschichtlicher Entwickelung des Kartenwesens der Herzogthümer Schleswig und Holstein hier nur die Hauptzüge wiedergeben

*) Selbst die neuesten Ausgaben dieser Karten liefern den Beweis, daß die dänische Admiralität bis zum Jahre 1858 noch keine Kunde von den bereits seit Jahren an der Nordseeküste eingetretenen geogr. Veränderungen hatte. S. pag. 83 f. und p. 166 f.

können, und müssen es uns auch versagen, auf seine Geschichte des Kartenwesens der angrenzenden deutschen Gebiete einzugehen, um den nöthigen Raum für die Besprechung seines neuesten Kartenwerkes übrig zu behalten. Doch wollen wir zuvor hier noch mit seinen eigenen Worten (am Schlusse der Untersuchung S. 202 ff.) resümiren, wie es mit dem Kartenwesen der betreffenden Länder unmittelbar vor dem Erscheinen seiner nordalbingischen Generalkarte beschaffen war:

„Ueberblicken wir nun den gegenwärtigen Standpunkt der Kartographie, so kommen wir zu dem Resultate, daß noch Vieles zu thun übrig bleibt. Im Herzogthume Schleswig fehlt es noch an Specialkarten, die ein Relief der Oberfläche, eine richtige Darstellung der Küsten und Watten, eine correcte Angabe der Grenzen aller Verwaltungs- und Gerichtsbezirke und eine brauchbare Rechtschreibung der Ortsnamen enthalten. Vom Herzogthume Holstein sind gar keine zusammenhängenden Specialkarten erschienen, und die wenigen Blätter, die vorhanden sind, zeigen überall die deutlichsten Spuren der Veraltung. Das Fürstenthum Lübeck entbehrt nicht nur fast jeglicher Special-Karten, sondern auch einer hinlänglichen Anzahl geographischer Ortsbestimmungen behufs Anfertigung einer berichtigten Generalkarte. Das hamburgische Gebiet ist nur für den südlichen Theil in guten Specialkarten dargestellt. Das brauchbare Material über dieses Gebiet, welches sonst zerstreut in verschiedenen Karten sich findet, ist in den Generalkarten der neueren Zeit, die sich lediglich die Darstellung des hamburgischen Gebietes zur Aufgabe gestellt haben, entweder gar nicht benutzt oder ungenügend verarbeitet worden. Vom Fürstenthum Ratzeburg sind lediglich veraltete Karten, denen eine trigonometrische Grundlage fehlt, vor-

handen. Nur von der Nieder-Elbe (so unbefriedigend auch die Darstellung der Küsten und ihre technische Ausführung ist), vom Herzogthume Lauenburg (wenn wir von der trigonometrischen Schwäche im östlichen Theile seiner Karten absehen) und vom Gebiete der freien und Hansestadt Lübeck mit Ausschluß des (beiderstädtischen) Amtes Bergedorf entsprechen die vorhandenen Karten im Allgemeinen den Anforderungen der Gegenwart. Fassen wir dieses Resultat hinsichtlich der topographischen Karten in Zahlen, so ergibt sich, daß nur von etwa 50 Q. Meilen gute und zeitgemäße Specialkarten vorhanden sind, während wir selbige noch von 316 Q. M. entbehren. Was endlich die geognostischen, historischen und ethnographischen Karten betrifft, so können wir nur sagen, daß sie sich noch im Gebiete der ersten Anfänge befinden."

Die in drei verschieden illuminirten Ausgaben vor uns liegende Geerzische Karte *) enthält: eine möglichst vollständige Darstellung der hydrographischen Verhältnisse und eine klare Uebersicht der Bodenverhältnisse; die Angabe der wichtigsten Bergkuppen mit ihren absoluten Höhen über der Meeresfläche; ein vollständiges Straßennetz (Eisenbahnen und vier Klassen von Wegen), so wie eine Angabe aller Wagenfähren und Postanstalten; alle Städte, Flecken, Kirchdörfer und Dörfer mit Kapellen; die Stammhöfe der

*) physisch-topographisch colorirt. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr; nach der administrativen Eintheilung col. $2\frac{1}{2}$ Thlr; nach den Landesgrenzen col. $1\frac{1}{2}$ Thlr. (Die Denkschrift wird jedem Exemplar unentgeltlich beigegeben). Bei der Darstellung der Landesgrenzen, die fast nach allen Seiten hin streitig sind (zwischen Jütland und Schleswig, Schleswig und Holstein, Holstein und Hamburg ꝛc.), oder wenigstens nicht rechtsgültig feststehen und nur auf Herkommen beruhen, hat der Vf. lediglich an die factisch bestehenden staatlichen Verhältnisse sich gehalten.

adeligen, Kanzelei= und Kirchengüter; die Schlösser und Amthäuser. Wenn es irgend der Raum erlaubte, sind auch gewöhnliche Dörfer und Meierhöfe oder andere größere Einzelhöfe angegeben, so fern sie an der Landstraße liegen; in allen Fällen aber ist dies geschehen, wenn sie ein geschichtliches oder sonstiges besonderes Interesse haben. Ferner: Windmühlen, die sich durch ihre hohe Lage auszeichnen, Kupferhämmer, Papiermühlen, Glashütten, Seebade-Anstalten, alle wegen ihrer Schönheit viel besuchten Punkte ꝛc. Dazu auf dem, der Karte rechts oben beigegebenen Karton: die Entfernung der Eisenbahn-Stationen von einander in ganzen und $\frac{1}{10}$ Meilen, die Posten=Course mit Angabe der Wegeslängen *) und die Stationen der electro=magnetischen Telegraphenlinien.

Links vom Karton ist ein freier Raum mit statistischen Angaben über den Flächeninhalt und die Bevölkerung der Herzogthümer ꝛc. und die Einwohnerzahl der Städte, Flecken und größeren Dörfer ausgefüllt; und die nach der administrativen Eintheilung colorirte Ausgabe enthält oben am Rande das Verzeichniß der Aemter, Landschaften, adeligen Districte ꝛc.

Nach allen Seiten hin begegnen wir Berichtigungen und Ergänzungen der Vorgänger oder ganz neuen und selbständigen Forschungen und Feststellungen des Verf. Letztere treten insbesondere in der physisch=topographischen Ausgabe der Karte hinsichtlich der Grenze des ehemaligen Strandes der Nordsee und Elbe und der Angabe des Marschlandes, der Moore, Wiesen, Dünen, so wie der wichtigsten Höhenpunkte hervor.

*) Hiebei bedurften die amtlichen, nicht selten sich widersprechenden Angaben der Post= und Wegebehörden mancher Rectificationen.

Der ehemalige Meeresstrand ist mit markirten Bergstrichen und durch Angabe der noch sichtbaren Düne bei Meldorf, Lunden ꝛc. bezeichnet; auch sind die Umrisse der ehemaligen Geestinseln innerhalb der jetzigen Marsch (Garding, Hemmingstedt ꝛc.) durch Bergstriche hervorgehoben. Die Grenze zwischen der Geest und dem eigentlichen Marsch- oder Kleiboden (dem eine besondere Signatur gegeben) war nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten festzustellen wegen der häufigen Uebergangsmoore, deren Untergrund durch Bohrversuche und Ausgrabungen noch wenig untersucht ist.

Die Küste der Nordsee und der Nieder-Elbe ist so dargestellt, wie sie zur Zeit der Ebbe erscheint; die Unterschiede zwischen Ebbe und Fluth sind am westlichen Rande der Karte bemerkt worden; die Meerestiefen sind mit Auswahl angegeben, am vollständigsten da, wo selbige einen starken Wechsel zeigen und wo sich die Grenze des Fahrwassers für Linienschiffe (24 Fuß Tiefgang) befindet.

Der Verf. hat damit keine Seekarte ersetzen wollen, bemerkt auch ausdrücklich, daß das auf einer Karte für die Zeit der Ebbe fixirte Bild der Nordseeküste wegen der hier häufig eintretenden Aenderungen im Watte und wegen der Entstehung neuer Fahrwasser nur für eine sehr kurze Zeit als richtig gelten könne (S. 158 Anm. 190; S. 229).

Die an den Küsten seit den letzten Landes-Vermessungen durch Landzuwachs und Landverlust eingetretenen Terrain-Veränderungen, welche an der Westseite erheblich, an der Ostseite unbedeutend sind, hat der Verf. sorgfältig ermittelt und kartirt, wodurch allein schon seine Karte eine weit höhere Brauchbarkeit erlangt, als die früheren Karten Anderer besitzen *).

*) Die 1836 durch die G. d. W. veröffentlichte Olsen'sche

Durch möglichst vollständige Bezeichnung der Häfen als solcher und durch Angabe der Lösch- und Ladeplätze ist einem Mangel der Olsen'schen Karte und selbst der neuesten Karten des dänischen See-Karten-Archivs abgeholfen worden. Die Leuchtfeuer sind mit der Bezeichnung ihrer Sichtbarkeits-Grenze und auch die übrigen Seezeichen (Tonnen, Baken &c.) so weit nöthig angegeben worden.

Da eine eigentliche Aufnahme des Terrains — der Unebenheiten der Erdoberfläche — in den Herzogthümern bis jetzt nicht Statt gefunden und alle bisherigen Arbeiten dieser Art mehr oder weniger auf Augenmaß, unterstützt von wenigen unvollkommenen Winkelmessungen, beruhen, so hat G. darauf Verzicht leisten müssen, auch nur eine generelle Darstellung des Reliefs der Oberflächen zu liefern; indessen hat er alle absoluten Höhen, die trigonometrisch gemessen sind, auf seiner Karte mit einer, diesen Punkten entsprechenden Höhen-Ziffer angegeben, so weit er im Stande war, diese Angaben sich zu verschaffen.

Das Flußnetz ist möglichst detailirt bearbeitet und namentlich eine besondere Sorgfalt auf Vollständigkeit in der Benennung der Gewässer verwendet worden, um dadurch einem Mangel in den Karten der G. d. W. abzuhelfen. Die bis auf die neueste Zeit durch Ablassung und Trockenlegung stehender Gewässer eingetretenen Aenderungen, die größeren Flußcorrectionen, neue Kanäle &c. sind auf der Karte eingetragen worden. Die Moore haben, was uns aus physiographischen und nationalökonomischen Gründen wichtig erscheint, eine besondere Signatur, streng

Generalkarte von Schleswig war schon zur Zeit ihres Erscheinens in dieser Beziehung veraltet, weil sie auf Vermessungen beruht, die vor 1810 ausgeführt waren, so daß alle Küstenveränderungen zwischen 1810 und 1836 ignorirt sind.

von den Wiesen gesondert, erhalten, während beide Bodengattungen z. B. auf den Karten von Olsen und Schumacher von einem einseitigen militairischen Standpunkte aus durch eine Signatur als „niedrige Wiesen und Moorboden“ zusammengefaßt sind.“ Bei dem kleinen Maßstabe der Karte konnten jedoch nur die größeren Moore und diejenigen, welche, mitten in der Marsch vorkommend, für die Bildungsgeschichte des Landes ein besonderes Interesse haben, verzeichnet, so wie die Namen der Moore nur auf den größeren Flächen angegeben werden. Letzteres gilt auch von den Waldungen, deren möglichst correcte Angabe wegen der fortgesetzten Waldrodungen einerseits und neuen Waldculturen andererseits dem Verf. viele Arbeit verursachte. Die Olsensche Karte zeigt noch in manchen Gegenden einen Waldreichthum, der gar nicht mehr vorhanden ist.

Die Wege hat der Verf. nicht nach den amtlichen, meistens nichtssagenden, der Beschaffenheit derselben und den Verkehrsverhältnissen häufig geradezu widersprechenden Bezeichnungen: Hauptlandstraße, Nebenlandstraße, Hauptweg und Nebenweg (vgl. S. 247 ff.), sondern mit Rücksicht auf ihre Fahrbarkeit und Frequenz classificirt und signirt: chaussirte Landstraßen (Steinschlag und Klinker-Straßen), gebesserte Landstraßen (Steindämme und Kieswege), gewöhnliche Landstraßen (Sand-, Lehm- und Marschwege) und Landwege *).

Aehnlich ist der Verf. bei seiner Classification der Postanstalten (Postämter mit und ohne Extrapoststation ꝛc.) vom praktischen Gesichtspunkte für Geschäftsleute und Reisende ausgegangen, ohne die amtlichen Unterscheidungen der Generalpostdirection in Post-Comtoire, Post-Expeditionen ꝛc. zu berücksichtigen.

*) An den Chausseen und gebesserten Landstraßen sind die Hebestellen als nicht unwichtige Orientirungspunkte angegeben.

Neben der Eintheilung des Landes in die gegenwärtigen administrativen Bezirke hat G. die historischen Namen von Landschaften und Gegenden (Angeln, Sundewitt, Wagrien, Stormarn &c.), die noch im Munde des Volkes fortleben und für das Studium der Geschichte und historischen Topographie unentbehrlich sind, durch Aufnahme in die Karte zu erhalten gesucht; doch mußten die Grenzen jener ehemaligen Districte, sofern sie mit den administrativen Grenzen nicht zusammenfallen, fortbleiben. Auf der Karte sind endlich auch solche Oertlichkeiten angegeben, an welche sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, wie Urnehoved (der ehemalige Versammlungsort der schleswigschen Stände), der Opferaltar zu Albersdorf, der Helligbecker Taufstein u. dergl., die alten Befestigungen und Burgen und die (für die älteren Zeiten oft schwer festzustellenden) Kriegs- und Schauplätze mit der Jahres-Angabe der Schlachten. — So gibt uns die Karte eine Fülle von wissenswerthem Detail aller Art, wie solches bei dem gewählten Maßstab von 1:450000 der natürlichen Länge nur irgend zur Darstellung gebracht werden konnte.

Das dänische Gouvernement hat es für gefährlich gehalten, daß diese vortreffliche Karte den Bewohnern des Herzogthums Schleswig vor Augen komme, wahrscheinlich weil G. an der seit Jahrhunderten üblichen und officiellen Rechtschreibung der schleswigschen Ortsnamen festhält und dadurch der tendenziösen Verdrängung der deutschen Ortsnamen aus dem Hzthe. Schleswig entgegentritt. Die Einführung der G.ischen Karte in das H. Schleswig wurde noch vor ihrem Erscheinen durch eine Bekanntmachung des Minister. für das H. Schleswig v. 27. Oct. 1858 ohne Angabe von Gründen untersagt; eine Maßregel, über welche man sich allerdings nicht besonders wundern kann, wenn man erwägt, was Alles in den letzten Jahren von dem dänischen Willkür-Regiment über Schleswig verhängt worden ist. G. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1860.

Braunschweig

C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1859. Die Geschichte Jesu. Für das Verständniß der Gegenwart in öffentlichen Vorträgen dargestellt von M. Baumgarten, Doctor und Professor der Theologie. 445 S. in Octav.

Wie der Titel des Buches schon andeutet, hat der Hr Verf. den hier vorliegenden Gegenstand in öffentlichen Vorträgen behandelt und zwar, wie das Vorwort erläutert, nachdem ihm von Hamburg her die Aufforderung zu Theil geworden war, seine unfreiwillige Muße während des Winters von 1858 auf 59 zum Halten von theologischen Vorlesungen für ein gebildetes Publicum zu verwenden. Ist der Verf. nun auch innig durchdrungen von der Schwierigkeit einer solchen Aufgabe, wie die seinige ist, so folgte er doch den Bitten seiner Zuhörer um schriftliche Veröffentlichung der Vorträge, geleitet theils durch das Bewußtsein, daß die Gegenwart kein dringenderes Bedürfniß hat, als daß das heilige Lebensbild Jesu Christi für alles christliche Denken und

Leben in seiner authentischen Reinheit und Klarheit aus den evangelischen Urkunden für die Anschauung und das Verständniß wiederhergestellt werde, theils durch die Freude, daß sein Versuch in Hamburg nicht ohne den erfreulichsten Erfolg gewesen ist. Die ganze Schrift umfaßt 27 Vorträge.

Der erste Vortrag hat es mit der Aufgabe im Allgemeinen zu thun und sucht die Herrlichkeit und das Anziehende derselben ins Bewußtsein zu führen. Himmlisches und Irdisches, Unendliches und Endliches sind geeinigt nicht nur in Vorstellung und Gedanken, sondern in wirklichem Geschehen, in der Geschichte Jesu. Dazu aber besteht eine sittliche Nothwendigkeit, den unendlichen Inhalt dieser Geschichte in uns aufzunehmen, denn Jesu Lebensfülle hat zu der Menschheit eine universale und centrale Beziehung. Denn das natürliche Leben vom ersten Adam her hat nicht die Kraft der Vollendung, ist zum Princip der Trennung geworden, die zusammenhaltende und beherrschende Macht in der Menschheit ist in Jesu. Auf ihn ist jede Seele angelegt und wer ihn nicht hat, muß peinliche und tödtliche Leerheit fühlen. Mag aber in solcher Weise auch jede Seele ein inneres, untilgbares Bedürfniß nach Jesu in sich tragen, doch wird dieses so leicht unterdrückt und verwirrt. Gerade die Zerstreutheit des gegenwärtigen Lebens und die Verwirrung des Sinnes sind die verbündeten Feinde, von denen der Verf. zunächst Hemmungen auf dem Wege, den er verfolgt, fürchtet. Ein 2tes großes Hemmniß sei der allgemein verbreitete Zweifel an der Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte über Jesu Leben. Je mehr aber der Verf. die Macht dieser Hemmnisse fühlt, desto entschiedener fühlt er sich aufgefordert, seine Aufgabe nicht zaghaft zu verlassen in der Gewißheit, daß je gesunkener eine Zeit sei, desto mehr

sie eben Jesu bedürfe, Jesus aber durch seine Selbstdarstellung wirke. Und jenen Hemmnissen entgegen glaubt er in unsrer Zeit manche Förderungen und Bundesgenossen seiner Aufgabe zu erkennen. Er erinnert vor Allem an den jetzt so ausgebildeten Sinn für das Kleine oder für das Große im Kleinen, den er auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens aufweist, und der gerade sehr zu Statten komme in der Geschichte Jesu, ja nothwendig sei für rechte Würdigung derselben. Als zweiten Bundesgenossen bezeichnet er den geschichtlichen Sinn, der unsere Gegenwart auszeichnet. In Jesu Geschichte aber sei eben Geschichte, deren Thatsächlichkeit sich jedem ernsten und unbefangenen Geschichtssinn durch sich selbst bewähre.

Der zweite Vortrag handelt von Stoff und Methode der Vorträge (S. 16—26). Vorerst rechtfertigt sich der Verf., daß er den Namen „Geschichte Jesu" dem anderen gebräuchlicheren „Leben Jesu" vorziehe. Er thue es mit vollem Bewußtsein, denn die Einzelgeschichte eines Mannes heiße Leben dieses oder jenes, wenn man in der Darstellung bei dem individuellen Gesichtspunkt stehen bleibe, entweder weil dieser Inhalt keinen nationalen und universalen Standpunkt zulasse, oder weil man von dieser Beziehung absehen wolle, dagegen nenne man denselben Inhalt Geschichte dieses oder jenes, wenn man den Genannten als ein integrirendes Moment seiner Zeitgeschichte betrachte. Wenn nun wohl Vielen diese Unterscheidung etwas Gesuchtes und Willkürliches zu haben scheint, so ist der Verf. sich wohl bewußt, daß der Sprachgebrauch dieselbe nicht decke, doch aber glaubt er sie festhalten zu dürfen, ja er behauptet, daß im vorliegenden Fall nur die Benennung Geschichte statthaft, dagegen die andere Benennung Leben unanwendbar sei. Wohl sei es eine

feine und wahre Bemerkung Göthes, daß die Gestalt Jesu sich von dem Charakter der alttestamentlichen Geschichte strenge absondere, indem das Leben Jesu durchaus einen privatlichen und rein familiären Eindruck mache. In der That stelle sich dieses Leben zunächst dar als ein stilles Heiligthum, welches gegen die Unruhe und das Getümmel des nationalen und öffentlichen Wesens abgeschlossen sei und gerade wo am Schluß der Conflict des öffentlichen Wesens eintrete, schlage er zur Zerstörung dieses stillen und abgeschlossenen Lebens aus. Aber diese Außenseite des Lebens Jesu habe eine ganz andere Innenseite, als man nach der oberflächlichen Auffassung von jener seiner äußeren Erscheinung anzunehmen pflege. Denn nach seinem Amt sei er der Christ und diese Amtlichkeit durchdringe seine ganze Persönlichkeit. Danach aber sei er der gesalbte König und das geweihte Haupt seines Volkes. Ja in den allgemeinen Ruin der Völkerwelt trete Jesus hinein und er sei es, der diesen Zustand der Welt zu einer großen Zeitwende umschaffe und zwar in sich selbst und durch sich selbst. Darum sei es so durchaus nothwendig, bei diesem Leben das Einzelne im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte zu erfassen. Wenn schon so der Name Geschichte sich empfehle, so komme hinzu, daß eben im Tode Jesu die höchste Steigerung und Vollendung seines Wirkens liege, dieses werde aber in der gewöhnlichen Bezeichnung Leben Jesu ganz außer Acht gelassen. An der Hand dieser richtigen Benennung ergebe sich nun auch leicht die Orientirung über die Methode der Behandlung des Stoffs. Es sei strenge festzuhalten, daß das, was uns vorliege, Geschichte sei im vollen und wahren Sinne des Wortes. Alle in Betracht kommenden Einzelheiten und scheinbaren Zufälligkeiten ferner müßten in das Licht eines ab-

geschlossenen Zusammenhangs gestellt, als Bestandtheile des einheitlichen Ganzen erfaßt werden. Eben so wesentlich aber als die Einheit der Geschichte, sei ihr auch die Bewegung, das Wirken der inneren Kraft auf die Umgebung. Was aber überall vom Verständniß der Geschichte gelte, daß Geschichte nur verstehe, wer Geschichte erlebt habe, daß eine innere Gleichartigkeit oder Ueberlegenheit des Betrachtenden dem Object gegenüber zu fordern sei, das gelte in erhöhtem Maße in dieser Geschichte. — Dies ist in kurzer Uebersicht das Einleitende, welches in den beiden ersten Vorträgen vorangeschickt wird. Der dritte führt nun weiter zur Geschichte selbst. Wir verzichten aber darauf, dem Verf. in allen einzelnen Ausführungen zu folgen, wollen bei dem Ueberblick über das Ganze nur bei einzelnen Vorträgen etwas länger verweilen.

Voran tritt eine Darstellung und Beleuchtung der Weltlage, um den Eintritt Jesu zu verstehen, der ja eben eintritt, um ihr Licht zu sein. Das will der Verf. im 3ten Vortrag („der Herold") geben, indem er Johannes den Täufer darstellt. Freilich müssen wir hier auch sofort eine Art des Verf. tadelnd bemerken, die dem, welcher mit den exegetischen Schriften desselben bekannt ist, nicht auffallend sein kann. Baumgarten sieht und findet so oft in den Worten der Schrift tiefere Beziehungen und Verknüpfungen, die ein einfacher, ungekünstelter exegetischer und historischer Sinn nicht finden kann, die, mögen sie auch ein Recht haben für die praktisch-homiletische Behandlung biblischer Geschichten, doch auch dort mit großer Vorsicht zu behandeln sind, von ihm aber ohne Weiteres selbst in solchen Arbeiten in reichem Maße gegeben werden, die auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen. Es of-

fenbart sich darin sehr oft die reich ausgestattete Phantasie des Verf. und der Sinn, der gerne und leicht Verschiedenes zusammenschaut, Aehnlichkeit und Contrast rasch auffaßt, aber öfter scheint der ruhig überlegende und beurtheilende Verstand nicht genug darüber gewaltet zu haben. So deutet er z. B. sofort das Leben des Johannes in der Wüste in solcher Weise, daß dem Johannes die geistige Gegenwart eben als eine Wüstenei erscheine, in welcher alles Geistesleben auf die dürftigste und kümmerlichste Stufe heruntergekommen sei, in der Wüste des jüdischen Volkes habe des Johannes Seele ihre Heimath aufgeschlagen, wie sein Leib in der Wüste des jüdischen Landes; statt daß, wenn überhaupt solche Deutung aufgenommen werden sollte, doch wohl zuerst als das nächstliegende Motiv dieses Wüstenlebens das Bedürfniß nach einsamer, stiller Betrachtung und Bereitung zum Amt hätte bezeichnet werden müssen. Sehen wir aber über dergleichen Einzelnheiten hinweg (und gewiß wird der Leser der Vorträge sehr gerne darüber hinwegsehen, da es zu sehr nur Einzelnheit ist und weit überragt wird durch viel Treffliches und Geistvolles), sehen wir über jenes hinweg, so entwirft uns der Verf. ein lebendiges, treffendes Bild von dem Täufer, seiner Person und seiner Predigt, der gewaltigen Macht seines Wortes. Wenn freilich an dem Johannes die Weltlage, in die Jesus hineintritt, gezeichnet werden soll, so darf nicht vergessen werden, wie wenig der Verf. bei beschränktem Zeitmaß Vollständigkeit geben konnte, denn weder ist auf die Lage der Heidenwelt geblickt, noch auch nur die Lage Israels, der Sinn und Geist, der das Gottesvolk damals leitete und beseelte, vollständig und eingehend gezeichnet. Dasselbe gilt vom 4ten Vor-

trag, der das Leben Jesu selbst in der Weise beginnt, daß die Anfangszeit, die Kindheit, ganz übergangen und sofort zu der **Weihe** Jesu, d. h. zu seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit fortgeschritten wird. Der Verf. weist den Verdacht ab, als überginge er jenes, weil er seine eignen Gedanken über diese evangelischen Berichte habe, er glaubt aber mit seinem Zeitmaß ein so ernstliches und gründliches Eingehen in die Kindheitsgeschichte nicht vereinigen zu können, wie es ihm nothwendig scheint gerade in der jetzigen Zeit. Um so länger verweilt er bei der Taufe Jesu, die ihm soweit entfernt ist, eine leere Ceremonie zu sein, daß er vielmehr in ihr gerade die reale Erfüllung der Johannistaufe sieht, was die letztere an den Uebrigen nur abbildete und versuchte, das erfüllt sich an Jesu, er ist der Reine, der sich zusammengeschlossen hat mit der Sünde des Volkes, und alle Sünden desselben von sich ausscheidet mit dem Feuer eines heiligen Hasses und Abscheues. Die einzelnen Zeichen und Erscheinungen bei der Taufe Jesu sucht der Verf. in ihrem Zusammenhang zu begreifen und ihnen eine tiefere Bedeutung zu gewinnen. In **dem** Charakter der Taufe Jesu, daß sie die Weihe für sein Amt ist, sieht er den Weg für das Verständniß, wie der, der doch von Kindheit an mit heiligem Geist erfüllt gewesen sein muß, ihn jetzt empfangen könne. Vorher nämlich hatte Jesus den Geist als das Princip seiner eignen Entwicklung und Bildung, er selbst war Zweck, aber nun soll er ja in ganz besonderem und einzigem Maß Mittel werden für das Volk; das, was in ihm gereift ist, soll außer ihm wirken, er bekommt den Amtscharakter in der Taufe, wie im A. T. eben die Salbung den Eintritt in das Amt und die Ausrüstung zu demselben bezeichnete. Ja

die alttestamentliche Salbung erreicht in Jesu ihre Vollendung und vollkommene Wahrheit, er ist nicht ein Gesalbter, sondern der Gesalbte, der Christ.

Der 5te Vortrag handelt vom Kampf und Sieg gegen den Widersacher (S. 50—66). In Jesu Versuchung sieht der Verf. das erste amtliche Werk desselben und sucht zunächst die Nothwendigkeit dieser Versuchung durch Rückgang auf Israels Wüstenleben (5 Mos. 8, V. 2) zu verstehen; daß Israel damals, als es von Gott versucht und geprüft wurde, nicht bestand, das nennt er den ersten großen Riß im Volk, dessen Auswirkung in der allgemeinen Verderbtheit, die Johannes strafe, zu sehen sei. Darum müsse Jesus, der helfen und heilen wolle, in denselben Zustand hinein, müsse das Werk Israels da wieder aufnehmen, wo es fallen gelassen sei. Darum werde Jesus von eben dem Geist, den er in der Taufe empfangen habe, in die Wüste zur Versuchung geführt. Gegen diese eigenthümliche Beziehung der Versuchung Jesu auf die Versuchung Israels in der Wüste möchten wir nur den einen Hauptgrund anführen, daß sie keinen rechten Boden zu haben scheint, indem die Versuchung Israels auf der Wüstenwanderung als etwas viel zu Einflußreiches, in sich Abgeschlossenes und Hervorragendes hingestellt ist; darum scheint uns die alte Parallele der Versuchung Jesu mit derjenigen der ersten Menschen, auf welche der Verf. auch selbst bald recurrirt, viel treffender und durchaus genügend, um die Beziehung der Versuchung Jesu auf alle Versuchung des Menschen zu bezeichnen. Baumgarten erklärt sich mit Recht gegen die Schleiermachersche Anschauung, die den Kampf aus Jesu Entwicklung ausschließen will als unverträglich mit seiner hohen und sündlosen Reinigkeit. Wie freilich

eine wirkliche Versuchung Jesum treffen konnte ohne sündlichen Anknüpfungspunkt in ihm selbst, das hat der Verf. nicht weiter begründet. Denn wenn er von dem noch nicht sündigen Gedanken des Bösen spricht, der in das Bewußtsein Jesu treten könne und wirklich trete, so ist dieser für sich keine Versuchung, eine Versuchung wird er erst durch die reizende, lockende Macht, die er für das Bewußtsein hat, durch den Versuch und Anspruch, von der Möglichkeit in das Reich der Wirklichkeit gesetzt zu werden. Hatte Jesus in Wahrheit und nicht nur scheinbar etwas zu überwinden und zu bekämpfen, so muß in dem ihm nahe tretenden versuchenden Gedanken wirklich ein Lockendes für ihn gelegen haben, und es fragt sich, wie das zu denken ist bei Jesu Reinigkeit und Heiligkeit. Darüber finden wir nichts Näheres. Ebenso wenig ist der Sinn der ersten Versuchung Jesu klar und deutlich angegeben, der Verf. redet so, als ob für sich es keine Sünde für Jesum gewesen wäre, wenn er getrieben von dem natürlichen Bedürfniß des Hungers aus den Steinen Brot gemacht hätte, aber weil er versucht werde in Beziehung auf die paradiesische Versuchnug und diejenige Israels in der Wüste, so habe er „mit Verleugnung und Zurückweisung der weltlichen Vermittlung sich ganz und gar in den überweltlichen göttlichen Grund, in das Wort des „Mundes Gottes" wieder zurückstellen und von diesem belebenden Hauch die Fristung seiner Existenz in der Welt erwarten müssen. Bei solcher Auffassung läßt sich aber das Gewicht der Versuchung nicht recht einsehen; viel einfacher und gewichtiger scheint die Auffassung zu sein, nach welcher es für Jesum unter allen Umständen Sünde gewesen wäre, das leibliche Bedürfniß, das er mit aller Mühseligkeit des

menschlich-irdischen Lebens übernommen hatte, um uns gleich zu werden und uns zu erlösen, dieses zu befriedigen auf einem nicht menschlichen Wege, sondern durch ein Wort göttlicher Wundermacht. Was Jesus in der Taufe übernahm und gelobte, daß er nämlich in unser Leben allezeit voll und ganz eingehen, uns sich widmen wollte, das hätte er sofort wieder zurückgenommen, er hätte nicht wahrer Mensch bleiben wollen. Viel treffender und klarer redet der Verf. über die zweite und dritte Versuchung, indem er in jener die Versuchung findet, daß Jesus auf einem willkürlichen und eigenmächtigen Wege mit Uebergehung aller Mühsal und Schmach die Anerkennung seiner göttlichen Sohnschaft unter dem Volk sich verschaffe, in dieser aber die Versuchung, daß Jesus sein Ziel, nämlich die Herrschaft über die ganze Welt, fest im Auge behaltend, dies Ziel anticipirend sofort zu erreichen suche und zwar durch äußerliche Macht und Gewalt. Indem Jesus aber diese Macht von sich weise, trete er in Widerspruch mit ihr und müsse gefaßt sein auf ihren äußersten Widerstand. Freilich muß bei solcher Darlegung zugegeben werden, daß die beiden letzten Versuchungen sich sehr nahe berühren.

Mit dem sechsten Vortrag schreitet der Verf. fort zur Behandlung des weiteren amtlichen Wirkens Jesu, handelt zunächst von der ersten Stiftung und Bildung eines weiteren Kreises der Gemeinschaft, des Jüngerkreises. Daran schließt sich das erste Wunderzeichen, das zu Kana; der Verf. spricht zuerst im Allgemeinen über die richtige Betrachtungsweise der Wunder als äußerer Zeichen für ein Inneres, und behandelt dann eingehend die Bedeutung dieses ersten Wunders und seiner einzelnen Züge. Darauf führt er zur Betrachtung der

Tempelreinigung in Jerusalem, wo Jesus in der Vollmacht seiner königlichen Würde gegen diejenige Sünde handelnd auftrete, welche das Heiligthum verunstalte und in welcher sich daher die Hauptmacht der Sünde zusammengefaßt habe. Der 9te Vortrag mit der Ueberschrift: „die Seinen nahmen ihn nicht auf", legt an Beispielen genauer dar, wie das Nichtaufnehmen Jesu von Seiten der Seinigen sich offenbart und sein Verständniß findet. Darauf führt der folgende Vortrag zu dem Aufenthalt Jesu unter den Samaritern. Aber die freundlichere Aufnahme, die Jesus hier bei den sonst verachteten Samaritern findet, tritt in grellen Contrast mit der entschiedenen Feindschaft der Juden, die nun allmählich sich entwickelt und immer kräftiger hervortritt. Der 12te Vortrag redet von dem Prophetenthum Jesu in Galiläa. Mit der 2ten Hinkunft Jesu nach Galiläa läßt der Verf. recht eigentlich erst das prophetische Amt beginnen. Mit erfahrungsmäßiger Gewißheit nämlich habe Jesus in Jerusalem erfahren, daß ihm „die gesammte Aeußerlichkeit Israels" verschlossen sei, darum greife er zurück zu der Grundmacht alles göttlichen Wirkens, die auf sich selber ruhe und keiner Stütze oder Anlehnung benöthigt sei. So werde der König Israels der Prophet in Galiläa. Ausführlicher mit Rückgang auf das A. Test. sucht der Verf. zu zeigen, daß Jesus der erste Prophet sei im vollen Sinne des Wortes, und spricht von den Reden Jesu, der Bergpredigt, den Gleichnißreden, im Allgemeinen. Resultat ist, daß Jesu Reden immer Selbstdarstellung sind. In ähnlicher Weise behandelt der folgende Vortrag die Wunderthätigkeit Jesu, die sich eben hauptsächlich in der prophetischen Thätigkeit in Galiläa eröffne. Der

Verf. warnt vor Ueberschätzung wie vor Unterschätzung der Wunder und sucht ihre Bedeutung dem Verständniß nahe zu bringen. Ferner aber vollendet sich in Galiläa das, was Jesus am Jordan gleich nach seiner Einweihung in das Amt begann, die Berufung einzelner Jünger in seine Gemeinschaft. Die Berufung der 12 Apostel wird darum eingehender besprochen im 14ten Vortrag (S. 182—198). Der folgende zieht das Resultat der galiläischen Thätigkeit Jesu. Das große Werk Jesu in Galiläa, welches das ganze Land in innere und äußere Bewegung setzte, nimmt einen erschütternden, traurigen Ausgang. Die beiden folgenden Vorträge ergänzen die galiläische Periode der Geschichte Jesu, indem zuerst die Kämpfe in Jerusalem berichtet werden, welche Jesus bei seinem zeitweiligen Aufenthalt dort während seines galiläischen Wirkens zu erdulden und zu bestehen hatte, und welche nun die Aussicht auf einen letzten entscheidenden Kampf, in welchem Jesus unterliegend siegen und die Seinen vollenden werde, in bestimmteres Licht stellen, und indem darauf die Berührung des Herrn mit den Heiden behandelt wird, die ihm eine ungetrübtere und reinere Freude bereiteten, als die er von Israel hie und da hatte erfahren können. So naht nun die letzte Entscheidung in Jerusalem selbst, in welcher die hohepriesterliche Liebe Jesu zur vollsten Erscheinung und herrlichsten Offenbarung gelangt. Der 18te Vortrag geht über zu der letzten Reise nach Jerusalem und alle folgenden Vorträge verweilen bei den letzten Tagen des irdischen Lebens Jesu. Baumgarten vermittelt den Uebergang von der galiläischen Wirksamkeit zu der letzten Entscheidung in Jerusalem durch die Geschichte von der Verklärung Jesu auf dem hohen Berge.

Denn es gebe nicht nur einen natürlichen Abschluß der galiläischen Periode, sondern auch einen übernatürlichen, und dieser eben sei die Verklärung. Hierdurch werde Jesus aufs Neue geweiht und für seinen Beruf ausgerüstet; und muthig und rüstig, wenn auch mit betrübtem Herzen, schreitet der Herr vorwärts auf dem gewiesenen Wege. Recht ausführlich ist die letzte Zeit Jesu behandelt, wenigstens im Verhältniß zum Uebrigen, und gewiß mit Recht, ist es doch die Zeit der Lebenserfüllung und Entscheidung, die ganze Darstellung ist getragen von heiliger und inniger Begeisterung. Der Fortschritt in diesen letzten Vorträgen braucht nicht näher besprochen zu werden. Den Schluß bildet die Auferstehung und das Leben des Auferstandenen bis zur Himmelfahrt.

Ueberblicken wir die Geschichte Jesu in der hier gegebenen Darstellung, so werden wir freilich nicht leugnen können, wie schon oben angedeutet, daß die Auffassung des Verf. oft eine wenig in den Worten der Schrift begründete ist, dürfen aber dabei nicht vergessen, daß diese Vorträge nicht rein wissenschaftlichen Charakter an sich tragen wollen, wenn sie auch ruhen auf tieferer und gründlicher Forschung. Und mag auch Manches darin auch nach diesem Maßstab gemessen weniger ansprechen und befriedigen, im Ganzen weht doch durch diese Schrift ein so frischer Hauch frommen Sinnes und ein so tiefes Durchdrungensein von der Hoheit und Herrlichkeit des Lebens, das behandelt wird, verbunden mit so vielen treffenden und geistvollen Gedanken und Ausführungen, daß wir es ohne Bedenken nicht nur dem theologischen Publicum, sondern vor Allem auch weiteren Kreisen empfehlen.

D. Harries.

London

Murray 1859. A Supplement to Numismata Hellenica: a catalogue of Greek coins, collected by William Martin Leake, F. R. S., one of the vice-presidents of the Royal Society of Literature. V u. 189 S. in gr. Quart.

An dem am 3. Januar dieses Jahres zu Brighton verstorbenen Obersten Leake hat die Alterthumswissenschaft nicht nur einen Verehrer und Freund, sondern zugleich einen um mehrere ihrer Gebiete, insbesondere die Geographie und Topographie, wohl verdienten Kenner verloren. Das vorliegende Werk ist das letzte von der Hand des Verfs, aber auch dieses, von einem fast 83jährigen Greise geschrieben, zeugt von der Wärme, mit der Leake das Alterthum umfaßte, und von der Anhänglichkeit, die er von dem Boden des alten Griechenlands auf die Gegenwart und Zukunft des jungen Griechenlands übertrug, dessen Gedeihn und Wachsthum die begeisterten Worte der Vorrede gelten.

Das Buch ist eine Fortsetzung und Ergänzung der 1855 erschienenen Numismata Hellenica; über Plan und Werth hat sich der Unterz. schon damals (Gött. gel. Anz. 1855 St. 124) ausgesprochen und kann hier also kurz sein. Alle Vorzüge und alle Mängel sind beiden Büchern gemeinsam, die schon dort gerügte unzweckmäßige Ordnung springt auch hier sofort in die Augen, doch soll es nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die Mängel aufs neue hervorzuheben, sondern vielmehr was der Wissenschaft mit diesem zweiten Theile gedient ist. Den Studien L.'s entsprechend, ist die alte Geographie mit Vorliebe berücksichtigt und eine Reihe von eigenen Forschungen oder Zusammenstellungen bietet das

Werk an den betreffenden Stellen, man vergleiche z. B. was über Abile in Cölesyrien, Cäsarea Panias und Cäsarea πρὸς τῷ Σεβαστῷ Λιμένι, Gaba in Trachonitis, Irenopolis in Cilicien, Telmessus und Termessus, und eine ganze Menge von andern Städten, namentlich in Kleinasien und Syrien, zusammengestellt worden ist. Die Berichtigung über die Lage von Astyra war schon in Pauly's Realencyklopädie gegeben, über den Fluß Morsymus hat Pinder in den Monatsberichten der Berliner Akademie Nov. Heft 1857 das Richtige zuerst ausgesprochen; neu ist die Stadt Demetrias in Syrien, die S. 46 nachgewiesen wird. Von Adriani in Mysien findet sich hier die erste Münze, ebenso von Loryma, das den Rhodiern gehörte: diese letztere Zutheilung ist sehr scharfsinnig, wenn auch noch nicht über jedes Bedenken erhaben. Von Alia in Phrygien waren erst sehr wenig Münzen bekannt, die vom Verf. aufgeführte, unter Gordian geprägte, ist also von großem Interesse, ebenso wie die von Myus, von welcher Stadt erst eine, von Waddington publicirte, bekannt war. Von Ariassus in Pamphylien erhalten wir die erste autonome, von Baris in Pisidien, dessen Reihe sonst erst mit Severus Alexander beginnt, eine von Hadrian. Auf einer Münze von Laodicea in Phrygien erscheinen die beiden von Strabo erwähnten Philosophen Zeuxis und Philalethes, auf einer andern, von Nicäa in Bithynien, der Name des zweiten römischen Statthalters dieser Provinz, G. Papirius Carbo, der dem M. Aurelius Cotta folgte. Die Aera von Cibyra beginnt, wie der Verf. aus einer Münze des Macrinus nachweist, nicht mit dem bisher angenommenen Jahre 23, sondern 24 n. Ch. Die Stadt Blaundus führte auch die Schreibweise Mlaundus, wie meh-

rere Münzen haben. Daß eine große Reihe ausgezeichneter Exemplare in dem Werke mitgetheilt und besprochen werden, bedarf kaum der Erwähnung, so besaß der Verf. z. B. die Cistophore von Apamea mit den Namen des Lentulus und Myiskos, eine von Ephesus mit der Jahrszahl ΞZ, einen herrlichen Goldstater von Phokäa wenigstens im Abguß. Viele Münzen haben auch zu antiquarischen und historischen Erörterungen Veranlassung gegeben, für das bei Olba Besprochene dürfte noch der Katalog der Behr'schen Sammlung von Lenormant Berücksichtigung verdienen. Zum Schluß gebe ich einige sonst nicht vorkommende Eigennamen: Onesianax und Ariandros, von Abydos, Mythas und Praxippos, von Cyme, Thlastos, von Mylasa, Hippalion, von Pergamos, Jagoas (Bagoas?), barbarischer Name, von Cibyra, Exetasteon (?), von Erythrä. Madytus auf der thracischen Halbinsel ist durch ein Versehen unter den asiatischen Städten aufgeführt worden. Von größerem Werthe ist der Asien behandelnde Theil, ihm steht der über die europäischen Städte, so viel Schönes er auch enthalten mag, doch erheblich nach.

C. G. Schmidt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1860.

Braunschweig

Schwetschke und Sohn 1860. Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer. Praktisch-landwirthschaftliche und chemisch-physiologische Untersuchungen für Landwirthe und Physiologen. Von Dr. W. Henneberg und Dr. F. Stohmann. I. Heft. Das Erhaltungsfutter volljährigen Rindviehs und über Fütterung mit Rübenmelasse. XIII u. 315 S. in Octav.

Unter vorstehendem Titel haben die Verff. eine große Reihe von sorgfältig und in umfassender Weise angestellten Untersuchungen über die Ernährung und den Stoffwechsel der Wiederkäuer (Rind) veröffentlicht, welche mit gleicher Freude von Seiten der Landwirthschaft wie von Seiten der Physiologie werden begrüßt werden. Die Verff. haben es in der That verstanden, das wahre Interesse des Landwirths so gleichmäßig mit dem des Physiologen fortwährend im Auge zu behalten, daß dadurch die vorliegenden Untersuchungen als die ersten in dieser Art dastehen und

den lebhaften Wunsch erwecken, es möchte der durch sie angebahnte viel versprechende Weg bald weiter fortgeführt werden.

Den vortrefflichen Einrichtungen der landwirthschaftlichen Versuchsstation Weende bei Göttingen danken es die Verff., daß sie im Stande waren, die Untersuchungen in der angedeuteten umfassenden Weise auszuführen und dadurch thatsächlich den Beweis zu liefern, wie fruchtbringend die landwirthschaftlichen Versuchsstationen die physiologischen Institute zu ergänzen vermögen und zwar grade dort, wo die letzteren wohl niemals oder wenigstens höchst selten im Stande sein werden, Alles, namentlich auch, wie es nöthig ist, der Zeit nach zu ausgedehnten Experimentaluntersuchungen Erforderliche darzubieten.

Eine engere Verbindung der physiologischen Institute mit landwirthschaftlichen Versuchsstationen, so wie mit Veterinäranstalten, wird mit der Zeit ein immer dringenderes Bedürfniß, denn täglich wächst die Zahl der wissenschaftlichen Fragen, zu deren Beantwortung der Frosch, das Kaninchen und der Hund nicht ausreichen. Hat sich in der Landwirthschaft erst einmal die Ueberzeugung allgemeine Bahn gebrochen — und die Herren Henneberg und Stohmann werden gewiß wesentlich dazu beitragen — daß das wahre landwirthschaftliche Interesse nur auf der Basis wissenschaftlicher Untersuchungen für die Dauer verfolgt und bewahrt werden kann, so werden hoffentlich auch die Versuchsstationen ihrerseits nicht abgeneigt sein, jene engere Verbindung mit den physiologischen Instituten einzugehen, die beiden nur nützen kann.

Ueber die Ernährungsverhältnisse beim Rind liegt nur eine wenige Tage umfassende Untersuchung von Boussingault vor, angestellt an einer Kuh, die noch dazu in der Lactation war und somit nicht

dem nächstliegenden Interesse entsprach: die über mehr als ein halbes Jahr ausgedehnten Untersuchungen der Vff. wurden gleichzeitig an zwei ausgewachsenen Ochsen angestellt und sollten, als richtig gewählter Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, zunächst sich nur auf die Ernährungsverhältnisse beim unproductiven Thier, welches weder Arbeit leistet, noch Fett, noch Milch producirt, welches nur sich selbst im Beharrungszustande erhält, erstrecken. Dieselben gewinnen aber noch ein ganz besonderes Interesse dadurch, daß sie fast gleichzeitig angestellt und erschienen sind mit den wichtigen Untersuchungen von Bischoff und Voit über ähnliche Fragen beim Fleischfresser (Hund). Mehrere neue Gesichtspunkte, die sich bei diesen letztgenannten Untersuchungen herausgestellt haben, finden sich theils schon ursprünglich, theils nachträglich im Anschluß an Bischoff und Voit auch bei Henneberg und Stohmann berücksichtigt, und in vieler Beziehung herrscht eine höchst erfreuliche Uebereinstimmung in den allgemeinen Resultaten. Beide Untersuchungen begründen wesentliche Fortschritte in der Erkenntniß der Ernährungsvorgänge.

Man wird übrigens die hier zu besprechenden Untersuchungen auch nicht von Seiten der Verff. als völlig abgeschlossene zu betrachten haben, da die Vff. weitere Fortsetzungen versprechen und auch mehrfach schon auf solche hindeuten: sollten diese auch zunächst der Beantwortung anderer Fragen, als der hier erörterten, speciell gewidmet sein, so werden sie doch jedenfalls sich an diese anschließen und zur weitern Aufklärung über manches hier Beobachtete beitragen.

Die Einleitung zu den Versuchen bildet eine Darstellung der Lehre vom Heuwerth der Futterstoffe nebst Kritik derselben von Henneberg. Die Frage,

welche Quantitäten von anderen Futterstoffen im Stande seien, eine bestimmte Menge Weidegras oder die demselben entsprechende Menge Heu zu ersetzen, mußte entstehen, als die Stallfütterung des Rindviehs eingeführt und bei erwachender Aufmerksamkeit für die Landwirthschaft die dem Rindvieh gebotenen Nahrungsmittel mannichfaltiger wurden. Obwohl Thaer, der Begründer der Lehre vom Heuwerth, von einem im Allgemeinen richtigen Princip ausging, den Gehalt der Futterstoffe nämlich an gewissen näheren Bestandtheilen zum Grunde zu legen, so konnten doch die früheren Versuche, jene Frage zu beantworten, nicht anders, als höchst unvollkommen ausfallen, weil man unter den Begriff Nahrungsstoffe ohne Unterschied eine Reihe von Substanzen brachte, welche, wie wir jetzt wissen, sehr verschiedene Rollen im thierischen Haushalt zu spielen haben; nur die Summe aller dieser Substanzen, wie Kleber, Fett, Stärkemehl ꝛc. wurde früher als maßgebend betrachtet, gleichviel, in welchem Mischungsverhältniß die einzelnen Factoren vorhanden waren. Kein Wunder, daß die sogenannten Heuwerthstabellen zu großen und in der Praxis oft sehr nachtheiligen Irrthümern führten. Die von Liebig datirende und durch ihn angebahnte Kenntniß von dem besonderen Werthe der verschiedenen Klassen organischer Nahrungsstoffe so wie der verschiedenen Salze führt zu dem auch für die Landwirthschaft als Fundament hinzustellenden Satze: Eine normale Ernährung des Thieres findet nur bei Darreichung eines Futters Statt, welches eine Mischung von sogenannten Proteinsubstanzen, Kohlehydraten, Fetten und mineralischen Nährstoffen enthält. Jede dieser Gruppen hat für die Ernährung gleich hohe Bedeutung; in beschränktem Grade nur können die stickstoffhaltigen Nährstoffe Ersatzmittel für die

stickstofffreien sein, in höherem Maße dagegen Fette und Kohlehydrate sich vertreten. Es besteht für die verschiedenen Arten der Thiere ein gewisses in Zahlen ausdrückbares Verhältniß von Proteinsubstanz, Kohlehydrat rc., von dessen Verabreichung im Futter die Art der Ernährung abhängt, bei welcher sämmtliche Lebensfunctionen bei einem Minimum von Nährstoffverbrauch mit dem Maximum der Energie vor sich gehen. Dieses Verhältniß muß verschieden sein nach Art und Alter des Thieres und nach der von dem Thier geforderten Leistung. In der Landwirthschaft müssen demnach unterschieden werden Jungvieh, Arbeitsvieh, Zucht- und Milchvieh, Mastvieh, jedes von diesen bedarf eines besonderen Mischungsverhältnisses der Nährstoffe. Deshalb ist es unmöglich den absoluten Nahrungswerth eines Futterstoffes, wie es in den sogenannten Heuwerthstabellen geschieht und geschehen sollte, hinstellen zu wollen; es gibt keinen solchen, der Nahrungswerth ist immer ein relativer, grade so, wie die für den Menschen aufgestellten Normaldiäten auch keine absolute Geltung haben können. Eine bedeutende Annäherung zu richtiger, physiologischen Thatsachen entsprechender Methode geschah durch Boussingault, welcher den Nahrungswerth verschiedener Futterstoffe nach ihrem Stickstoffgehalt ordnete, sofern dieser ja so gut wie entsprechend ist dem Gehalt an eiweißartiger Substanz. Aber die Praxis lehrte, daß auch derartige immer noch einseitige Vergleichungen und Abschätzungen nicht in allen Fällen zum Richtigen führen; bei Ackerpferden hatte sich das Princip bewährt, bei Mastschafen keinesweges. Es ergab sich, daß allerdings eine Proportionalität des Nahrungswerthes mit dem Stickstoffgehalt besteht, aber nur dann, wenn solche Futterstoffe mit einander verglichen werden, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach, in Hinsicht ihrer chemischen Beschaffen-

heit in eine Klasse gehören, wie z. B. das Heu der Gräser für sich, das der Leguminosen für sich, die verschiedenen Körner für sich rc. Kurz alle Versuche, einfache, receptartige Tabellen über den Nahrungswerth mit Reduction auf ein Normalfutter zu entwerfen, sind, wie es nicht anders sein konnte, fehlgeschlagen, so fern die Vorschriften nicht stichhaltig waren, und der Verf. kommt zu dem Schluß, es müsse unter Abstraction von allen Heuwerthsangaben die chemische Zusammensetzung der Futterstoffe ausschließlich bei den Futterberechnungen zum Grunde gelegt werden.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend und um zu zeigen, daß solche wissenschaftliche Principien schon jetzt mit Nutzen in die Praxis eingeführt werden können, wurden die Versuche angestellt.

Zwei 3½jährige gut gebauete Ochsen des im Göttingenschen einheimischen Schlages wurden zu denselben ausersehen. Zuvörderst mußten dieselben durch kräftiges Futter auf einen normalen Ernährungszustand gebracht und an den Versuchsstall (ohne Streu) und an die nothwendige Behandlung gewöhnt werden. Die sehr zweckmäßige Einrichtung des Versuchsstalls darf nicht unerwähnt bleiben. Jedes Thier hat seinen abgegrenzten Stand und eine besondere Krippe, die nach den Größenverhältnissen des Versuchsthieres verstellt werden kann. Dieselbe besteht innen aus Gußeisen und hat eine Form, welche dem Umherwerfen und Verlieren des Futters möglichst vorbeugt. Der Fußboden ist von Asphalt und vertieft sich zu einer Cisterne, die, mit einem kupfernen Gitter bedeckt, zu einem verschlossenen Zinkkasten führt, in welchem der Harn zusammenfließt. Die Darmexcremente werden mittelst einer hölzernen Kratze und Besen gleichfalls in einem Zinktroge gesammelt.

Während der Gewöhnungs-Periode wurden auch öfters Wägungen der Thiere vorgenommen (auf ei-

ner bei 1500 Pfund Belastung für $\frac{1}{2}$ Pf. Ausschlag gebenden Waage), um die Größe der zufälligen Gewichtsschwankungen von einem Tage zum anderen kennen zu lernen; außerdem wurden auch andere zur Einübung für die folgenden eigentlichen Versuche bestimmte Vorversuche angestellt. In dieser Gewöhnungsperiode erhielten die Thiere vom 12. Februar bis zum 27. Febr. folgende Ration:

	Ochse Nr. I. 1119 ℔.	Ochse Nr. II. 1007 ℔.
Kleeheu	10,5 ℔	9,5 ℔
Haferstroh	12,6 —	11,4 —
Runkelrüben	21,0 —	19,0 —
Rapskuchen	1,0 —	0,9 —
Bohnenschrot	0,5 —	0,5 —
Salz	0,1 —	0,1 —

Dabei besserte sich der Ernährungszustand der vorher bei Bauern schlecht genährten Thiere so, daß derselbe dann als ein normaler angesehen werden konnte.

Vom 24. bis 26. Febr. wurden genaue Wägungen und Analysen angestellt, wobei für den Ochsen Nro. II ein Abzug in dem Futter gemacht werden mußte, weil er Rückstände übrig gelassen hatte, er nahm im Tage durchschnittlich auf:

Kleeheu	8,89 ℔	Oelkuchen	0,86 ℔
Haferstroh	10,67 —	Bohnenschrot	0,48 —
Rüben	18,21 —	Salz	0,097 —

Der Ochse Nro. I. nahm im Tage durchschnittlich 65,6 Pfd Trinkwasser auf, Nr. II. 57,47 Pfd. Die mittlere Stalltemperatur betrug 4,2° R. Nr. I wog an den drei Tagen Morgens nüchtern fast unverändert 1136,25 Pfd, Nr. II 1002,75 (Zunahme von 3,5 Pfd vom 24.—27. Febr.). An jedem der 3 Tage entleerten die Thiere durchschnittlich

Nr. I. Koth	Harn	Nr. II. Koth	Harn
67,92 ℔	23,67 ℔	57,03 ℔	20,4 ℔

Aus den Analysen der Futterstoffe u. Excremente ergab sich folgende Tabelle als Durchschnitt für 1 Tag:

Nro. I.

	Gewicht	Trockensubstanz			Wasser	C	H	N	Mineralbestandthle ohne CO^2	O	Holzfaser
		Total	Asche u. CO^2	verbrennlich							
Einnahme	111,40	23,89	1,96	21,93	87,51	10,71	1,451	0,349	1,662	9,71	7,76
Ausgabe Koth	67,92	10,18	1,11	9,07	57,74	4,78	0,586	0,163	1,013	3,64	3,76
Harn	23,67	1,565	0,802	0,763	22,10	0,343	0,040	0,180	1,639	0,363	—

Nro. II.

	Gewicht	Total	Asche u. CO^2	verbrennlich	Wasser	C	H	N	Mineralbestandthle ohne CO^2	O	Holzfaser
Einnahme	96,67	20,28	1,67	18,60	76,40	9,09	1,230	0,294	1,418	8,25	6,58
Ausgabe Koth	57,03	9,02	1,18	7,84	48,01	4,16	0,527	0,157	1,075	3,10	nicht bestimmt
Harn	20,40	1,497	0,706	0,791	18,90	0,318	0,039	0,172	0,571	0,397	—

(Fortsetzung folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 9. August 1860.

Braunschweig

Forts. d. Anz.: „Beiträge z. Begründ. einer rationellen Fütter. der Wiederkäuer v. Dr. W. Henneberg ꝛc.“

Diese Tabelle ist nur ein Auszug aus der genauern im Original S. 30. 31. Dieselbe ergab namentlich, daß der Ernährungsproceß bei beiden Versuchsthieren, die fortan unter verschiedenen Bedingungen verglichen werden sollten, wesentlich gleichartig war. — Die erste Versuchsreihe nun über sog. Erhaltungsfutter dauerte vom 27. Febr. bis zum 27. März. Nr. II erhielt 20 ℔ Kleeheu = 2⁰/₀ seines Gewichts. Nr. I erhielt 20 ℔ Haferstroh und 60 ℔ Rüben, welche nach den in der Gegend üblichen Annahmen einen Werth von 27,7 ℔ Kleeheu repräsentiren, indem nämlich die frühere Ernährungsweise für 1000 ℔ Körpergew. den Werth von 24,4 ℔ Kleeheu repräsentirt und sich als Erhaltungsfutter bewährt hatte. Jedoch mußte wegen vorkommender Futterrückstände auf 55 ℔ Rüben u. 15 ℔ Haferstroh heruntergegangen werden. Dazu kam für den Tag 0,1 ℔ Salz und 30,2 ℔ Trinkwasser, bei Nr. II ebenfalls 0,1 ℔ Salz u. 52,33 ℔ Wasser. Die am 23. 24. 25. März bei 8,3° R. Stalltemperatur ausgeführten Messungen u Analysen ergaben:

Nro. I. Körpergew. 1147,5 ℔—1153,5 ℔. Zunahme 6 ℔.

	Gewicht	Trockensubstanz			Wasser	C	H	N	Mineralbestandtheile ohne CO^2	O	Holzfaser
		Total	Asche u. CO^2	verbrennlich							
Einnahme	99,93	18,60	1,60	17,00	81,33	8,12	1,123	0,160	1,432	7,77	5,50
Ausgabe											
Koth	48,45	7,29	0,760	6,53	41,16	3,40	0,466	0,089	0,750	2,60	nicht best.
Harn	28,34	1,380	1,914	0,466	26,96	0,234	0,033	0,057	0,748	0,308	—
Nro. II. Körpergew. unverändert 1003 ℔.											
Einnahme	72,03	16,15	1,47	14,68	55,88	7,27	0,960	0,313	1,147	6,46	5,32
Ausgabe											
Koth	39,59	7,14	1,24	5,90	32,45	3,18	0,389	0,165	1,067	2,34	2,53
Harn	15,83	1,152	0,486	0,666	14,68	0,306	0,039	0,166	0,405	0,236	—

Nr. II hatte also in seinem Heufutter etwa noch einmal so viel Stickstoff erhalten, als Nr. I in seinem Stroh- und Rübenfutter und doch war nach dem Körpergewicht zu urtheilen so wie auch nach der Menge des ausgeschiedenen Stickstoffs die Ernährung des letztern reichlicher gewesen, als die des erstern.

Nun erhielten die beiden Thiere in der folgenden Versuchsperiode vom 28. März bis zum 21. Mai (bei 13,2° R. mittlerer Temperatur) zwar möglichst verschiedenartige Futtermischungen, darin aber die gleiche Menge Stickstoff. Nr. I erhielt 15 Pfund Haferstroh, 30 Pfd Rüben, 1,2 Pfd Rapskuchen und 0,1 Pfd Salz, und dabei trat in der ersten Zeit Gewichtszunahme ein bis auf 1191 Pfd; später eine geringere Abnahme bis auf 1174 Pfd. Nr. II erhielt 14 Pfd Haferstroh, 4 Pfd Kleeheu, 0,6 Pfd Oelkuchen und 0,1 Pfd Salz, wobei gleichfalls zuerst Gewichtszunahme eintrat bis auf 1065 Pfd. In dem täglichen Futter jedes Thieres waren 0,170 Pfd Stickstoff enthalten.

Es wurden nun wiederum für 3 Tage der Periode genaue Messungen, Wägungen, Analysen der Einnahme und Ausgabe wie früher ausgeführt, deren Resultate auf den obigen analogen Tabellen zusammengestellt sind. Beide Thiere entleerten mit dem Koth die gleiche Menge Stickstoff, nämlich 0,069 und nahezu gleiche Menge auch im Harn, nämlich 0,060 und 0,065. Bei dem Ochsen Nr. II hatte also diese Futtermischung mit nur 0,170 Pfund N täglich ganz dasselbe geleistet, was früher die 20 Pfd Kleeheu mit 0,313 Pfd N täglich geleistet hatten.

Der Ochse Nr. I erhielt nun, um das überraschende Resultat bestätigt zu sehen, ebenfalls jene Mischung, nämlich 14,6 Pfd Haferstroh, 4,5 Pfd Kleeheu und 0,7 Pfd Oelkuchen, etwas vermehrt nämlich wegen höhern Körpergewichts. Dies geschah vom 26. Mai bis zum 18. Juni, bei 16,3° R. mittlerer Temperatur. Das Thier nahm continuirlich etwas zu an Körpergewicht, bis auf 1183 Pfd, und es bestätigte sich also vollkommen die obige Wahrnehmung.

Nr. I wurde dann auf eine noch etwas schmalere

Kost gesetzt, zwar dem Gesammtgewicht nach gleich der frühern, aber statt eines Theiles Kleeheu Haferstroh, im Ganzen täglich mit 0,167 Pfund N. Dabei erhielt sich das Gewicht des Thieres einige Zeit auch einigermaßen, sank später aber etwas mit Schwankungen. Der Ochse gab übrigens nicht mehr Stickstoff aus, als er eingenommen hatte.

Bei dem Ochsen Nro. II wurde gleichzeitig das Haferstroh durch Roggenstroh ersetzt ohne sonstige Abänderung. Dabei zeigte das Körpergewicht Schwankungen, verminderte sich im Ganzen aber etwas. Das Thier brauchte mehr Zeit, sein Futter zu verzehren und entleerte sehr ungleiche tägliche Harnmengen.

Im Allgemeinen stellte sich deutlich heraus, daß die Ochsen in den Versuchsreihen abgesehen von den Februarversuchen in den verschiedenen Futtermischungen das gesuchte Erhaltungsfutter erhalten hatten, und zwar ergaben sich die folgenden Mittelwerthe.

Im März bei 8,3° R. Stallwärme:

Nr. I. 1150,5 Pfd. 14,63 Pfd Häcksel von Haferstroh, 55,0 Pfd Runkelrüben.

Nr. II. 1003 Pfd. 19,6 Pfd Häcksel von Kleeheu.

Im Mai bei 13,2° R. Stallwärme:

Nr. I. 1173,5 Pfd. 14,75 Pfd Haferstroh, 30,0 Pfd Runkelrüben, 1,18 Pfd Rapskuchen.

Nr. II. 1070,5 Pfd. 13,92 Pfd Haferstroh, 3,98 Pfd Kleeheu, 0,597 Pfd Rapskuchen.

Im Juni bei 16,3° R. Stallwärme:

Nr. I. 1141,5 Pfd. 16,185 Pfd Haferstroh, 3,0 Pfd Kleeheu, 0,6 Pfd Rapskuchen.

Nr. II. 1052 Pfd. 13,985 Pfd Roggenstroh, 4,0 Pfd Kleeheu, 0,6 Pfd Rapskuchen.

Die Ernährungsvorgänge waren bei beiden Ochsen mit Sicherheit als gleichartig mehrfach erkannt worden; um aber auch in jeder Beziehung Vergleich-

arkeit der Versuchsreihen herzustellen, mußte zunächst die Gewichtsverschiedenheit eliminirt werden, durch Reduction auf 1000 Pfd Körpergewicht. Dann ergibt sich:

Erhaltungsfutter für 1000 Pfd bei 8,3° R.

I. 12,7 Pfd Haferstroh, 47,8 Pfd Runkelrüben.
II. 19,5 Pfd Kleeheu.

bei 13,2°.

I. 12,6 Pfd Haferstroh, 25,6 Pfd Runkelrüben, 1,0 Pfd Rapskuchen.
II. 13,0 Pfd Haferstroh, 3,7 Pfd Kleeheu, 0,6 Pfd Rapskuchen.

bei 16,3°.

I. 14,2 Pfd Haferstroh, 2,6 Pfd Kleeheu, 0,5 Pfd Rapskuchen.
II. 13,3 Pfd Roggenstroh, 3,8 Pfd Kleeheu, 0,6 Pfd Rapskuchen.

Werden nun noch mit Rücksicht auf Bekanntes und auf specielle anderweitige Versuchsresultate der Verff. für die Märzversuche wegen der niedern Temperatur 10 Proc. des Futters in Abrechnung gebracht, während die Temperaturen von 13° und 16° für gleichwerthig gehalten werden dürfen, so ergeben sich für das Märzfutter die Rationen:

I. 11,4 Pfd Haferstroh und 43,0 Pfd Runkelrüben.
II. 17,55 Pfd Kleeheu.

Das was sich nun auf diese Weise experimentell als Aequivalente der Futtermischungen, als Erhaltungsfutter herausgestellt hatte, das ist nach den gebräuchlichen Heuwerthstabellen auf Heu (und wie oben gleiche Temperatur) reducirt

für März = (Nr. I) 18 Pfd. (Nr. II) 17,5 Pfd
für Mai = — 16,1 Pfd. — 11,7 Pfd
für Juli = — 10,9 Pfd. — 9,7 Pfd

so daß also sich das Absurdum ergibt, daß z. B.

10 Pfd Heu ebenso viel für den Körper in der gleichen Weise leisten würden, wie 18 Pfd Heu.

Dagegen leiten die Verff. aus ihren experimentellen Daten ab, daß z. B. 99 Pfd Haferstroh gleichen Werth haben für jene ruhenden Ochsen mit 100 Pfd Kleeheu, mit 101—102 Pfd Roggenstroh, mit 666—714 Pfd. Runkelrüben, mit 82—98 Pfd Rapskuchen, was abgesehen von dem Widerspruch gegen die Angaben der Heuwerthstabellen auch nicht paßt für Masthammel, wie Versuche beweisen.

Bevor die Verff. sich nun zu der genaueren Erörterung der Ernährungsvorgänge bei den verschiedenen Fütterungen wenden, discutiren sie zunächst gewisse Beobachtungsfehler, theils allgemeine, theils specielle, mehr zufällige. Eine Fehlerquelle lag darin, daß Harn und Koth beim Sammeln gewöhnlich einen gewissen Verlust erlitten, so daß die wirklich entleerten Mengen etwas größer waren, als die bestimmten; eine experimentelle Auswerthung dieses Verlustes aber ergab, daß derselbe in der That nicht berücksichtigt zu werden braucht. Sodann bestimmten die Verff. die Größe der Differenz der festen Theile des Kothes, wenn dieser frisch untersucht oder aus dem Sammelkasten genommen wurde: es fand sich, daß das beobachtete Kothgewicht wegen des Wasserverlustes um $\frac{1}{14}$ erhöhet werden muß, um zu dem wahren Werth zu gelangen; beim Harn kam eine derartige Differenz nicht in Betracht. Bei dem langen Verweilen der Nahrung im Darm der Thiere konnte der allemal an den drei Versuchstagen entleerte Koth nicht nur von der an denselben aufgenommenen Nahrung herrühren, was trotz gleicher Fütterung längere Zeit vorher in Betracht kommt wegen der verschiedenen Mengen täglich aufgenommenen Trinkwassers. Wegen dieses und einiger anderen die Feststellung absoluter Werthe erschweren-

den Umstände vergleichen die Verff. die dreitägigen Mittel für Futterration, Wasser, Excremente, Gewicht mit den Durchschnittsresultaten der längeren Zeiträume und bringen danach gewisse Correctionen an, hinsichtlich deren auf das Original verwiesen werden muß.

Da die Thiere bei den in den obigen Versuchsreihen angewendeten verschiedenen Fütterungen als im Beharrungszustande angesehen werden konnten, so war die Differenz an Wasser und verbrennlicher Substanz in den Excrementen und in der Einnahme Respirations- und Perspirationsverlust. Im Durchschnitt sämmtlicher Zahlen, die indeß ziemlich bedeutende Differenzen zeigen, beläuft sich der tägliche Respirations- und Perspirationsverlust an Wasser für 1000 Pfd Körpergewicht aus Tränke und Futter auf etwa 8¾ Pfd, im Ganzen aber, bei Hinzunahme des aus organischer Substanz gebildeten Wassers auf 13 bis 14 Pfd. 50 bis 60 Pfd Trinkwasser nahmen die Thiere auf, Wasser im Ganzen 54 bis 77 Pfd.

Aus den Producten der Respiration läßt sich die Menge des verbrauchten Sauerstoffs berechnen, aus diesem aber ein Mal die Menge der gebildeten Wärme, sofern die Verff. als Durchschnitt aus den Zahlen für Verbrennungswärme der bisher untersuchten organischen Substanzen die Zahl von 3300 Wärmeeinheiten für jede Gewichtseinheit hinzutretenden Sauerstoffs zum Grunde legen, sodann die Größe des Verbrauchs an Futterbestandtheilen für die Respiration ausgedrückt z. B. in Stärkemehl.

Im Februar verbrauchte Nr. I täglich 13,9 Pfd Sauerstoff zur Respiration, daher 45870 W. E. auf das Pfund als Gewichtseinheit, 22935000 W. E. auf das Gramm als Einheit bezogen entwickelt wurden, und da einem Gewichtstheil Sauerstoff 0,844

Theile Stärkemehl zur Oxydation entsprechen, so hätten dazu 11,7 Pfd Amylum verbraucht werden müssen. Für den März berechnen sich auf diese Weise für Nro. I nur 9 Pfd Amylum und 35310 W.E., für Mai nur 7,6 Pfd Amylum und 29865 W. E., für Juli endlich 8,7 Pfund Amylum und 33990 W. E. Ganz analoge Zahlen ergeben sich für den andern Ochsen.

Also eine Abnahme des Respirationsverbrauchs von der kältern zur wärmern Jahreszeit bis auf die Juliversuche, wo sich wieder Steigerung zeigt, doch begann hier die Periode der Haarung der Ochsen, die außerdem, von Fliegen belästigt, sich mehr bewegten, was seine besonderen Aenderungen im Stoffwechsel mit sich brachte. —

Es bestätigte sich also, daß der Futterverbrauch bis zu einem gewissen Grade sinkt bei Zunahme der Temperatur, und letztere dürfte in dieser Beziehung auf 13° R. als am zweckmäßigsten festzusetzen sein.

Nachdem die Menge der zu Kohlensäure und Wasser verbrannten Nahrungsstoffe, der sogenannten Respirationsmittel, in Stärkemehl ausgedrückt zu 7,3 bis 11,7 Pfd in den verschiedenen Versuchsperioden auf jenem indirecten Wege bestimmt worden war, fragte es sich, wie weit hiermit die directe Bestimmung übereinstimmte. Die Vff. verfuhren, um den „Respirationswerth" der Futterstoffe annäherungsweise zu bestimmen, so, daß sie unter Benutzung vorliegender Zusammensetzungsformeln für Eiweißkörper und Holzfaser deren Elemente, für jene nach dem totalen Stickstoffgehalt, für diese nach der Menge der unlöslichen Holzfaser selbst berechnet, subtrahirten von der procentigen Zusammensetzung des trocknen Futters ohne die Mineralbestandtheile und den Rest als lösliche stickstofflose Substanz = Kohlehydrat oder Analogon berechneten. Bei dieser Art der

Berechnung mußte das Resultat sich bei den Futterstoffen am meisten der Wahrheit nähern, die wirklich vorwiegend Amylum oder Zucker als löslichen stickstofffreien Bestandtheil enthalten, wie Bohnenschrot und Rüben, beim Rapskuchen aber am meisten abweichen, wegen bedeutenden Fettgehalts. Im Klee und Stroh sind die löslichen stickstofffreien Bestandtheile noch nicht näher bekannt.

Die also nun so als Stärkemehl berechnete Menge löslicher stickstoffloser Substanz in den verabreichten Futterarten verglichen mit der in obiger Weise verlangten Menge war in allen Fällen mehr als ausreichend, denn die berechneten wirklich verabreichten Mengen Stärkemehl betrugen von 13,0 bis 8,9 Pfd, die verlangten von 11,7 bis 7,3 Pfund. Aber die Differenzen der beiderlei Größen sind in der That so gering, daß die Verff. nicht anstehen, es als Regel hinzustellen, daß der Bedarf an Respirationsmitteln eines volljährigen ruhig im Stalle stehenden Ochsen, oder allgemeiner eines unproductiven Stückes Rindvieh, bei dem es darauf ankommt, dasselbe bei 10—15° Stallwärme im Beharrungszustande zu erhalten, vollständig und ohne bedeutendes Uebermaß gedeckt ist, wenn eine Analyse wie oben angedeutet in dem Futter einen Gehalt von 9—9½ Pfd. stickstofffreier löslicher Substanz auf Stärkemehl reducirt oder von 7—8 Pfund ohne Rücksicht auf die Elementarzusammensetzung nachweis't. Hierbei haben die Verff. keinesweges übersehen, daß auch die Abkömmlinge umgesetzter Eiweißkörper zur Bildung von Kohlensäure und Wasser und zur Wärmeentwicklung beitragen, sie berechnen selbst, daß einem Pfund Eiweißkörper beim Umsatz in Harnstoff, Kohlensäure und Wasser ein „Respirationswerth" (Sättigungsvermögen für Sauerstoff) = dem von 1,23 Pfund Stärkemehl zukommt und berechnen ferner, daß wenn

bei der Strohfütterung des Ochsen Nr. II im Mai und beider Ochsen im Juli sämmtliche Eiweißkörper des Futters zur vollständigen Umsetzung gelangt wären, sich der Respirationsverbrauch des Futters um ein Gewisses, nämlich etwa 1 Pfund höher gestalten würde.

Es ist aber ferner noch der interessante Umstand zu berücksichtigen, daß in den Excrementen der Ochsen durchschnittlich kaum die Hälfte der eingeführten Holzfaser wieder gefunden wurde, so daß ein Theil derselben, trotz Unlöslichkeit in verdünnten Alkalien und Säuren doch aufgenommen sein mußte: da nun aber bei den Versuchen mit Strohfütterung wenigstens die Differenz zwischen Einnahme und Ausgabe dem Gehalt des Futters an solchen Stoffen, die bisher als Nährstoffe betrachtet wurden, sehr nahe steht, so ist daraus zu folgern, daß unter den löslichen Bestandtheilen des Futters doch solche vorkommen, die nicht verdauet, nicht aufgenommen werden, wofür eben Holzfaser eintrat. Es bestätigt sich demnach auf diese Weise, was Mulder postulirte und Donders in einem speciellen Falle nachwies, daß die Herbivoren Cellulose verdauen, d. h. löslich machen und aufnehmen können. Weitere Versuche hierüber folgen unten nach.

Jenen Satz betreffs der Menge löslicher stickstoffloser Substanz wie er oben nach den Verff. wiedergegeben wurde, bezeichnen somit diese auch nur als eine empirische Formel, die vorläufig praktisch benutzt werden kann.

Während der annähernd wahre Gehalt der äquivalenten Futtermischungen an stickstoffloser Substanz nahezu der gleiche gewesen war, war der Gehalt an stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen sehr verschieden. Für das Futter im Februar berechnen sich für Nr. I 1,91 Pfund, für Nr. II 1,84 Pfd, im März für

Nr. I 0,87 Pfd, für Nr. II 1,95 Pfd, im Mai für Nr. I 0,91 Pfd, für Nr. II 0,99 Pfd, und die gleichen Zahlen für die Juliversuche. Die Differenz ist besonders auffallend in den Märzversuchen. Ein Einfluß der Temperatur auf die Menge der stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe im Erhaltungsfutter ist nicht zu erkennen. Im Koth und Harn erschienen im Februar und März bei Nr. I 90—99 Pct., im Mai 71—79 Pct., im Juli 91 Pct. des eingeführten Stickstoffs, bei Nr. II aber im Februar und März einige Procente mehr als eingeführt wurde (was sich zum Theil aus besonderen zufälligen und nebensächlichen Umständen erklärt). Der Stickstoffgehalt des Harns für sich und des Kothes für sich zeigte bedeutende Schwankungen, bedeutender der des Harns. Würde sämmtlicher Stickstoff des Kothes unverdaueter Speise vindicirt werden dürfen, so würden nahezu jedesmal 50 Proc. der stickstoffhaltigen Nährstoffe der Verdauung sich entzogen haben.

Das beobachtete Stickstoff-Deficit, welchem hier also ebenso, wie so oft bei Fleischfressern und auch beim Menschen begegnet wird, könnte, trotz Gleichbleiben des Gewichts, aus Ansatz stickstoffhaltiger Körpertheile und ausgleichendem Verlust anderer Theile (Wasser, Fett) erklärt werden: aber grade bei stickstoffärmerer Nahrung war das Deficit am größten, bis zu 28 Proc., am kleinsten bei stickstoffreicherer Nahrung. Fand kein Ansatz von stickstoffhaltiger Substanz Statt und entging den Verff. nicht etwa ein Theil des Stickstoffs der festen und flüssigen Ausscheidungen in Form von (kohlensaurem) Ammoniak, so bleibt nur wiederum die Annahme übrig, daß ein Theil des Stickstoffs den Körper gasförmig mit der Perspiration verläßt, eine Annahme, die die Verff. nach den Untersuchungen von Regnault und Reiset für wahrscheinlich hal-

ten. Auch bemerken die Vff., könne man daran denken, ob nicht der Ueberschuß stickstoffhaltiger Nahrungsstoffe zur Deckung eines etwaigen Mangels an stickstofflosen Substanzen vielleicht gedient habe, womit also wohl jene sogen. Luxusconsumtion, d. h. Oxydation im Blute gemeint sein soll, eine Annahme, gegen welche Bischoff und Voit kürzlich gewichtige Gründe geltend gemacht haben und gegen welche im vorliegenden Falle auch speciell der Umstand spricht, daß zum Theil wenigstens in den Fällen mit Stickstoffdeficit die Menge der aufgenommenen sog. Respirationsmittel grade über dem durchschnittlichen Bedarf lag. Nach den neueren Erfahrungen von Bischoff und Voit würde übrigens trotz des vorhin genannten Umstandes das Stickstoffdeficit auf Ansatz eiweißartiger Substanz bezogen werden dürfen, und weiter unten haben die Verff. selbst eine Darstellung von diesem Gesichtspunkte aus gegeben. — Das Minimum der in jenen verschiedenen Arten von Erhaltungsfutter dargereichten stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen betrug für 1000 Pfd Körpergewicht täglich 0,87 Pfd mit 0,139 Pfd Stickstoff. Es bleibt vorläufig zweifelhaft, ob die Menge noch geringer sein darf für die im vorliegenden Falle gemachten Anforderungen.

Im Erhaltungsfutter volljährigen Rindviehs soll also, so darf man vorläufig sagen, das Verhältniß der stickstofffreien löslichen Nährstoffe zu den Eiweißsubstanzen (bei der Temperatur von 10—15°) sein = 8:1, oder auf Stärkemehl reducirt = 9:1. Dabei darf das Volumen der Futtermasse nicht so klein sein, um etwa das Wiederkäuen zu beeinträchtigen. Der Einfluß des Holzfasergehalts des Futters auf die Verdaulichkeit der darin enthaltenen Nahrungsstoffe, wie er namentlich von Wolf behauptet worden ist, zeigte sich durchaus nicht.

Was nun endlich die Mineralbestandtheile des Futters betrifft, so haben die vergleichenden Analysen dieses und der Ausscheidungen der Ochsen ergeben, daß fast sämmtliche Phosphorsäure und sämmtlicher Kalk des Futters, so wie fast sämmtliche Kieselerde in den Darmkoth, die Alkalien dagegen größtentheils in den Harn übergingen, ein Ergebniß, welches mit dem von Boussingault gefundenen übereinstimmt. Der Minimalbetrag der abgesehen vom Trinkwasser mit dem Futter aufgenommenen eben genannten Mineralbestandtheile (auf die übrigen konnte so genaue Rücksicht nicht genommen werden) war für 1000 Pfd Körpergewicht:

Phosphorsäure	0,036	Pfund,
Alkalien	0,22	„
Kalk	0,076—0,078	„ ;

dazu kommt noch aus dem Trinkwasser überschläglich so viel Kalk, daß etwa 0,084 Pfund resultiren. Da nun aber grade bei den Futtermischungen, mit denen die geringste Menge Phosphorsäure und die geringste Menge Kalk verabreicht wurde, die Excremente den relativ bedeutendsten Mehrgehalt an diesen Stoffen gegenüber dem Futter zeigten, so meinen die Verff., daß möglicherweise jene Minima keinen genügenden Ersatz boten und sind geneigt anzunehmen, daß etwa 0,05 Pfd Phosphorsäure, 0,1 Pfd Kalk und 0,2 Pfd Alkalien im täglichen Erhaltungsfutter für 1000 Pfd Rindvieh nothwendig sein möchten.

Im Harn erschien der Stickstoff wesentlich nur in Form von Hippursäure und Harnstoff; der Gehalt an letzterem wurde aus der Gesammtstickstoffbestimmung und der Hippursäurebestimmung berechnet. Die Art, wie sich der Stickstoff des Harns auf diese beiden Formen vertheilte war sehr verschieden; im Allgemeinen prävalirte der Harnstoff dann um so

entschiedener, wenn das Futter stickstoffreicher war, ohne daß dies jedoch allein etwa maßgebend gewesen wäre; immer aber war doch wegen des relativ so bedeutenden Stickstoffgehalts des Harnstoffs die Menge des in dieser Form den Körper verlassenden Stickstoffs überwiegend: der in Form von Hippursäure ausgeschiedene Stickstoff betrug $\frac{1}{26}$—$\frac{1}{3}$ des Stickstoffs im Harnstoff, $\frac{1}{27}$—$\frac{1}{4}$ des Stickstoffs im Ganzen. Hinsichtlich dessen, was die Verff. sonst noch über die Bestandtheile des Harns bemerken, kann auf das Original verwiesen werden. —

Die letzte sich auf die obigen Versuche beziehende Erörterung betrifft die Kosten der Fütterung, die Productionskosten des Düngers und die Factoren zur Berechnung der Düngerproduction. Die Kosten für die tägliche Ration von 1000 Pfund Rindvieh betragen nach den Göttinger Marktpreisen bei den verschiedenen Fütterungsarten zwischen 5 und 2,7 Ngr., und zwar ist die Februarfütterung mit vorwiegend Runkelrüben und Kleeheu die theuerste, dagegen die aus vorwiegend Stroh, daneben Kleeheu und Rapskuchen, wie im Mai und Juli, bestehende Fütterung die wohlfeilste, auch dann, wenn sie für niedere Temperatur berechnet wird.

Die Thiere producirten nur Mist; bleiben die Kosten für Abwartung unberücksichtigt, so kostete der Dünger so viel wie die Fütterung, und die Verff. bemerken, daß in einzelnen Fällen, im Februar und bei dem Kleefutter im März, der so berechnete Düngerpreis fast genau zusammenfällt mit dem Geldwerth der einzelnen Düngerbestandtheile nach den Handelspreisen. Beim Rübenfutter ist die bedeutendste Differenz, die Rüben sollten die Hälfte des gewöhnlichen Preises kosten, wenn der Dünger das Futter bezahlen oder der Preis der Futterstoffe gleich

dem des Aequivalents an käuflichen Düngmitteln sein sollte.

Von der organischen Substanz des Futters fanden sich durchschnittlich 45 Procent in den Excrementen wieder. Da beim Erhaltungsfutter beliebiger Zusammensetzung die Mineralbestandtheile vollständig und vom Stickstoff wenigstens 70 Proc. in die Excremente, Harn und Koth übergehen, so stellen der zur Sicherheit um 30 Proc. verminderte Stickstoffgehalt, der Aschengehalt und deren Zusammensetzung in ihrem nach käuflichen Düngmitteln berechneten Geldwerth den Düngerwerth des Futters dar in Bezug auf den Handelswerth käuflicher Düngmittel, nicht natürlich in Bezug auf die Wirksamkeit. Ein Stück Rindvieh, welches auf Erhaltungsfutter steht, liefert für je 100 Pfd Futter und Trinkwasser 70—80 Pfund, durchschnittlich 75 Pfd, also $\frac{3}{4}$ des Ganzen, frischen streufreien Düngers, der jedoch je nach der Art der Fütterung aus sehr wechselnden Mengen von Koth und Harn besteht. Von den trocknen Bestandtheilen des Erhaltungsfutters findet sich fast genau die Hälfte in dem frischen streufreien Dünger wieder und zwar etwa $\frac{1}{14}$ im Harn, $\frac{3}{7}$ im Koth.

Ein Anhang zu der hiermit abgeschlossenen ersten Experimental = Untersuchung enthält die ausführlich mitgetheilten analytischen Belege für alle Angaben und Berechnungen.

Es schließt sich dann eine in der Ausführung ganz analoge Experimental=Untersuchung von Stohmann an, angestellt in der Absicht, den Futterwerth der Melasse aus den Rohrzuckerfabriken zu erforschen, um ferner die Beobachtungen über die Verdaulichkeit und Aufnahme von Cellulose, namentlich bei reichlicherer Darreichung löslicher stickstoffloser Nährstoffe, Zucker, weiter zu verfolgen, und um

endlich zu sehen, ob die Menge stickstoffhaltiger Nahrungsstoffe noch geringer sein darf, als das in obigen Versuchen verabreichte Minimum. Die Runkelrübenmelasse enthält sämmtliche anorganische Bestandtheile des Rübensaftes, besteht wesentlich aus Zuckersyrup, enthält aber auch eine nicht unbedeutende Menge von Stickstoff in organischer Verbindung, welcher weder in Form eines gewöhnlichen Eiweißkörpers noch in Form einer krystallisirbaren Verbindung aufgefunden und daher anfänglich übersehen erst nachträglich bemerkt wurde. Aus diesem Grunde fielen die Untersuchungen bezüglich des Stickstoffgehalts der Nahrung nicht ganz nach Wunsch aus.

Dieselben Ochsen, wie oben, erhielten in der ersten Versuchsperiode, Juli bis September, Weizenstroh, Syrup und Wiesenheu, in den folgenden, bis Januar, Weizenstroh, Syrup und Rapsölkuchen.

Die tägliche Ration vom 16. Juli bis 18. Sept. bei 14,3° mittlerer Temperatur war:

	Nro. I.		Nro. II.	
Weizenstroh	15,3	℔	14	℔
Wiesenheu	3,3	—	3	—
Syrup	2,2	—	2	—
Salz	0,1	—	0,1	—

Dazu durchschnittlich im Tage 69 und 67 Pfund Wasser.

An den drei besonderen Versuchstagen betrug das Körpergewicht von 1079—1075 Pfund und resp. von 1025—1021 Pfd. Die Resultate der Analysen von Einnahme und Ausgabe sind wiederum, wie früher, in genauen Tabellen zusammengestellt: wir kommen auf die Resultate unten zurück.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1860.

Braunschweig

Schluß der Anzeige: „Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer ꝛc. von Dr. W. Henneberg und Dr. F. Stohmann."

In der zweiten Versuchsreihe bei 6° R. erhielten die Thiere:

	Nro. I.	Nro. II.
Weizenstroh	15,6 ℔	17 ℔
Rapsölkuchen	0,5 —	0,5 —
Rübensyrup	4,4 —	4,0 —
Salz	0,1 —	0,1 —

Dazu durchschnittlich im August 70 und 69 Pfund Wasser.

Das Körpergewicht an den drei speciellen Versuchstagen 17.—19. Nov. betrug 1130 bis 1156 Pfd und resp. 997 bis 1011 Pfd. Es hatte also gegen früher eine Abnahme des Gewichts, an den Versuchstagen selbst aber leider wieder eine Zunahme Statt gefunden. Der Stickstoffgehalt dieser Futtermischung war gleich dem des Septemberfutters, die Quantität der Respirationsmittel im Ganzen war

um 10 Proc. höher als früher, die Quantität des Zuckers allein doppelt so groß, wie früher. Am Ende der Versuchsperiode befanden sich die Thiere im Beharrungszustande.

Während bisher noch kein Zucker im Harn erschienen war, fand sich solcher*), als die Thiere im December einige Tage erhalten hatten für 1000 Pfd 17 Pfd Weizenstroh, 6 Pfd Syrup, 0,5 Pfd Oelkuchen, 0,1 Pfd Salz. Als aber dann die Quantität des Oelkuchens und damit die Menge plastischer Nahrungsstoffe verdoppelt wurde, verschwand der Zucker wieder aus dem Harn und das Gewicht der Thiere nahm dabei entschieden zu. Als nun noch mehr Syrup gereicht wurde, 8,8 und 8 Pfd, trat bei weiterer Gewichtszunahme hin und wieder Zucker im Harn auf, und es war also die Grenze der Ausnutzung des Zuckers bei jener Futtermischung angezeigt. Weitere Vermehrung des Syrups hatte Zuckerharn und Durchfall zur Folge, so daß auf die frühere Ration von 8 Pfund Syrup zurückgegangen wurde.

Bis die Krankheitserscheinungen eintraten, hatte das Gewicht der Ochsen, namentlich von Nr. I (bis auf 1210 Pfd) so stetig zugenommen, daß das Futter ein productives genannt werden mußte; später trat Beharrungszustand ein. Bei der näheren Erörterung der Versuche glaubt der Verf. auch diese letztere Futtermischung mit den vorhergehenden als Erhaltungsfutter betrachten zu dürfen.

Die mit der Respiration und Perspiration entleerten Mengen von Wasser und Kohlensäure wurden, wie früher, berechnet und finden sich tabellarisch zu-

*) Quantitative Zuckerbestimmungen, vielfach versucht, ließen sich nach den gewöhnlichen Methoden mit dem Rinderharn nicht ausführen, worüber das Nähere im Original S. 239 u. f. nachzusehen ist.

sammengestellt; wir theilen aber nur die Tabelle sofort mit, in welcher der Respirationsverbrauch auf Stärkemehl wieder reducirt und auf 1000 Pfd Körpergewicht berechnet zusammengestellt ist:

		Nr. I.	Nr. II.	Nr. I.	Nr. II.
September	14,3°	9,63 ℔	8,66 ℔	107	98
November	6 °	9,43 —	9,60 —	105	109
Januar	7,1°	12,03 —	11,65 —	134	132

Die Zahlen der zweiten Columne bedeuten den Respirationsverbrauch ausgedrückt in Procenten des frühern Verbrauchs im März. Die entsprechenden Mengen von Wärmeeinheiten auf das Pfund als Gewichtseinheit bezogen sind (wie früher berechnet):

Nro. I.	Nro. II.
37646	33845
36891	37524
47028	45999

Daß der Respirationsverbrauch im September trotz nahezu gleicher Temperatur größer war, als im Mai, hatte seinen Grund in der durch Fliegen verursachten Unruhe und dadurch beschleunigter Respiration der Ochsen. Werden die Wärmeeinheiten in Abzug gebracht, welche nöthig waren zur Verdampfung einer gewissen größern Menge ausgehauchten Wassers im September, so wird die Differenz zwischen den Zahlen für Mai und September unbedeutend. Ebenso für November und März, Monate mit nahezu gleicher Stalltemperatur. Im November exspirirten die Ochsen täglich 3 und resp. beinahe 9 Pfd Wasser mehr, als im März; bei Abzug der dieser Verdunstungsgröße entsprechenden Menge von Wärmeeinheiten bleiben Zahlen, die denen für März fast gleich sind: für die Temperatur von 6—8° und die im März beobachteten Wasserverdunstungen scheint daher ein Respirationswerth, der 34000 Wärmeeinhei-

ten entspricht, zur Erhaltung von 1000 Pfd Körpergewicht genügend zu sein.

Beim Januar fällt die Vergleichung mit dem der Temperatur nach vergleichbaren März anders aus. Wurden auch hier die Wärmeeinheiten in Abrechnung gebracht, die zur Verdunstung eines ansehnlichen Ueberschusses von Wasser erforderlich waren, so blieb noch immer eine bedeutende Mehrproduction von Wärme für den Januar, welche einem Mehrverbrauch von beinahe 3 Pfd Sauerstoff und 2,4 Pfd Stärkemehl bei Nro. I, von 1,3 Pfd Sauerstoff und 1,1 Pfd Stärkemehl bei Nro. II entspricht. Die äußeren Umstände waren die gleichen, wie im März, Körpergewichtszunahme fand nicht so bedeutend Statt, auch zeigte sich kein auf Fleischansatz zu beziehendes Stickstoffdeficit. Zur Erklärung jener Differenz im Respirationsverbrauch muß angenommen werden, entweder, daß die Thiere in Folge des vorher eingetretenen Durchfalls noch in einem abnormen Zustande waren, oder, daß eine Veränderung der Körperbestandtheile eingetreten war, so daß an Stelle von Wasser Fett trat.

Wurde nun der Gehalt des Futters an löslichen stickstofffreien Substanzen ebenfalls in Stärkemehl ausgedrückt und, unter Abstraction von dem Respirationswerthe der stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe, mit obigen postulirten Stärkemehlmengen verglichen, so zeigte sich in den meisten Fällen ein Ueberschuß im Futter, in anderen aber, nämlich bei Nr. I im September und im Januar ein nicht unbedeutendes Deficit. Dabei ist es nun sehr bemerkenswerth, daß in allen Fällen wieder eine gewisse Menge Holzfaser in den Fäces fehlte, und zwar in allen Fällen beinahe die gleiche Menge, mochte nun die durch Reduction erhaltene Stärkemehlmenge mehr oder weniger betragen, als der berechnete Respirationsver-

brauch. Aufgenommen wurde jedenfalls die in den Fäces fehlende Menge Cellulose und der verabreichte Zucker (im Koth fand sich niemals Zucker); werden nun diese beiden (Zucker auf Stärkemehl reducirt) subtrahirt von dem Respirationsbedarf, so bleibt als Rest die Menge von sonstigen löslichen stickstofflosen Substanzen, die von dem im Futter verabreichten wirklich zur Verwendung kamen, und diese Quantitäten subtrahirt von dem Totalgehalt des Futters an löslichen stickstofffreien Substanzen ergaben die Mengen unverdaueter und im Verhältniß zur Cellulose auch unverdaulicher, wiewohl in verdünnter Säure oder Alkali löslicher stickstofffreier Substanzen. Die betreffenden Zahlen für die verschiedenen Versuchsperioden ergeben nun übereinstimmend, daß je größer der Respirationsbedarf, also die Totalmenge der zur Verwendung gelangten stickstofffreien Stoffe war, desto geringer die Quantität verdaueter Cellulose war: „Die Quantität verdaueter Holzfaser steht im umgekehrten Verhältniß zu der Menge der vorhandenen stickstofffreien Nährstoffe.“ Die Menge der sonstigen verdaueten Respirationsmittel, Zucker und andere, steigt mit dem Respirationsbedarf, aber im rascheren Verhältniß, und so kamen z. B. im September auf 100 Thle Holzfaser 130 Thle, im November 144 Thle, im Januar 238 Thle sonstige stickstofffreie Substanz bei dem einen Ochsen. Die entsprechenden absoluten Werthe für verdauete Cellulose sind der Reihe nach 4,20, 3,86, 3,56 Pfund. „Die Holzfaser ersetzt bei der Ernährung der Ochsen einen großen ($\frac{1}{2}$—$\frac{1}{3}$ etwa) Theil der löslichen stickstofffreien Körper, von denen man bisher annahm, sie seien Respirationsstoffe, die aber in Wirklichkeit unverdaulich sind.

Was nun die in Betracht kommenden stickstoffhaltigen Körper im Futter betrifft, so wurde, wie schon

bemerkt, einem Gehalt der Rübenmelasse an solchen bei den Versuchen nicht Rechnung getragen. Von welcher Art Zusammensetzung diese waren, ist unbekannt, aber jedenfalls hatten sie nicht die Zusammensetzung der Eiweißkörper. Dennoch schien es, daß diesen stickstoffhaltigen Substanzen des Syrups ein gewisser Nähreffect zugeschrieben werden muß, weil die geringste Quantität stickstoffhaltiger Nährstoffe, die im Erhaltungsfutter gegeben wurde, 0,87 Pfund betrug, und in dem Januarfutter, welches sich anfänglich deutlich als ein productives bewiesen hatte, die Menge der stickstoffhaltigen Nährstoffe ohne jene stickstoffhaltigen Bestandtheile der Melasse nur 0,750 ℔ betrugen. Die Sache erscheint besonders deshalb von einigem Interesse, weil bekanntermaßen auch z. B. beim Menschen gewisse stickstoffhaltige Substanzen, obwohl nach ihrer Zusammensetzung und muthmaßlichen Schicksalen im Organismus durchaus nicht Nährstoffe wie die Eiweißkörper, auch eine nicht aufgeklärte Ersparniß an Eiweißkörpern bewirken können; es wäre nicht unwichtig, jene Körper in der Rübenmelasse näher zu kennen.

Die Stickstoffbilanz ergibt wie in den früheren Versuchsreihen wieder ein ebenso großes Deficit, so daß auch hier entweder Fleischansatz oder Verlust von Stickstoff durch die Perspiration und Respiration Statt gefunden haben mußte. In den späteren Januarversuchen, in welchen bei zwar früher als productiv erkanntem Futter wegen der vorausgegangenen Krankheit nur Gleichbleiben des Gewichtes Statt fand, war das Stickstoffdeficit am kleinsten, also bei der stickstoffreichsten Nahrung.

Hinsichtlich einiger Bemerkungen über das Verhalten der Mineralbestandtheile des Futters, welches sich an das früher beobachtete anschließt, wird auf

das Original verwiesen; ebenso hinsichtlich der Betrachtung der Excremente als Dünger.

Als praktisches Ergebniß hebt der Verf. hervor, daß für billige Erhaltung der Zugochsen im Winter sich der Rübensyrup in Verbindung mit Weizenstroh und Wiesenheu, oder Weizenstroh mit Rapskuchen sehr gut eignet. Es werden einige äquivalente Futtermischungen der Art zusammengestellt, in welcher 4 ℔ Rübensyrup das Maximum (für 1000 ℔ Körpergewicht sind. Im Mastfutter ist mit 6—7,9 ℔ Syrup das Maximum desselben überhaupt erreicht, weil bei größeren Mengen Krankheit eintritt.

Auch diese Abhandlung ist mit einem sämmtliche analytische Belege enthaltenden Anhange versehen.

Den Schluß des Ganzen bildet endlich ein Kapitel, in welchem die Verff. ihre Versuchsergebnisse über Erhaltungsfutter darstellen nach der Methode, die kürzlich Bischoff und Voit bei ihren Untersuchungen über die Ernährung des Fleischfressers befolgten, und in welchem die Endresultate beider Untersuchungen mit einander verglichen werden. Daß die Verff. noch nachträglich, nachdem ihre Untersuchungen bereits beendet waren, diese Umrechnungen und Reductionen vornahmen, durch welche nun eine unmittelbare Vergleichung der Resultate beim Fleischfresser und Pflanzenfresser möglich wurde, muß von Seiten der Physiologie besonders dankbar anerkannt werden, zumal da sich herausstellt, daß die Beziehungen zwischen der Zusammensetzung des Futters (nach Quantität und Qualität) und den Veränderungen der Körpersubstanz bei Wiederkäuern und Fleischfressern, neben interessanten und nicht unerwarteten Verschiedenheiten die größten Analogien darbieten.

Das Moment, auf welches es bei der Darstellung der Versuche nach Bischoff's und Voit's

Verfahren wesentlich abgesehen ist, ist dieses, daß das Stickstoffdeficit (aufgenommener Stickstoff minus dem im Harn und Koth ausgeschiedenen) als Fleischansatz berechnet wird und dann weiter sich auch berechnen läßt, ob Ansatz oder Verlust von Fett oder Wasser des Körpers Statt gefunden hat. Bischoff und Voit kamen nämlich zu dem Resultat, daß, wenn nicht etwa ganz besondere individuelle Verhältnisse ein scheinbares Stickstoffdeficit durch Verlust gasförmigen Stickstoffs entstehen lassen, eine Differenz zwischen eingenommenen und im Harn und Koth ausgegebenen Stickstoff auf Fleischansatz oder Fleischverlust zu beziehen sind, daß aber das Körpergewicht hiervon nicht oder nicht entsprechend braucht afficirt zu werden, weil für Fleischansatz z. B. Fettverlust oder Wasserverlust eintreten kann, weil Veränderungen oder Gleichbleiben des Körpergewichts überhaupt in verschiedenen Fällen sehr verschieden beurtheilt werden müssen, ein wichtiges Moment, welches Henneberg und Stohmann gleichfalls nicht übersehen haben.

Um ein Beispiel der Rechnungsweise zu geben, greifen wir eine der Versuchsreihen über Erhaltungsfutter heraus. Im Mai nahm der Ochse Nro. II im Futter 0,170 ℔ Stickstoff auf, entleerte im Koth und Harn nur 0,139 ℔, also 0,031 ℔ weniger, als die Einnahme; dieses Deficit entspricht einem Fleischansatze von 0,9 ℔. Nun aber verlor der Ochse im Tage durchschnittlich 1,2 ℔ an Körpergewicht, daher muß ein Verlust von Wasser oder Fett oder von beidem im Betrage von 2,1 ℔ Statt gefunden haben. Es ist auf Wasserverlust zu rechnen, denn das Futter war reicher an stickstofffreien Nährstoffen, als das Futter im vorhergehenden Monat, in welchem der entsprechende Verlust an stickstoffloser Körpersubstanz bedeutend weniger betragen hatte. So rech-

nen die Verff. überhaupt immer nur auf Wasserverlust, nicht auf Fettverlust, weil die Bedingungen für einen Fettverlust nicht ungünstig genug erschienen.

Nachdem sämmtliche Versuchsreihen über Erhaltungsfutter in analoger Weise dargestellt sind, und auch eine von Bischoff und Voit angewendete Controlrechnung berücksichtigt ist (die indeß bei den Versuchen von Henneberg und Stohmann weniger Bedeutung hat und entbehrlicher ist), werden die Ernährungsvorgänge für den Zeitraum von 24 Stunden in den einzelnen Versuchsperioden in einer Tabelle zusammengestellt, welche ihrer Uebersichtlichkeit wegen auch hier einen Platz finden mag. (Die eingeklammerten Zahlen bedeuten das Gewicht des im Rapskuchen gegebenen Fettes).

Ochse.	Monat.	Stallwärme.	Körpergewicht.	Gehalt d. Futters an			Körperansatz.			Körperverlust.			Durch Lunge und Haut ausgeschieden.				Sauerstoff z. Respiration verbraucht.	Beim Respirationsproceß entwickelte Wärmeeinheiten bezogen auf die Gewichtseinheit des	
													Wasser.						
				N haltiger Substanz.	lösl. Nfreier Substz. auf Amyl. reduc.	Holzfaser.	Fleisch.	Fett.	Wasser.	Fleisch.	Fett.	Wasser.	Wasser der Nahrung.	aus organ. Substanz.	im Ganzen.	Kohlensäure.		Pfundes.	Gramm.
№		°R.	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔	℔		
I.	Febr.	4,2	1136	2,18	15,1 (0,13)	7,76	0,1	1,3	2,0	—	—	—	4,36	6,17	10,53	16,79	12,17	40160	20,100000
I.	März	8,3	1150	1,00	12,5	5,50	0,2	0,55	1,55	—	—	—	8,75	5,05	13,80	14,19	10,18	33590	16,800000
I.	Mai	13,2	1173	1,07	11,3 (0,14)	5,67	1,1	—	—	—	—	0,6	5,45	4,49	9,94	13,22	9,49	31320	15,700000
I.	Juli	16,3	1141	1,04	10,8 (0,07)	6,77	0,1	—	2,3	—	—	—	10,25	5,15	15,40	14,12	10,73	35410	17,700000
II.	Febr.	4,2	1003	1,84	12,8 (0,10)	6,58	—	1,3	9,9?	0,6	—	—	4,39	5,36	9,75	15,25	10,91	36000	18,000000
II.	März	8,3	1003	1,96	9,6	5,32	—	—	—	1,0	—	0,3	6,46	4,57	11,03	13,09	9,89	32640	16,300000
II.	Mai	13,2	1070	1,06	10,1 (0,07)	6,23	0,9	—	—	—	—	2,1	5,53	4,22	9,75	12,02	8,82	29110	14,600000
II.	Juli	16,3	1052	1,04	9,5 (0,07)	7,21	0,5	—	—	—	—	1,9	14,12	4,81	18,93	13,75	10,46	34520	17,300000

Die auf den ersten Blick auffallende Steigerung der Wärmeproduction im Juli verschwindet, wie schon oben bemerkt, sobald eine der stärkeren Wasserverdunstung proportionale Wärme-Menge in Abzug gebracht wird.

Um nun endlich die Versuche sowohl unter sich, als mit Bischoff's und Voit's Versuchen noch unmittelbarer vergleichen zu können, reducirten die Verff. die ihrigen auf die Normaltemperatur von 13° R. (bei Bischoff und Voit sank die Temperatur nicht leicht unter 10—11°), und auf gleiche Wasserexhalation.

Zu dem Zweck wird zunächst das Respirationsbedürfniß (zur constanten Körpertemperatur und Wasserexhalation), statt, wie in vorstehender Tabelle, durch den Sauerstoff durch verbrauchtes Stärkemehl ausgedrückt und diese Werthe sodann von den stickstofffreien löslichen Futterbestandtheilen subtrahirt, die Reste addirt zu dem Respirationsbedarf der Ochsen im Mai (bei 13°): die Summe ist diejenige Quantität löslicher stickstofffreier Substanz des Erhaltungsfutters, welche den gleichen Effect, wie die in Wirklichkeit verabreichte Menge gehabt haben würde, wenn alle Versuche bei 13° angestellt worden und die Wasserexhalation die gleiche überall gewesen wäre.

Nachdem auch noch dem Umstande Rechnung getragen wurde, daß Bischoff und Voit die stickstofffreien und stickstoffhaltigen Nährstoffe im wasserhaltigen Zustande in Rechnung brachten, haben die Verff. ihre Versuchsresultate (den Hauptzügen nach) mit einigen ausgewählten Resultaten der Bischoff'schen Versuche am Hund tabellarisch zusammengestellt, und heben sie dann etwa die folgenden Sätze als allgemeine Ergebnisse der Vergleichung heraus.

Wie beim Hunde nach Bischoff und Voit wird auch beim Ochsen der Stickstoffumsatz gestei-

gert durch vermehrte Zufuhr stickstoffhaltiger Nährstoffe, ohne daß stets eine entsprechende Vermehrung der Fleischmasse des Körpers damit verbunden wäre; es kann im Gegentheil eine geringere Gabe stickstoffhaltiger Nahrung eine größere Fleischproduction zur Folge haben, als eine größere Gabe, welche letztere sogar zu Fleischverlust führen kann. Das anscheinend Paradoxe dieser Schlußfolgerung (für welche sich die Belege in dem oben Mitgetheilten finden) ist durch die Untersuchungen von Bischoff und Voit genügend aufgeklärt, doch würde es zu weit führen, hierauf näher einzugehen.

Die Masse der stickstofffreien Nahrung übt auf die Fleischbildung einen entschiedenen Einfluß aus: bei gleichem Gehalt des Futters an stickstoffhaltigen Nährstoffen kann die Vermehrung der stickstofffreien Nährsubstanz zu einer vermehrten Fleischbildung Anlaß geben.

Während beim Fleischfresser im Harn und etwaigen Fleischansatz fast der ganze Stickstoffgehalt des Futters wieder erscheint, der Darmkoth nur einen relativ geringen Theil des Stickstoffs in Anspruch nimmt, beläuft sich beim Wiederkäuer der Stickstoff des Darmkoths auf 40 bis 60 Procent des Stickstoffs der Nahrung, doch bleibt es noch unentschieden, wie weit sich diese Menge etwa durch Verabreichung leichter verdaulicher Futterstoffe herabdrücken läßt.

Beim Pflanzenfresser ist der Umsatz an stickstoffhaltigen Bestandtheilen weit weniger intensiv, als beim Fleischfresser; für Bischoff's und Voit's Hund betrug das Minimum beim Hunger 0,556 ℔ für 63,6 ℔ Körpergewicht, oder 8,7 ℔ für 1000 ℔, während die mehr als 1000 ℔ schweren Ochsen im Erhaltungszustande nur etwa halb so viel stickstoffhaltige Bestandtheile im Futter empfingen, und, nach

Abzug der durch Darmkoth ausgeschiedenen, davon wiederum nur die Hälfte umsetzten.

Bischoff und Voit haben aus ihren Versuchen geschlossen, daß beim Hund bei Verabreichung gleicher Gewichtsmengen Fett oder Zucker neben constanter Fleischmenge ein Ansatz von Fett nur dann Statt fand, wenn der stickstofffreie Bestandtheil der Nahrung Fett war, nicht aber wenn statt dessen Zucker. Bei den Ochsen dagegen fand Fettbildung Statt, unabhängig davon, ob das Futter in dem Oel des Rapskuchens Fett enthielt oder nicht.

Bischoff und Voit zogen, wie Henneberg und Stohmann, die beim Stoffwechsel gebildeten Wärmemengen in Betracht, berechneten dieselben jedoch nach einem andern Verfahren, als Letztere: Bischoff und Voit fanden als Minimum (bei Inanition) für die vom Hunde (63,6 ℔) im Tage gebildeten Wärmeeinheiten die Zahl 2162744, Henneberg und Stohmann berechnen nach ihrem Verfahren dafür 2123550 (auf das Gramm bezogen), aus beiden ergibt sich abgerundet 2100000 für den Ochsen Nro. II (1070 ℔ im Mai) berechnet sich für 24 St. die Zahl von 14,6 Millionen. Die Wärmeentwicklung des Hundes und des Ochsen in gleichen Zeiten und bei gleicher Temperatur der Luft verhalten sich demnach wie 2,1 zu 14,6 oder wie 16 zu 106: sehr nahe aber in dem gleichen Verhältniß stehen die Quadrate der Cubikwurzeln aus den Körpergewichten, und letztere Größen sind nichts Anderes, als die Oberflächen von Hund und Ochse, sobald man dieselben als ähnliche gleichartig mit Masse erfüllte Körper ansieht. Auch der Ochse Nro. I liefert eine entsprechende Zahl. Es finden sich also fast genau die Beziehungen, welche unter sonst gleichen Umständen zwischen den Wärmeverlusten von gleichartigen und ähnlichen nur ihrer

Größe nach verschiedenen Körpern obwalten: die Wärmemengen, welche dieselben, wenn sie durch eine innere Wärmequelle auf einer constanten Temperatur erhalten werden, bei constanter Temperatur der äußern Umgebung verlieren, verhalten sich wie ihre Oberflächen. —

Die Veränderungen des Körpergewichtes der Ochsen während der Versuche über Erhaltungsfutter sind mit den entsprechenden Futterrationen zur Erleichterung der Uebersicht am Schluß des Buches graphisch dargestellt. G. Meißner.

Prag

Carl Bellmann's Verlag 1859. Die Lehre von den Nahrungsmitteln, ihrer Verfälschung und Conservirung, vom technischen Gesichtspunkte aus bearbeitet. Von Ferdinand Artmann, Hauptmann und Professor zu Klosterbruck. XIV u. 624 S. in gr. Octav. Mit Holzschnitten u. Tafeln.

Wir haben es hier mit einer Schrift zu thun, welche dem Kreise der brauchbarsten angehört, und sind dafür dem sehr fleißigen, belesenen und umsichtigen Verf. im Interesse der lehrenden und lernenden Welt vielen Dank schuldig. Obgleich das ganze Buch keine wissenschaftliche Neuigkeit enthält, so muß doch zugestanden werden, daß es in Ansehung seiner Form und der seltenen Fülle seines Inhaltes bei verhältnißmäßig geringem Umfange etwas Neues ist. — Druck und Papier sind gut, ebenso die Tabellen, wogegen die Holzschnitte so manches zu wünschen übrig lassen. Die Sprache des Buches ist im Allgemeinen fließend und anziehend.

Nach einer allgemeinen Einleitung liefert er eine kurze Uebersicht über die physiologische und diätetische Lehre von der Ernährung, und schließt mit Be-

leuchtung der Verpflegung der Soldaten in den verschiedenen europäischen Staaten. Nun geht er zur Betrachtung der Nahrungsmittel über, sie in anorganische, thierische und pflanzliche eintheilend. Daß Herr Artmann die Luft zu den Nahrungsmitteln zählt, ist uns unbegreiflich, bei einem so tüchtigen Chemiker wie der Verf., der so viel Geschicklichkeit und so umfangreiche Belesenheit an den Tag legt. — Als zweites anorganisches Nahrungsmittel bezeichnet er das Wasser. Zu den thierischen Alimenten rechnet er Fleisch, Eier, Milch, Käse und Thier-Fette. Der speciellen Schilderung der pflanzlichen Alimente, wozu A. Cerealien, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Brot, Gemüse, Obst, Pilze, Gewürze (?) und Luxus-Nahrungsmittel rechnet, schickt er Betrachtungen über Zucker, Stärkemehl und Pflanzenfette voran. Alsdann schreitet Verf. zur Betrachtung einer Klasse von Mitteln, welche er Erregungs- und Betäubungsmittel nennt; er zählt hierher Wein, Bier, Branntwein, Cacao und Chocolade, Kaffee, Thee, Taback, Betel, Coca rc.

In der letzten Abtheilung des Buches wird die Conservirung der Nahrungsmittel überhaupt, die des Getreides insbesondere zur Sprache gebracht, und wir können nicht umhin, dem Verf. in diesem Stücke alles Lob wiederfahren zu lassen; denn fraglicher Theil der Arbeit ist der tüchtigste und besonders für militärische Verhältnisse bedeutendste. Am Schlusse ist die Rede von der Approvisionirung fester Plätze und der Armeen im Felde; ein Hauptstück, welchem wir ebenso wenig wie dem vorhergehenden unsere Achtung entziehen können.

Artmann's Buch wird im Allgemeinen allen Anforderungen von Seite der Wissenschaft und Praxis im vollsten Maaße gerecht und macht dem unstreitig sehr vielseitigen Verf. alle Ehre. Technikern,

Oekonomen, Offizieren und Verpflegungs-Beamten wird es stets eine reiche Quelle der Belehrung sein.

Berlin

L. Oehmigke's Verlag 1859. Der Tag des letzten Passamahls Jesu Christi. Ein harmonistischer Versuch von F. H. August Serno, evangelischem Prediger in Bromberg. 83 S. in Octav.

Nachdem der Verf. die verschiedenen harmonistischen Versuche über das letzte Passamahl Christi durchgegangen hat, bleibt er bei dem Resultate stehen, daß Matthäus, Marcus und Lucas das letzte Mahl Christi auf den 14. und Johannes dasselbe auf den 13. des Nisan setze, daß Christus ein eigentliches Passamahl gehalten habe, und daß das Passa nach der jüdisch-hierosolymitanischen Zählungsweise auf den 14., und nach der paröfisch-galliläischen auf den 15. des Nisan gefallen sei. Den Gebrauch einer solchen doppelten Zählungsweise sucht Verf. nachzuweisen. Die Kirche ist von Anfang an für ein eigentliches Passamahl Christi gewesen, und die Schwierigkeiten, welche bei dem Evangelisten Johannes dieser Ansicht entgegenzutreten scheinen, sind nicht schwer zu heben. Wenn nach Johannes das Mahl vor dem Osterfeste veranstaltet wird, so heißt das, nach hebräischer Ausdrucksweise, im Angesichte, beim Anbruche des Osterfestes, und wenn beim Johannes die Glieder des Synedriums am Kreuzigungstage Christi nicht ins Prätorium gingen, um sich nicht zu verunreinigen, weil sie das Passa essen wollten, so ist dieses Passamahl im weitern Sinne von jeder Opfermahlzeit während des Passafestes zu verstehen, was ein ebenso natürlicher, als begründeter Sprachgebrauch ist, welcher nicht in Abrede gestellt werden darf.

Holzhausen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1860.

Neapel

Alb. Detken 1859. La ragione della musica moderna per Nic. Marselli. VIII. XXXIII u. 256 S. in Octav.

Das vorliegende Büchlein ist eine interessante Erscheinung minder des innerlichen Werthes halber, als weil es Zeugniß gibt unserer Weltlitteratur wie sie jenseit der Alpen beginnt ihre Wellen zu schlagen. Nach den Gesetzen der Schwere stürzt das trübe wilde Wasser voraus, rinnt der klare Quell spät und langsam nach: so sind hier die kernlosen zeitstimmigen Redensarten weit überwiegend den wahrhaften Erkenntnissen — und doch möchten wir nicht Alles verwerfen, was der Verf. aus mancherlei namentlich deutschen Quellen sich angeeignet, wenn auch nicht gründlich verarbeitet hat. Er ist in Deutschland gewesen, deutscher Rede kundig, hat sogar Eduard Dullers deutsche Geschichte — freilich in italiänischer Uebersetzung — gelesen (59); ungewiß ist, ob er Hegel, dessen Lehre er rühmt, ohne deren Sclave sein zu wollen (XXIII), selbst gelesen

und genehmigt hat. Vertraut scheint er mit den jüngsten Ausläufern Hegelscher Lehre, indem er diejenigen Stichwörter, welche mancher Orten noch als letzte Weisheit ausgeklingelt werden, in die naiv edle Sprache Petrarcas und Dantes überträgt, wo sich denn die speculativen Ungeheuerlichkeiten wunderlicher ausnehmen als bei uns, die wir so Vieles ertragen gelernt haben. Recensenten scheint er nicht zu lieben, und verspricht mit unnöthiger Grobheit, von ihnen unbeirrt seinen Weg zu gehen (XXVII—XXXI). Jedenfalls ist das Büchlein ein Spiegelbild zeitsinniger Weisheit und bietet ebenso viel ethisches wie pathologisches Interesse.

Bevor wir an den thatsächlichen Kern (contenuto: 200 S. von jenen 300) herantreten, dürfen wir dem dreifachen Prooemio nicht vorbeigehen, dergleichen zwar unserm Göthe verhaßt waren wie die Comödienzettel, aber dem Zeitcostume unentbehrlich sind, weil solche Praeambula, z. B. bei Hebbel, Gutzkow, Brendel, und Aehnlichen die Idee beweisen sollen, welche sonst im »Contenuto« gar schwerlich zu finden wäre. Es findet sich hier außer der Dedication an eine Geliebte, „die ihm die Unendlichkeit der Töne eröffnet“, erstlich ein prologo, in welchem das Volk aufgerufen wird vom geistigen Schlaf zu erwachen — (dasselbe Volk, das späterhin il popolo artista gepriesen wird — S. 32—220—235); dann eine introduzione von XXXI S., anhebend mit einer Paraphrase von E. T. A. Hoffmanns Ritter Gluck (Symbol der Sehnsucht nach Vollkommenheit VII); weiter gehend zum viel gesungenen Liede: Bewegung und Fortschritt sei die Seele des Universums (IX); darauf den speculativen Zusammenhang aller Künste nachweisend, deren letzte die Musik sei (XI), und so fort in mancherlei sibyllinischen Sprüchen, die unser einem seit dreißig Jah-

ren offenbart, und tausendmal wiederholt doch noch keine beglaubte Wissenschaft geworden sind. Daneben wird des Bedürfnisses historischer Kritik Erwähnung gethan; aber die Geschichte — la storia (qui) non è studiata nelle sue minute particolarità, ma nelle categorie generali (XVIII), worüber zu vergleichen der Leipziger Fr. Brendel, der Herrufer der Zukunftsmusik Gesch. d. Musik II. Ausg. Theil 1. S. XIII: „Die Aufstellung der Kategorien galt mir als die Hauptsache, das Thatsächliche zog ich mehr nur zur Belebung in die Darstellung hinein." — Ob nun der Verf. unsres Büchleins die von ihm oft genannten Quellen wirklich kennt, macht er selbst zweifelhaft, indem er häufig citirt »al dire degli storici« (15), und u. a. den Engländer Purcell, den genialen Nebenbuhler Händels, nur von Hörensagen zu kennen scheint: »gli scrittori inglesi fan gran vanto di Purcell« (90). Bei dem begeisterten Lobe Mozarts möchte wohl ebenfalls ein historischer Schnitzer unterlaufen, wenn ihm Violoncell-Soli zugeschrieben werden (95), dergleichen sonst nur von Seb. Bach bekannt sind. Vollends unhistorisch ist das Schelten und Schimpfen auf den Contrapunkt (249), den mindestens Mozart bei dem trefflichen Meister G. B. Martini redlich gelernt und immer für die Bedingung alles wahren Gedeihens der Tonkunst erklärt hat. Sagt doch Mozart selbst, daß wer Contrapunkt und Fuge nicht begreife und liebe, für die Musik verloren sei, und gibt Zeugniß solcher Liebe in der kleinsten Arie wie in der größten Symphonie, ja in jeder Ouverture, vorab der Zauberflöte.

Der Verf. jedoch behauptet oder meint, nur auf dem Grunde seiner general-kategorischen Geschichte das richtige Urtheil über Meyerbeer zu finden (XIX): »se studieremo che la musica *dee diventar*

drammatica, non grideremo più che il Roberto del Meyerbeer non è musica *sol perchè* v'ha penuria di canti belliniani.« —

Dieser Beweis von dem was ist und werden soll, aus historischer Nothwendigkeit, das abgetriebene Streitroß der Leipziger Speculanten, ist der Hauptinhalt des Buches: was Meyerbeers Tonwerke in sich haben und wirken, durch welche Künste, Schliche und Pfiffe sie berühmt geworden, scheint dem unschuldigen Verf. ganz unbekannt. Uebrigens hindern ihn gewisse Weltverbrüderungsideen keinesweges, seinen Mercadante als italianissimo zu vertheidigen gegen die critica volgare, weil es jedem ordentlichen Italiäner zieme, seine großen Landsleute zu ehren (XXI). Freilich sind, mit dem Verf. zu reden, D a n t e und M i c h e l a n g e l o keinesweges Italiäner, sondern cittadini del mondo (52), dagegen wiederum der Weltbürger Mozart für die scuola tedesca pedantesca viel zu gut und sein rechtmäßiges Vaterland eigentlich Italien (97. 99)! — Nun dieser gelehrte — Thebaner oder Weltbürger? — Nicola Marselli hat sich vorgesetzt, eine Geschichte der Musik zu schreiben (25); gleichwie er schon jetzt „kritisch-historische Einleitungen zur vergleichenden Architectur" geschrieben hat und nächstens über die Methode der Naturwissenschaften schreiben wird.

Die Gliederung des Hauptwerkes (il Contenuto) ist folgende: I. la musica II. svolgimento storico della musica; A. il passato, B. il presente, C. l'avvenire della musica. III. La critica musicale; A. di una falsa critica, B. critica generale, C. critica particolare. Die doppelte Triplicität der Eintheilung rechtfertigt der Verf. als die allein wissenschafliche, und versichert daneben, er sei ein Anhänger Hegels wie er ein Verehrer Platos und Aristoteles und Leibnizens sei, daher keinesweges ein

richtiger Hegelianer — senza incarcerare il mio spirito nella lettera di un solo sistema (XXIII. XXV).

Parte I: la musica, enthält die Betrachtung der Künste in logisch historischer Stufenfolge, wo dann die Architectur den Reigen eröffnet, die Poesie ihn beschließt; die Musik ist die letzte der concreten Künste: sie ist und bleibt die letzte; denn mögen die Historiker sagen was sie wollen von einer antediluvianischen Musik: erst unsere entwickelte Empfindung war im Stande, sie zur absoluten Herrschaft zu bringen (S. 3); — hinterdrein aber kommt zu allerletzt die Poesie als die allerheutigste aller Künste, welche „das philosophische Denken in Bilder gekleidet, könne genannt werden" (S. 12). Diese Stufenfolge der Künste, von Hegel geistreich entworfen, in neuester Zeit nicht unangefochten (Vischer, Zeising), wird doch ihren philosophischen Werth behaupten, selbst wenn sie, wie hier, mehr phraseologisch nachgeahmt, als inwendig erschaut und erlebt ist. Welchen Gebrauch der Verf. davon macht, zu welchen Consequenzen das Halbverstandene verwandt wird, erlesen wir in

Parte II: svolgimento storico etc. in den bekannten drei Leipziger tempi rundweg nach passato presente avvenire zerschnitten, ohne irgend ein Motiv der Periodologie als des Vfs zufällige Meinung. Die Vergangenheit mit Siebenmeilenstiefeln gemessen, gliedert sich in periodo della formazione, dell' ideale, di decadenza. Billig erstaunen wir, zur ersten Zeit — „der langen Arbeit des technischen Fortschrittes" (S. 13) gerechnet zu sehen — nicht etwa die Zeit vom vorchristlichen Heidenthum bis zum Mittelalter — sondern: Ambrosius Gregorius Guido, „welche große Erfindungen und erhebliche Neuerungen gebracht haben" (S. 15), und diesen anschlüssig: Muris Monteverde Polestrina

Scarlatti, Jomelli! Diese 400 Jahre zusammen — von Muris bis Jomelli — heißen *il passato;* warum? „Die Melodie war noch in Banden geschlungen“ (S. 16). — Plötzlich geht nach Jomelli zweitens das goldene Zeitalter los, wo die Musik autonom wird und zu hohen Ehren gelangt; der Höhepunkt ist, daß die Melodie frei wird; dieses nennt man die Periode des Ideals: il suo ideale è la libera melodia, pura e sublime effusione di un' anima amorosa e soave (17). — — „Wenn aber diese ideale Schönheit der freien Melodie heutzutage wenig rührt, so ist das nicht zu verwundern, weil diese Werke nicht mehr dem entwickelteren Zustande der Gesellschaft entsprechen — — — — denn, wie die Malerei in der flämischen Schule ihr „Gedanken-Element“ empfängt, so die Musik in der deutschen; die antica scuola italiana unterliegt dem germanischen Geiste“ (19). Hiemit beginnt die dritte Periode der Vergangenheit, der Verfall, indem die Musik nunmehr wird pedissequa della Poesia — weshalb es ihr von nun an nur noch zusteht, dramatische Handlungen zu begleiten und deren Situationen und Passionen zu coloriren; wer diesem Strome nicht nachgeht, wird bald von der fortschrittigen Gesellschaft vergessen (22. 23. 26). Weil heutzutage die Reflexion überwiegt, so mußten die Künste sich senken, und nachdem eine die andere abgelöst, so folgt mit absoluter Nothwendigkeit, daß die Prosa das Ende der Dinge ist (25. 21). — Um zu zeigen was dramatischer — antiker — moderner Standpunkt ist, wählt der Verf. vier Männer des popolo artista: Rossini habe noch Musik und Drama vermählt (si sposano ancora la libera melodia e i voli indipendenti); Bellini wiederhole die göttliche Liebe, welche den Glanz der alten Schule aus-

mache; in Donizetti gewinne die dramatische Musik größeres Relief, in Verdi habe die neue Bewegung ihre vollendete Gestalt gewonnen (24).

Hiemit sind wir unvermuthet in der Gegenwart angekommen, deren Scepter ist bei Mercadante, Meyerbeer und Verdi. Rossini schläft, weil er nichts mehr zu thun hat; aus dem Gewölke von Alemannien erhebt sich Richard Wagner, über den der Verf. noch nicht reden will, weil er noch nicht unter die Schaar der Kunstheroen aufgenommen sei (31). — Unterabtheilungen der Gegenwart sind: musica classica — romantica — moderna. Vermöge seiner natürlichen Mission (diputazione 32) repräsentirt Italien den Classicismus, gipfelnd in dem Dichter Aleardi, der sich freilich noch in lateinisch mythologischen Bildern bewegt, und dem Musikanten Mercadante, der die Horazier und Vestalinnen antik singen läßt (33. 35). Letzterer jedoch ist, was die „Classischen" sonst nicht zu sein gerühmt werden, ein Universalgenie: komisch, heilig, volksthümlich, tragisch 2c. (36). Die Modernen sind insgesammt einsame tyrannische subjective Leute, die Italiäner insonderheit nur ein Aggregat von Individuen (39). Wenn nun bei dem Allen Mercadante nicht gehörig anerkannt wird, so erkennen wir darin bloß das Verlöschen des Classicismus in Europa (43). — Wie das Alles in Eins geht, begreifen wir zwar nicht, aber — „es ist nun an der Zeit, die romantische Musik zu betrachten" (45).

Das romantische Drama ist von Meyerbeer geschaffen oder entwickelt vermittelst Robert des Teufels; die demselben zu Grunde liegenden „germanischen Traditionen" sind aus der persischen, manichäischen und gnostischen Lehre entflossen; ein Demiurg, „ein Eons" (46) ist der Weltschöpfer, aus dem die christliche Theologie den Satanas ableitet;

die alten Götter sind Teufelskinder; aus der untrüglichen Quelle von H. Heine »de l'Allemagne« erfahren wir das Nähere von den kleineren Teufelchen: »Chim, Hudeken, Kobold« — — — diese volksthümliche Teufelei ist nun das Object der mittelalterlichen Romantik des — wie wir meinten — gar modern Berlinischen Jacob Meyer Beer, der sich litterarisch travestirt hat in Giacomo Meyerbeer. Daß der ganze Spuk nicht am Harz oder Schwarzwald, sondern an der Seine entstanden, durch Scribe concipirt, von Paris aus in die Welt gezogen ist à la tête de la civilisation, ist für die Geschichte gleichgültig, der es nicht auf minutiöse Particularität, sondern auf Generalkategorien ankommt, wonach nun einmal die Allemanni, Tedeschi, Germani, diese Titanen des Gedankens (53), dem Teufel verfallen sind. Nicht ganz klar ist, ob dieser Titanismus, welcher Göthe, Humboldt und Hegel (58. 59) gemeinsam charakterisirt, auch zur mittelalterlichen Romantik zu zählen sei; gewiß aber, daß der Verf. jene „ungeheure Synthesis, die die Erde durchdringt und den Himmel umarmt“, in Meyerbeers phantastischer Musik wiederfindet (65).

Demnach ist Meyerb. nicht modern, sondern mittelalterlich, romantisch, phantastisch (69), und wenn wir fragen, wie nun die „Trilogie“ der heutigen Meister sich zur Modernität verhalte, so ist zweifellos Mercadante der Maler der Antike, Meyerbeer des Mittelalters, Verdi der modernen entwickelten Societät (81).

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

Den 16. August 1860.

Neapel

Schluß der Anzeige: »La ragione della musica moderna per Nic. Marselli.«

Das Moderne ist die Herrschaft des subjectiven Gedankens, seine Träger sind Victor Hugo, Eugen Sue ꝛc. (76); Verdi noch ein wenig mehr als das: er ist gleich Dante ein gran cittadino del mondo (81); und zur Ehre der Neapolitaner steht zu hoffen, daß sie allmählich an die ernste Musik der neuen neapolitanischen Schule (81) glauben, und sich nicht irren lassen durch die Blasphemie", als liebe er im Gesange den Schrei und in der Composition die Taranteln. (84).

Eine andere Schule als die neu italische gibt es nicht: die Franzosen werden es nicht erschwingen, denn sie sind leichtsinnig, unbeständig, lieben die Grisetten, aber nicht die Musik (88); die Engländer haben ihre guten Tage gehabt vor 300 Jahren: jetzt sind sie kalte Egoisten ꝛc. (92); die Deutschen — kriegen späterhin ihr Theil. Nunmehr werfen wir einen Blick in die Zukunft. „Wenn es gleich

unmöglich ist, eine ferne Zukunft exact zu bestimmen: so ist es doch nicht eben allzu bedenklich, das Leben des morgenden Tages zu enthüllen" (non è colanto malagevole lo scoprire la vita della domane 92). Diese bescheidene Prophetie — was wird sie uns eröffnen? Erstlich, daß wiederum die Gegenwart muß tripartirt werden, daß die vorhin errungenen Kategorien müssen zu Tode gefuttert und hieraus enträthselt werden was nothwendig folgt (s'inferisce per necessità assoluta). Da nun Melodie und Harmonie die wesentlichen Elemente der Musik sind, da es ferner gibt, „wie wir gezeigt haben", eine freie Melodie und eine dramatische, der Poesie dienstbare; so ist es nun an der Zeit, jene Sätze nach National-Schulen auszuführen . . . (94). Die Triplicität ergibt die drei Momente

a) die ursprüngliche Synthesis, sintesi primitiva: Das ist die Zeit und That derjenigen Heroen, welche nur mit einem Fuß auf dem Boden des Vaterlandes stehen, mit dem andern dem Universum zugehören. Wie nun Raphael, Napoleon, Hegel zu dieser auserwählten Schaar gehören, also auch Mozart, der in der Kunst sein Leben verglühte und früh starb an unerfüllter Sehnsucht nach ewigem Ruhm — „o wie spricht sie zu meinem Herzen, diese Seelenverwandtschaft!" (95). — Mozart also ist die Synthesis von Melodie und Harmonie.

b) Das Moment der Analysis ist, daß Italien die freie Melodie überwalten läßt (maggioreggiare), Alemannia die „dramatische Bestimmtheit, die Harmonie" einseitig verehrt. — Ist auch dieses analytische Moment schon vor Mozart vorhanden, der Verf. „betrachtet es als das spätere: nach der idealen Chronologie." (98).

c) Die concrete Synthesis: „Verdi und

Meyerbeer reichen sich die Hand im Austausch jener analytischen Elemente" (101). Ist diese Synthesis ganz vollzogen, so bleibt nichts weiter übrig zu incarniren als das Drama ohne Musik. — — Das ist die Prophetie des Morgen, das avvenire sviluppato (103—104). Weil nun hier allerdings schwer glauben ist, ohne zu sehen, so gehen wir zur beweiskräftigen Kritik über, welche sich wiederum tripartirt in: a) falsche Kritik, b) allgemeine Kritik, c) besondere Kritik.

Falsch ist die Kritik des M. Scudo, der, ein geborener Italiäner, ein gewordener Franzose, nur die letzteren nachahmt an Leichtfertigkeit und Geschwätz und Seifenblasen: denn er lebt Rossini und spricht Mercadante alle Originalität ab (110—114); von Stil und Geschichte weiß er nichts (108). — [Sei es dem Ref. erlaubt, hier einzuschalten, daß Scudo sich Achtung erworben hat, weil er nicht bloß pikant und rücksichtslos schreibt, sondern auch einige Kenntnisse besitzt und dazu Ehrlichkeit! Daher ihn die Pariser fürchten]. — Mercadante aber ist trotz Scudo sehr originell, „denn er versteht die neuen Bedingungen der Gesellschaft und der Kunst und führt sie aus (118); wer mir nicht glaubt, der frage die Neapolitaner"! (121).

Von der wahren Generalkritik gibt nun der Verf. ein Beispiel an der Exegese Verdis, der wiederum tripartirt wird nach Entwurf, Mitteln und Kunstform. Der Entwurf (oder: Plan, Tendenz — concetto) dieses vollendeten Künstlers der Neuzeit ist, der Reflexionspoesie sich anzuschließen; seine Musik also darf nicht mehr selbständig sein, sondern nur sich dem poetischen Drama einverleiben, ja selbst Wort werden (128. Gut nachgebrüllt — was die Leipziger vorbrüllen!). — Seine Mittel sind: Recitativ und Gesang, erste-

res überwiegend (wie bei Wagner) ꝛc. — Verdis Form endlich ist eine wohlstilisirte einheitliche, und es ist pure Verläumdung, ihn stillos zu nennen (148).

Die Specialkritik bewegt sich um Verdi und Mercadante, jenen als Repräsentanten des genere profano, diesen des g. sacro. Als Muster des genus profanum ist Verdis Trovatore gewählt, welcher nach jenen allgemein kritischen Regeln erläutert wird: doch will der Verf. diese Exegese noch nicht innerlich vollendet nennen, sondern für diesmal nur geben „die Offenbarung einiger Empfindungen, die durch jene Oper geweckt sind" (155). Hervorgehoben wird die Gegensätzlichkeit der Charaktere, die scharfe realistische Schilderung derselben, welche ungeachtet des unvollkommenen *libretto* durch die Musik vollzogen und in selbständige Schönheit erhoben sei (163) — also doch noch absolute Musik? Das scheint den vorhin (22. 23. 24. 26. 84. 128) dargelegten Principien schnurstracks zuwider — aber Verdi bleibt dennoch groß, und Marselli ist sein Prophet. Was aber ist Verdis Verdienst? „Das Gräßliche und Abscheuliche ist vorzüglich schön dargestellt, rasende Verliebtheit, Fluch, Blasphemie, Blutrache, Verzweiflung, Untergang bilden il concetto principale del dramma, das Ganze ist ein Beispiel della musica drammatica propriamente detta (185. 188).

Das genere sacro repräsentirt Mercadantes Miserere. Da die heutige Musik „dahin gerichtet ist, nur das Texteswort auszumalen und näher zu bestimmen, so folgt, daß M.'s Miserere, um unserer Zeit würdig zu sein, mannichfaltiger als alle frühere geistliche Musik die Charaktere der Liebe, Trauer und Würde darstellen muß" (196). — Daß die Wortbedeutung bereits bei Seb. Bach in voller Klarheit und Schönheit durch Töne wiedergebracht, und

daß das hier neu genannte Gesetz vielmehr von Alters her das deutsch-evangelische ist, scheint dem Verf. gänzlich unbekannt. Ein ebenfalls neu entdecktes Mittel, heilige Musik zeitgemäß zu machen, soll sein: „Die Einflechtung von Sologesang in die Chöre" (198); als wenn das nicht auch Bach und Händel — ja sogar die Katholiken Astorga und Pergolese, von deutscher Luft angewehet, längst gewußt und gethan hätten! Diese Spaltung der heiligen Musik in Solo und Chor hat aber nach unserm Verf. ihren Grund darin, daß das Volk andre Gefühlsformen hat als das edle Individuum; Opfer bringe das Volk, tiefe Empfindung göttlicher Weisheit gehöre dem Einzelnen, der ins Sanctuarium tritt, wohin das Volk nicht dringt (199. 200) . . überhaupt — wozu Chöre? Da doch die „Masse der volkischen Individuen solche Einheits-Empfindung nicht haben können" ꝛc. (198). — Ob und wie nun Mercadante dieses Alles in richtige Gestalt präge, ist außer Frage und braucht nicht mehr bewiesen zu werden: ihm stehen alle Töne zu Gebot, und so war er im Stande, aus solchen Elementen ein Miserere zu schaffen nicht minder zärtlich als erhaben (amoroso e grave 201). —— Die folgende Beschreibung preist das Werk begeistert nach allen Seiten hin, wie es Monotonie meide, zeitgemäß klinge usw., ausgenommen sind nur Text-Wiederholungen, welche unwahrscheinlich sind „und die Fuge, ein Muttermal auf dem schönen Körper" (211).

Was nun endlich in der Schlußbetrachtung (conclusione 217 ꝛc.) ausgeführt wird, ist theils Wiederholung des prophetischen Artikels dell' avvenire, demgemäß Italien ganz sicherlich die Geburtsstätte des Genius sein muß, den die Zeit erwartet (220). — — — theils poetische Kritik über Aleardi und die Ristori, endlich Ermahnung an das popolo ar-

tista, nicht gar zu stolz zu sein, sondern von den Deutschen zu lernen (225). Daß die Ristori mit ihrer wortmalenden und wortpressenden wüthenden Action nicht gelobt wird, ist ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn, der dem Autor nicht völlig verloren gegangen; so auch, daß er die Selbständigkeit der Musik einigermaßen will gewahrt wissen, sie dürfe denn doch nicht »*troppo* pedissequa« der poetischen Worte sein (229).

Haben wir nun dem wunderlichen Büchlein trotz seiner Mängel eine eingehende Betrachtung gewidmet, so geschah dies, weil doch ein Körnlein Wahres darin steckt, das mitten aus dem Gerölle hervorschimmert. Solche Spuren von Wahrheit finden wir weniger in den Spiegelungen der Weltlitteratur, aus deren Umkreis die Hegelsche Linke sich am vordringlichsten geltend macht, wobei nur zu verwundern ist, daß unser Verf. trotz Index und Censur seine Bekanntschaft damit vieler Orten zur Schau trägt. Vielmehr ist Wahrheit enthalten in dem, was die künstlerisch organisirte Natur des Verf. unwillkürlich auszusprechen genöthigt ist. Dahin gehört zunächst das Geständniß, daß die eigentliche oder absolute Kunsthöhe der Musik bereits überschritten, die sich selbst genügende Classicität überlebt ist. Richtig ist auch bemerkt, daß das öde geistlose Virtuosenthum der Fidler und Meister Hämmerlinge ein redendes Zeugniß des Verfalles sei (225). Die innige Freude an Mozart und das zurückhaltende Urtheil über R. Wagner beweist endlich, daß es dem Verf. um wahre Kunst zu thun ist, obwohl ihm die rechte Beweisführung entgeht, weil er eben keine tiefere Anschauung der Geschichte aus eigenem Erlebniß hinzubringt. Sonst würde sowohl die Bedeutung der alten Italiäner ihm klar geworden, als jene Apophthegmata über die sogenannte „freie Me-

lodie" unterblieben sein; ist doch diese, soweit das Wort überhaupt Sinn hat, nicht eine romanische Erfindung, sondern den Italiänern überliefert von deutscher Hand, und zwar von den Niederdeutschen des 16. Jahrhunderts.

Die Liebe zu Kunst und Vaterland, welche das Buch hindurch waltet und hier trotzig, dort wehmüthig auftritt, erweckt auch einige Hoffnung, daß der anscheinend sehr jugendliche Verf. seine mannichfachen Studien dereinst in die Tiefe wende und wirklich thue was er von seinem Gegner Scudo fordert: gründlich studiren. Wie sehr ihn bisher seine äußerliche Redegewandtheit irre geleitet, wird er inne werden, sobald ihm der ganze Ernst der Geschichte auf die Seele fällt, und irgend eine dunkle Wand sich vor ihm aufthürmt, die mit schönen Worten und dialektischer Triplicität nicht zu durchbrechen ist. — Wer die Zeichen der Zeit zu verstehen trachtet, der wird nicht lange zweifelhaft sein, daß dies Zeitalter für die schöne Kunst wenig Zeugungskraft besitzt; oder suche Einer, wie Riehl, nach dem überall anerkannten Capital-Meister, der die Welt innerlich bewege: er findet weder diesen noch die Schaar der Jünger, die ihm Reich und Thron bereiten .... es sei denn, daß Lißt, Wagner und deren gleichen dafür gelten sollen. Es sind jetzt andre Aufgaben, als Dichten und Singen und fröhliche Bildnerlust in das Herz der Völker gefahren. Während Glaube und Vaterland, kaum aus dem Schlummer erwacht, allstündlich bereit sein sollen, sich in Noth und Tod zu bezeugen, bleibt der zarten Schönheitswelt heut nur Raum zur Sammlung und Sichtung; sie wird erst dann wieder blühen und fruchten können, wenn die vulcanische Bewegung der sittlichen Welt eine kleine Ruhe gefunden, eine Niedersetzung, die eine neue Aufstellung (κατάστασις) zulasse.

E. Krüger.

Leipzig

T. O. Weigel 1860. Altnordisches Lesebuch von Dr. Friedrich Pfeiffer, Privatdozent an der Universität zu Breslau. Text. Grammatik. Wörterbuch. VI u. 366 S. in Octav.

Schon in meiner Besprechung (in diesen Anzeigen, vom vorigjährigen August S. 1342—1350) des von Theodor Möbius unter dem Haupttitel Analecta Norroena (Leipzig 1859) herausgegebenen altnordischen Lesebuchs, das sich ganz auf prosaische, zum Theil indeß umfangreichere Stücke beschränkt, zur Einführung in die altnordische Litteratur in weiteren Kreisen des noch mangelnden, doch versprochenen, Glossars wegen aber noch nicht ganz brauchbar genannt werden kann, wies ich auf dies von Hrn Dr Friedrich Pfeiffer in Aussicht stehende altnordische Lesebuch hin, das ganz abgesehen von seinen übrigen Vorzügen sich auch schon dadurch ganz besonders empfiehlt, daß es gleich als ein Volles und Ganzes vor die Oeffentlichkeit tritt, da es außer dem Text auch Grammatik und Wörterbuch enthält wie auch auf dem Titel schon bemerkt ist, und zwar sind diese in der Weise vertheilt, daß das Ganze dadurch in drei ungefähr gleiche Drittel zerfällt, woraus schon zum Voraus hervorgeht, daß wir in jenen beiden Zugaben nicht flüchtig und nur anhangsweise Gegebenes, sondern an und für sich bedeutendere Abschnitte vor uns haben.

Wenn ich früher die Erwartung aussprechen durfte, daß das Pfeiffersche Lesebuch unter Anderem die ältere Edda vollständig enthalten würde, was insbesondere deshalb sehr erwünscht erscheinen mußte, da die einzige handlichere Ausgabe derselben, von P. A. Munch (Christiania 1847) seit längerer Zeit schon im Buchhandel vergriffen ist, so sehen wir dem in

dem nun Vorliegenden allerdings nicht entsprochen. Indeß hat sich nun auch die Lage der Sache insoweit schon günstig verändert, als inzwischen, noch im Laufe des vorigen Jahres, durch Hrn Professor Hermann Lüning in Zürich die ältere Edda (mit erklärenden Anmerkungen, Glossar und Einleitung, altnordischer Mythologie und Grammatik) neu herausgegeben worden ist, auch Theodor Möbius seinem Lesebuch noch eine Handausgabe der älteren Edda hinzugefügt hat, und, wie es heißt, außerdem nun auch noch eine neue Ausgabe der Edda in Kopenhagen vorbereitet wird.

Doch hat die ältere Edda immer noch einen nicht unbedeutenden Theil, und mit Recht, zu dem vorliegenden Lesebuch geliefert. Wir finden außer den beiden ältesten und wichtigsten altnordischen Dichtungen, der **Völuspâ**, der Weissagung der Seherin, und dem **Hâvamâl**, den Reden, den Sprüchen des Hohen, das ist Odins, das **Grimnismâl**, Lied von Grimnir (das ist Odin) und **Vafþrudnismal**, Lied vom Riesen Wafthrudnir, deren beider Inhalt hauptsächlich wieder Odin ist, ferner die **Völundarkvida**, das Lied von dem berühmten Schmied Wölundr, und die **Helgakvida Hiörvards sonar**, das Lied von Helgi dem Sohne Hiörwards, außerdem **Sigurdarkvida Fafnisbana in fyrsta eda Gripisspâ**, das erste Lied von Sigurdr dem Tödter Fafnirs oder Gripirs Weissagung, und **Sigurdarkvida Fafnisbana önnur**, das andre Lied von Sigurdr dem Tödter Fafnirs, und noch das kleinere prosaische Stück **Sinfiötlalok**, das Ende Sinfiötlis, des Sohnes Sigmunds.

Den Anfang des Ganzen bilden drei Stücke aus der jüngeren Edda, zuerst das größere Stück, die **Gylfaginning** (S. 1—41), die Verblendung Gylfis, eines sagenhaften schwedischen Königs, das eine Uebersicht fast der ganzen altnordischen Götterlehre ent-

hält, dann Bragaroedur, die Gespräche Bragis des Gottes der Dichtung, die ihrem Inhalt nach als eine Ergänzung der Gylfaginning angesehen werden dürfen, und noch ein paar Abschnitte (S. 45—60) aus dem Skâldskaparmâl, dem Buch über die Dichtkunst, nebst dem Grottasöngr, dem Gesang von Grotti, der Mühle des Königs Frodi.

Auf die oben genannten Stücke aus der älteren Edda (S. 60—113) folgen dann noch vier kleinere poetische Stücke, zuerst das Sonartorrek, Verlust des Sohnes, ein von dem berühmten Dichter des 10. Jahrhunderts Egill Skalagrimsson auf den Tod seines Lieblingssohnes verfaßtes Gedicht; dann die Getspeki Heidreks Konungs, die Räthselweisheit des Königs Heidrek, die den Eddaliedern an Alter wahrscheinlich nicht nachsteht. Darauf folgt das Krâkumâl, dessen Inhalt die Todesgedanken des dänischen Königs Ragnarr bilden, nach dessen Gemahlin Aslaug mit dem Beinamen Krâka, das ist Krähe, das Gedicht benannt wurde. Den Schluß der Sammlung bildet das Webelied der Walkyrien aus der dem Anfange des 12. Jahrhunderts angehörigen Nialssaga, nach dem Abdruck in Dietrichs altnordischem Lesebuch (S. 53 und 54).

Die Grammatik (S. 131—202) ist nicht etwa eine bloße Zusammenstellung der wichtigeren Eigenthümlichkeiten der altnordischen Sprache nach den bis jetzt darüber gebotenen Hülfsmitteln, unter denen die Grimmsche Grammatik natürlich immer oben ansteht, sondern wie leicht zu erkennen ist auf weitgreifenden Studien und reichen eignen Beobachtungen begründet. Sie übersteigt die von Dietrich seinem Lesebuch beigegebene grammatische Uebersicht und auch den von Lüning seiner Ausgabe beigegebenen grammatischen Grundriß an Umfang ziemlich bedeutend. Es wird in der Einleitung bemerkt, daß in der nor-

dischen Sprache sich schon für die älteste Zeit zwei Hauptmundarten unterscheiden lassen, das Altschwedische und Altnorwegische, deren letztere jene indeß an Reichthum und auch höherm Alter ihrer Denkmäler bei weitem überrage, daß man nicht unpassend sie eben vorwiegend als die altnordische bezeichne. Für die Lautlehre (S. 132—143) dürfen wir uns wohl die Bemerkung erlauben, daß bei der fast vollständigen Selbständigkeit, mit der hier das Altnordische behandelt wird, nicht wohl eine volle Klarheit und Durchsichtigkeit zu erlangen möglich ist. Man wird in der Beschreibung der Laute für alles Deutsche das Gothische bestimmter als Grundlage hinstellen müssen, so wie bei eindringenderer Betrachtung des Gothischen dann unvermeidlich ist, weiter auf die verwandten Sprachen und in ihrer Geschichte zurückzublicken, wie ja z. B. der wichtige Unterschied des gothischen u und i (ob ursprünglich, oder durch Schwächung entstanden) gar nicht anders verständlich werden kann. Im Gegensatz zu Jakob Grimm finden wir durchweg ja jö jû ꝛc. statt ia, iö iu geschrieben, was man kaum mit völliger Sicherheit für die älteste Zeit als richtig wird aufstellen dürfen.

In der Wortbiegungslehre ist die Conjugation (S. 143—162) vorangestellt. An die Uebersicht der zehn Klassen schließt sich sehr zweckmäßig ein Verzeichniß aller zu den einzelnen gehörigen Verba, was gleich für die Gesammtanschauung einer Sprache von höchster Wichtigkeit ist, wenn z. B. die reduplicirenden Verben (die 7te bis 10te Klasse) zusammen nur halb so zahlreich sind, als die der ersten nach dem gothischen Muster rinna, ich laufe — rann — runnum — runnans. In Bezug auf die Perfectbildung der abgeleiteten oder schwachen Verba (S. 152) darf ich wohl auf eine frühere Anzeige

in diesen Blättern (1856, S. 1947—1952) verweisen, in der ich ausführlicher zeigte (wie auch später in Kuhns Zeitschrift 8, S. 276—281), daß Bildungen wie frijô-da, ich liebte, durchaus nicht auf ein gothisches Verb didan zurückgeführt werden können. Von S. 163—189 folgt dann die Declination; es ist nicht bloß ihre Darstellung im Großen und Allgemeinen, sondern auch des im Einzelnen Beachtenswerthen ist eine große Fülle. Wenn es bei der Betrachtung des verschiedenen Auslauts der Nominalgrundformen (a, i oder u) heißt, vor a könne möglicherweise noch i oder u treten und ähnlich, so hätte doch richtiger bemerkt werden müssen, daß hier alte Suffixe ja, va vorliegen, in denen in keiner Weise von jenem vokalischen Vortritt die Rede sein kann.

Mancherlei syntaktisch Wichtiges ist auch zwischenher eingeschoben, wie z. B. am Schluß der Betrachtung der Pronomina die Bemerkung, daß zur Bezeichnung mehrerer Personen oft nur die eine mit Vorsetzung des Artikels im Plural bezeichnet ist, wie in þeir Gunnar (die Gunnar) für „Gunnar und Sigurd“, oder auch mit persönlichem Pronomen im Dual, wie vit Sigurdr (wörtlich „wir beiden Sigurd) für „ich und Sigurd“. Damit darf man sehr wohl vergleichen, daß z. B. im Altindischen pitárâu (die beiden Väter) gesagt wird für „Vater und Mutter“, bhrấtarâu (die beiden Brüder) für „Bruder und Schwester“, ushásâ (die beiden Morgenröthen) für „Morgen und Abend“, dyấvâ (die beiden Himmel) für „Himmel und Erde“ und ähnliches. Noch folgen kürzere Abschnitte über die Partikeln, über die Negation, und dann ist auch noch (S. 193—202) ein dankenswerther kleiner Abschnitt über die Metrik angeschlossen.

Auch das Wörterbuch (S. 205—342) ist sehr umfangreich und mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt; die nöthigsten Verweisungen auf die Grammatik sind anzureihen nicht versäumt und außerdem ist auch vielfach, doch nur innerhalb des deutschen Gebietes selbst, auf verwandte, namentlich gothische Formen hingewiesen. Bei so manchem dem Altnordischen Eigenthümlichen wäre auch wohl die eine und andere weitere Verweisung recht wünschenswerth gewesen, wie bei göra, machen, auf das altindische kar, machen, bei taela, betrügen, auf dolus, List, bei hlaer, warm, lau, wohl besser auf das lateinische calêre, warm sein, als auf das angelsächsische vläc, warm, lau u. dergl.

Es folgt noch (S. 343—366) eine größere Anzahl von Anmerkungen, die einzelne schwierigere Stellen weiter besprechen, hie und da vorgenommene Aenderungen rechtfertigen und insbesondere zu den aus der ältern Edda aufgenommenen Stücken eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung sämmtlicher abweichender Lesarten enthalten. Gewünscht hätten wir aber doch noch, was bei einem Lesebuch wie dem vorliegenden gewiß nicht fehlen darf, eine wenn auch möglichst kurze Orientirung über sämmtliche aufgenommenen Stücke, statt deren hier die Verweisung auf das in seiner Art allerdings sehr werthvolle altnordische Bücherverzeichniß von Möbius doch kaum genügen kann. Ein kleines Verzeichniß von Verbesserungen bildet den Schluß des Ganzen.

Wir dürfen das vorliegende altnordische Lesebuch als ein im hohen Grade empfehlenswerthes bezeichnen und zu akademischen Vorlesungen, für die es doch zunächst bestimmt ist, durchaus geeignet und zweckmäßig eingerichtet, und sprechen deshalb schließlich den Wunsch aus, daß es dem Hrn Verf. vergönnt sein möge, diesem ersten auch die noch weiter

in Aussicht gestellten ähnlichen deutschen Lesebücher recht bald nachfolgen zu lassen. Vor allen Dingen dürfen wir dies in Bezug auf das zunächst versprochene angelsächsische Lesebuch aussprechen, denn wenn hier in neuerer Zeit auch für die Texte durch Greins Bibliothek der angelsächsischen Poesie (Göttingen 1857 u. 1858) vortrefflich gesorgt ist, so werden wir doch wahrscheinlich das dazu versprochene vollständige Glossar noch nicht so bald zu erwarten haben; das etwas umfangreichere aber von Ettmüller, dem auch eine grammatische Uebersicht vorausgeschickt ist, ist wegen seiner abscheulichen sogenannten etymologischen Anordnung fast unbrauchbar. Wir brauchen kaum noch zu bemerken, daß das von Hrn Doctor Pfeiffer zugegebne Wörterbuch in gebührender Weise die einfache alphabetische Anordnung inne hält.

Leo Meyer.

Neapel

Stamperia Vico Freddo Pignasecca 1857. Della città di Napoli dal tempo della sua fondazione sino al presente; Memorie Storiche di Francesco Ceva-Grimaldi, de Marchesi di Pietracatella. 806 S. in Octav.

Der Verf., einer der angesehensten genuesischen Familien entsprossen, welche wie so manche aus dieser Stadt im neapolitanischen Reiche Ansehn und Reichthümer erwarben, hat bereits früher durch eine Geschichte der tremitischen Inseln und die Darstellung der Wirksamkeit des heiligen Gaetano von Tiene uns Zeichen seiner Gelehrsamkeit gegeben. In dem vorliegenden Werk beschenkt er uns mit einer Zusammenstellung von Allem, was ihm über die Stadt Neapel in irgend einer Hinsicht wissenswerth erscheint; damit sind jedoch unzählige andere Notizen

verbunden, von welchen sehr oft schwer zu begreifen ist, was sie hier für einen Zweck haben. Die Grundlage bildet eine topographische Geschichte der Stadt; in chronologischer Reihe erscheinen alle ausgezeichneten Gebäude, bei denen Kirchen und Klöster den bei weitem meisten Raum einnehmen; beim Errichtungsjahr die Geschichte des resp. Gebäudes. Dann aber finden sich theils in einzelnen Excursen bei den betreffenden Bauwerken, theils in Anhängen, Nachrichten über die kirchliche Verfassung Neapels überhaupt, die Reihe der Bischöfe, der 47 Patrone, aller durch Heiligkeit ausgezeichneten Neapolitaner, die oft sehr ausführliche Geschichte aller Mönchsorden, welche je in Neapel ein Kloster hatten, meist mit dem Katalog der Heiligen, Fürsten, Päbste, welche diesem Orden entsprangen. Nach der weltlichen Seite hin bietet sich uns dar eine apologetische Abhandlung über den Ursprung der Feudalität, ihr Titel und Prärogativen; alle Ritterorden des Reichs und ihr Ursprung mit einem ausführlichen Verzeichniß der Inhaber der neuesten Orden seit Carl III., ein Prospect über den Bestand des ganzen Hofs zu dessen Zeit; die Reihe der alten Duces von Neapel und der ihnen folgenden Souveräne des ganzen Landes nebst ihren Vicaren und Luogotenenten; diejenigen der Könige von Jerusalem, zerstreute genealogische Fragmente über die Häuser Farnese, Este, Tocco, Sergio rc. und längere Episoden über die Geschichte der Königin Johanna I., die Verschwörung des Antonello Petrucci, über die Einnahme von Neapel durch die Oestreicher 1707, durch die Bourbonen 1734, endlich ein Verzeichniß dessen, was der verstorbene König Ferdinand zum Wohl des Landes gethan. Dagegen erfahren wir von den wichtigsten Begebenheiten, die auch die Stadt Neapel betrafen, so gut als gar nichts; der so interes-

sante Aufstand gegen die Inquisition von 1547 ist nur insoweit eben berührt, um das Verdienst des S. Gaetano an seiner Beschwichtigung durch sein Gebet hervorzuheben; die Revolution des Masaniello ist total übergangen. Alles erklärt sich leicht daraus, daß der Verf. ein leidenschaftlicher Freund der bestehenden Zustände ist; er hatte nach seiner eignen Erklärung das Buch zunächst zum Unterricht seiner beiden Söhne geschrieben, und bei der Herausgabe leitete ihn sicher die Absicht, ein Lehrbuch für die Jugend des neapolitanischen Adels abzufassen über Alles, was in irgend einem Zweig der historischen Wissenschaften ihm zu wissen dienlich sei. Hierdurch wird das Buch nun zumal für die Beurtheilung der jetzigen Zustände Neapels sehr charakteristisch. Dem Verf. sind weder die mannichfaltigsten Kenntnisse, selbst in Naturwissenschaften, noch auch umsichtiges Urtheil abzusprechen, welches sich nicht nur in der Darstellung der topographischen Verhältnisse, sondern auch für Strategie und Politik in den letztgenannten längeren Episoden an den Tag legt, welche überhaupt den besten Theil des ganzen Buchs bilden. Allein die Selbstabsonderung, worin (einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet) der neapolitanische Adel zu leben pflegt, und die Isolirung vor den geistigen Strömungen des Auslandes läßt ihn nicht über einen gewissen Punkt hinauskommen, so daß die blindeste Loyalität für die Kirche in erster Reihe das charakteristische Kennzeichen des Buchs wird, mit welcher man dann diejenige für das Königthum in zweiter Reihe so viel als möglich zu vereinigen sucht.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1860.

Neapel

Schluß der Anzeige: »**Della città di Napoli dal tempo della sua fondazione sino al presente; Memorie Storiche di Francesco Ceva-Grimaldi, de Marchesi di Pietracatella.**«

Ich erinnere mich selten ein Buch gelesen zu haben, worin mit einer solchen fast liebenswürdigen Naivetät mit den enormsten Anachronismen, alle Erfindungen der Mönchsorden über ihren Ursprung, ihre Märtyrer ꝛc., alle Madonnenerscheinungen und Wunder der Madonnen-Bilder, des S. Gennaro ꝛc., bis in die allerneueste Zeit hinein so gläubig und andächtig aufgezeichnet sind, als befänden wir uns noch in den tiefsten Zeiten der mittelalterlichen Romantik. Aufs vollständigste wird Alles vom Verf. ignorirt, was seit Giannone über die neapolitanische Geschichte geschrieben ist. War der Verf. durch gänzliche Unkenntniß der pratillischen Quellen und ihres eifrigen Vertheidigers de Meo vor dem Einbringen moderner Fälschungen bewahrt, so hätten ihn doch auf der andern Seite Giannone, de Meo und Assemâni ver-

anlassen können, mindestens die gröbsten jener Legenden der Chronik von S. Maria de principio ꝛc. zu beseitigen; nur ein einzigesmal finde ich von ihm die wichtige neueste Urkundensammlung der Mon. archiv. Neap. zu einer topographischen Notiz benutzt, während man nicht denken muß, daß er daraus die militärische Verfassung sich abstrahirt hätte, welche uns aus denselben hier deutlicher als in irgend einem andern Theil des byzantinischen Italiens entgegentritt. Was soll man zu einer Kritik sagen, welche ohne Weiteres nach einer unter Carl II. von Anjou gesetzten Denksäule annimmt, daß a. 574 (wo Mohammed noch in den ersten Knabenjahren war) ein Jacobus de la Marra mit Mannschaft aus den Orten von Hirpinien und Samnium dem von den Saracenen belagerten Neapel zu Hülfe kam! Da wird uns dann wieder die Kunde, daß 788 zur Zeit des Dux Teofilus die Saracenen 5000 M. vor Neapel verloren, darunter die Könige Fontan von Asien, Esdron von Böotien, Marchina von Persien, von den Neapolitanern fallen 727 cavalieri, 380 del popolo, 300 von den Dörfern, neben 700 Longobarden, worunter der Herzog Aimon mit seinen 4 Söhnen; Adelgis wird gefangen, aber dem Vater König Desiderius in die Lombardei zurückgesandt ꝛc. ꝛc. Citate fehlen fast ganz, außer sehr spärlich für topographische Notizen; gegen etwaige Einwendungen, die der Verf. gegen seine devoten oder romantischen Legenden gelesen hat, hilft er sich mit einer Inschrift, einer Notariatsaufzeichnung ꝛc. die für ihn Beweiskraft hat, mag sie auch 1000 oder 1500 Jahr nach dem Factum erfolgt sein; nichts macht ihm Scrupel, als eine von der Kirche geheiligte Auctorität. So werden sämmtliche Traditionen über die Bekehrung Neapels durch S. Petrus und die Stiftung des Bisthums durch ihn

als eine völlig erwiesene Sache hingestellt, aber da die hierfür übliche Chronologie seiner Gewährsmänner Caracciolo, Engenio, de Lellis mit den Visionen der S. Agreda von Saragossa über die Lebensjahre der Madonna nicht zu stimmen scheint, so muß eine 2te Hinkunft nach Neapel a. 54 von Seiten des Petrus angenommen werden ꝛc.— Aber er geht noch weiter; in einem Nachtrag ist S. 773 die Ankunft des S. Petrus »documentata« durch die Inschrift der (neuen) basilica S. Petr. ad aram, welche nur die seltsame Eigenschaft hat, in ganz modernem Italiänisch geschrieben zu sein. Der Kaiser Constantin, von dem doch allerdings schon das Chron. Pontific. (Anastas.) nicht die Anwesenheit, aber doch Kirchenbauten in Neapel berichtete, ward in der neapol. Tradition des späteren M. A. in ganz eigenthümlich nahe Verhältnisse zu dieser Stadt gebracht. Er muß die 6 Parochien nach dem Vorbild von Constantinopel eingerichtet haben; er hat der vom Pabst Sylvester in der Kirche S. M. de principio gefeierten Messe beigewohnt; es ist seine Tochter Patricia, die, um der Heirath mit einem Patrizier zu entgehen, aus dem Orient ins Castr. Lucullan. zu eremitischem Leben zurückgeht; die Sage, welche an die bekannte Schenkung des Kaisers an Pabst Sylvester glaubt, läßt um Neapels fortwährende Autonomie Rom gegenüber zu retten, Constantin bei der Abreise zu seiner neuen Hauptstadt zur imperiale camera machen und dann dort das Regiment der Consuln einsetzen. Alles das wird gutmüthig copirt; nur die Schenkung an Sylvester in die Uebergabe vieler „Feudi“ an die Kirchen ermäßigt, die ja durch Anastas. erwiesen werde; das Motiv der Bildung dieser Legenden kam dem Verf. gar nicht in den Sinn. Was man auch etwa gegen die Anwesenheit Constantins vorbringen möge, le

ragioni di fatto profano il contrario, weil die Canonici noch ein Gebet halten für den Kaiser, qui hanc sacratiss. aedem canonicosque 14. in honorem divini nominis observantissime dedicavit und wegen der Inschrift eines Gemäldes von Sylvester und Constantin in der Hauptkirche: Questa Capella la edificai Constantino a le anni CCCXXXXIIII poi la nativita de X Po e la consecrai S. Silvestro et ave nome de Joann ad fonte ed ave indulgentie infinite! Von den Wundern der Madonnenbilder auch noch in neuester Zeit erfahren wir Unglaubliches; ein solches Bild im chinesischen Colleg in Neapel aufgestellt, dem der Titel Madonna dei Martiri gegeben ward, weil ihm die Heiden in Bagumbay bei Manilla einen Finger geraubt, fand man 1837 auf einmal miraculos wieder mit dem verlornen Finger ꝛc. ꝛc. Sehr gläubig werden uns die Geschichten vom Wunderblut des S. Gennaro mitgetheilt; wir bekommen ein unendlich langes Register von Gebeten in den Kauf, mit welchen diejenigen, welche sich noch jetzt für Verwandte des Heiligen halten, wenn das Blut nicht zu gehöriger Zeit fließen will, anfangen, den Santo bello, gran campione di Jesu Christo, santone nostro, primo cavaliere di Jesu Christo etc. darum zu bitten. Sehr charakteristisch ist das Gebet des Volks, mit welchem es die Statüen der Santi und protettori begleitet, die es beim Fest des S. Gennaro in Procession zum Hauptaltar trägt: Santi miei v'adoro a tutti; alla mia morte v'aspetto tutti e si fussono altri tutti tanti, io v'adoro tutti quanti. Wie man einst in Athen einen Tempel dem unbekannten Gott weihte, so fürchtet man auch hier etwaige unbekannte Santi durch unterlassenen Cult zu beleidigen. Hier in einem Lande, wo man durch vulkanische Eruptionen und Erdbeben jeden Augen-

blick an die drohende Gefahr erinnert, auch politisch durch Eroberungen oder fast continuirliche Plünderungszüge von Saracenen, Barbaresken, banditi in seiner ganzen Existenz bedroht ward, ist es kein Wunder, wenn man sich so viel als möglich Protectoren im Himmel zu schaffen und den Zorn der Himmlischen abzuwenden sucht; deshalb auch die 47 Schutzgottheiten der einzigen Stadt Neapel.

In den Neapel nicht betreffenden Excursen zeigt der Verf. ebenso wenig Kritik. Die genealogischen Fragmente über die Häuser Este und Savoyen sind nur ein Agglomerat aus Schriftstellern, die schon vor Jahrhunderten antiquirt waren; die Antiq. Ests. von Muratori sind dem Verf. gänzlich unbekannt; wir erfahren, daß sich Azzo von Este und Berold von Savoyen über dem Schilde Carl's M. die Hand reichen. Die politische Häresie des savoyischen Hauses ist natürlich dem Verf. im tiefsten Grunde verhaßt; bei seiner Loyalität gegen das Königthum überhaupt wagt er dasselbe aber nicht zu tadeln, sondern begnügt sich an die Verdienste zu erinnern, welche sich dieses Haus von jeher erworben, um an den Pässen Italiens die Barbaren und vor Allem die H ä r e s i e fern zu halten, und stellt ihm die große Frömmigkeit gegenüber, womit die Fürsten von Este und Neapel sich stets benommen. Für die Farnese wird ein Stammbaum mitgetheilt, den zur Zeit des letzten farnesischen Herzogs von Parma der Präsident Boschi verfaßt habe; aber für die ältere Zeit so reich an Fehlern und Phantasien, wie Alles, was seither über die Mitte des 13. Jahrh. hinauf über dies Geschlecht geschrieben ist. Bei den Karmelitern haben wir natürlich wieder die ununterbrochene Fortdauer eines Einsiedlerordens seit den Zeiten des S. Elias, die 144000 Märtyrer; es gehören dazu mehrere der ältesten Päbste rc. Die alte

romantische Mythe von der Einsetzung der heiligen Grabesritter durch Constantin M. wird in aller Einfalt nacherzählt; aus dem ersten beliebigen Verfasser einer Ordenschronik alles denselben Betreffende mit allen Legenden und Anachronismen abgeschrieben ꝛc.

Wenden wir uns nun zu den guten Theilen der Arbeit, so ist zuvörderst anzuerkennen, daß die Geschichte der neapolitanischen Topographie dadurch manche Förderungen erfuhr. So treffen wir gleich vorn einen gründlich geführten Beweis der Verschiedenheit der Kirchen Stephania und Restituta, worüber im vergangenen Jahrh. Mazocchi und Assemani so lange stritten. Das allmähliche Anwachsen Neapels, seiner muri und muricini ist durch urkundliche Untersuchungen erwiesen, die mindestens seit dem 14. Jahrh. so geführt sind, daß sie authentische Resultate liefern, ebenso werden von dort an die Angaben über Errichtung neuer Gebäude, Plätze, Befestigungen ꝛc. zuverlässig. Schade ist, daß sich in den gerade hier so wichtigen Zahlen eine so erstaunliche Menge von Fehlern finden. Ein großer Theil ist gewiß auf Rechnung der sehr vielen Druckfehler zu setzen, von denen das ganze Buch wimmelt. Doch hat der Verf. auch selbst überhaupt diesem Punkt sehr geringe Sorgfalt zugewandt und bewegt sich deshalb oft selbst in Widersprüchen. Wenn er an einer Stelle den Transport der B. Giuliana von Cumä richtig a. 1207 setzt, hat er ihn in der chronologischen Reihenfolge a. 1160; das Kloster Donnalbina von Eufrasia gegründet, Wittwe des Teofilus Dux, der 789 zur Regierung kam, wo er ihn in seinem Verzeichniß der Duces auch ansetzt, erscheint dort 905 ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt ist auf die Zahlen für diese ältere Zeit bei dem blinden Glauben des Vfs an kirchliche Mythen fast gar nichts zu geben. Mit einiger Ueberlegung konnte

derselbe doch leicht einsehen, daß die vielen Sagen über griechische Namen, die durch Constantin in Neapel angesiedelt wurden, oder zu seiner Zeit, um den orientalischen Ketzereien zu entgehen, einwanderten, aus der Zeit des Bildersturms anticipirt sind. — Eine Karte ist beigefügt, auf welcher die allmähliche Erweiterung der Ringmauer von Neapel durch verschiedene Färbung der betreffenden Stadttheile versinnlicht ist. Das ist sicher sehr ersprießlich; nur Schade, daß alle Nomenclatur der einzelnen topographischen Punkte und Gebäude, sei es auf der Karte selbst oder durch Buchstaben und Zahlen mit beigefügter Erklärung derselben, ganz und gar fehlt, so daß doch eigentlich nur der Neapolitaner selbst, der mit allen Oertlichkeiten bekannt ist, davon Nutzen haben kann, und mit diesem Buche allein unendlich Vieles in der Topographie ganz unverständlich bleibt.

Ohne mich auf die Darstellung des Vfs über die ältern Verfassungszustände einzulassen, wobei nur das schon längst Bekannte wiederholt und oft mit seltsamer Begriffsverwirrung ausgedrückt wird (so z. B. wenn er Adrian Neapel zur basilica Augustalis und Colonie machen und zugleich Capotribuno Demarch und Archont werden läßt), und hier die schwierige Frage vom Ursprung der Seggi zu berühren, für welche er auch nur die alte Hypothese der Herleitung von den Phratrien hat, während ich bis jetzt vor der transl. S. Julianae 1207, ziemlich gleichzeitig mit dem Aufkommen der Waffengenossenschaften in Pisa, Bologna, Lucca ꝛc. keine Urkunde über ihr Bestehn gefunden habe, ohne jedoch die Möglichkeit der Wurzeln des Instituts in den Einrichtungen des byzantinischen exercitus bestreiten zu wollen, wende ich mich lieber zu demjenigen, was der Verf. wirklich Beachtenswerthes über die späte-

ren Zustände vorbringt. Nach der guten Bemerkung, wie die beim Verfall des römischen Reichs sich ganz auflösende Gesellschaft nur durch ein Feudalsystem als Uebergangsstufe zu andern Zuständen gerettet werden konnte, hebt er den Charakter des normännischen Lehnsstaates hervor, in welchem doch der König in der That noch immer die oberste Spitze bildete, der durch das Band der Fidelität die einzelnen Krieger an sich band, welche ihre Macht nur als einen Ausfluß der seinigen zu betrachten hatten, und von denen dann die niedern Klassen wieder abhingen. Uebertreibung ist es dabei aber doch, wenn es heißt, daß dabei die dem Ackerbau und Gewerben ergebene Klasse sicura, contenta und lieta war, da wir gerade im Neapolitanischen von den unendlichen Erpressungen der Feudatare in den Büchern von Winspeare und v. Reumont so ausführliche Nachrichten besitzen, so daß es die Städte immer als ein großes Glück betrachteten, sich unmittelbar unter die Krone kaufen zu dürfen. Wie man dergleichen Dinge verschieden ansehen kann, zeigt am besten das Urtheil des Verfs über die Damen des neapolitanischen Adels der früheren Zeit, deren Heroismus und andere Tugenden sprichwörtlich geworden, so daß der Ausdruck: una dama noch jetzt alle möglichen Vorzüge bezeichne; da wird dann auch zumal von jener Anna Caraffa di Stigliano gesprochen, Frau des Vicekönigs D. Ramiro de Guzman, die ihre Stellung nur dazu ausbeutete, von ihren Unterthanen und den ihren Gütern benachbarten Gemeinen die drückendsten und widerrechtlichsten Leistungen zu begehren, um mit dem Erpreßten prunken zu können. Während Winspeare uns das ganze lange Verzeichniß dieser Abgaben liefert, und v. Reumont jene Dame in seinem Werke über die Caraffa di Maddal. vollständig in ihrem wahren Lichte schildert, ist

das Urtheil des Vf. über sie: Quella straordinaria donna per le sue virtù e la sua fortuna fu ammirevole; es sei ihr sehr Unrecht geschehen, daß man nicht gesucht, di perpetuare per quanto era possibile la sua memoria, essendo stata un' illustre e virtuosa donna etc. — Allerdings ist nicht zu leugnen, daß solcher mißbräuchlicher, durch die Gesetze verpönter Druck im Neapolitanischen durch den so außerordentlich großen Wechsel in den Schichten des Adels sehr befördert wurde, wobei die bei den steten Factionskämpfen Obsiegenden außerordentliche Begünstigungen erhielten, indeß die entgegengesetzte Partei ihre ganze Existenz gefährdet oder vernichtet sah, bei dem ephemeren Besitz aber Jeder zu erraffen suchte, was er irgend konnte, und die Vasallen oder Unterthanen außerordentlich anstrengen mußte, um sich möglichst gewaffnet im Besitz zu behaupten oder seiner Partei den Sieg zu schaffen. Die geistlichen dauernden Signorien haben dagegen bis zum Ende ihres Bestehens große Anhänglichkeit bei ihren Unterthanen gefunden; so gibt Tosti in seiner Geschichte von Montecassino noch die deutlichsten Belege dafür, wie sehr beim Einzuge der Truppen der französischen Republik die Einwohner der Abteilande die angekündigte Freiheit und Gleichheit verabscheuten und das Regiment der Abtei vorzogen. Anerkannt muß ferner werden, daß zumal seit Roger II., dessen Bezwingung der aufrührerischen Barone wie eine neue Eroberung ihm die Hände zu neuen Organisationen frei ließ, das ganze System so geordnet war, wie in keinem andern europäischen Lande, um durch Constituirung von Oberbehörden und strenge Fixirung der Lehndienste willkürlichem Druck zu wehren; wobei dann der Verf. die Energie mit Recht hervorhebt, womit Friedrich II. jeden der Felonie schuldig erklärt, der einen an ihn

appellirenden Unterthan zu beleidigen wage und die bekannte Geschichte betont, wonach in der gran Corte della Vicaria unter den Angiovinen eine Glocke befestigt war, die jeder Unterthan schellen konnte, der sich irgend beschwert hielt; als einst zufällig ein durch seinen Reiter schlecht gehaltenes Pferd mit dem Glockenzug in Berührung kam, zwang der Gerichtshof seinen Herrn, es besser zu halten. Zumal vergißt der Verf. auch nicht zu bemerken, wie es doch auch nicht der Adel allein war, dem die Privilegien zu Theil wurden, sondern auch die Städte und andere große Corporationen, die dann gegen den Adel ein natürliches Gegengewicht bildeten, wie denn in Neapel die arte della seta zur arte nobile erklärt ward, und im benachbarten Sicilien Palermo noch zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges so mächtig war, um beiden streitenden Heeren den Einzug versagen und die Anerkennung eines Königs bis zum allgemeinen Frieden verschieben zu können. — Die Strenge der Ueberwachung des Adels konnte freilich nicht festgehalten werden, zumal unter Carl von Anjou die französischen Ritter mit allen Ansprüchen hervortraten, der ihnen das Bewußtsein gab, daß sie allein es gewesen waren, welche dem Könige den Sieg verschafft; er brachte jenes zügellose Leben und jenen selbstsüchtigen Trotz mit, welcher schon zu Hugo Falcandus Zeit in Sicilien so große Erbitterung erregt hatte. Alle nachfolgenden Ereignisse konnten nur dazu dienen, die fast stets auf ihrem Thron schwankenden Fürsten zu enormen Concessionen zu bewegen, von denen der Verf. mehrere Beispiele anführt; die kleinen Communen wurden ihm ganz preisgegeben, seitdem Johanna II. dort capitani mit mero und misto imperio creirt hatte. Wie die spanische Regierung diese Verhältnisse behandelte, muß man nur nicht aus diesem Buche erfahren

wollen; der ihr so wesentliche Charakter des Verfahrens nach augenblicklichen Expedienzen, auf der einen Seite die strengste Justiz und selbst ungerechte Härte gegen diejenigen, welche man demüthigen wollte und dies wagen zu können glaubte, wodurch dann der gemeine Handwerker für gewöhnlich ein eifriger Freund der Regierung war und auch in den wildesten Tumulten sich nur gegen Adel und Vicekönig erhob, auf der andern Seite die ausschweifendsten Zugeständnisse an Günstlinge, an die Plutokraten unter dem Adel und den neuen meist fremdher stammenden Banquierfamilien, die in augenblicklicher, aber fast doch immer wiederkehrender Noth aushalfen und dann durch Steuerpachtungen und Monopole das Land aussogen — ist durch v. Reumont sehr eingehend geschildert. — Daß dann der Uebergang zu den neuen Zuständen, wie er nach den monarchischen Reformen der Bourbons zumal durch die französische Revolution und Eroberung eintrat, zu schroff war, daß Vieles vernichtet ward, was seine Wurzel in der Natur des Volkes hatte, daß deshalb der hier, wie überall nachfolgenden Reaction ein gewisses Recht zugeschrieben werden muß, ist in keiner Weise zu leugnen, und gewiß ist der vom Verf. angeführte Ausspruch von Roederer sehr bezeichnend, als er als Commissär unter Murat die angiovinischen Register über die Einnahmen und Ausgaben des Staats und die Bücher der Bank sah, und nun zu seinem Mitcommissär Saliceti sagte: »Je crains, mon ami, que nous avons diablement bouleversé ce pauvre peuple.« — Daß der Adel Verdienste hatte, wer will das leugnen? Der Verf. hätte sich die Mühe sparen können, zum Beweise die geistlichen Ritterorden und die vielen im Kampf für das Vaterland und den Glauben überhaupt Gefallenen aufzuführen; größeren Eindruck hätte es sicher gemacht,

wenn er hervorgehoben, wie er gerade für dieselbe spanische Regierung, deren ganzes Streben darauf hinausging, seine moralische Kraft und sein moralisches Ansehn zu untergraben, nie Bedenken trug, die größten Opfer seines Bluts und seiner Schätze zu bringen. Als ein wahrhaft ausgezeichnetes Beispiel von Loyalität wird uns S. 713 mit Recht die Handlung des Fürsten von Chiusano Caraffa hingestellt, welche noch zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs, da schon Alles wankte, auf die Kunde hin, daß sein Sohn Tiberio sich zum Haupt einer Verschwörung gemacht, welche die Einführung der Oestreicher begünstigte, vor einer Statüe Philipps V. in Gegenwart der 3 andern Söhne schwor, ihn als den grausamsten Feind zu behandeln, und da er seine Person nicht in seine Gewalt bekommen konnte, ihn in effigie verbrannte.

Lehrreich über das nun folgende österreichische Regiment sind die Berichte über den Eroberungszug Carl's von Bourbon, namentlich über die Schlacht von Bitont. Die Entfernung des tüchtigsten einheimischen Generals im Augenblick, wo man seiner am nöthigsten bedurft hätte, durch eine Hofintrigue der Fürstin von Belmonte, um deren eignen Gemahl an die Spitze der Armee zu bringen, setzte nach Carl's überraschend schneller Einnahme von Neapel das Heer in die trostloseste Lage. Bei Bitont im verschanzten Lager angegriffen, können die deutschen Truppen gleichwohl durch ihre unerschütterliche Haltung den Sieg als entschieden betrachten, als eine unerwartete Verstärkung von Reiterei, die der Herzog von Montemar empfängt, den neuen Oberbefehlshaber so in Verwirrung bringt, daß er trotz der dringendsten Vorstellungen des Husarenoberst Villani eiligst davonflieht und die so führerlos gebliebenen Truppen sich zerstreueten. — Ebenso le-

senswerth ist die sehr genaue und lebhafte Schilderung des Ueberfalls Carls III. durch den General Lobkowitz in Velletri, dessen Vereitelung Neapel von einer abermaligen österreichischen Invasion rettete.— Als curiosum verdient noch die Apologie des Mangels einer Straßenbeleuchtung vor den Zeiten von Joseph Bonaparte hervorgehoben zu werden. Vor den Zeiten Carl's von Bourbon hätten die Bewohner Neapels bei ihrer bürgerlichen Lebensweise, da sie sehr früh aufstanden und zur Erholung gegen Abend sich mit dem Besuch einer Kirche begnügten, gar nicht das Bedürfniß empfunden, die Straßen beleuchtet zu sehen, die sie nach eingetretenem Dunkel nie mehr betraten; seit der Ankunft eines eignen Königs habe der reiche in die Stadt gezogene Adel einen besonderen Werth darauf gesetzt, durch viele Fackeln zu prunken, mit denen er des Abends seine Wagen begleiten ließ; erst seit den Zeiten Josephs Napoleon habe man aber Kaffees, Billards rc. rc. besucht, da habe man dann dem erst jetzt empfundenen Bedürfniß sofort abgeholfen. —

Empfehlenswerth ist endlich noch die mit großer Vorliebe behandelte Geschichte der religiösen Orden, welche seit den Zeiten des B. Gaetano von Tiene in Neapel einen festen Sitz erlangten, besonders der von Neapolitanern gestifteten, während über die andern hier nicht eben die erschöpfendsten Notizen zu finden sind. Bei der Zerrüttung Frankreichs war zumal die spanische Monarchie dazu bestimmt, dem reformirten Katholicismus zur Erprobung der neu von ihm ins Leben gerufenen Institute zu dienen; sie repräsentirte für diese romanisirenden Bestrebungen gleichsam von neuem vorzugsweise den alten orbis Romanus. Da mußte nun Neapel, als ein finanziell und durch seine Lage so höchst wichtiger Theil, so dicht beim römischen Centrum eine Cita-

delle und Rüstkammer für den sich wiederaufraffenden Katholicismus werden. Das durch die letzten Kriege furchtbar verödete, seit Jahrhunderten durch Factionen zerrissene Land bedurfte einer Regeneration, die ihm aber damals von politischer Seite nicht ward, wo man nur darauf bedacht war und sein konnte, die Kräfte aller Einwohner für die Zwecke der allgemeinen Monarchie möglichst in Anspruch zu nehmen, sondern allein von kirchlicher Seite; von dort konnte allein dem Armen Trost, Hülfe und die ihm angemessene geistige Cultur gespendet werden, wie einst in den Tagen der byzantinischen Herrschaft über Italien. Der hier als Volksreligion unmögliche Protestantismus würde nur zersetzend gewirkt haben; dagegen kam man jetzt durch Belebung von Institutionen, deren älteste Vorbilder zum Theil schon heidnischen Zeiten entstammten, zum Theil in den hervorragendsten Erscheinungen des Mittelalters wurzelten, der geistlichen Associationen aller Art, einem alle Klassen durchdringenden Bedürfniß entgegen; man wies dem factionären Geist andere Bahnen für erhabenere Zwecke und gab dem einzelnen Individuum ein Bewußtsein davon, daß es zu etwas Höherem bestimmt sei, als das eigene physische Wohl in schrankenloser Selbstsucht zu verfolgen. Nur mit der tiefsten Ehrfurcht kann uns die Erscheinung des B. Gaetano v. Tiene erfüllen, welcher, obwohl Ausländer, doch in Neapel seine dauerndste Wirksamkeit übte, und von dem diese neue Periode mit Recht datirt wird. Seinen Einfluß auf alle der Verbesserung bedürftigen ganz verweltlichten Institute der Kirche, die Gründung der Cler. regolari (Theatiner) ohne alles Eigenthum für alle Zwecke der in unsern Tagen sogenannten innern Mission, die der Verf. mit Recht als Vorbild der vielen andern Orden dieser Art, Barnabi-

ten, Jesuiten, Missionargesellschaften ꝛc. ansieht; die Stiftung von Oratorien für die verschiedenen weltlichen Stände, um sie für kirchliche Zwecke zu begeistern, die Reform der Nonnenklöster aller Orden, die, wie der Verf. zeigt, vorher so gut als gar keine Clausur hatten und sehr ausgeartet waren, seine Beförderung der damals so nothwendigen Wohlthätigkeitsanstalten trifft man hier mit Liebe geschildert. Selbst die heftige Intoleranz gegen die Ketzer und die öffentlichen Predigten gegen sie finden bei einem Mann ihre Berechtigung, der doch zugleich bemüht war, die für dies Land nöthigen Reformen eifrig zu betreiben, und vor Allem in seiner eignen Person ein Beispiel der aufopferndsten Selbstverleugnung gegenüber der zumal auch beim Klerus eingewurzelten gränzenlosen Genußsucht und weltlichen Ehrgeizes zu geben. Hieraus wird uns klar, wenn es in der ausführlich mitgetheilten Supplik der Neapolitaner um seine Canonisation a. 1658 heißt, der gewöhnlichste Balsam, um Geschwüre zu heilen, sei das Oel der an seinem Grabe brennenden Lampe; nach ihnen, wie nach dem auf seinem Altar getrockneten Blumen sei in ganz Italien, ja selbst in andern Theilen von Europa Nachfrage, seine sante imagini schützten gegen Schwert, Kugeln, den Biß toller Hunde, Flammen, Gift ꝛc.

In Betreff der spätern Ordensstifter möchte ich noch einer besondern Aufmerksamkeit empfehlen den Abschnitt über Camillo di Lellis, den Gründer der clerici regolari ministri degli infermi, dessen wunderbar geführte Schicksale ihn in der That als ein von der Vorsehung besonders prädestinirtes Werkzeug zum Wohle der leidenden Menschheit betrachten lassen, zu deren Gunsten er überall, wo die damals sehr häufige Pest ihre Verheerungen anrichtete, auftrat und zahlreiche Spitäler in ganz Italien

stiftete, wo die Seinen sich stets willig opferten. Ferner der Abschnitt über Carlo Caraffa (S. 407), den Gründer der pii operarii, der unter andern a. 1606 20000 in Neapel wohnende türkische Domestiken größtentheils bekehrte und aus der neuesten Zeit denjenigen über Caterina Sordini, die Gründerin der Adoratrici perpetui del S. Sagramento. Sie hatte während der solchen Devotionen sehr abholden französischen Occupation mancherlei wirkliche Verfolgungen zu dulden, ward nach Florenz gebracht, wo der Präfect sie zu heirathen überreden wollte; der äußersten Noth halfen 2mal 2 exilirte devote Könige, Carl Emanuel IV. von Sardinien, und Carl IV. von Spanien ab, bis die Restauration ihrer Noth ein Ende machte und seit 1826 ein wahrer Eifer unter dem neapolitanischen Adel für diese Heroinen eines sehr beschwerlichen Cults entstand. — Eine sehr interessante Beigabe ist endlich noch die ausführliche Geschichte des durch den P. Matt. Ripa 1729 eingerichteten Hauses für chinesische Missionäre mit einer Uebersicht über die Schicksale der katholischen Mission in China überhaupt, worüber der Verf. gewiß von den Missionären selbst seine Notizen empfangen hat. — Nach allem Vorausgehenden läßt sich gewiß der Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem vielfach gebildeten Vf. gefallen haben möchte, seine Studien mehr zu concentriren, und statt von den ältesten Zeiten vom 14. Jh. an zu beginnen, von wo an die hier uns gebotenen Nachrichten immer ihren Werth behalten werden.

Th. Wüstenfeld.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1860.

St. Petersburg

Druckerei der Kais. Akademie der Wissenschaften, 1860. Ueber Tammûz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern; von D. A. Chwolson. 112 S. in kl. Quart.

Kaum fürchten wir, unsre Leser möchten zu sehr belästigt werden, wenn wir ihnen hier wiederum eine neue Schrift über Babylonisches beurtheilend vorführen, nachdem wir erst im vorigen Jahrgange S. 1121—1142 so ausführlich über desselben Verfassers große Abhandlung „von den Ueberresten der Altbabylonischen Literatur in arabischen Uebersetzungen" zu reden hatten. Allein von der einen Seite ist es doch nur die rühmliche Unermüdlichkeit des Hrn Chwolson, welcher wir, wie sie in schwierigen Gegenständen der Wissenschaft es verdient, nicht ungerne nachgehen. Von der andern ist der Gegenstand, welcher in allen solchen neuesten Veröffentlichungen verfolgt wird, zu wichtig und doch noch zu wenig richtig erkannt oder auch nur in irgend einer Vollständigkeit gekannt, als daß wir nicht alles uns

Mögliche thun sollten, seine genauere und vollständigere Erkenntniß zu fördern. Nachdem uns so viele andre Seiten des gesammten Alterthumes in neuester Zeit näher getreten sind, ist es hohe Zeit, daß wir auch das Babylonische mit allen guten Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, oder die sich etwa noch neu auffinden lassen, in seiner einstigen Wahrheit so sicher und so vollständig als es irgend heute noch möglich ist, wiederzuerkennen suchen. Und da die obige Schrift für diesen Zweck einige noch unbekannte Schriftstücke zum ersten Male veröffentlicht, so ist es schon deswegen nützlich, sie näher zu beachten. Wir werden aber bei diesen dunkeln Gebieten auch auf die Ansichten des heutigen deutschen Schriftstellers über sie Rücksicht nehmen müssen.

Unsere Leser wissen aus den früheren Verhandlungen, daß Chwolson nicht bloß die nabatäischen Schriften, welche sich in arabischen Uebersetzungen erhalten haben, für uralt hält, sondern auch alles Auffallende, was sie z. B. von den alten Göttern und Menschen der Babylonier erzählen, für im besten Sinne des Wortes geschichtlich ausgibt und so vertheidigen möchte. Man hielt unter Anderm bisher den Tammûz für einen der vielen Götter der alten Babylonier, weil der Prophet Hezeqiel 8, 14 von der Art wie die Weiber unter den Heiden über ihn weinen, etwa dasselbe sagt, was wir von der Verehrung des Adonis wissen, und ältere Kirchenväter ausdrücklich melden, er sei einerlei mit Adonis, so daß dieser Name etwa der phönikische Tammûz aber der babylonische für denselben Gott oder Halbgott wäre. Man wußte außerdem, daß Tammûz in dem altsyrischen Kalender der Name für den Monat Julius war: und wie die Römer ihren Monat Martius hatten, konnte man sich sehr gut denken, auch die Babylonier hätten diesen Monat nach einem

ihrer Götter oder Halbgötter benannt. Aber in den nabatäischen Schriften wird erzählt, Tammûz sei ein bloßer Mensch aus dem mesopotamischen Stamme der G'anbân gewesen, der in uralter Zeit gelebt habe, und von welchem seit den uralten Zeiten vielerlei lange Sagen im Umlaufe seien. Vorzüglich aber ging von ihm die Sage, er sei der Erfinder der Verehrung der sieben Planeten und der 12 Zeichen des Thierkreises, und so habe er den König seiner Zeit aufgefordert, diese Himmelszeichen göttlich zu verehren: allein dieser sein König habe erzürnt über eine solche Anforderung ihn hinrichten lassen; mitten aber aus dem Tode sei Tammûz wieder ins Leben zurückgekehrt; wieder habe ihn der König getödtet und wieder sei er neubelebt, bis er erst nach der dritten Tödtung für immer gestorben sei; nun aber werde für diesen ältesten aller unschuldig Getödteten jährlich in dem von ihm benannten Monate Tammûz die große Todtenklage angestellt. Der Babylonier Quthâmi, welcher nach Chwolson's Meinung um 1400 vor Chr. lebte und auf welchen dieser die ganze große Schrift der nabatäischen Landwirthschaft (die Hauptschrift aller nabatäischen Bücher) zurückführt, erzählte, er selbst sei in dem Tempel zugegen gewesen, wo die Priester Tammûz'ens Leben und Leiden nach Büchern vortrugen und die versammelte Gemeinde der vielen Andächtigen in tiefe Wehklagen ausgebrochen sei, ähnlich wie er auch die Wehklage auf den Tod eines andern alten babylonischen Weisen und Blutzeugen, Janbûshâd, welcher mehrere Jahrhunderte später als Tammûz gelebt in den ihm geweiheten Tempeln und an den ihm gewidmeten Festtagen oft mitbegangen habe. Wir haben indessen über die eigenthümliche Art solcher babylonischer Wehklagen schon in den Nachrichten vom J. 1857 S. 150 ff. weiter geredet. Hieher

gehört nur, daß Chwolson nach diesen Erzählungen fest glaubt und weiter beweisen will, Tammûz sei wirklich ein bloßer Mensch gewesen, der als Volkslehrer in uralter Zeit gelebt habe; seine Zusammenstellung und Vergleichung mit Adonis sei völlig unrichtig, und wer er gewesen, könne man überhaupt nur aus den nabatäischen Schriften sicher erkennen. Aber er verfolgt hier nun auch alle die fast unübersehbar vielen Ansichten, welche seit den Zeiten der Kirchenväter über Tammûz aufgestellt wurden, in einer sehr fleißig entworfenen und gut unterrichtenden Uebersicht; und da bloß der bekannte Maimonides in seinem **Môre Nebûkhîm** die nabatäische Sage über Tammûz wie zufällig kennt, aber wenig beachtet wurde, so kann man leicht ermessen, wie ungünstig Chwolson über alle diese Ansichten und Vermuthungen oben von den Kirchenvätern an urtheile.

Nun ist es freilich wahr, daß wenn nicht der Prophet Hezeqiel einmal beiläufig des Tammûz und der Weiberwehklage über ihn erwähnt hätte, schwerlich von ihm bei Kirchenvätern, Rabbinen und tausend neueren Gelehrten die Rede gewesen wäre; und es wäre dem Namen Tammûz wie hundert andern babylonischen gegangen, welche uns fremdartig genug klingen und über welche bis jetzt wenige Gelehrte viel nachgedacht haben. Aber die kurze Stelle Hezeqiel's reizte hier beständig zu stark die Neugierde und den Forschungstrieb: und so schwach und nebelhaft, ja auch ganz untreffend und verkehrt die hunderterlei Ansichten über Tammûz sind, welche man bisher aufstellte, so meinen wir doch, unser Verf. urtheile zu einseitig über sie. Wir müssen jedoch zuvor das Richtige hier kurz andeuten, sowie es sich bis jetzt nach den uns frei stehenden Hülfsmitteln mit größerer Sicherheit erkennen läßt.

Wir meinen also, daß alles was uns die Kirchenväter über Tammûz und dessen Einerleiheit mit Adonis melden, sobald man auf das Wesentliche sieht, alle dem nicht widerstreite, was uns die nabatäischen Bücher über ihn und seine Verehrung berichten. Nach beiderlei Nachrichten ist es eine tiefe Wehklage, womit man öffentlich und sogar in Tempeln stets das Andenken an Tammûz-Adonis beging; und nach beiderlei Nachrichten fiel diese Wehklage jährlich in denselben Monat, welcher ja in dem altsyrischen Kalender noch immer Tammûz (oder dafür höchstens nach etwas anderer Aussprache Tômûz) heißt. Wir haben hier demnach die festeste Stütze, an welche sich überhaupt nach den Sitten des Alterthumes eine weit verbreitete stehende Erinnerung und Sage leicht anlehnen kann, ein jährliches Fest, welches von vielen Tausenden begangen wurde, zu Hezeqiel's Zeiten sich bis nach Jerusalem hin verbreitet hatte, und sicher einst in Babylonien ein allgemein gefeiertes Volksfest war. Daß dieses Fest nach den meisten und genauesten Nachrichten von Weibern begangen wurde, von Quthâmi aber wie er erzählt in Babel selbst besucht wurde als wäre es ein Männerfest gewesen, kann nicht, wie Chwolson meint, einen wahren Widerspruch begründen. Denn wie ein solches Wehklagefest in gewissen Zeiten oder Gegenden vorzüglich den Weibern zufallen konnte, erklärt sich leicht: und wenn auch zur Zeit des alten Quthâmi das Fest noch mit allgemeinerer Theilnahme begangen wurde, so konnte es doch schon zu Hezeqiel's Zeit vorzüglich ein Weiberfest geworden sein; aber nach S. 47 erzählt ja auch Ibn-Wachshîja bei den Ssâbiern feierten vornehmlich (خاصّة) nur die Weiber dieses Fest, und ganz unabhängig davon wird in dem von al Nadîm (in Chwolson's Ssâbiern II,

S. 27) mitgetheilten Ssâbiischen Festkalender der Monat Tammûz nach dortiger Aussprache als der des Festes البوقات d. i. der über den Gott Tammûz weinenden Weiber weiter beschrieben. Man findet hier zugleich die denkwürdige Mittheilung, der Tammûz heiße auch Tâ-ûz, indem offenbar bloß durch den häufigen Gebrauch jene Laute in diese vermindert waren; so daß man nun sogar fragen könnte, ob sich nicht auch der Malik Tâ-ûs der Jezîdi's so erklären lasse, obgleich die Jezidäer sich unter diesem verstümmelten Namen dann auch einen ganz andern Sinn denken konnten.

Stimmen die beiderseitigen Nachrichten in dieser wichtigsten Hauptsache überein, so wird sich schwerlich auch sonst ein wahrer Widerspruch zwischen ihnen erheben. Adonis lebt nach seinem Tode wieder auf, und die Wehklage über ihn geht zuletzt in den Freuden- und Siegesgesang über ihn über: dies gehörte beständig zu der phönikischen Adonisfeier; und der letzte Sinn dieses Glaubens an den Tod und die Auferstehung des in jedem Sommer wiederkehrenden Helden läßt sich nach dem Gefühle des Alterthumes leicht ermessen; es war die Wehklage über den nun nach dem höchsten Stande der Sonne völlig dahin geschwundenen Frühling, übergehend in die sichere frohe Hoffnung, ihn im nächsten Jahre wiederbelebt zu finden. Verdoppelt und verdreifacht sich aber dieser Wechsel von Tod und Auferstehung bei Tammûz nach den Erzählungen Quthâmi's, so wiederholt sich ja die Sache selbst auch jedes Jahr; und sogar in den Festspielen konnten solche Wiederholungen versucht und irgendwo üblich werden. Vergeblich wendet Chwolson hier ein, in den nabatäischen Berichten werde bei Tammûz und Janbûshâd bloß von Wehklage, nicht von einer darauf folgenden Freude erzählt: daß die Wiederbelebung

Freude hervorruft, versteht sich von selbst, auch wenn diese sich nicht überall gleichmäßig ausgedrückt haben sollte; und ein ähnlicher Wechsel ist allen Jahresfesten ähnlichen Sinnes eigen, sogar auch dem Pascha bei aller sonstigen Verschiedenheit dieses. Daß das Fest nicht überall, wohin es sich allmählich verbreitete und wo es sich erhielt, ganz gleichmäßig begangen wurde, ändert nichts an seinem ursprünglichen Sinne und Wesen. Wichtiger scheint uns hier, daß die Sage vom Tammûz in der christlichen vom h. Georgios wiederkehrt. Auch dieser soll von einem Könige, den er Christ zu werden aufforderte, zum Tode verurtheilt dreimal getödtet und wiederbelebt sein, ehe er starb; und daß dieser Georgios in das römische Asien verlegt wird, ist wegen der Nähe Babyloniens hier ebenfalls von Bedeutung. Ob diese christliche Sage in neuester Zeit schon genauer untersucht sei, wissen wir nicht näher: wer sie heute wissenschaftlich behandeln wollte, müßte zu diesem Zwecke auch das jetzt nach Europa gebrachte, aber noch ungedruckte äthiopische Buch über diesen Heiligen vergleichen. Und merkwürdig genug ist, daß schon Ibn-Wachshîja der arabische Bearbeiter der nabatäischen Landwirthschaft nach S. 49 meinte die christliche Sage von Georgios sei aus der babylonischen von Tammûz entlehnt. Wirklich wird wohl auch unter uns heute Niemand das Gegentheil behaupten: und so erhebt sich hier für uns sogar ein besonderes Zeugniß für das höhere Alter dieser so bestimmt ausgebildeten babylonischen Sagen.

Der eigentliche Abstand zwischen (um kurz so zu reden) der östlichen oder babylonischen und der westlichen oder phönikischen Sage über diesen Juliusgott beginnt erst da, wo sich die Frage erhebt, ob er wirklich ursprünglich ein Gott, oder ein Mensch war. Adonis hat nichts Menschliches oder vielmehr nichts

Geschichtliches an sich, woraus man schließen könnte, er sei ja etwa so wie Hérakles oder Romulus oder wie Râma und Krishna oder gar wie Buddha als ein in den Himmel erhobener Mensch betrachtet: das bloße vorübergehende Sterben eines der vielen Götter aber macht ihn noch nicht zum Menschen. Tammûz aber war nach jenen babylonischen Erzählungen wirklich Mensch in der Urzeit, Erfinder der Verehrung der Sterne und Sternbilder, ja Blutzeuge für die kühne Lehre darüber. Allein auch diese babylonischen Sagen wissen über seine menschliche Geschichte doch eben weiter nichts als dieses was sich zuletzt eben nur wieder in seinen Begriff als ein heiliges Wesen des Himmels und seiner jährlichen Ordnung auflöst. Weil er als einer der geheimnißvollen Geister der Monate, der Jahre und der Himmelsordnung galt, so konnte er dann weiter auch leicht als der Erfinder der Lehre von der Ordnung der Monate, der Jahre und der damit zusammenhangenden Sternbilder gelten; bei einem Volke, welches wie die Babylonier seit alten Zeiten das vor allen andern Völkern astrologische war, lag dieser Gedankenfortschritt nahe genug; aber vielen Spuren zufolge (und hier gerade sind die nabatäischen Schriften sehr lehrreich) hatte die Astrologie als Sternenverehrung auch in Babylonien einst viel mit entgegengesetzten Ansichten und Lehren zu kämpfen; und die Wehklage um den Sternengott Tammûz konnte Vielen mit der gerechten Wehklage über die Verachtung der Astrologie so zusammenzufallen scheinen, daß sie dachten und sagten, Tammûz selbst sei als der erste Blutzeuge dieses Glaubens an die Nothwendigkeit der Sternbilderverehrung gefallen.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 23. August 1860.

St. Petersburg

Schluß der Anzeige: »Ueber Tammûz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern: von D. A. Chwolson.«

Wir wissen jetzt nicht näher, wann und in welchem Umfange sich der ursprüngliche Tammûzdienst so umgestaltete: aber echt babylonisch ist dies, und die geschichtliche Möglichkeit einer solchen Umgestaltung ist nicht zu leugnen; ebenso sicher aber ist, daß sich in andern Kreisen auch in den babylonischen Ländern der ursprüngliche einfache Tammûzdienst leicht bis zu den Ssâbiern hin erhalten konnte. Die Frage, ob Tammûz geschichtlich ein Mensch gewesen, ist also nur dieselbe wie ob der ägyptisch-phönikische Taaut der Erfinder der Schriftkunst und Vermittler zwischen Göttern und Menschen ein Mensch gewesen sei. Auch die Frage, ob Quthâmi, welcher von Tamûz obiges scheinbar Menschliche erzählte, ein alter oder ein neuer Schriftsteller sei, ist davon ganz unabhängig, da Tammûz in einzelnen Kreisen Babyloniens ebenso wie Taaut bei den Aegyptern sehr früh als Erfinder gewisser Künste und Wissenschaf-

ten gelten könnte; und von dieser Seite steht der Annahme eines für uns verhältnißmäßig frühen Alters Quthâmi's nichts entgegen.

Unser Verf. aber will, daß Tammûz Mensch war, im groben Sinne verstehen, und meint demnach, er könne auch wohl so wie Augustus und die andern Cäsaren vergöttert sein; und auch die Römer hätten ja ihre Monate Julius, Augustus nach vergötterten Menschen benannt. Um diese Annahme noch glaublicher zu machen, veröffentlicht er S. 19—86 einen längeren Abschnitt aus der nabatäischen Landwirthschaft, welcher bei Gelegenheit der Frage, ob der menschliche Leib auch nach dem Tode ohne Verwesung und übeln Geruch sich erhalten könne, die Ansicht gewisser babylonischer Lehrer mittheilt, der Leib eines Menschen, der ganz rein und heilig gelebt habe, könne im Tode unversehrt bleiben, bis der Gott, dessen Dienste er sich besonders gewidmet, sobald er in seiner Reihe wieder zur Herrschaft komme, ihn wiederbelebe. Diese Ansicht mag mit der astrologischen Lehre von der nach festen Fristen wechselnden Herrschaft der Götter zusammenhangen, sie ist aber eben als Lehre gefaßt sehr roh, herrschte auch bei den Babyloniern (wie ausdrücklich bemerkt wird) nicht allgemein. Dem bekannten Volksglauben, daß gewisse Heilige nicht wahrhaft gestorben, sondern mit ihren Leibern noch irgendwo der Wiederbelebung harrend, verborgen seien, kommt diese Ansicht entgegen, und braucht deshalb keine so sehr spät entstandene zu sein: es widersteht aber jedem bessern Gefühle, daraus eine allgemeine Lehre zu bilden, wie dieses hier noch in Verbindung mit ähnlichem Aberglauben geschieht. Allein mögen die Babylonier ähnlich wie die späteren Römer mit dem Begriffe von Göttern und vergötterten oder göttergleichen Menschen schon früh viel Spiel getrieben haben, so folgt doch daraus nicht, daß Tammûz von

vorne an stets als Mensch betrachtet wurde, oder gar, daß er im groben Sinne ein geschichtlicher Mensch gewesen sei.

Zwar gab es nun bei den Babyloniern nach S. 46 nicht bloß vom Tammûz als einem Monate, sondern auch von den andern Monatsnamen ähnliche Deutungen: die beiden Teshrîn, d. i. die zwei Herbstmonate, womit das Jahr nach gewöhnlicher Rechnung begann, sollten zwei in den Wissenschaften ausgezeichnete Brüder gewesen sein; Aehnliches erzählte man vom ersten und zweiten Kômîn; und der Shebâṭ, welcher dieser denkwürdigen Vorstellung zufolge einst wie bei den Römern der ihm entsprechende Februar der Schlußmonat gewesen sein muß, sollte ein Mann gewesen sein, der 1000 Jungfrauen heirathete, aber doch keinen Nachkommen empfing, so daß er deshalb ganz ans Ende gesetzt sei. Allein solche Sagen entstehen bei einem astrologischen Volke leicht, und wir begreifen nicht, wie Chwolson S. 61 auch darin geschichtliche Erinnerungen finden will. Wir müssen vielmehr sagen, daß uns die altsyrischen ebenso wie die altarabischen Monatsnamen rein aus Namen der wirklichen Jahrszeiten hervorgegangen scheinen. Darauf weist schon der denkwürdige Umstand hin, daß in beiden Kalendern auch wohl zwei auf einander folgende Monate denselben Namen tragen, aber nach der Zwölfeintheilung der Monate als der erste und zweite Teshrîn ꝛc. unterschieden werden müssen: nahm man, wie bei den Indern einst sechs Jahrszeiten an, und sind die Monatsnamen aus Namen für diese und aus ähnlichen hervorgegangen, so erklärt sich das leicht. Auch der Name Tammûz, so dunkel er seiner Abstammung und ersten Bedeutung nach zu sein scheint, macht hier sicher keine Ausnahme. Denn wir können ihn sehr wohl aus תַּרְמוּז zusammengezogen uns denken, ähnlich wie der uralte Stadtname דַּמֶּשֶׂק Damasq am besten

als aus מ׳ דֵּר (Meseq's Haus) entstanden angenommen wird, so daß sich daraus auch das Wortspiel Gen. 15, 2 leichter erklärt. Dieses תַּרְמַבַּז aber konnte im Babylonischen den glühenden Sommer bedeuten und so gänzlich dem arabischen Monate Ramadhân nach dessen ursprünglichem echten Sinne entsprechen, da der Wechsel von ז und ض sich durch die verwandte W. رمد, erklärt.

Aber es wird jetzt auch vollkommen klar sein, wie wenig man mit dem Verf. Ursache habe, die Ansicht der Kirchenväter von der Einerleiheit des Tammûz und Adonis zu verwerfen. Chwolson möchte darin nur einen Irrthum des Hieronymus in seinem Commentare zu jener Stelle Hezeqiel's sehen, als ob die andern KVV. bloß ihm und seinem Irrthume gefolgt wären: allein schon dieses ist undenkbar, weil die großen griechischen KVV. im vierten und fünften Jahrh. in solchen Dingen selbständig genug sind und nie bloß den ihnen theilweise auch ganz unbekannten Schriften des Hieronymus folgen. In den östlichen Theilen des römischen Reiches konnten um jene Zeiten die KVV. ebenso leicht wie alle Schriftsteller erfahren, daß die Syrer und Babylonier denselben Gott als Tammûz verehrten, welchen man in Phönikien Adonis nannte. Dazu wissen wir ja jetzt auch aus syrischen Schriften hinreichend die Einerleiheit des Sinnes beider Namen dieses Gottes. Auch können wir uns leicht denken, wie der Name Adonis in den westlichen Ländern neu entstand; er wurde wahrscheinlich von dem Weherufe הוֹי אָדוֹן (o Herr!) entlehnt, welcher wie sonst bei öffentlichen Wehklagen über einen großen Todten (Jer. 22, 18) so auch aller Wahrscheinlichkeit nach am Tammûzfeste erschallte.

Und erst von hieraus können wir auch die ganze lange Geschichte der vielfachen Erklärungsversuche des Tammûz leicht richtig beurtheilen. Jene KVV. dach-

ten allerdings über den ursprünglichen Sinn des Tammûz und über die Möglichkeit wie Adonis ihm gleich sein könne, nicht näher nach. Aber eine völlige Verdunkelung über den Sinn des Namens riß erst unter den Rabbinen im Mittelalter ein, besonders denen, welche nicht wie Maimonides die nabatäischen Schriften lasen. Der bekannte Rashi (Jizchaqî) in Frankreich las weder die KBB. noch die morgenländischen Schriften: so war ihm und allen Rabbinen seiner Art fast jede Möglichkeit genommen, sich gut zu unterrichten, und elende Vermuthungen mußten ihnen die geschichtliche Wahrheit ersetzen. Was kann alberner sein, als daß man nun den Tammûz von תם voll und אזה brennen ableitete und ihn sich ähnlich dachte wie den Molokh, oder vielmehr die Einbildungen, welche man über diesen hegte, auch auf jenen übertrug! Seit mit dem 15ten und 16ten Jahrh. die Bibel wieder von Christen eifriger untersucht wurde, änderte sich dies freilich; und wir können über die hundert seltsamen Vermuthungen, welche nun in Europa theilweise von den bedeutendsten Gelehrten versucht wurden, nicht mit Chwolson so ganz verächtlich denken, da sie wenigstens ein neues mächtiges Ringen des Geistes offenbaren in dieser Dunkelheit sich etwas sicherer zurechtzufinden. Aber allerdings erreichten sie bis jetzt nicht einmal die richtige Namensdeutung; und wenn die nabatäischen Quellen, welche erst jetzt ganz neu aufgehen, die Untersuchung auf den ersten Blick vielmehr erschweren, so führen sie doch bei näherer Erforschung vielmehr zu einer weit vollkommneren und richtigeren Erkenntniß, wie wir eben sahen. Wir können daher dem Verf. für seine Mittheilungen recht dankbar sein.

Aber zu beklagen ist es, daß der Verf. die nabatäischen Schriften, deren Ausgabe er übernommen hat, noch immer zu einseitig hochschätzt, wie auch

diese Abhandlung aufs neue zeigt. Daß Jemand die noch wenig bekannten Schriften, welche er mit vieler Mühe zusammengebracht hat und mit denen er sich Jahre lang aufs eifrigste beschäftigt, gerne sehr hoch hält und alles außer ihnen wie mit neuen eifersüchtigen Augen betrachtet, ist menschlich vielleicht erklärbar: allein die Wissenschaft darf darunter nicht leiden, und es ist nur zu sehr zu befürchten, daß die Ueberschätzung sich später bitter räche. Auch muß sich der Verf. künftig gewöhnen, wie überhaupt der reinen Wissenschaft noch strenger zu dienen, so insbesondre die Winke, welche ihm wohlwollend ertheilt werden, nicht anders aufzufassen als sie gegeben sind; wie er denn bei reiferem Nachdenken leicht finden wird, wie völlig grundlos die Beschwerden über den Aufsatz im vorigen Jahrgange der gel. Anz. sind, welche er von S. 105 an vorbringt *). Wenn diese Worte bei ihm jetzt einen Sinn haben, so scheint er allmählich selbst von den theilweise sehr großen Irrthümern zurückzukommen, auf welche er aufmerksam gemacht wurde. Besonders aber müssen wir hier wiederholen, daß der Verf. endlich seinen Fleiß allein der Herausgabe der nabatäischen Schriften selbst zuwenden wolle, da das öffentliche Urtheil über sie sich nicht früher feststellen kann. Was der wahre Werth und der sichere Gebrauch und Nutzen dieser Schriften sei, läßt sich erst, wenn sie im Zusammenhange öffentlich vorliegen, zuverlässig genug erkennen: der Verf. weiß, daß ich in dieser Hinsicht keinerlei Vorurtheile hege, vielmehr eifrig wünsche, daß sie so alt und besonders so inhaltsreich und für alle Wissenschaft so nützlich als möglich seien. Auch hätte er billig mit Dank erkennen müssen, daß sein

*) Wir gehen hier absichtlich nicht auf das Nähere ein, weil dies ganz unnütz wäre, da das Richtige sehr leicht erkennbar ist.

ganzes Unternehmen nirgends so richtig gewürdigt ist als in diesen Blättern.

Der Verf. hat nun, wie er hier beiläufig mittheilt, alle die einzelnen Abschnitte des großen Werkes der nabatäischen Landwirthschaft, welche mit vieler Mühe aus allen Orten erst zusammenzubringen waren, endlich bis auf das erst eben gefundene letzte Bruchstück glücklich versammelt; er hat sie theilweise in mehreren Handschriften zugleich, und kann aus ihnen allen ein ziemlich sicheres Wortgefüge herstellen. Desto mehr ist zu wünschen, daß er statt solcher einzelner Abhandlungen, die doch keinen recht klaren Zweck mehr haben, endlich ohne Zögern die Herausgabe des Werkes selbst beginne und so bald als möglich vollende. Wozu soll es auch dienen, immer noch einzelne Bruchstücke aus ihm zu veröffentlichen, wenn diese doch in dem Werke selbst wiederzudrucken sind? Der Zweck auf das große Werk alle Welt aufmerksam zu machen ist längst erreicht: man erwartet jetzt nichts mehr von Chwolson's Mühewaltung als das Werk selbst; namentlich haben alle allgemeine Versicherungen über den hohen Werth, das Alter und den Verfasser des Werkes jetzt gar keine Bedeutung, bevor der Verf. es nicht ganz herausgegeben hat. Wenn Chwolson das Werk auch nur in seinem arabischen Wortgefüge treu und vollständig herausgeben wird, so wird er sich schon dadurch ein mit bestem Lobe anzuerkennendes Verdienst erwerben. In dem hier vorliegenden Arabischen ist zwar Einiges zu verbessern, wie S. 49, 2. 81, 3. 5: doch finden wir es im Ganzen gut lesbar. Sollte aber eine Uebersetzung hinzugefügt werden, so würden wir wünschen, daß sie noch etwas genauer und richtiger würde als die von den hier gedruckten Stücken gegebene. So übersetzt der Verf. die Worte S. 83, 1 f. ما امكن الطبيعة ان تعينهم بالقوة „die Natur aber vermag es nicht, sie mit der

Kraft auszurüsten": allein sie bedeuten vielmehr „so lange die Natur sie mit der Kraft zu unterstützen vermag", und man sieht, daß dieses auch für den Sinn einen großen Unterschied macht.

Uebrigens wiederholen wir auch hier denselben Wunsch, welchen wir schon bei den früheren Veranlassungen in diesen Blättern einige Male aussprachen, daß der für eine Herausgabe dieser Schriften seit Jahren so thätige Verf. alle die Unterstützung finden möge, ohne welche diese Ausgabe schwerlich gelingen kann. Wir sehen so eben, daß auch Ernest Renan in der Revue Germanique vom April dieses Jahres einen Vortrag über die nabatäischen Schriften veröffentlicht, welchen er in der Pariser Akademie hielt und worin er auch die in den gel. Anz. 1859. S. 1141 f. geäußerte Vermuthung über das Buch Tenkelôsha's weiter verfolgt. Renan nun möchte in der großen nabatäischen Landwirthschaft eine Art von schriftstellerischem Betruge wittern und solche Namen wie Kanaanäer für verderbte Bezeichnungen weit späterer Dinge halten. Da dann der Nutzen des Werkes für Geschichte sehr gering sein würde, so könnte man überhaupt zweifelhaft werden, ob seine Herausgabe die nicht geringe Mühe belohne. Allein wir halten diese Zweifel für übertrieben, und haben ähnliche Vermuthungen, welche uns früher ankamen, absichtlich nicht veröffentlicht, während wir offen aussprachen, Chwolson müsse künftig die nach Alter und Werth sehr verschiedenen Bestandtheile, aus denen das Werk zusammengesetzt sei, genauer unterscheiden und richtiger schätzen, um namentlich auch den Sinn nnd Zweck seines letzten Bearbeiters sicherer zu erkennen. Wir wünschen also noch jetzt, daß die Herausgabe dieser so wie aller übrigen nabatäischen Schriften mit rüstigem Eifer unternommen werde und alle die Unterstützung finde, welche sie aus so vielen Ursachen verdient. H. E.

Erlangen

Verlag von Ferdinand Enke 1852—1860. Einleitung in die Mineralquellenlehre. Ein Handbuch für Chemiker und Aerzte. Von Dr. B. M. Lersch, Arzte zu Aachen. Erster Band: Die Grundzüge der Pegologie und Hydrotherapie. Lieferung 1. Seite 1—204. 1852; Liefr. 2. S. 205—412. 1853; Liefr. 3. S. 413—620. 1853. Liefr. 4. S. 621—812. 1854; Liefr. 5. S. 813—950 und XIV S. (Vorrede und Inhalt des 1sten Bandes) 1855; (Gratis=)Liefr. 6. S. 951—996 (Zusätze und Sachregister des 1sten Bandes) 1857. Zweiter Band. Erster Theil. Diätetische und therapeutische Hydrologie. Seebäder. Inhalationen. Mutterlaugen. Schlammbäder. Schlackenbäder. Kieferbäder. Traubenkuren. Molkenkuren. Liefr. 7. S. 996—1182 u. IV S. (Titel und Inhalt) 1857. Zweiten Bandes zweiter Theil. Erste Hälfte des Mineralquellen=Lexikons. Specielle Balneologie. Liefr. 8. S. 1183—1394. 1859; zweiten Bandes dritter Theil. Zweite Hälfte des Mineralquellen-Lexikons. Liefr. 9. Schluß des Ganzen. S. 1395—1634 u. IX S. (Titel und Vorwort) 1860. In gr. Octav.

So können wir denn endlich die Vollendung dieses so ausgezeichneten Buches begrüßen, dessen Herausgabe fast ein Decennium in Anspruch genommen hat, und dessen langsames Erscheinen grade einen Beweis für den immensen Fleiß und die scrupulöseste Gewissenhaftigkeit abgibt, mit welcher der Verf. bestrebt war, den grandiosen Stoff zu bewältigen und zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Der Verf. hatte sich, indem er sich vergegenwärtigte, daß die balneologische Litteratur des 16ten Jahrhunderts verhältnißmäßig reicher an großen Sammelwerken und an Schriften, welche die Heilquellenlehre mit den herrschenden naturwissenschaftlichen Ansichten in

Einklang zu bringen suchten, war, als die des verflossenen halben Säculums, und daß, seitdem Osann und Schwartze vor mehreren Decennien mit einem staunenswerthen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit ihre großartigen Werke über Mineralquellen schrieben, als größeres Handbuch nur noch die Schrift von Vetter erschien, welche weniger durch die Fülle der Thatsachen, als durch die nüchternen, ihr zu Grunde liegenden physikalischen Anschauungen viel zur Verallgemeinerung richtiger Begriffe im Bereiche der Heilquellen beitrug, die Aufgabe gesetzt, eine allgemeine Hydrologie, welche den jetzigen geologischen und physikalischen Kenntnissen entspricht, die zahlreichen Analysen der Chemiker verwerthet, die Regeln der Benutzung des Wassers in allen seinen Gestaltungen physiologisch begründet, die therapeutischen Eigenthümlichkeiten der Mineralwässer mit den bekannten Kräften der einfachen Arzneimittel in Verbindung bringt, und welche zugleich die ungeheure Masse des Stoffes, welchen die Monographen einzelner Mineralwässer für die ärztliche Praxis aufgehäuft haben, sichtet, sammelt und zu einem brauchbaren Ganzen verknüpft, zu begründen, und so eine Schrift zu liefern, welche werth wäre, neben den bessern neuern Werken über Arzneimittellehre zu stehen. In welchem ausgezeichneten Maaße es dem Verf. gelungen ist, die Litteratur der Wasserheilkunde und der Mineralwässer zu verarbeiten, kann nur durch ein genaues eignes Studium des Buches, welches wir jedem Arzte dringend empfehlen, erkannt werden; im Folgenden kann es nur die Aufgabe des Ref. sein, die besondre Art und Weise, wie Verf. seinen immensen Stoff verarbeitet hat, um ein, wenn wenn auch noch nicht nach allen Seiten abgerundetes, vollendetes, aber doch in jeder Hinsicht originales, klassisches, für die weitere Bearbeitung dieser ganzen Disciplin als nothwendige Basis künftig die-

nendes Buch zu liefern, näher darzulegen, die originalen Seiten desselben hervorzuheben und kurz den wesentlichsten Inhalt und die Form, unter welcher der Stoff dargeboten ist, anzugeben.

Zwei Seiten der Mineralquellenlehre sind in dem vorliegenden Buche mit Absicht weniger ausführlich, als die übrigen, beachtet, nämlich die geologische und die geschichtliche mit Einschluß der litterarischen. Jene würde ein Werk für sich fordern, und so hat sich Verf. in dieser Hinsicht auf Weniges beschränkt, diese hat Verf. nur in den nothwendigsten Zügen gezeichnet, weil für diejenigen, die dafür Interesse haben, sich die Geschichte des Badewesens in Vetter's Handbuch, und die Litteratur in Schwartze und Osann, sowie bei Harleß mit großer Vorliebe abgehandelt findet. Die Citate sind, wo nicht besondre Gründe obwalteten, nur insoweit aufgeführt, daß der Leser den Autor erfährt, welcher die wiedergegebenen Thatsachen zu vertreten hat. Es würde allerdings sehr wünschenswerth gewesen sein, wenn durch ausführlichere Angabe der Citate das Nachsehen der Originalien erleichtert worden wäre, und würde Ref. es für sehr vortheilhaft und praktisch gehalten haben, wenn dies wenigstens für die neuern Schriften, welche seit dem Erscheinen der Werke von Osann, Schwartze und Vetter veröffentlicht sind, durchgeführt worden wäre, auf der andern Seite gesteht Refer. gern zu, daß der Umfang des Buches dadurch sich bedeutend würde erweitert haben, daß das Verfahren des Verf. dem praktischen Arzte vollkommen Genüge leistet und daß derjenige, welcher sich ausschließlich dem Studium der Mineralquellenlehre widmet, sich schon fortlaufend die Originalarbeiten zugänglich zu machen wissen wird. Man wird es auch auf jeder Seite des Buches bei genauerem Studium desselben gewahr, daß Verf., wo es ihm irgend nur möglich war, die Originalarbeiten selbst zur Hand

genommen hat und sich nicht mit den oft so ungenügenden Auszügen in Zeitschriften rc. begnügt hat.

Nach zwei Richtungen hin hat Verf. in seinem ganzen Buche eine Gleichmäßigkeit zu erstreben gesucht, wofür wir ihm nicht genug Dank wissen können, indem so erst eine Vergleichung der einzelnen Mittheilungen der verschiedenen Schriftsteller mit einander ermöglicht ist. Zunächst hat Verf. die Werthe aller Analysen auf ein bürgerliches Pfund von 7680 Gran bezogen und in Gramm ausgedrückt. Dieser Grundsatz, der im ersten Bande streng durchgeführt worden ist, ist aber im 2ten Bande vom Verf. wieder verlassen worden, indem derselbe ein entschiedener Anhänger des Decimalsystems geworden ist. Im Mineralquellen-Lexikon gehen deshalb überall, wo nicht besondre Gründe eine Abweichung nöthig machten (und dann ist das ausdrücklich bemerkt), alle Angaben auf 10,000, d. h. in 10,000 Gewichtstheilen Wasser sind so und so viel Gewichtstheile von Salzen und Gasen enthalten. Nur wenn die Wässer sehr schwach an Gehalt waren, ist hie und da die 10fache Menge als Grundlage genommen, um der Nullen so wenig als möglich zu haben.

Einer 2ten weit größern und schwierigern Arbeit hat sich der Verf. unterzogen, indem er die Analysen der Mineralwässer in der Art gleichmäßig umgerechnet hat, daß die Salzbestandtheile bei allen nach derselben Regel verbunden sind. Die meisten Analytiker sind hierin in der willkürlichsten, jedenfalls oft in einer sonderbaren Weise mit und ohne Nebenabsicht verfahren, und es war dem Verf. kein Kleines, alle vorkommenden Analysen nach der Combinationsweise umzurechnen, wie sie jetzt bei den bessern neuern Analytikern im Gebrauch sind. Um z. B. die natroncarbonat- oder eisencarbonat-haltigen Wässer, sagt Verf. in der Vorrede des 2ten Ban-

des, vergleichend neben einander stellen zu können, mußte bei allen entweder einfaches oder doppeltes Carbonat umgesetzt werden. Es wäre nun wohl das Richtigere gewesen, nach der in Frankreich üblichen Methode, als neutrales Salz immer das Bicarbonat zu nehmen; damit wäre aber jede Durchführung der angestrebten Maßregel vereitelt gewesen, schon deshalb, weil nicht alle Carbonate überall als Bicarbonate vorhanden sein können (indem dazu die vorhandene Kohlensäure des Wassers nicht immer ausreicht), ferner aber auch, weil so immer zweierlei Summen der Einzelwerthe hätten vorgeführt werden müssen, einmal die aus der Summirung der Einzelzahlen hervorgehende und dann die den Abdampfungs-Rückstand darstellende, um den Betrag des zweiten Aequivalentes der Kohlensäure geschmälerte. Ueberall, wo nicht das Gegentheil aus Sondergründen steht, sind also die Carbonate für einfache anzusehen. Alle Salze sind wasserfrei berechnet. Viel nothwendiger und für den Verf. zeitraubender war die Maßregel, contradictorische oder principienlose Salzcombinationen aufzulösen und ihre Theile anders zu combiniren — eine Arbeit, die, wenn auch mit Hülfe von Logarithmen erleichtert, eine überaus mühsame blieb und von keinem balneologischen Schriftsteller je bisher unternommen worden ist. Was die Combinationsweise in den Analysen der verschiedenen Untersucher anbetrifft, so sind darin alle Analytiker einig, daß keine vor der andern ihre Vorzüge in absoluter Weise darthun kann, und daß es ein Uebelstand ist, daß dieselben gefundenen Rohwerthe (der Werth von Chlor, Natron, Schwefelsäure, Magnesia) von verschiedenen Chemikern combinirt als verschiedene Salze aufgeführt zu werden pflegen. Fanden sich z. B. 40 Theile Schwefelsäure, 35 Chlor, 23 Natrium (31 Natron), 12 Magnesium (20 Magnesia) vor, so steht es beim Belieben eines Jeden, daraus 71

schwefelsaures Natron und 47 Chlormagnesium, oder 60 schwefelsaure Magnesia und 58 Chlornatrium entstehen zu lassen, oder gar viererlei Salze: Chlornatrium, Chlormagnesium, schwefels. Natron und Magnesia, deren Summe 118 darstellen muß, zu schaffen. Die Regel, welche im Allgemeinen jetzt die herrschende ist, verbindet die Theile so, daß immerhin die im destillirten Wasser am wenigsten löslichen Verbindungen das Erstgeburtsrecht haben, ohne daß jedoch diese Regel mit aller Consequenz durchgeführt würde. Man scheint z. B. fast an die Kohlensäure sowohl als die Schwefelsäure, an den Kalk sowohl als an die Magnesia zu vertheilen, obschon es jedenfalls das Einfachste ist, Kohlensäure und Kalk (so weit als möglich) zu verbinden, da kohlensaurer Kalk unlöslicher als kohlensaure Magnesia und schwefelsaurer Kalk ist, und wenn Kalk übrig bleibt, ihn an die Schwefelsäure, oder wenn Kohlensäure übrig bleibt, sie an die Magnesia zu verweisen. Stehen aber, wie es ungemein oft vorkommt, kohlensaure Magnesia und schwefelsaurer Kalk (oft neben kohlensaurem Kalk und schwefelsaurer Magnesia) aufgeführt, so wurde vom Verf. im Allgemeinen, so weit der vorhandene Kalk ausreichte, dieser an die Kohlensäure, und, soweit die Magnesia ausreichte, diese an die Schwefelsäure vertheilt. Dabei konnte es sich treffen, daß das Uebrigbleibende noch schwefelsauren Kalk oder schwefelsaure Magnesia ausmachte; aber es kommen doch nie vier Salze heraus, wenn dem kohlensauren Kalk vor der kohlensauren Magnesia der Vorzug gegeben wird. In ähnlicher Weise wurde kohlensaures Natron nicht neben dem Sulfat von Kalk oder Magnesia, oder neben Chlorcalcium oder Chlormagnesium geduldet, nicht schwefelsaure Magnesia oder Natronsulphat neben Chlorcalcium. Von dieser allgemeinen Combinationsregel, daß in der Weise combinirt wird, daß die Salze e i n e r Säure

oder *einer* Basis so der Reihe nach vorkommen, daß jedes unlöslicher als das folgende ist, machen einige Salze, die gewöhnlich in so kleinen Mengen vorkommen, daß sie den Vergleich mit andern Analysen nicht stören, z. B. Lithion, Strontian, Jod, Brom, eine allgemein übliche Ausnahme. Bei den bedeutungsvollen dieser Stoffe, wie Jod und Brom, ist es, um eine comparative Aufstellung zu ermöglichen, gut, sie immer an dieselbe Basis zu verweisen, z. B. wenn Magnesium dazu vorhanden ist, wie es auch von den meisten Analytikern geschieht, an solches, oder doch anzugeben, wie viel Jod und Brom im Jodnatrium, Bromnatrium ꝛc. vorhanden ist. Die Salpetersäure wurde, wenn anders nichts entgegenstand, nach dem vorwiegenden Gebrauche an Magnesia gebunden. Auch der Gebrauch, das Kali der Schwefelsäure zuzuertheilen, wurde bewahrt, damit keine Verwirrung entstehe, und Chlorkalium und schwefelsaures Natron demnach in schwefelsaures Kali und Chlornatrinm umgerechnet. Die organischen Säuren sind keiner Basis zugetheilt, wenn kein Mangel an andern Säuren ist.

Wenn man die Analysen betrachtet, welche der Verf. nach diesen Principien zu einer gleichmäßigen Vergleichung berechnete, so findet sich, daß dieselben gewöhnlich diejenigen Salze aufweisen, welche die gemeinsten sind: Alles Chlor strebt Kochsalz zu bilden, aller Kalk Kreide. Der Schein von ungewöhnlichen Salzen vergeht, der Glanz mancher Analyse verschwindet, um durchblicken zu lassen, daß der Chemiker etwas Besonderes hineinzulegen suchte, daß er z. B. Natronbicarbonat wünschte, wo doch nur kohlensaurer Kalk und schwefelsaures Natron sich trafen, daß Küchensalz neben Bittersalz ihm nicht würdig genug schien, um nicht auch Chlormagnesium und Natronsulfat dem Nichtkundigen anzubieten.

Solche Umrechnungen haben Statt gefunden bei

den Analysen von Acqui (von Ferrario), von Aix in Savoyen, Aix in Frankreich, Allevard, Altwasser, St. Amand, Baden im Aargau (von Löwig), Baden-Baden (von Bunsen), Bagnols (Lozère) (von O. Henry), Balaruc, Bassen, Bath, Bocklet, Bourbon-Lancy (von Berthier), Brückenau, Buchsäuerling (von Steinmann) ꝛc. ꝛc.

Gehen wir nun specieller zur Besprechung des ersten Bandes über. Im ersten Abschnitte dieses die Grundzüge der Pegologie und Hydrotherapie umfassenden Bandes wird die Hydrostatik (S. 1—29) abgehandelt. Nach einer ausführlichen Angabe der gebräuchlichen Maaße und Gewichte wird zunächst die Wassermenge der Quellen überhaupt erörtert, dann werden die Quellen betrachtet, welche aus Wasserdämpfen genährt werden, die, deren Wasser durch capillare Anziehung gehoben wird, die, welche aus dem Meere, aus Seen oder Flüssen genährt werden, solche, welche unmittelbar aus Meteorwasser (Schnee und Eis der Gebirge) genährt werden. Ferner wird die stets gleiche Wassermenge der Mineralquellen besprochen, die Größe des Quellengebietes von Quellen, welche aus Regenwasser gespeist werden, die unterirdischen Wasseransammlungen, woraus das Wasser zuweilen hervorkommt, die absteigenden und aufsteigenden Quellen, die Höhe des Ausflusses, der Wasserdruck, die Geschwindigkeit beim Ausflusse, die Abhängigkeit derselben von der Höhe des Ausflusses, ferner die intermittirenden Quellen, der Einfluß der Erdbeben auf die Quellen. Schließlich wird der Bewegung des Meeres, der Ebbe und Fluth, des Wellenschlages und der mechanischen Beimischungen der Mineralwässer, der Fauna derselben und des Meeres, des nächtlichen Leuchtens des letztern gedacht.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1860.

Erlangen

Schluß der Anzeige: „Einleitung in die Mineralquellenlehre. Von Dr B. M. Lersch."

Ueberall zeigt sich trotz der aphoristischen Kürze dieses Abschnittes, welcher gewissermaßen dem Folgenden nur als Einleitung dient, die große Belesenheit des Vfs und die allseitige Beherrschung des Gegenstandes.

Der zweite Abschnitt (S. 29—62) behandelt die physikalischen Verhältnisse der Mineralquellen und der Quellen und des Wassers überhaupt. Hier werden vorzugsweise die Wärmeverhältnisse und der allseitige Einfluß der Wärme auf die Gewässer überhaupt und die Mineralwässer insbesondre in nähere Betrachtung gezogen. Um eine sichere Grundlage zu gewinnen, wird das Volumen des Wassers bei verschiedener Temperatur, das Gewicht des Wasserdampfes, der Siedepunkt des Wassers bei verschiedenem atmosphärischen Drucke und verschiedenem Gehalte der Wässer an Salzen, die Wärmecapacität und die Wärme der Atmosphäre und der Erdrinde vorausgeschickt, um dann die Wärme der kalten Quellen, die mittlere Temperatur der kalten Gebirgsquellen,

die Gleichförmigkeit der Temperatur kalter Quellen für längere Zeiträume, die Ursachen der Wärme außer der Erdwärme, die Abkühlung des Wassers durch Lösung von Salzen, die Thermen im geologischen Sinne, den Zusammenhang heißer Quellen mit Vulcanen, die warmen Dampfausströmungen, die isländischen Thermen, das periodische Aufwallen heißer Quellen, die Dampfbildung der Mineralwässer im Allgemeinen, den Einfluß der Gebirgsbildung auf das Zustandekommen der Thermen, die Erwärmung innerhalb eines Gebirges, die Wärme der aufsteigenden Quellen, die Abkühlung der Quellwässer am Ende ihres Verlaufes, die Veränderlichkeit der Wärme der Thermen, die Erkaltungs-Geschwindigkeit der Mineralwässer und endlich die Wärme des Meeres einer eingehenderen Betrachtung zu unterwerfen und jeden einzelnen Punkt durch eine Fülle von einzelnen Thatsachen und Beobachtungen zu belegen. Am Schlusse dieses physikalischen Theils wird noch Einiges über Lichtbrechung der Wässer, über Färbungen und Verhalten gegen Elektricität beigebracht.

Die chemische Betrachtung der Mineralwässer umfaßt S. 63—268. Hier wird nach einer kurzen Angabe der Bestandtheile der Mineralwässer zuerst eine neue Nomenclatur der Mineralquellen versucht, da dem Verf. dieselbe bisher in Beziehung auf Deutlichkeit und Kürze zu wenig ausgebildet zu sein schien. Wässer mit Mittelsalzen nennt er Mesoliden (von μέσος), die mit schwefelsauren Alkalien Bitterwässer, Pikroliden (von πικρός, bitter) und wenn sie warm sind, Pikro-Thermen, die mit Chlorüren Chloriden, wenn warm, Chlorothermen, die mit Jod oder Brom Jodiden, Bromiden. Die Kieselsäure charakterisirt einzelne Wässer: Ammiden (von ἄμμος, Sand, Ammonitrum, d. i. Natron silicicum), fast nie die Borsäure: Boriden. Am häufigsten sind die kochsalzigen Wässer, die Halmiden oder Halmuriden,

warm: Halothermen (ἅλς, ἁλός, Salz, ἅλμη, Salzigkeit, ἁλμώδης oder ἁλμυρός, salzig, ἁλμυρίς, Soole u. s. f.), die, wenn Jod, Schwefel, Sulphate, Kohlensäure ꝛc. hinzutreten, zu Jodohalmiden, Thiohalmiden, Pikrohalmiden, Oxalmiden (ὀξάλμη, saures Salzwasser) werden. Schwefelsaurer Kalk bildet die Gypsiden, Gypsothermen (von γύψος, Gyps), kohlensaurer Kalk die Chalciden (von χάλιξ, ungebrannter Kalk), beide vereinigt die Gypso-chalciden. Für erdige Wässer, Kalk und Magnesia enthaltend, liegt die Wurzel eines Namens in dem Worte χθών, Erde. Von Dolomit, als kohlensaurer Magnesia, leitet er die Dolomitiden, von schwefelsaurer Magnesia die Magnesiden, von kohlensaurem Mangan, welches so selten in Wässern vorherrscht, die Manganiden ab. Die Stahlwässer mit kohlensaurem Eisenoxydul finden in dem Namen Chalypsiden schon einen bekannten Klang, die mit kohlensaurem Natron sind unter dem der Nitroniden (νίτρον, Soda) leicht zu erkennen, schwefelsaures Natron charakterisirt die Pikronatriden. Selten und darum kaum namensbedürftig sind die Stypteriden mit schwefelsaurer Thonerde (στυπτηρία, Alaun), schwefelsaurem Eisenoxydul ꝛc. Für Säuerlinge schlägt Verf. der Gleichförmigkeit in der Nomenclatur wegen den Namen Oxaliden (von ὀξάλιος, sauerschmeckend), für die Schwefel- und Schwefelwasserstoffwässer den Namen Thioniden (von θεῖον, Schwefel), für Wässer mit vorwiegendem Kohlenwasserstoff den Namen Mephitiden (von mephitis) vor.

Unter den Bestandtheilen der Mineralwässer und gemeinen Wässer werden zunächst die gasigen erörtert. Nach allgemeinen Erörterungen über specifisches Gewicht und Messung der Gase, und über die Mengen der vom gemeinen Wasser absorbirten Gase überhaupt, besonders des Stickstoffes und Sauerstoffes, werden die Mengen der Gase, namentlich des

Stickstoffs und Sauerstoffes, in kalten Trinkbrunnen und in Mineralwässern erörtert und dann die so interessante Entwicklung von Stickstoff bei manchen Quellen einer nähern Betrachtung unterworfen. Hierbei werden auch die gasreichen Quellen bei Göttingen erwähnt, deren in großer Menge frei sich entwickelndes Gas aus Sauerstoff und Stickstoff besteht. Nach den Untersuchungen von L. Schwendler (Annalen der Chemie u. Pharm. Bd 50. Heft 3. S. 363. 1845) enthalten 100 Volumtheile Gas aus den Quellen der Springmühle 91,82 — 91,5 Volumtheile Stickstoff, aus dem Teiche der Rasenmühle 91 und aus den Quellen der Papiermühle bei Weende 81,19 — 81,55 Volumtheile Stickstoff. Beim Sieden entwickeln 1000 Volumtheile Wasser 57 Volumtheile Gas, welche aus 13 Volumtheilen Kohlensäure, 35,1 Stickstoff und 7,9 Sauerstoff bestehen. Wir sehen demnach, daß in Bezug auf den Stickstoffgehalt diese Quellen denen von Lippspringe und Paderborn zu vergleichen sind, von denen die reichhaltigste in Lippspringe nach Brandes und Bischoff in 1000 Volumtheilen Wasser 43 — 44 Volumtheile Stickstoff enthält. Dann wird die Kohlensäure und ihre Bedeutung für den Chemismus der Gewässer, insbesondre der Mineralwässer, der eingehendsten Betrachtung unterworfen. Es wird zunächst auf die Verschiedenheit der Kohlensäure in den Wässern hinsichtlich der Combination hingewiesen, darauf die halbgebundene Kohlensäure und deren Einfluß auf die Löslichkeit der freien Kohlensäure besprochen, die Menge der Kohlensäure im Regen- und im Flußwasser, in den gemeinen Trinkwassern und in den Säuerlingen angegeben. Ueber die Absorptionsfähigkeit der Kohlensäure bei einfachem atmosphärischen Drucke, über die Lösung der Kohlensäure bei mehrfachem und wechselndem atmosphärischen Drucke, über die Aufnahme kleinerer Mengen Koh-

lensäure aus den Erdschichten, den Ursprung kleiner Mengen Kohlensäure aus einer Verbindung des Sauerstoffs mit Kohlenstoff, über die flüssige Kohlensäure im Erdinnern und die Temperatur der Säuerlinge, den Ursprung der Kohlensäure aus kohlensauren Salzen, welche durch Berührung mit dem Mineralwasser zersetzt wurden, ferner über die Kohlensäure als Gas in der Erde, über trockne, kalte und feuchte, warme Ausströmungen von Kohlensäuregas, über die geologischen Bedingungen und Verbreitung der kohlensauren Ausströmungen und die Pressung derselben, endlich über intermittirend eintretende mechanische Wirkungen der Kohlensäure auf das Wasser, die Entstehung der Kohlensäureströmungen, die Schwängerung der Quellen mit Kohlensäure und die Vermischung derselben mit andern Gasen werden die interessantesten und eingehendsten Mittheilungen gemacht und die großartige Bedeutung der Kohlensäure für die Mineralquellenlehre in das hellste Licht gesetzt. Nach einer kurzen Betrachtung des Kohlenwasserstoff- und Kohlenoxydesgehaltes einiger Quellen wird schließlich noch der Austritt der Gase an der Luft besprochen.

Der Betrachtung der einzelnen salzartigen Bestandtheile der Quellen geht eine allgemeine Erörterung der verschiedenen hier in Berücksichtigung kommenden Verhältnisse voraus. Es wird die verschiedene Vermehrung des specifischen Gewichtes durch die Salze, die Verflüchtigung der Salze durch künstliche Destillation und natürliche Verdampfung, die Atmosphäre der Salzsiedereien und Gradirwerke, die Seeatmosphäre, der Salzgehalt der Luft und des Regenwassers, die Salzmenge des Flußwassers, der Trinkquellen und der Mineralquellen, der Zusammenhang der Mineralquellen unter einander und mit süßen Quellen, der Ausflußhöhe mit dem Salzgehalte, ferner die Abnahme des Salzgehaltes im unterirdischen Verlaufe des Wassers, die Aufnahme der

Salze seitens des Wassers, der Austausch von Bestandtheilen im Wasser, die Aufnahme von Bestandtheilen aus Gesteinen (wobei die interessanten Versuche von Struve, von W. B. Rogers und R. E. Rogers über die Löslichkeit der Gesteine mitgetheilt werden), endlich das Volumen der von Wasser heraufgebrachten Salzmassen und der von Wasser eingenommenen Räume, die Ungleichförmigkeit der Mischung der Soolen, welche durch den Betrieb veranlaßt wird, die Beständigkeit und der Wechsel im Gehalte der Mineralquellen und der Gesammtgehalt des Meerwassers in Salzen an verschiedenen Stellen einer eingehenden Betrachtung unterworfen. Bei der Erörterung über die einzelnen Bestandtheile der Mineralquellen ist besonders der Abschnitt über die Schwefelwässer von großem Interesse, es wird die Bildung des Schwefelwasserstoffs aus den Schwefelmetallen und aus andern schwefelhaltigen Körpern, namentlich den schwefelsauren Salzen durch Desoxydation, der Einfluß des Sauerstoffs auf die Schwefelverbindungen, die Aenderung der Schwefelverbindungen im Wasserspiegel, die Zersetzung der Schwefelwässer an der Luft, die Ausscheidung von Schwefel in und über dem Wasser, die Menge des Schwefels in den Schwefelwässern und der Gehalt derselben an Gasen und Salzen in lichtvollster Weise auseinandergesetzt. Schließlich werden die organischen Bestandtheile der Wässer, die lebenden mikroskopischen Organismen derselben vorgeführt und der Chemismus des Meerwassers und der Salzseen mitgetheilt.

Der vierte Abschnitt, die Mineralwasser-Technik, S. 269—342, bezieht sich auf die Erlangung, Aufbewahrung, Veränderung, Vermischung und Nachahmung der Mineralwässer und auf die zu diesem Zwecke nöthigen Apparate. Zunächst wird das Aufsuchen der Mineralwässer näher erörtert, es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß vorzüg-

lich diejenigen Stellen zum freiwilligen Hervortreten der Wässer geeignet sind, wo das emporgehobene Gestein die Flötzschichten durchbrach und zertrümmerte, oder wo es sedimentäres Gestein emporhob, so daß dieses in der tiefsten Stelle der Hebungsfläche seinen Zusammenhang verlor. Wenn nun an solchen Stellen schon Mineralwässer bestehen, so kann deren Lage zur Auffindung neuer die beste Anleitung werden. Das Bohren artesischer Brunnen neben schon bestehenden Mineralwässern wird in mancher Hinsicht für vortheilhaft gehalten und hierfür, sowie überhaupt über das Bohren von artesischen Brunnen eine Menge von Beispielen mitgetheilt. Ueber die Verbesserung der Mineralquellen auch nach andern Seiten hin, über das Erwärmen der Mineralwässer, die Behandlung gasreicher Wässer, die Abkühlung derselben werden eine Reihe von praktischen Regeln angegeben, aus denen überall die volle Vertrautheit mit dem Gegenstande hervorgeht. Dann werden die Badevorrichtungen näher beschrieben, die Badewagen der Seebäder, die Beschaffenheit des Strandes der Seebäder, die nassen warmen Sandbäder, die Arenazionen, die beim gemeinschaftlichen Baden nothwendige und übliche Kleidung, die Vorrichtungen zu Einzelbädern, Douchen 2c., ferner das Material der Wasserbehälter, der Wannen, der Leitungen, der Krüge, die Füllung der Mineralwässer, besonders der Eisen- und Schwefelwässer, es wird auseinandergesetzt, welchem Verderben die Mineralwässer in den Krügen ausgesetzt sind. Dann wird das Gradiren der Soolen näher beschrieben, und, welche Veränderungen dasselbe in den Bestandtheilen der Soolen hervorruft, und welche weiterhin durch das Versieden der Soolen bewirkt werden, ausführlich geschildert. Die Bestandtheile der Mutterlaugen und der Mutterlaugensalze und ihre Verschiedenheiten werden vorgeführt und besonders die Kreuznacher Mutterlaugen und Mutter-

laugensalze einer eingehendern Betrachtung gewürdigt. Hieran reiht sich die Betrachtung der abgedampften Mineralwässer und deren Producte, wobei besonders das Karlsbader Salz, das Krankenheiler Salz und das Badesalz vom Hubertsbrunnen bei Thale näher besprochen werden. Die Quellen- und Meeresatmosphäre wird in ihrer Zusammensetzung erörtert, die Gassalons, die Gasbäder, die Gas-Dampfbäder, die Sooldunstbäder, die Mineralschlammbäder werden in ihren Einrichtungen, Zubereitungen und Zusammensetzungen aufs genauste beschrieben. Am Schlusse wird noch die Darstellung und Zusammensetzung der Molken und die künstliche Darstellung der Mineralwässer aufs eingehendste erläutert.

Im 5ten Abschnitte, der Mineralwasser-Therapie, S. 343—950, wird zunächst iu allgemeinen Zügen die Aufgabe derselben festgestellt, und dieselbe als eine zweifache angesehen; erstens besteht sie nämlich in der Auseinandersetzung der physiologischen und therapeutischen Wirkungen der Agentien, welche bei dem Einflusse einzelner Mineralwässer oder ganzer Klassen derselben auf den menschlichen Körper thätig sind, und in dem Nachweisen, in wiefern die therapeutischen Erfolge von den physiologischen Eingriffen abhängig sind, zweitens sind hier nach den treusten Gewährsmännern die Heilwirkungen der Mineralwässer zu berichten. Dieser zweite Theil der therapeutischen Aufgabe wird von dem Verf. als der schwierigste hingestellt, indem hier die größte Kunst nicht das Sammeln ist, sondern aus Vielem Weniges hervorzuheben, das Uebrige der Vergessenheit zu überlassen. Diese therapeutische Betrachtung zerfällt nun, vom Allgemeinen zum Speciellern vorgehend, in mehrere größere Abtheilungen, indem zunächst einige allgemeine Verhältnisse des Einflusses der barometrischen und thermometrischen Ortsverhältnisse, der Jahres- und Tageszeiten und der in und au-

ßerhalb der Mineralwässer auf die Betreffenden einwirkenden Gasarten, ferner die Einwirkung der Wärme und Kälte, dann der Einfluß des Wassers als solchen auf den menschlichen Organismus und endlich die Wirkungen der in den Mineralwässern enthaltenen Salze näher besprochen werden. Die Reichhaltigkeit dieses therapeutischen Theiles kann wiederum in ihrer ganzen Ausdehnung nur durch eigenes Studium des Buches selbst erkannt und gewürdigt werden. In der ersten Abtheilung werden nach einer Betrachtung der gewöhnlichen luftförmigen Atmosphärilien, dem Sauerstoffe und dem Stickstoffe, besonders die Kohlensäure und der Schwefelwasserstoff in eingehendster Weise besprochen, und es sind diese Erörterungen das Umfassendste, was wir bis dahin in der Gesammtlitteratur besaßen. Wir ersehen dies schon daraus, daß die Besprechung der Wirkungen der Kohlensäure volle 45 Seiten umfaßt. Es beginnt dieselbe mit einer gedrängten Darstellung der Respirations-Chemie, geht dann zum Gehalte der Luft an Kohlensäure und zu den schädlichen Folgen einer Vermehrung derselben auf den Organismus über, bespricht die nächsten Folgen der geathmeten Kohlensäure, das Verhalten der Haut zu derselben, die Aufnahme derselben von der Haut und dem Magen aus und die Vertheilung der absorbirten oder genossenen Kohlensäure, den Uebergang derselben in den Urin, die im Blute und im Stoffwechsel durch Kohlensäure bewirkten Veränderungen, die Gehirncongestion, welche im Gefolge der Kohlensäurewirkung hervortritt, ferner die feindliche Wirkung der Kohlensäure auf willkürliche und unwillkürliche Muskeln, auf das Herz, die Wirkungen derselben auf die Lungenbewegungen, die Luftwege, die Iris, den Darmkanal und die Genitalien, auf die Hautflächen, auf das Auge, auf Ohr, Nase, Mundhöhle und Schlund, geht dann zur Würdigung der Kohlensäure

als Würze der Getränke, als kühlendes Fiebermittel über, um nach einer Vergleichung der Kohlensäure mit dem Alkohol die lange Reihe der Krankheitsformen zu erörtern, in denen die Kohlensäure eine rationelle Anwendung findet. Diese kurze Mittheilung über die Art und Weise, in welcher die Kohlensäure ihre Bearbeitung gefunden hat, möge genügen, um einen Einblick in die Fülle des Materials zu thun, welches uns der Verf. in sorgsam verarbeiteter Form vorführt. Mit derselben Sorgfalt sind auch die übrigen oben angedeuteten Theile dieses therapeutischen Abschnittes bearbeitet, und es gibt kaum etwas überhaupt zur Erläuterung dieser oft so überaus schwierigen und verwickelten Verhältnisse Beitragendes, was nicht herangezogen und benutzt worden wäre. Auch die Kaltwassertherapie und ihre Technik findet in den betreffenden Abschnitten die eingehendste Betrachtung und eine unparteiische, rationelle Würdigung.

Im zweiten Bande bespricht der Verf. nach einer eingehenden Erörterung über die diätetische Bedeutung des Trinkwassers und des Badens, wobei am Schlusse die neuerdings in vielen großen Städten errichteten und auf den Gesundheitszustand der ärmern Bevölkerung so segensreich einwirkenden Bade- und Waschanstalten beschrieben werden, die therapeutische Hydrologie, S. 1011—1131, welcher Theil als balneologischer Wegweiser zu den interessantesten und praktisch-wichtigsten Abschnitten des ganzen Buches gehört. Um die eingehende Behandlungsweise und den Standpunkt des Verf. klar vorzuführen, mögen die einleitenden Worte dieses Abschnittes hier Platz finden.

Bereits im ersten Bande ist die Pharmakodynamik der Mineralwässer oder vielmehr der in ihnen wirksamen Agentien weitläufig abgehandelt worden; freilich nur vom Standpunkte des Analytikers aus, in-

dem die Kräfte der einzelnen Agentien in ihren Wirkungen auf das gesunde und kranke Leben erforscht und ähnliche oder gleiche Wirkungen in den gemeinen oder mineralischen Wässern nachgewiesen wurden. Es wurde in diesem Theile zu ermitteln gesucht, bei welchen krankhaften Zuständen die verschiedenen Temperaturen und gewisse Bestandtheile und demnach gewisse chemische Klassen der Wässer und unter welchen Bedingungen diese heilsam sein können. Diese analytische Behandlung der Mineralwasser-Pharmakodynamik bleibt, wie nicht geleuguet werden kann, mangelhaft, weil ja die verschiedenen Agentien eines Mineralwassers sich in ihren Wirkungen gegenseitig aufheben oder beschränken können, doch ist sie nicht nutzlos gewesen, da sie uns fast durchgängig bewies, daß die gleichzeitigen Wirkungen verschiedener Agentien vielleicht nie einen so verändernden Einfluß auf die Gesammtwirkung des Compositums hatten, daß die Wirkung des einzelnen Agens ganz aufgehoben worden wäre. Wir haben z. B. kein Mineralwasser gefunden, von dem ein bestimmter Wärmegrad nicht in höchst ähnlicher Weise unsern Körper beeinflußt hätte, wie derselbe Wärmegrad eines jeden Wassers es gethan haben würde, und mußte auch ein geringer Unterschied in der Wirkung der gleichen Temperatur eines Salzwassers und eines salzlosen Wassers zugegeben werden, so fand dieser Unterschied in der größern Wärmemenge, die das dichtere Salzwasser bei gleicher Berührungsfläche mittheilen konnte, seine Erklärung. Kein Eisenwasser verleugnete die Heilwirkungen der entsprechenden Eisensalze, und die Heilwirkung des Schwefels blieb trotz aller übrigen Bestandtheile in den geschwefelten Wässern sichtbar. Wenn dies nicht mit andern Stoffen in gleicher Weise darzuthun gelang, so war daran nur der Mangel an Erfahrungen auf dem Gebiete der Pharmako- und Hydro-Dynamik schuld.

Es ergab sich aus der Zusammenstellung gleicharti=
ger Wirkungen vieler Wässer einer Klasse die Wahr=
scheinlichkeit, daß auch in andern Fällen von allen
Gliedern einer Klasse ähnliche oder gleiche Wirkun=
gen zu erwarten sein werden. Diese Wahrscheinlich=
keit wird uns ohne Zweifel oft zum Richtigen füh=
ren, wie wir denn in unserm Thun in den meisten
Fällen auf den Weg der Analogie, d. h. der Wahr=
scheinlichkeit angewiesen sind. Dennoch bleibt es un=
bestritten, daß der Schein der Wahrheit nicht die
Wahrheit selbst ist, welche uns im ärztlichen Han=
deln freilich nie ungetrübt leuchtet, der wir uns aber
dennoch immer mehr genähert haben werden, je kla=
rer uns die einzelnen Factoren eines Wirksamen
und das gegenseitige Ineinandergreifen der Factoren
geworden sind. Um das Ineinandergreifen der Fac=
toren zu begreifen, dafür besitzt die balneologische
Wissenschaft einstweilen noch die wenigsten Bedin=
gungen. Wenn auch je vom Chemiker erforscht wer=
den würde, ob in einer Lösung von elektropositiven
und =negativen Theilen diese zu einander ähnliche
Wechselbeziehungen eingehen, wie im starren Zustande
der Krystalle, wenn auch je divinirt werden könnte,
welche chemische Vertheilung der Hälften der Salze
besteht — und wie wäre das möglich, da bei An=
wesenheit von nur wenigen Stoffen eine unendliche
Zahl von Möglichkeiten in der Vermählung dieser
mit einander denkbar ist? —, so bliebe dennoch das
Räthsel ungelöst, die Wirkungen der einzelnen Stoffe
sich zu einer Gesammtwirkung zu combiniren. Ich
habe es deshalb auch nicht versucht, auch nur das
Schema der Möglichkeiten, in wiefern die Wirkun=
gen einer Anzahl von Stoffen auch nur eines Mi=
neralwassers sich gegenseitig modificiren könnten, zu
entwerfen, geschweige denn, neben die oben gegebene
analytische Quellentherapie eine synthetische hinzu=
stellen, da sie einstweilen als Wissenschaft ins Reich

der Phantasie gehört. Das Einzige, was auf dem Felde der Synthese zur Zeit zu erreichen wäre, würde darin bestehen, daß man von der Combination zweier oder dreier Stoffe 2c. (etwa von Glaubersalz und Eisen, Bittersalz und kohlensaurer Magnesia, Gyps und Schwefel) durch das Experiment zu erfahren strebte, in welcher Diagonale die combinirte Kraftäußerung verliefe, und diese erlangte Erfahrung wieder der Analogie nach auf die Erkenntniß der Wirkungen der Mineralwässer übertrüge.

Als letztes entscheidendes Experiment muß immerhin das mit dem Compositum selbst angesehen werden, wenn auch die Vermuthung, wo und wie mit dem Compositum zu experimentiren ist, oft von der analytischen Hydrologie ausgeht.

Für die praktische Therapie haben also zwei Hülfsmittel Gültigkeit. Die Analyse gibt eine Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit, daß in einem gegebenen Falle analog der Wirkung der einzelnen Factoren in ähnlichen Fällen eine Wirkung zu Stande kommen könne, und die Kenntniß von der Wirkung des Compositums ebenfalls eine Wahrscheinlichkeit, daß dieses wie in frühern Fällen so auch diesmal heilkräftig sein werde. Es sind zwei rothe Fäden gewissermaßen, die für die Vorstellung vom Heilmittel zur Krankheit gespannt sind und beide mit einander associiren.

Mich, der ich hier als Stellvertreter des Praktikers diese Fäden aufgesucht habe, hat demnach einerseits die Theorie der analytischen Hydro-Pharmakodynamik, insoweit die Aussagen der Praxis mit ihr in Einklang standen, andererseits unmittelbar diese Praxis selbst, und zwar sehr häufig nicht derer, welche als Anwälte ihrer in Schutz genommenen Nymphen auftreten, sondern wo nur immer möglich Jener, die durch keine Bande der Verwandtschaft an sie geknüpft waren, geführt, und so sei es mir denn

gestattet, die Nachsicht der Kunstgenossen, welche mir auf diesen Wegen folgen, auf die Probe zu stellen dadurch, daß ich es unternehme, für sie an viele Plätze des Irrgartens unserer Kunst Wegweiser aufzupflanzen, nachdem ich bei den Erfahrenen Rath geholt hatte. Ein solcher balneologischer Wegweiser hat den Zweck, die Wege anzugeben, welche zu einem therapeutischen Ziele führen, und die Wahl zwischen diesen neben- und auseinanderlaufenden, zuweilen freilich zu demselben Punkte, aber schneller oder langsamer führenden Pfaden zu erleichtern. Er setzt aber voraus, daß man im Laufkorbe der Theorie gehen lernte und im Schnellschritte der Praxis schon manche Höhe hinaufkam, er fordert, daß man das A B C der Therapeutik inne hat, um seine kurzen Angaben entziffern zu können. Er hat keinen Platz für weitläufige nosologische und pathologisch-anatomische Erörterungen und enthält auch nur höchst selten eine Warnung, rücklaufende Pfade nicht zu betreten, indem er sich hierbei darauf verläßt, daß der Leser schon ungefähr wisse, nach welcher Himmelsgegend er hinzulenken habe. Die Worte des Wegweisers können die lebendige Führung, welche Physiologie und Pathologie gewähren, nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Meistens weis't er nur auf die Fußstapfen derer hin, welche bereits mit Glück ein erwünschtes Ziel auf dem Wege der Balneotherapie erreicht haben.

Es sind verschiedene Standpunkte, auf denen man sich auf der therapeutischen Reise nach Belehrung umschaut. Der günstigste Standpunkt ist derjenige, von wo aus man die Krankheitsursache nebst deren Folgen übersieht, weniger günstig der, wo nur die Folgen sichtbar sind, am wenigsten Hoffnung gibt die bloße Kenntniß einzelner Ausbrüche des Krankheitszustandes (Symptome). Dem entsprechend beginnt die therapeutische Hydrologie mit Krankheitszuständen, die eine bestimmte, mehr oder weniger gekannte Ursache in der Außenwelt haben, sei diese nun den Sinnen darstellbar (z. B. bei Giften), oder nur durch begründete Hypothese festgesetzt (Malaria). Dahin

gehören Vergiftungen, Rheumatismen, Miasmen, Contagien, Parasiten. Es folgen dann die Zustände, bei denen die Störung der Mechanik die augenfälligste (wenn auch nicht primitive) Ursache einer Reihe von Zufällen ist: Lageveränderungen (Vorfälle, Blutungen), Ausdehnungen (Emphysem, Tympanitis), Hemmungen des Abflusses (Gallensteine, Harnsteine) ꝛc. Daran schließt sich die Entzündung mit ihren Producten, die Störung des Gleichgewichtes in der Bildung der Flüssigkeiten mit ihrem Verbrauche (Ausflüsse, Wassersucht), die Vergrößerung der Gewebe, die Bildung neuen organisirten oder gleichförmigen Stoffes; die Atrophie der Gewebe und der Säfte, die Entmischung der Säfte, der Mangel an Thätigkeit in den Bewegungsorganen und in der sensibeln Sphäre und die anormal gesteigerte Thätigkeit dieser Organe. Diese gesteigerte Thätigkeit äußert sich in Symptomen, die oft den vorzüglichsten Grund zu einer hydrotherapeutischen Kur abgeben; doch bloß für den Diagnostiker gibt es Symptome, für den Therapeuten nur Krankheitsvorgänge. Den Schluß macht ein organotopographisch geordneter Rückblick auf die abgehandelten Krankheitszustände.

Die Wirkung der Seebäder wird (S. 1131—1156) in eingehendster Weise betrachtet und die Anwendung derselben bei Schwäche, namentlich der Muskelschwäche, besonders der der Anämie anhängenden Muskelschwäche, bei zu geringer Anbildung der die einzelnen Gewebe (besonders die Muskeln, das Zellgewebe, die Bänder, die Knochen) charakterisirenden Substanz ohne Zerstörung des Zusammenhanges, bei Chlorose, bei Nervenkrankheiten, bei Knochenkrankheiten, besonders Rhachitis, Verkrümmungen der Wirbelsäule, bei Scrophulose, bei Hautkrankheiten, bei chronischen Katarrhen der verschiedenen Schleimhäute ꝛc. näher erörtert, und schließlich die Art und Weise der Anwendung des Seewassers, der äußern und innern (das Trinken) besprochen. Dann werden die Inhalationskuren, die Mutterlaugen, die Schlammbäder, die Schlackenbäder, die Kieferbäder, die Traubenkuren u. die Molkenkuren in ihrer Bedeutung zur Tilgung krankhafter Zustände näher gewürdigt.

Der specielle Theil, die specielle Balneologie oder das Mineralquellenlexikon (S. 1187—1629) enthält, nach Vorausschickung der gebräuchlichsten Seebäder des Mittelmeeres, des Atlantischen Oceans, der Nordseebäder und der Ostseebäder, in alphabetischer Reihenfolge (von Aachen—Zaison) die ausführliche, fast monographische Beschreibung von weit über 300 Kurorten aus den verschiedenen Ländern Europa's und zwar meistens nach den neusten Monographien bearbeitet. Hierbei hat der Vf. mit der gewöhnlichen Classificirung der einzelnen Mineralwässer gebrochen; er spricht wohl von Schwefelwässern, Eisenwässern, Säuerlingen, hält es aber für eine völlige Ver=

kennung des jetzigen Standpunktes der Wissenschaft, gewisse chemische Klassen in der bisherigen Weise aufzustellen. Die Chemie kann, nach den Ausführungen des Vfs, einstweilen nur einen groben Leitfaden zur Aufsuchung der therapeutischen Eigenthümlichkeiten der Wässer geben, und aus einer großen Zahl größtentheils sehr schlecht gekannter Stoffe auf die Pharmakodynamik der Mischung zu schließen, anders als höchstens vermuthungsweise, bleibt immer ein gewagtes Unternehmen. Vf. verspricht, seine Meinung über eine wissenschaftliche jetzt erst mögliche Ordnung der Mineralwässer an einem andern Orte mitzutheilen. — Bei Besprechung der therapeutischen Anwendung der einzelnen Mineralwässer in den monographischen Abhandlungen derselben hat Vf. es für unnütz und seiner Collegen für unwürdig gehalten, den Katalog aller möglichen Krankheitsformen in gewohnter Weise aufzustellen, bei denen ein Wasser empfohlen wird, sei der Empfehlende auch noch so achtungsgebietend. Ohne sich an die populären, für Laien und für manche Aerzte geschriebenen Phrasen zu halten und bei denselben zu verweilen, ist er nur für das empfänglich gewesen, was von den Einzelnen als von ihnen gesehen, beobachtet, mitgetheilt ist. Wo ein Monograph deutlich angibt, daß er selbst eine Erfahrung in bestimmter Weise gemacht hat, hat Vf., ihm die Verantwortlichkeit überlassend, das Gesehene, Erfahrene referirt, und hofft, daß so eine Grundlage von Thatsachen gewonnen worden ist, auf denen eine empirisch begründete Balneotherapie sich nach und nach erheben kann.

Referent ist weit davon entfernt, hier am Schlusse noch über dies so überaus reichhaltige Buch in Bezug auf die Einzelheiten etwaige verschiedene Ansichten geltend machen, oder auf Auslassungen, Ungleichheiten in der Darstellung ꝛc. aufmerksam machen zu wollen. Es würde dies eine durchaus nutzlose Arbeit sein, da uns ein sorgfältiges Studium des Buches aufs vollkommenste überzeugt hat, daß Vf. die gesammte Litteratur seines Gegenstandes genau kennt, auch wo sie nicht speciell namhaft gemacht ist, und wie derselbe überall keine Mühe und Anstrengung gescheut hat, um bis zur Benutzung der Originalien selbst vorzudringen. Wer selbst sich mit Abfassung solcher Werke, welche ein solches Riesenmaterial, wie das vorliegende, umfassen, beschäftigt und gewissenhaft nach möglichster Benutzung aller Originalien getrachtet hat, um die Irrthümer, welche sich in den Referaten der Zeitschriften ꝛc. durch Druckfehler, durch irrthümliche Auffassung von Seiten der Referenten ꝛc. eingeschlichen haben und welche sich von da aus oft durch Generationen hindurch forterben, aus einem Buche in das andre übergehen, wieder auszumerzen, weiß, mit welchen Schwierigkeiten oft die Beschaffung einer kleinen Originalnotiz verbunden ist, selbst wenn die größten Bibliotheken zur Disposition stehen. B. Schuchardt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 27. August 1860.

Constantine

ei Bastide und Amavet, Paris bei Leleux, 1860. Annuaire de la société archéologique de la province de Constantine: 1858—1859. VI u. 224 S. in Octav. Mit vielen Bildplatten.

Die früheren drei Bände sind: Année 1853; 47 S. — Annuaire de 1854—1855; 190 S. — Annuaire de 1856—1857; 190 S. in Octav. Alle mit vielen Bildplatten.

Constantine in Afrika, das frühere Cirta und schon vor Constantinopel im J. 313 so neu genannt, wurde bekanntlich erst 1837 von den Franzosen erobert, und ist seitdem die Hauptstadt einer weiten Landschaft, welche das Drittel von ganz Algerien umfaßt. In dieser ganzen Landschaft sind die kostbarsten Ueberbleibsel vom Leben ihrer früheren Bewohner in einer Menge und Mannichfaltigkeit zerstreut, welche leicht zeigt, daß hier wiederholt schon in sehr frühen ebenso wie in späteren Zeiten eine hohe Bildung bestanden haben muß: und so lange hier die Muslim herrschten, ließen sie bei ihrem vom

ganzen Alterthume in stolzer Trägheit abgewandten Geiste diese ihnen gleichgültigen und unverständlichen Zeugnisse der Herrlichkeiten längst entschwundener Tage wenigstens in Ruhe bestehen und fast nur durch den langsamen Fortschritt der Zeit sich zerstören. Aber die Unruhe und die oft so üble Betriebsamkeit derer, welche ihnen in der Beherrschung des Landes nachfolgten, halfen bald nur zu viel zur schnellen Zerstörung dieser Alterthümer mit; und so stifteten einige Männer, welchen diese Zerstörung zu Herzen ging, im J. 1852 eine Gesellschaft zur Erhaltung, Sammlung und Erklärung der Alterthümer des Landes von jeder Art und aus jedem Zeitalter. Wie thätig diese Gesellschaft seitdem gewesen, bezeugen vorzüglich die oben erwähnten Jahrbücher, deren Anzeige bei ihrer bisherigen geringen Verbreitung in Europa unsern Lesern wahrscheinlich lieb sein wird. Der bei jener Gesellschaft ebenso wie bei der Abfassung und Herausgabe dieser Jahrbücher thätigste Mann ist Cherbonneau, Professor des Arabischen in Constantine und in Europa auch durch manche arabische Arbeiten schon bekannt; aber auch eine Menge von im Lande angestellten Kriegsbeamten zeigen den rühmlichsten Eifer, sich hier Verdienste zu erwerben, was wir als für unsre Zeit bezeichnend hier besonders bemerken; und von Auswärtigen spendet vorzüglich der Viceconsul Ch. Tissot in Tunis manche gute Beiträge. Die Mittel zur Ausstattung der Jahrbücher sind zwar in Constantine bis jetzt etwas beschränkt, da man dort zwar schon eine große arabische, aber noch keine griechische oder sonst fremdartige Schrift besitzt: doch sind die vielen beigefügten Bildplatten sehr unterrichtend. Wir geben nun eine Uebersicht des wichtigsten Inhaltes und Werthes dieser Jahrbücher wohl am besten von unten auf.

Denn vor Allem ist es der weite, jetzt meist so völlig verödete Boden der ganzen Landschaft, welcher mit Recht am thätigsten untersucht wird und wo der ganze Reichthum von Alterthümern erst mit vieler Anstrengung aufzusuchen ist. Sogar die Lage der alten Städte ist hier erst mit vieler Mühe wieder aufzusuchen und festzustellen, wozu besonders Inschriften die besten Dienste leisten. Eine Menge kleinerer und größerer Aufsätze der vorliegenden vier Bände drehet sich um diesen Inhalt, und man bemerkt mit Freuden, daß sich der gänzlich verwirrt und verschüttet gewordene weite Boden mit seinen wieder emportauchenden vielen alten Städten wie zum zweiten Male aus einem Chaos erhebt, welches diesmal nur die unverbesserlichen Sünden der Menschen herbeigeführt haben und woraus er nicht wie das erste Mal mit einem den Boden weit und breit bedeckenden Urwalde emportaucht; denn aller Wald ist dort nun, ähnlich wie in Palästina, gründlich zerstört. Wer sich künftig mit der Erdbeschreibung Nordafrika's wissenschaftlich beschäftigen will, muß vorzüglich auch die in diesen Bänden niedergelegten Entdeckungen und Vermuthungen genau vergleichen: er wird hier vielen brauchbaren Stoff finden.

Unter den Völkern, welche man jetzt auf diesem Boden schon völlig zu den dahingegangenen des Alterthumes rechnen kann, sind die nächsten die Araber, obwohl ihre Sprache in allen diesen Landschaften des weit gestreckten Randes von ganz Nordafrika noch immer allein die verbreitetste Volkssprache ist. Allein die Herrschaft des Islâm's wird nun hoffentlich bald hier für immer dahin sein: und so haben wir nichts dagegen, daß die Constantiner Gesellschaft auch die Geschichte und die Alterthümer der Araber und aller Muslim, sofern sie Afrika betref-

fen, in den Kreis ihrer Geschichte ziehe, zumal Hr Cherbonneau nach dieser Seite hin als eigentlicher Fachkenner auftritt. So theilt dieser II, S. 1—48 eine Abhandlung über das arabische Schriftthum im Sûdân mit, vorzüglich nach einem Werke Tekmîlat aldîbâǵ, welches selbst von einem gelehrten Neger Namens Achmed-Bâbâ aus Tombuktu, geb. 1556 nach Ch. verfaßt ist. Hier werden 18 solcher gelehrter Neger nach ihrem Leben, ihren Verdiensten und ihren Schriften aufgeführt, welche vom vierzehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bis in das siebenzehnte blüheten; und manche Europäer und besonders Amerikaner könnten daraus zu ihrer großen Verwunderung und vielleicht Beschämung genauer erkennen, daß die Wissenschaften im Mittelalter unter diesen Schwarzen ebenso eifrig gesucht und ebenso glücklich betrieben wurden als unter irgend einem andern Volke; ja der eine oder andere dieser schwarzhäutigen Doctoren gewann damals sogar auf den Universitäten und in den Hauptstädten der weißen Völker ein ebenso hohes Ansehen wie irgend ein andershäutiger. Die Wissenschaften, in welchen diese Neger sich auszeichneten, waren zwar nur die muslimischen: aber waren denn die christlichen bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein damals bessere? Unser Verfasser zieht vielmehr am Ende aus Allem den richtigen Schluß, daß die Geistesfähigkeiten der Schwarzen ebenso wie ihre Lernlust von Haus aus ganz dieselben sind wie bei andern Völkern; und wir bemerken dieses hier um so lieber, da wir in diesen Blättern schon früher so oft dasselbe behaupteten. Erst seitdem die Christen diese Afrikaner zur Sclaverei entwürdigt haben, sind sie von Stufe zu Stufe tiefer gesunken und endlich bis zu dem traurigsten Zustande gekommen, in welchem sie heute zum schreiendsten Vorwurfe gegen die Christen geworden

ind. — Noch länger ist III, S. 70—139 die Abhandlung, in welcher Cherbonneau alle die ihm bekannt gewordenen arabischen Inschriften der großen Landschaft Constantine arabisch mittheilt und ausführlich erklärt. Die Reihe beginnt S. 75 mit der Inschrift auf dem Grabe ʿOqba's, Sohnes Nâfiʿs: dies ist der große Held, welcher den Arabern mit Recht immer als der erste Eroberer Afrika's gegolten hat und dessen Grab seit alten Zeiten das besuchteste aller heiligen Gräber in Afrika ist. Wir verweisen bei dieser Veranlassung wiederholt auf die besondre Schrift des leider zu früh verblichenen Wilh. Roth über ʿOqba Sohn Nâfiʿs, welche in diesen Anz. oben S. 310 ff. beurtheilt wurde. Unser Verf. hat nun das Grab dieses ältesten und größten Helden der afrikanischen Araber selbst aufgesucht; und fand als seine Inschrift in kufischen Zügen nichts als die Worte هذا قبر عقبة ابن نافع رحمه الله: so kurz ist keine einzige aller folgenden Inschriften, und diese Kürze selbst ist bei einem so berühmten Namen wohl schon der beste Beweis des hohen Alters dieser Inschrift und des Baues, an welchem sie zu lesen ist. Die nächste Inschrift ist nach der Sammlung und Anreihung unsres Verf. sogleich vom J. 586 der Hiǵra. Viele der hier zusammengestellten Inschriften sind auch geschichtlich von hoher Bedeutung: und der Sammler verfehlt nicht, sie aus seinen umfassenden Kenntnissen heraus nützlich zu erläutern. Doch können wir nicht übergehen, daß hier Manches weniger richtig aufgefaßt ist. So heißt der in Afrika und Spanien so häufige auch zu den arabischen Juden übergegangene Mannesname الميمون nicht el-Mimun wie S. 72 zu lesen ist, sondern elMaimûn; und wenn auf eine seltsam gesuchte Weise gesagt wird, Jemand sei تاريخ عام ستة وارمعين خلت من

القرن العاشر gestorben, so ist das nicht l'année 46 avant l'expiration du Xe siécle« S. 90, sondern 54 Jahre vor dem J. 1000 der H. sei er gestorben.

Aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft hat sich bis jetzt kaum etwas Nennenswerthes wiedergefunden: so trübselig bezeichnet sich diese Herrschaft noch auf dem weiten Gebiete der Alterthümer! Aus dem Anfange der vandalischen Herrschaft stammt die Inschrift auf dem Grabe des in der Kirchengeschichte viel genannten Novatus, Bischofs von Setif: sie gibt dem Generale Creuly IV S. 1—25 Veranlassung zu einer gelehrten Abhandlung über die Ursache des Einbruches und des Sieges der Vandalen sowie über die damals bestehende mauritanische Zeitrechnung. Die Inschrift wurde 1853 zu Setif gefunden, ist sehr einfach gehalten, besteht jedoch (abgesehen von der Jahresbestimmung) aus zwei Hexametern von der schlechten Art, welche seit dem vierten Jahrhunderte einriß. Ein Abbild von ihr ist hier IV. 1 gegeben.

Den weitesten Raum aller dieser Bände nehmen aber die so ungemein vielen römischen Inschriften ein, welche nach allen schon früher von den Franzosen seit 1830 gesammelten und in andern Werken veröffentlichten, noch immer in so großer Menge den Trümmern des afrikanischen Landes entsteigen, daß man weitere große Bände mit ihrer Sammlung und Erklärung anfüllen könnte. Es gibt aber heute kein sprechenderes Zeugniß über den hohen Wohlstand und Reichthum der afrikanischen Länder vorzüglich während des zweiten Jahrhunderts und ziemlich noch bis in das vierte unserer Zeitrechnung als diese tausende von Inschriften: ja man findet hier lange Inschriften, wo einem Todten die ungeheuern Reichthümer öffentlich nachgerühmt werden, die er besaß und wovon er oft die glänzendsten öffentlichen Stif-

tungen machte; so daß man hier fast noch in den Gräbern der alten reichsten Aegypter zu sein meint, welche allen den Reichthum ihrer Todten aufs sinnlichste und sichtbarste aufzählen. Und neben solchen längsten und lehrreichsten Inschriften vergleicht man auch die unbedeutenderen, ja die verstümmelten immer noch mit Nutzen. Wir können nun zwar nicht sagen, daß diese Inschriften hier gerade von den fähigsten Männern gesammelt und erklärt würden: am thätigsten ist auch hier Herr Cherbonneau, und sonst sind es vorzüglich nur Kriegsbeamte, welche sich auf solche Art auch um die Wissenschaften verdient zu machen suchen. Aber den allgemeinen Nutzen, welcher durch diese Sammlungen gestiftet wird, kann Niemand verkennen. Ein Aufsatz I, S. 137 ff. sucht sogar schon aus einer Anzahl von 500 in Lambèsa und den umliegenden Städten gesammelten Grabinschriften das mittlere Alter zu erkennen, welches die Römer in Afrika erreichten, und kommt zu dem tröstlichen Schlusse, daß, wie die Römer in Afrika ein verhältnißmäßig gutes mittleres Lebensalter erreichten, so auch die Franzosen wohl für sich ein ähnliches Glück in dem Lande hoffen könnten. Wir wollen die Gründe, auf welchen ein solcher Trost beruhen könnte, hier nicht untersuchen, aber etwas Anderes bemerken, was bei solchen Uebersichten sich uns enthüllt. Ich hatte schon bei der 1852 erschienenen „Entzifferung der Neupunischen Inschriften“ bemerkt, daß nach den Angaben auf den Grabsteinen auffallend viele Menschen immer in der Zehn- oder Fünfzahl der Jahrzehende des Lebens gestorben sein müßten, und dieses schon damals daraus erklärt, daß man eben in Afrika zu jenen Zeiten sich mit ungefähren Angaben der Lebenslänge begnügt habe. Dasselbe zeigt sich nun auch bei der ungleich größeren Zahl römischer Inschriften, und wir sehen,

daß die dort lebenden Römer darin nicht genauer waren als die Punier. Diese Ungenauigkeit beginnt mit dem 20ten und 25ten Jahre, steigt dann aber bis zu dem 95ten, 100ten, 115ten, 120ten, 125ten, ja 130ten und 135ten Jahre (vergl. über so hohe Zahlen II. 76. III. 35 und viele andre Inschriften); aber am aufrichtigsten sagt einmal ein Sohn von seiner Mutter (nach dortiger Schreibart) vixsit annis quod potuit II. 168. Man sieht also, daß man damals überhaupt die Lebensjahre der Einzelnen noch wenig genau zählte, oder vielmehr auf solche genauere Zählungen nicht viel gab: was uns vieles Andre richtiger zu betrachten nützen kann.

Dagegen hat sich der Unterz. in der Hoffnung getäuscht, hier viele punische Inschriften wenigstens gesammelt und genau abgebildet zu sehen. Sind solche auch nicht in so großer Menge dort zu finden wie die römischen, so gibt es doch sicher noch sehr viele in den Trümmern zu entdeckende und sorgfältig zu sammelnde. Aber es scheint dort noch völlig an einem Manne zu fehlen, welcher für die Sammlung und Erklärung dieser noch immer weit schwerer zu verstehenden Denkmäler die rechte Lust und Fähigkeit hätte; und wie wenig der Pariser Hr Judas, von welchem man im dritten dieser Jahrbücher einen Aufsatz lies't, der schwierigen Aufgabe gewachsen sei, wissen unsre Leser schon aus den früheren Jahrgängen der gel. Anz. Wir wollen wünschen, daß nach dieser Seite hin dort bald eine Besserung eintrete. —

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

138. 139. Stück.

Den 30. August 1860.

Constantine

Schluß der Anzeige: »Annuaire de la société archéologique de la province de Constantine: 1858—1859.«

Lehrreich sind aber für unsre phönikische Wissenschaft wie sie sich heute aus ihren ersten sicheren Anfängen immer mächtiger erhebt, auch die Eigennamen offenbar phönikischen Ursprunges, welche sich auf den Grabinschriften bisweilen in lateinischen Buchstaben erhalten haben und die uns die allmähliche Mischung römischen und punischen Lebens bezeugen. Dahin gehört der Mannesname Nampulus IV. 159 und Frauenname Nampulosa IV. 131 (wohl נעם פאלות d. i. von guter Vorbedeutung), Birzil (d. i. Eisen) IV. 159, Maamon 200, auch wohl Salasus 195.

Es gibt aber in jenen Ländern noch eine über alle die phönikisch-karthagische Bildung weiter hinausliegende, welche wir die numidische oder besser die libysche nennen können. Das ist die Bildung der Theile des ältesten Volkes, welches wir in jenen

Ländern geschichtlich finden können und dessen zähe Ueberbleibsel noch immer in ihm an vielen Stellen dicht genug wohnen. Die Alterthümer dieses Urvolkes richtig zu erkennen unb sicher zu unterscheiden ist noch jetzt hier überall die schwerste Aufgabe, zu welcher die vorliegenden vier Bände zwar einige Beiträge zu geben suchen, aber noch sehr wenige zuverlässige Beiträge wirklich geben. Und doch wird sich dort alle die eifrigste Forschung allmählich vorzugsweise nach dieser Seite hin zu wenden haben. Auch ist es hier ein großer Vortheil, daß sich auch von dem Tefinag oder der ganz eigenthümlichen alten Schrift dieses Urvolkes zerstreute Ueberbleibsel erhalten haben, deren Entzifferung wohl endlich vollkommner gelingen wird. Die vier hier besprochenen Jahrbücher enthalten nur einige wenige Beiträge zur näheren Kenntnißnahme von dieser Schrift: aber nach IV S. 214 sind in jüngster Zeit in Constantine an einem Orte 18 solcher Inschriften aufgefunden, unter welchen 8 sehr wohl erhaltene sind, keine aber zweisprachig zu sein scheint. Wenn diese und andre sicher veröffentlicht werden, so können wir auch nach dieser Seite hin auf neue feste Einsichten hoffen und den ältesten Grund einer afrikanischen Geschichte gewinnen. Möge die Constantiner Gesellschaft dazu künftig die besten Beiträge geben! H. E.

Tübingen

Verlag der Laupp'schen Buchhandlung 1859. **Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei. Herausgegeben von Dr. Fr. Oesterlen, Prof. der Medic. in Zürich. I. Bd.** 1. Heft. 224 S. in Octav.

Die Wissenschaft und Kunst der Hygieine wurde in Deutschland fast immer nur wie ein untergeord-

netes Nebenfach behandelt. Wie in einigen andern Stücken, so waren auch auf diesem Felde Engländer und Franzosen den Deutschen voran, und die Männer jenseits des Rheins lieferten in ihren Annalen der Hygieine einen bleibenden Beweis von dem Streben, die Wissenschaft und Kunst der Gesundheitspflege bestens zu cultiviren.

Um so erfreulicher berührte das Erscheinen der hygieinischen Zeitschrift des um die Wissenschaft so viel verdienten Oesterlen, wenn sie auch hier und da Einiges zu wünschen übrig läßt. Hoffen wir, daß sie recht große Verbreitung finde und zur allgemeinen Ueberzeugung der ungemein bedeutenden Wichtigkeit der Gesundheitspflege für normales, individuelles wie Gesellschaftsleben führe.

Die Zeitschrift macht es sich zur Pflicht, die gesammte Hygieine zu fördern, indem sie Abhandlungen über Sanitäts-Policei, medicinische Klimatologie, Statistik, Geographie und Topographie, über Nahrungsmittelkunde, Epidemiologie, hygieinische Geschichte und Technik zu bringen, indem sie damit den Anforderungen öffentlicher und privater Hygieine gerecht zu werden verspricht.

Soll ein derartiges Organ wirklich dasjenige leisten, was man zu erwarten berechtigt ist, so muß es in jeder Zeile den Nachweis des Bestrebens einer wahrhaft wissenschaftlichen Begründung und scrupulösen praktischen Anwendung der Hygieine liefern, weil ohne diese beiden Voraussetzungen keinerlei Nutzen solch' einer periodischen Schrift eingesehen werden könnte. —

Stellt uns nun die Oesterlen'sche Zeitschrift die Erfüllung der angedeuteten Bedingungen in Aussicht? Nach Darlegung des Inhaltes des ersten Heftes der Zeitschrift wird diese Frage leichter zu beantworten sein.

Im ersten Abschnitte bespricht Oesterlen selbst zur Einführung „die Hygieine und die Medicin“; er liefert damit einen sehr gediegenen und durchaus reifen Aufsatz, in welchem er das Verhältniß der Hygieine zur früheren und jetzigen Medicin in wirklich ausgezeichneter Weise schildert; in welchem er beweiset, daß die ganze Medicin ihre festeste Stütze nur in der Gesundheitspflege zu finden vermöge, in einer Gesundheitspflege jedoch, die mit der früheren wohl den Namen gemein hat, im Wesentlichen aber sehr davon verschieden ist. Der Herausgeber würdiget im ersten Kapitel den Zusammenhang der Hygieine mit Naturwissenschaft, Aetiologie, Statistik und Technik sehr wohl, scheint aber der Culturgeschichte zu wenig Werth beizulegen. — Von der richtigen Beurtheilung der Abhängigkeit der Medicin von der Hygieine geben unter Anderem folgende Stellen Zeugniß. „Reform und Weiterentwicklung der Medicin auf hygieinischer Grundlage ist nach gerade ein Hauptthema unserer Zeit geworden. Auch ist hiemit nothwendig in der ganzen Strömung, in welcher die Medicin seit Jahrhunderten dahin floß, gewissermaßen eine Stauung oder Gegenströmung eingetreten. Mehr und mehr hat man sich überzeugt, daß wenn unsere Medicin überhaupt berufen ist, den Standpunkt einer Naturwissenschaft einzunehmen, und als Dienerin der Gesundheit zu wirken, all dieses nur an der Hand der Hygieine geschehen kann.“ — Freilich beginnt unsere Heilkunst nicht erst seit heute stutzig an sich selber zu werden; und an die Macht des Menschen, Krankheiten direct heilen zu können, hat die Wissenschaft kaum je so fest geglaubt wie die Praxis. Niemals hat jedoch die Medicin eine Zeit erlebt, wo jene Zweifel, jenes Mißtrauen ebenso verbreitet gewesen wären; wo es zur Ueberzeugung so Vieler geworden, daß ihre Medicin am Ende ihrer eigenen

wissenschaftlichen Einsicht und Ueberzeugung so wenig entspricht als den Bedürfnissen unserer Gesellschaft. Und eben damit war der Augenblick gekommen, wo der Medicin selbst eine Richtung ihres Curses mehr nach der hygieinischen Seite hin als ihre beste Hülfe erscheinen sollte.— Sehen wir aber jetzt wieder mehr Gewicht auf Erhaltung der Gesundheit, zumal der öffentlichen und alle dahin zielenden Maaßregeln legen, könnte diese Rückkehr zu unserer nächsten und natürlichsten Aufgabe etwas Anderes sein als ein Beweis unserer bessern Erkenntniß? Spricht sich darin nicht die Ueberzeugung Tausender in allen Ländern der civilisirten Welt aus, daß sie im Erforschen und Behandeln Kranker nicht mehr die fast ausschließliche Bestimmung ihrer Medicin erblicken? Daß diese letztere, indem sie sich oft weit von der präventiven, hygieinischen Richtung schied, sich selbst von ihrem besten Theile geschieden hat? Gält es doch überall als Zeichen gereifter Einsicht, das Princip der Verhütung eines Uebels demjenigen seiner spätern Abhülfe vorzuziehen. Gewiß, daß die Medicin schon so, wie sie ist, Nutzen genug bringt, könnte nur der Unwissende oder Undankbare in Zweifel ziehen wollen; und nie haben Aerzte dem Dienste der Menschheit, der öffentlichen Wohlfahrt gefehlt. So oft es galt, Gefahren zu umgehen oder Uebel zu bessern, immer mußte man an ihren Rath sich wenden, und gerne lehrten, gerne thaten sie was sie vermochten. Nur kam man öfters vor lauter Helfen- und Heilenwollen bei Kranken dazu, sich aus deren Gesundheit sehr wenig zu machen."

„Irren wir uns nicht", heißt es weiter unten, „so ließen sich schließlich alle hier einschlagenden Thatsachen und Hauptergebnisse der Forschung, der Statistik in folgende Sätze zusammenfassen. 1. Krankheiten, Seuchen, vorzeitiger Tod sind die einfachen

und nothwendigen Folgen unserer Lebensverhältnisse. 2. Mangelhafte Erfüllung unserer Lebensbedürfnisse ist die maaßgebende Ursache aller Krankheiten. 3. Einmal entstanden, verlaufen Krankheiten nach ihren bestimmten Gesetzen und mit derselben innern Nothwendigkeit, womit sie entstanden sind, weshalb auch alle menschliche Kunst nur selten etwas Wesentliches hierin zu ändern vermöchte." „So lange der Medicin all die hunderterlei Krankheitsformen eben so viele in sich abgeschlossene, oft specifisch eigenthümliche Zustände waren, konnte sie auch um so eher an deren Entstehung durch rein äußere, oft specifisch absonderliche Ursachen wie an specifisch verschiedene und eigenthümliche Mittel gegen jede derselben glauben. Jetzt wissen wir, daß es im lebenden Körper keine gesonderten Zustände geben kann, die man Krankheiten nennt; daß eben die gewöhnlichen Hebel und Mechanismen des Lebens dabei in Thätigkeit sind, nur bald so, bald anders in ihrer Richtung, ihrem Resultate sich ändernd; daß diese Aenderungen oder Störungen am Ende die Wirkung sehr weniger, natürlicher Ursachen sind, und unter diesen selbst die Ungunst aller Lebensverhältnisse, Mängel und Fehler jeder Art bei weitem die bedeutungsvollsten. Hiemit war aber einerseits jenes Erkranken den allgemeinen Gesetzen unseres Organismus wie der ihn umgebenden Natur ganz nahe gerückt, anderseits der Glauben, die Wirkungen solcher Einflüsse durch die oft sonderbaren und specifischen Mittel der Heilkunde wieder ungeschehen machen oder direct beseitigen zu können, erschüttert."

In einem zweiten Abschnitte bringt J. J. Schrämli die erste Hälfte einer Abhandlung über „die Bevölkerungsstatistik des Kantons Zürich." Wir können die Arbeit, so weit sie uns vorliegt, nur als das Resultat großen Fleißes und solcher Umsicht be-

trachten, und in ihr einen wichtigen Beitrag zur Bevölkerungs-Statistik erkennen; doch können wir auch nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, alle derartigen Arbeiten möchten sich fernerhin durch kürzere Abfassung auszeichnen, da sie ja sonst in Hinsicht der Räumlichkeit auf Kosten anderer wichtiger Kapitel der Hygieine gehen würden.

In einem dritten Abschnitte redet Meyer-Ahrens über „die physischen Verhältnisse der tropischen Länder des Cordillerensystems in ihren Beziehungen zum Vorkommen der Krankheiten.“ Ein guter, wenn auch weitläufiger Artikel, welcher von der Tüchtigkeit seines Verfassers an mehr als einer Stelle Zeugniß ablegt; doch wäre es nicht unvortheilhaft, wenn es der Verf. zu größerer Geläufigkeit in der heutigen chemischen Nomenclatur brächte. Obgleich zumeist compilatorischer Natur, ist fraglicher Aufsatz doch sehr geeignet, in einer Zeitschrift Platz zu finden, schon aus dem Grunde, weil es nicht einem jeden Praktiker gegönnt ist, die neuesten Berichte und Forschungsergebnisse zu verfolgen und zu studiren.

Die vierte Abhandlung „über die Einwirkung des Fettes auf die Ausscheidungen“ ist von F. W. Böcker. Da die unstreitig sehr verdienstliche Arbeit mehr physiologisch-chemischen als rein hygieinischen Inhaltes ist, eignet sie sich höchstens im Auszuge für ein Organ der Gesundheitspflege, und wir wünschen in Betracht des von einem hygieinischen Journale zu verfolgenden Zweckes und der hiermit im innigsten Zusammenhange stehenden Verbreitung: es mögen fernerhin alle ähnlichen, also nicht rein hygieinischen, Lieferungen nur in ihren Resultaten gegeben werden und man möge sich dabei ganz sonderlich der Kürze und Bündigkeit befleißigen.

Ein fünfter Abschnitt ist von F. Reuleaux abgefaßt und der Besprechung des Muir'schen Vier-

richtungs-Ventilators gewidmet. Wir sind durch die Arbeit, sowohl in Hinsicht ihres Umfanges als ihrer Darstellung, völlig zufrieden gestellt.

Im sechsten Absatze bringt Oesterlen einen Artikel von großer Bedeutung und in einem Umfange, der in Hinsicht der Natur des Gegenstandes als ein passender, als ein gut gewählter bezeichnet zu werden verdient. „Die neuere Sanitäts-Gesetzgebung und Sanitätsreform in England. Deren Geschichte und Resultate“ ist die Ueberschrift der Abhandlung. Die Arbeit gereicht dem jungen Journale zur Ehre, und wir glauben, sie werde dazu beitragen, dasjenige zu erkennen, was im deutschen Vaterlande der praktischen Gesundheitspflege und der Sanitäts-Gesetzgebung mangelt; sie werde, indem sie im innigsten Zusammenhange mit Aetiologie, Statistik und Geschichte einen nicht unbedeutenden Theil der heutigen englischen Sanitäts-Gesetzgebung und der Gesundheits-Reformen in ihren Wirkungen auf ganze Bevölkerungen in sehr klarer und einleuchtender Weise entwickelt und darthut, und uns den Zustand britischer Hygieine als Spiegel vorhält, wichtige Impulse zur Besserung und vielleicht radicalen Umänderung so mancher deutschen Maaßregel, so mancher Ansicht und Meinung geben, ja neue gesundheitliche Verordnungen anregen, die heutzutage noch fehlen; dies glauben wir, dies hoffen wir. — Hat man sich eine Uebersicht über den Stand der heutigen gesundheitlichen Verhältnisse in Deutschland gemacht, so ist man auch zur Ueberzeugung gekommen, wie wenig des wahrhaft Guten und praktisch Brauchbaren die öffentliche Hygieine jetzt noch bietet, wie viele Hindernisse existiren, welche die Durchführung des Allgemeinnützlichen und Nothwendigen beschränken, ja geradezu unmöglich machen. Um so erfreulicher ist es, wenn ein Mann, dem es um das

Wohl der Mitbürger dringend zu thun ist, seine Stimme erhebt und der Oeffentlichkeit an der Hand der Geschichte und des Lebens eines anderen Volkes die Begehungs= und Unterlassungssünden vorhält und ihr diejenigen Punkte erhellet, deren Beachtung und Cultivirung zu dem Ziele führt, so die Hygieine anstrebt. Ist auch eine und die andere Stelle des Artikels näher zu begründen: im Ganzen ist derselbe doch sehr befriedigend, und schwerlich wird er seine Wirkung verfehlen.

Die „Kleineren Mittheilungen“ könnten, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, etwas mehr Fülle beurkunden; sie schienen uns in Hinsicht der Quantität dürftig. Die von ihnen behandelten Gegenstände berühren das Gebiet der eigentlichen Gesundheitspflege mehr, als man im ersten Augenblicke zu meinen geneigt ist.

Unter „Bibliographie“ werden Besprechungen litterarischer Novitäten geliefert. Die Recensionen sind schon aus dem Grunde ansprechend, weil sie weder das Gepräge der Lobhudelei, noch den Stempel des unbedingten Verdammens an sich tragen; sie sind nicht nur auf den Gegenstand eingehend, sondern auch sehr lehrreich, und bezeugen hinreichend, daß es ihren Verfassern wirklich um Darlegung der Wahrheit zu thun ist. Wir wünschen, sie möchten zum Frommen und Nutzen der guten Sache auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten.

Ebenso halten wir das „Repertorische aus der Litteratur“ in seiner Ausdehnung sowohl, als auch in Hinsicht der Auswahl seines Inhaltes für geeignet; nur den Holzschnitten dürfen wir nicht Lob sprechen, da sie nichts weniger sind, als dem heutigen Standpunkte der Kunst entsprechend. — Die „Miscellen und Stoppeln“ sind gut angebracht und von interessantem Inhalte; sie gewähren Belehrung



und Erheiterung zugleich, und behandeln wichtige Fragen der hygieinischen Wissenschaft und Kunst in einer Weise, die mitunter sehr geeignet ist, bedeutungsvollen Gegenständen die allgemeine Beachtung zuzuwenden. — Die „offene Correspondenz" ist praktisch und nützlich. — Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, daß die Zeitschrift recht große Verbreitung erfahre.

Paris

Firmin Didot 1860. Le mont Olympe et l'Acarnanie. Exploration de ces deux régions avec l'étude de leurs antiquités, de leurs populations anciennes et modernes, de leur géographie et de leur histoire. Ouvrage accompagné de planches par L. Heuzey, ancien membre de l'école française d'Athènes. Publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et du ministère d'état. 494 S. in Octav.

Die Verdienste der Franzosen um die Erforschung der klassischen Länder stehen seit D'Anville's und Paulmier's Zeiten in ehrenvollem Andenken. In unserm Jahrhundert haben sie unter allen seemächtigen Nationen an der Befreiung und Herstellung Griechenlands den uneigennützigsten Antheil genommen und durch ihre großen kartographischen Arbeiten den Grund gelegt zu einer wissenschaftlichen Kenntniß des griechischen Bodens. Seitdem haben ihre Philologen und Archäologen, wie namentlich Letronne und Raoul Rochette, die alte Länderkunde mit besonderem Eifer behandelt; auch für die Herausgabe der alten Geographen ist in Paris auf würdige Weise Sorge getragen, während gleichzeitig die Ausbreitung der geographischen Kenntnisse theils in den Verhandlungen gelehrter Gesellschaften und in zusammenstel-

lenden Werken (wie vorzüglich in der Histoire des découvertes géographiques von Vivien St. Martin) gefördert wurde, theils durch unternehmende Reisende, unter denen sich besonders der glückliche Entdecker wichtiger Alterthümer, Charles Texier, Victor Langlois u. A. ausgezeichnet haben. Ein neuer Beweis dafür, daß man es sich in Frankreich angelegen sein läßt, die Tradition aufrecht zu erhalten und der Pflege der griechischen Alterthumskunde ein lebhaftes Interesse zuzuwenden, ist die école française d'Athènes, welche auf Anregung von Salvandy 1846 gestiftet wurde und seitdem unter Leitung einer Commission des Instituts unausgesetzt ihre Arbeiten fortsetzt. Dadurch wird einer Anzahl junger Gelehrter, welche drei Jahre, unter Umständen auch länger, in Griechenland verweilen, nicht nur Gelegenheit gegeben, auf dem klassischen Boden heimisch zu werden, sondern es wird auch eine Reihe von Aufgaben gestellt, welche sie auf bestimmte, näher zu erörternde Punkte der alten Geschichte, Erdkunde und Sprachwissenschaft hinweisen, und über die eingegangenen Bearbeitungen wird dann in öffentlicher Sitzung der Académie des Inscriptions et belles-lettres von dem einsichtigen und gelehrten Secretär der Commission, Hrn Guigniaut, Bericht erstattet. Es ist dies eine Einrichtung, wie sie in ähnlicher Weise, wenn auch in bescheidenerem Maßstabe neuerdings auch für deutsche Philologen durch die von der preußischen Regierung gestifteten Reisestipendien begründet worden ist, wobei eine Hinweisung auf bestimmte, wissenschaftliche Aufgaben auch gewiß sehr zweckdienlich sein würde.

Wenn die französische Schule in Athen bisher nicht so viel geleistet hat, als man von einer so freigebig ausgerüsteten und einsichtig eingerichteten Anstalt erwarten konnte, so liegt der Hauptgrund

wohl darin, daß den Mitgliedern derselben in dem vorangehenden Unterrichte der école normale nicht immer die nöthige Vorbereitung zu Theil wurde, um mit gründlicher Kenntniß der Philologie und Archäologie in Griechenland ihre Forschungen anstellen zu können. Auch hat der Wunsch, einzelnen Entdeckungen eine unverhältnißmäßige Bedeutung zu verleihen, den Leistungen der Schule zum Theil Schaden gethan und ihre Anerkennung beeinträchtigt. Um so erfreulicher ist es aber, einer Arbeit zu begegnen, welche in ausgezeichneter Weise den Absichten jener Stiftung entspricht, die mit dem ernsten und bescheidenen Sinne echter Wissenschaft einige wichtige Gebiete des alten Griechenlands erforscht und unsere Kenntniß derselben auf eine sehr dankenswerthe Weise bereichert. Es ist das oben genannte Werk des Hn L. Heuzey in Lyon, von dessen Untersuchungen wir bis jetzt nur aus den beiden Berichten, die von Hn Guigniaut im August 1857 und November 1858 dem Institut vorgetragen worden sind, Kenntniß gehabt hatten.

Bei den älteren Werken, namentlich auch bei den bahnbrechenden Reisen von Leake, ist es ein die Benutzung sehr störender Umstand, daß so häufig dieselben Gegenden auf ganz verschiedenen Routen durchstreift werden und daß also das Material zur zusammenhängenden Kenntniß eines bestimmten Terrains erst mühsam zusammengesucht werden muß. Es ist daher ein großer Fortschritt, daß man neuerdings einzelne Landschaften in ihrem historischen und geographischen Zusammenhange erforscht, und auf diese Weise hat auch Hr Heuzey in wohlgeordneter Uebersicht erst den thessalischen Olympos und im zweiten Theile seines Buchs die Landschaft Akarnanien behandelt. Beide Abschnitte füllen gerade sehr wesentliche Lücken unsrer geographischen Kunde aus, weil

beide Landschaften außerhalb der gewöhnlichen Routen griechischer Touristen liegen.

Was zuerst die thessalische Reise betrifft, so schließt sie sich als eine wichtige Ergänzung an die neueren Untersuchungen von Kriegk und Ussing an, welche vorzugsweise die thessalische Ebene behandelt haben. Heuzey gibt uns einen Ueberblick über die ganze Berglandschaft, welche Thessalien im Norden begrenzt, eine Uebersicht, welche durch die beigegebene Specialkarte des Olympos ungemein erleichtert wird. Man erkennt auf diesem Blatte sehr deutlich die ganze Bergkette, welche sich vom Tempethale gegen Nordwesten erstreckt und zwar in dreifacher Gliederung. Zuerst zwischen Peneios und Meer der untere Olympos, ein breites, von tiefen Schluchten durchfurchtes Hochland; dann erhebt sich plötzlich mit schroffen Wänden die Hauptmasse des Gebirgsstocks, welche sich im Norden zu einem Gipfel von 2972 Meter erhebt, und darauf folgt endlich die Absenkung nach dem Haliakmon, das waldreiche Stufenland der pierischen Berge, welches in die große Ebene Macedoniens allmählich ausläuft. Daraus ergibt sich, daß von Norden nur ein dreifacher Zugang möglich ist, erstens der Weg durch das Tempethal, zweitens der Paß von Petra, in der Schlucht zwischen Olympos und den pierischen Bergen und endlich der Weg, welcher das ganze Gebirge mit Einschluß der nördlichen Abhänge in weitem Umkreise umgeht.

Die Gegend, wo die beiden letzten Wege nach Thessalien hineinführen, ist eine für die alte Völkergeschichte besonders wichtige; denn in diesen Bergwinkel hatten sich die Perrhäber aus der südlichern Ebene zurückgezogen; hier lebten sie noch zu Strabons Zeit in ihren Städten um den Titaresios und seine Zuflüsse. Hier waren einst auch die Dorier ansässig, welche hier von ihren Nachbaren und

Stammgenossen sich ablösten, um ihre folgenreichen Züge gegen Süden zu beginnen; also auch sie haben hier vor der Wanderung ihre ältesten Satzungen, ihre gottesdienstlichen und rechtlichen Ordnungen ausgebildet. Es ist daher von großem Interesse, daß wir durch die sorgfältigen Wanderungen des Hn Heuzey an der Westseite des Olympos das Gebiet der alten Perrhäber genauer kennen lernen; die dichte Gruppe ihrer Städte tritt uns deutlich entgegen, und wenn die Mauern derselben fast durchgängig von nachlässiger Bauart sind, so kann dieser Umstand hier eben so wenig, wie bei einigen der ältesten Stadtburgen Arkadiens, als ein Beweis gegen das Alter derselben gelten. Diejenigen Städte, welche am untersten Saume des Olymposgebirges lagen, wie Gonnos und Oloosson, sind seit längerer Zeit bekannt (das homerische Beiwort der letztern Stadt erklärt H. im Einklange mit Strabo aus der kreidigen Beschaffenheit des Bodens, die von Andern neuerdings in Abrede gestellt worden ist). Unbekannter war die obere Landschaft, die sich am östlichen Arme des Titaresios hinaufzieht und den Zugang zu dem Passe von Petra bildet. Hier wohnte der Theil der Perrhäber, welcher sich zu einer engeren Verbindung von drei Städten vereinigt hatte, Azoros, Doliche und Pythion. Dies Pythion, dessen Bedeutung für alte Völkergeschichte Müller in seinen Doriern schon gewürdigt hat, wird nun mit großer Wahrscheinlichkeit auf einem Hügel bei Selos nachgewiesen, auf welchem jetzt eine Kirche der h. Aposteln steht. Sie ist mit Ueberresten des Alterthums umgeben, welche meistens freilich einer spätern Zeit angehören. Namentlich sind es Inschriften jener Gattung, welche aus der hellenistischen und römischen Zeit in solcher Menge zum Vorscheine kommen, daß man glauben möchte, es habe damals keine wichtigere Gemeinde-

angelegenheit gegeben; nämlich Freilassungsurkunden, für welche Material aller Art, Altäre, Postamente von Standbildern und selbst Grabsteine benutzt worden sind. Namentlich war das Heiligthum des Apollon hier, wie in Delphi, ein Mittelpunkt solenner Freilassung. Bei großer Uebereinstimmung innerhalb der Hauptgattungen dieser Inschriften fehlt es nicht an localen Verschiedenheiten, welche besonderes Interesse gewähren. Hier ist die vorherrschende Form die, daß einfach die Erlegung der Freilassungsgebühren bezeugt wird. Unterschrieben sind die *ξενοδόκοι*. Der Verf. denkt dabei an Personen, welche mit der Aufsicht der Fremden und Freigelassenen beauftragt waren. Indessen lehrt der Zusammenhang und die Analogie der gleichartigen Inschriften, daß hier das Wort nichts Anderes als *μάρτυς* bedeutet. So gebrauchten dasselbe schon Pindar und Simonides. Unterschieden werden aber die Zeugen, welche ein öffentliches Amt bekleiden (unter denen immer ein *ταγός* sich befindet) und die Privatleute, die *ἴδιοι ξενοδόκοι*. Viel schwieriger ist die Erklärung des adverbialen Dativs *ξενικῇ*, der schon aus andern thessalischen Inschriften bekannt war und sich auf den Modus der Freilassung zu beziehen scheint. Vgl. Ussing, Inscr. Gr. p. 25. Alterthümer, die nach Pythion gehören, finden sich mehrfach in der Umgegend zerstreut; so z. B. die metrisch anhebende Grabschrift auf einen bithynischen Arzt, der nach unstätem Wanderleben hier sein Ende gefunden hat. Von besonderem Interesse sind diejenigen Inschriften, welche zur Erweiterung unsrer Kenntnisse des thessalischen Kalenders beitragen; manche Monatsnamen waren freilich schon aus früher veröffentlichten Inschriften bekannt, so der *Λεσχανόριος*, der auf Steinen von Kyretiai und Larisa, und der *Ἄφριος*, welcher in Larisa und Olosson

vorgekommen ist. Neu aber ist der *Ἀπολλώνιος* (gleich dem maced. *Ἀπελλαῖος*) und der *ΦΥΛΛΑΙΚΟΣ* oder *ΦΥΛΛΙΚΟΣ*, wonach auch wohl in einer Ussingschen Inschrift (N. 6) *φυλλικός* wie *Ἱπποδρόμιος* als Monatsnamen anzusehen sein werden. Auch No. 13 bei Heuzey ist in den Buchstaben, welche er *Μυοσέρνου* liest, wahrscheinlich ein Monatsnamen zu erkennen; vielleicht *μηνὸς Ἑρμαίου*. Keinesfalls ist man berechtigt, mit dem Vf. aus den vorkommenden Monatsnamen auf einen besondern Kalender der Perrhäber zu schließen. Einzelne der von H. abgeschriebenen ergänzen frühere Abschriften, die ihm unbekannt geblieben sind; so bezieht sich No. 3 auf denselben Lucius Acutius, der aus Ussing Inscr. Gr. n. 17 bekannt war, und ist vielleicht nichts als der Schluß dieser Inschrift; N. 2 bei Heuzey ist gleich N. 10 bei Ussing, aber wesentlich richtiger (so wird z. B. aus *δευτέρῳ· Ἰθίς* ein einfaches *ἐλευθερωθείς*).

Was die anderen Städte der Tripolis betrifft, so verlegt Heuzey Azoros nach Kastri, eine Stunde von Pythion in südwestlicher Richtung, und Doliche nach dem Paläokastro von Buvala, welches auf einem vom Titaresios umflossenen Hügel liegt und sehr alterthümliche Mauerstücke enthält. — Außerhalb des anmuthigen Bergwinkels, welcher die Tripolis einnahm, gehörten zur Perrhäbia auch die Hochflächen des unteren Olympos, welche das Wassergebiet des Titaresios von dem der Küstenfläche trennen.

(Schluß folgt).



